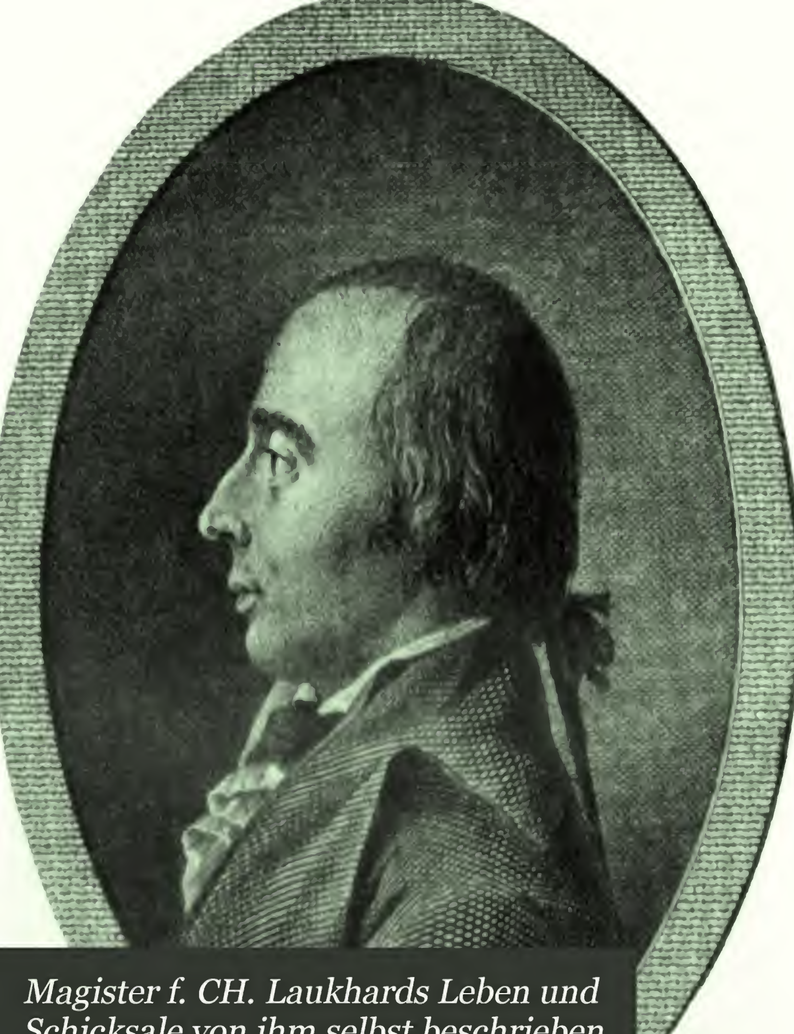


Magister f. CH. Laukhards Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben

Friedrich Christian Laukhard, Viktor Petersen

Ger 2095.9

Harvard College Library

FROM THE

LUCY OSGOOD FUND

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Memoirenbibliothek

II. Serie Band 14

Magister F. Ch. Laukhards
Leben und Schicksale

I

Alle Rechte, auch das Übersetzungsrecht
dieser Bearbeitung, vorbehalten.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Magister F. Ch. Laukhard

Magister

F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale

Von ihm selbst beschrieben

Deutsche und französische Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert

Bearbeitet von

Dr. Viktor Petersen

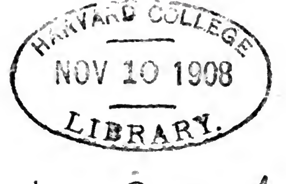
Einleitung von Paul Holzhausen

Band I

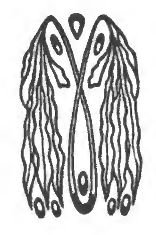
Vierte unveränderte Auflage

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1908

Ger 2095.9



Lucy Osgood fund



Einleitung.

Der Aufforderung der Verlagsbuchhandlung, der Ausgabe dieses hochinteressanten Werkes einige Worte, freundliche Begleiter auf der Reise in die Leserwelt, beizugeben, bin ich um so lieber nachgekommen, als es schon lange mein Wunsch war, die berühmte Selbstbiographie des Magisters Laukhard in modernem Kleide erscheinen zu sehen. Dieses Unikum der deutschen Literaturgeschichte drohte leider aus dem Gesichtsfelde des Publikums zu verschwinden, seit die immer seltener werdenden Originaldrucke in nicht jedermann zugänglichen Sammlungen mehr und mehr verschwanden. Zudem erlag das Auge des Lesers, der sich glücklich in den Besitz eines der noch vorhandenen Exemplare gesetzt hatte, dem grauen Löschpapier und den elenden Typen dieser einer schlechten Offizin des achtzehnten Jahrhunderts entstammenden Ausgabe. So glaube ich kühn behaupten zu dürfen, daß der Herausgeber der Stuttgarter Memoirenbibliothek sich einer dankenswerten Mühe unterzogen hat, indem er Laukhards Werk in einer dem Geschmacke der Gegenwart entsprechenden Bearbeitung aufs neue in die Oeffentlichkeit bringt.

Ueber Wert und Nutzen der Memoirenliteratur im allgemeinen zu reden, kann hier wohl schwerlich der Platz sein. Ist es wirklich nötig, an Goethe und sein Interesse für „alles wahrhaft Biographische“ zu erinnern oder an die Tatsache, daß die glänzend geschriebenen Memoiren des französischen Generals Marbot das letzte Buch waren, das Fürst Bismarck in Friedrichsruh gelesen hat? *

Zwei Dinge sind freilich erforderlich, um für eine Lektüre dieser Art die weiteren Kreise der Gebildeten zu gewinnen: der Memoirenschreiber muß etwas zu erzählen, also allerlei gesehen haben, und er muß über die Gabe einer fesselnden Darstellung verfügen.

Beides ist bei Laukhard in einem ungewöhnlichen Grade der Fall. Als Student ein Zeitgenosse der Orden und Landsmannschaften und selbst ein Mitglied zweier von diesen Verbindungen, ist er imstande, von deren Leben und Treiben, an dem er starken Anteil genommen und dessen intime und intimste Seiten er aus dem Grunde kennt, genaueren Bericht zu geben. So gehört er denn zu den Klassikern der Geschichte des Universitäts- und Studentenlebens, und kein Forscher auf diesem Gebiete, weder Schrader noch König, noch Fabricius oder ein anderer, hat an ihm vorübergehen können, ohne sich mit dem absonderlichen Gesellen zu beschäftigen, und die meisten haben es nicht ungern getan.

---

* Auch Marbots Denkwürdigkeiten gehören, wie die Erlebnisse verschiedener deutschen und französischen Militärs, zum Bestande der in Robert Lutz' Verlag erscheinenden Memoirenbibliothek.

Auch die Theologen können den Namen eines der skrupellosesten unter den »Aufklärern« aus den Annalen ihrer Wissenschaft nicht streichen, so wenig sympathisch den meisten unter ihnen dieser Schüler Bahrdts und Semlers auch sein kann, dessen extremer Radikalismus mit jeder positivgläubigen Richtung in schneidendem Gegensatze steht und dessen zynisches Wesen mehr noch als sein Unglaube manchen frommen Herrn mit gelindem Schauder erfüllen mag. Schauder vor diesem frevelnden Weltkinde, das an den Folgen gewisser Naturanlagen, verfehlter Erziehung, trauriger Lebensverhältnisse und — wenn man so will — auch an eigener Schuld schwerer zu tragen, härter für sie zu büßen hatte als viele, die im Grunde weit schlechter waren. Es ist unmöglich gewesen, trotz umfangreicher Streichungen in dem Original, die vielfachen Ausfälle gegen andere theologische Richtungen und deren Vertreter in der vorliegenden Ausgabe der Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes gänzlich zu tilgen. Es würde auch unmöglich sein, die nicht minder zahlreichen Szenen verschwinden zu lassen, in denen der unter dem wüsten Studenten- und Soldatenvolke damaliger Zeiten lebende Autor die geschlechtlichen Ausschweifungen dieser Kreise grell, oft nur zu grell beleuchtet. Zur »Entschuldigung« — wenn es in der Ausgabe *historischer* Denkwürdigkeiten einer solchen überhaupt bedarf — also zur Entschuldigung mag gesagt werden, daß Laukhard zwar seine Bilder mit einer manchmal verblüffenden Offenheit malt und ausstellt, daß ihm aber niemals einfällt, zweifelhafte Situationen in jener durchsichtigen Verschleierung

vorzuführen, die pikant, verlockend und daher nach meinem Empfinden unsittlicher und gefährlicher wirken muß als die freilich poesielose, aber ehrliche Darstellung nackter Gemeinheit.

Wir sind hiermit auf den Punkt gekommen, der einen Hauptwert der Laukhardschen Lebensbeschreibung ausmacht: das Kulturgeschichtliche. Ja, es ist wahr, was in dieser Hinsicht G. Baur über Karl Friedrich Bahrdts und Laukhards Lebensbeschreibungen sagt: „Wer an optimistischer Schwärmerei für die »gute alte Zeit« leidet und an pessimistischer Schwarzseherei in bezug auf die Zustände der Gegenwart, in welcher alles schlechter geworden sei, der muß, wenn ihm überhaupt zu helfen ist, durch diese Schriften gründlich geheilt werden.“

Wie falsch ist es doch, sich den allgemeinen Bildungszustand zur Blütezeit unserer klassischen Literatur, die auch die Epoche unserer großen Philosophen war, weit erhaben über dem heutigen zu denken! Das Gegenteil war der Fall, wenn auch zugegeben werden muß, daß Deutschland und andere Länder damals über eine ungewöhnlich reiche Zahl erster Geister verfügten. Gerade Laukhards Schriften gehören aber zu denen, die da zeigen, wie wenig tief die breiteren Schichten der zeitgenössischen Gesellschaft von der gepriesenen Humanität des Klassizismus durchtränkt, ja, wie roh und ungebildet sie geblieben waren.

Mochten in den Zaubergärten von Weimar die Leonoren und Iphigenien wandeln: im benachbarten Jena hausten in alter Roheit Hieber und Hetzpeitsche; konnte im entlegenen Königsberg der Tiefsinn Kants

die Grenzen menschlicher Erkenntnis bis an ferne Punkte zurückschieben: in dem Berlin der Wöllner und Bischofswerder herrschte die schwärzeste Finsternis, die beschränkteste Orthodoxie, der barockste Aberglaube, in dessen Dunkel die Rosenkreuzer ihr lichtscheues Wesen trieben. In beschaulichem Quietismus aber lag noch Laukhards Heimat, lagen die pfälzischen und die rheinischen Lande, mit ihren Krummstabherrschaften und Duodezfürstentümern, in denen rundwangige »Nichten« den Bischöfen und Prälaten, Kammerzofen und Amtleute den kleinen weltlichen Herren »regieren« halfen. Aus der behaglichen Ferne eines Jahrhunderts betrachtet, nehmen sich diese Dinge fast romantisch aus; die Feder des scharfäugigen Zeitgenossen aber enthüllt uns eine Menge von Dingen, die, bei Licht besehen, unumstößlich beweisen, daß es in der Urgroßväter Tagen neben Philistertum, Kleingeisterei und Beschränktheit auch an einer tüchtigen Dosis »Korruption« wahrlich nicht gefehlt hat.

Durch den sommerlich schwülen Nachthimmel dieser Zeit und ihrer Zustände fährt nun aber der grelle Blitz der französischen Revolution. Er ist auch in Laukhards Leben gefahren, und sein Widerschein leuchtet uns aus dem Buch entgegen, das in sauberem Neudruck unter den modern angezogenen Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts heute wieder den Büchermarkt betritt.

Laukhard ist ein Zeitgenosse Robespierres und Napoleons; und wenn auch der Sieger von Marengo in der Lebensgeschichte des hallischen Magisters weiter keine Rolle spielt, so hat besagter Magister eine um

so genauere Bekanntschaft mit den Sansculotten gemacht, in deren Land ihn die Irrfahrten seiner wunderbaren Erdenpilgerschaft verschlugen.

Das war so zugegangen: Nachdem er in Gießen, Göttingen und Halle studiert und die Burschenherrlichkeit dieser drei berühmten Hochschulen bis auf die Neige gekostet, hatte er sich in Halle zu einer gelehrten Dissertation aufgeschwungen, das Magisterexamen bestanden und begonnen, an der dortigen Universität Vorlesungen zu halten. Aber der Sumpf lockte, und der junge Gelehrte war, wie so oft, in Schulden geraten. Sein Vater, sonst den nicht immer noblen Passionen des Sohnes gegenüber großmütig, will diesmal nicht zahlen. Ein psychologisches Nachtstück hebt an, ein Monodram, das in wenigen Stunden sich abspielt. Am Weihnachtsabend sieht ein Freund den unglücklichen Magister, der sein letztes rotes Kleid nebst Rock und Weste bei der Trödlerin versetzt hat, in einer Soldatenkneipe verschwinden. Am folgenden Morgen geht der Verzweifelte in die Christmette, von da in die »Broyhanschenke«, ein malerisch an der Saale gelegenes Wirtshaus, wo er stundenlang in dumpfem Schweigen vor sich hinstarrt. Nun folgt der dritte Akt: Laukhard meldet sich auf der Hauptwache, empfängt das übliche Handgeld — und der preußische Staat ist um einen jener bedauernswerten »Vaterlandsverteidiger« reicher, die sich um ein paar Goldstücke dingen ließen und den Leichtsinn einer Stunde mit einem Leben voll namenlosen Elends bezahlten.

So war der Privatdozent gemeiner Musketier ge-

worden, hinter dem die Hallenser Kinder in hellen Haufen hersangen:

„Laukhard hin, Laukhard her,
Laukhard ist kein Magister mehr."

Das war der Kehrreim einer Ballade, die ein schauerliches Menschenschicksal zum Inhalt hatte.

Zwar wurde ihm das Los, als gebildeter Mann unter den »Ausländern« des damaligen Werbeheeres zu dienen, von wohlwollenden Vorgesetzten tunlich erleichtert; aber Laukhard hat doch das schreckliche Soldatenleben mit seinem Hunger und Elend, seiner sittlichen Verwilderung und seinen grausamen Strafen bis in die untersten Tiefen kennen gelernt. Besonders während des Feldzugs in die Champagne, wo infolge der unfähigen Führung ein ganzes Heer in Regen- und Schlackerwetter verfaulte.

Wir sind hier an einem wichtigen Wendepunkte angekommen. Denn mit dem Abmarsch seines Regiments zur französischen Grenze hat unser Magister den Boden der großen geschichtlichen Ereignisse betreten, und er, dessen Schilderungen bis hierher vorwiegend den Kulturhistoriker und besonders den Freund der Geschichte des akademischen Lebens interessieren, darf nun den Anspruch erheben, auch den Quellenschriftstellern der eigentlichen Weltgeschichte beigezählt zu werden. In der Tat sind die »Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich«, die einen Teil seiner Selbstbiographie ausmachen und dem zweiten Bande der vorliegenden Ausgabe

einverleibt wurden, eine äußerst wertvolle Quelle zur Geschichte der Rheinfeldzüge.

Bekanntlich haben über die »Kampagne in Frankreich« auch andere Teilnehmer berichtet, und selbst Goethe, der in Karl Augusts Gefolge den Zug mitmachte, hat ein Buch darüber geschrieben. Gerade zu diesem aber bilden Laukhards »Begebenheiten« eine sehr wünschenswerte Ergänzung. Gewiß ist Goethes Werk von einem höheren Standpunkt aus entworfen; es ist auch ungleich feiner und delikater gehalten als das Laukhardsche. Die Welt sieht eben verschieden aus, wenn man sie von der Beletage eines Hauses oder aus den Luken einer Keller- oder Mansardenwohnung betrachtet; ein Feldzug anders, wenn ein hochgestellter Herr im Hauptquartier darüber schreibt oder ein Kriegsmann, der im zerlumpten Mantel bei den Vorposten gelegen hat. Wer nun aber die Ereignisse von der vornehmen Höhe Goethescher Lebensauffassung mit angesehen und sich mit dem Dichterfürsten über dessen geistreiche Prophezeiung gefreut hat, daß mit dem Tage von Valmy eine neue Epoche der Weltgeschichte heraufsteige: der wird auch Laukhards viel prosaischere, aber der unmittelbaren Wahrheit weit näher kommende Darstellung nicht ohne Nutzen lesen. Denn die Kenntnis des Soldatenlebens und -leidens jener Tage verdanken wir doch in erster Linie dem Musketier Laukhard, der nicht allein mitten darin stand, sondern auch die finstersten Nachtseiten, über die Goethes Goldfeder zierlich hinweggleitet, mit seinem, wie immer, derben Realismus belichtet und beleuchtet.

Aber das Interesse an dem Laukhardschen Werke

geht hierüber weit hinaus. Im folgenden Jahre spielt sich nämlich vor der Festung Landau ein Vorfall ab, in dessen packende Einzelheiten wir hier nicht weiter eingehen wollen, um nicht dem Leser durch vorzeitiges Ausplaudern die Freude an der Episode vorwegzunehmen. Genug, infolge einer wunderbaren Verkettung von Umständen kommt Laukhard aus dem deutschen ins französische Lager und von hier ins Innere der großen Republik. Das gibt ihm Gelegenheit — eine Gelegenheit, wie sie in gleicher Weise nicht viele gehabt haben —, als Zuschauer an dem brodelnden Hexenkessel der Revolution zu stehen und dem schäumenden Gebräu da drinnen in einem Augenblick zuzuschauen, als es eben im Siedepunkte der Schreckenszeit angekommen war. Und er wäre fast selber dem Revolutionsdrachen zum Opfer gefallen, dieser ehrliche Deutsche, wenn nicht gute Freunde, die der fröhliche, leichtlebige Gesell allerorten zu finden das Glück hatte, in diesen Stunden höchster Not ihm beigesprungen wären. Selbst der öffentliche Ankläger baute ihm goldene Brücken, und die Tür des Gefängnisses öffnete sich ihm wieder, als die deutschen Zeitungen schon meldeten, daß der interessante Zeitgenosse unter dem Fallbeil der Guillotine sein Leben verhaucht habe.

Es verdient bei dieser Gelegenheit erwähnt zu werden, daß die Urteile, die Laukhard als unmittelbarer Augenzeuge über die französischen Verhältnisse abgibt, im höchsten Grade Beachtung verdienen. Daß ein Mann in seiner Lage, der die elende Wirtschaft der kleinen Despoten des Heimatlandes und die eiserne Härte der preußischen Militärsklaverei am eigenen

Leibe verspürt, den Gedanken der französischen »Freiheit« nicht abhold gewesen, das kann nicht wundernehmen. Auch daß er die Terroristen, selbst Robespierre, nicht ohne weiteres verdammen möchte, ist für sein Gerechtigkeitsgefühl ebenso bezeichnend wie für seine politische Einsicht. Hat er es doch ganz richtig erkannt, daß das rücksichtslose Regiment des Nationalkonvents mittels der levée en masse Frankreich damals tatsächlich vom Abgrund rettete. Sind doch auch Geister ersten Ranges, selbst Herder und Wieland, ihrer anfänglichen Bewunderung für die Revolution bis lange nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. treu geblieben, einem Ereignis, das auch Laukhard kühl genug behandelt. Auf der andern Seite war dieser den Revolutionsmännern gegenüber nichts weniger als ein blinder Jasager; er betrachtet im Gegenteil die französischen Zustände mit bemerkenswert scharfer und helläugiger Kritik. So wird man auch nicht allzu sehr erstaunt sein, zu hören, daß, wiederum in Uebereinstimmung mit ersten Geistern, unser preußischer Musketier prophetischen Blickes die Erfolge der französischen Republik voraussagt, wenn sie einen großen Führer finden würde — und er hat das zu einer Zeit gesagt, als eben dieser große Führer, Napoleon Bonaparte, noch den blauen Rock eines einfachen Artillerieoffiziers trug.

Auch über französisches Volksleben und die Stimmungen in den Provinzen zur Sansculottenzeit erhält man aus Laukhards Mitteilungen eine Menge wertvoller Aufschlüsse; nicht minder über das scham- und sittenlose Treiben der Emigranten, die der Autor zu Beginn des Feldzugs in ihrem Hauptquartier in Koblenz

kennen gelernt hat und denen er später nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Süddeutschland wieder begegnet ist. Seine vorzügliche Kenntnis der französischen Sprache hat ihn befähigt, in die Denkweise dieser Leute, die, einem geflügelten Worte zufolge, „nichts gelernt und nichts vergessen hatten", tiefer einzudringen, als mancher andere, der an sich auf höherer Warte stehen mochte, als dieser preußische Soldat.

Endlich hat Laukhard zuletzt noch eine Zeitlang unter den schwäbischen Kreistruppen gedient, und, wenn er dem Biedersinn der ehrlichen Schwaben alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so weiß er mit dem derben Humor, der seine Schilderungen überall begleitet, die unter diesem Bruchteile der alten »Reichsarmee« herrschenden Zustände seinen Lesern in zwerchfellerschütternder Weise vorzuführen. Wer es noch nicht wissen sollte, warum weder die Kroaten Oesterreichs noch die Reichsvölker oder die Prügelsklaven der Armee weiland König Friedrichs des Großen mit den undisziplinierten »Banden« der Revolutionsheere fertig zu werden vermochten, der wird aus den Vorlesungen unseres hallischen Magisters eine besonders reichliche Belehrung mit nach Hause nehmen.

Von den Schwaben kommt Laukhard endlich wieder ins Preußische und — im Jahre 1795 — nach der Universitätsstadt Halle zurück. Seine weiteren Erlebnisse bis zum Schlusse der Selbstbiographie bewegen sich nun freilich mehr im Rahmen der Alltäglichkeit, und doch ist es zu bedauern, daß das Werk im Jahre 1802, mit dem fünften Bande der Originalausgabe, abbricht.

Denn noch einmal hat später das Leben des ex-

zentrischen Mannes, das nicht dazu bestimmt war, in normalspurigen Geleisen zu verlaufen, eine höchst eigentümliche Wendung genommen, über die allerdings nicht mehr auf Grund der Selbstbiographie, sondern nur aus zerstreuten Notizen berichtet werden kann, die aus den Faszikeln der Archive zusammengesucht werden mußten. Auch die Tradition hat einiges beigesteuert, das im Schlußkapitel nach kritischer Sichtung zusammengestellt wurde.

So sind Laukhards »Leben und Schicksale« ein Torso, aber ein Torso von hoher Bedeutung. Denn es dürfte nur wenige Geschichtsbücher geben, die einen solchen Reichtum kaleidoskopartiger Bilder aus dem Kleinleben einer Zeit, namentlich der mittleren und niederen Stände zweier großen Völker enthalten, wie die Aufzeichnungen dieses fahrenden Schülers, dieses „literarischen Vagabunden" (Häusser), dessen Werk, mitten in den Kriegsstürmen des Jahres 1807, Achim von Arnim seinem Freunde Brentano zur Lektüre empfahl.

Und auch das darf behauptet werden: neben der unendlichen Fülle des Stoffes, überhaupt dem sachlichen Interesse des Buches wird der Leser doch nicht minder von der Persönlichkeit des Schreibers gefesselt, der seine oft haarsträubenden Erlebnisse ungemein unterhaltend vorzutragen weiß. Es ist ja richtig, wenn es auch eine feindselige Feder über Laukhard geschrieben, daß ihm die Poesie gefehlt und daß dieser grobkörnige Realist in seinen Darstellungen alles abstreift, was man eigentlich den »Schmelz« des Lebens nennen darf. In recht unangenehmer Weise zeigt sich das besonders in

seinen Romanen, deren er eine längere Reihe verfaßt hat, die das Entsetzen der Hüterinnen ästhetischer Konvenienz und Etikette, der gelehrten und schöngeistigen Literaturzeitungen seiner Tage waren. Da ihm echt künstlerisches Kompositionstalent abging, so waren diese »Romane«, die heute fast sämtlich am Gestade der Vergessenheit angelangt sind, im Grunde nichts als form- und gestaltlose Abenteurergeschichten ohne psychologische Vertiefung, geschweige denn dichterische Verklärung der Gestalten. Sein »Rheingraf Karl Magnus«, in dem er die Schandtaten eines der winzigen Despoten des ancien régime schildert, sein »Marki von Gebrian«, der die Torheiten eines französischen Emigranten behandelt — es ist überflüssig, die andern dieser Werke hier aufzuzählen* —, sie sind bloße Aneinanderreihungen wilder Streiche und grotesker Begebenheiten, und auch das umfangreichste und vielleicht beste der Erzeugnisse seiner epischen Muse, die »Annalen der Universität zu Schilda«, enthalten zwar eine Menge an sich recht ergötzlicher »Harlekinaden« der akademischen Bürgerschaft dieser absonderlichen Hochschule, aber auch hier fehlt die Künstlerhand, um einen an belustigenden Situationen keineswegs armen Stoff zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen.

Wesentlich anders ist dies in der Selbstbiographie, deren Faden nicht erst künstlich gesponnen zu werden brauchte, wo vielmehr die temperamentvolle Darstellung eines ganz eigenartigen Lebensganges an sich schon

* Vgl. das Schlußkapitel, wo über Laukhards Schriftstellerei noch einiges gesagt wird.

vollauf genügt, um den Leser beständig in Atem zu halten.

Es ist eine Tragödie der Irrungen, eine wahre Tragödie des menschlichen Leichtsinns, die sich vor unseren Augen abspielt, wenn wir diese Blätter in die Hand nehmen. Das Leben eines hochbeanlagten Menschen, aber von außerordentlicher Willensschwäche, der, wie er selbst gefühlt hat, ein Kind war und von dem ersten besten, der ihm über den Weg lief, sich leiten ließ.

Einer der wunderlichsten »Helden« der Geschichte und ein unverfälschtes Original des achtzehnten Jahrhunderts: das ist Friedrich Christian Laukhard gewesen.* Ich habe selbst schon einmal an anderer Stelle über ihn gesagt und darf das Wort wohl hier wiederholen: er war einer jener Charaktere, deren Bekanntschaft für den Humoristen, einen Jean Paul, einen Wilhelm Raabe, eine Tonne Goldes wert gewesen wäre.

Um so mehr, als seine Konfessionen mit wahrhaft Rousseauscher Offenheit geschrieben sind. Ja, es hat vielleicht außer dem großen Jean Jacques nie einen

* In dem Leben dieses Menschen war nicht weniger als alles absonderlich. Nicht einmal sein Geburtsjahr hat er gekannt, er, der ein Gelehrter und dazu der Sohn eines Pfarrers, also Hüters der damaligen Geburtsurkunden war! Denn er ist nicht, wie er selbst angibt (vgl. Band I, S. 7 dieses Buches), 1758, sondern am 7. Juni 1757, zwischen sieben und acht Uhr des Abends, geboren. Ich verdanke diese interessante Notiz der Güte des Herrn Oberlehrers Friedrich Schläger in Offenbach a. Main, der das auf der Bürgermeisterei zu Wendelsheim (Rheinhessen), Laukhards Geburtsort, aufbewahrte Kirchenbuch auf meine Bitte persönlich eingesehen hat.

Menschen gegeben, der mit so klassischer Ungeniertheit die Mit- und Nachwelt hinter die Gardine seines Seelenlebens hat blicken lassen, wie Laukhard. Selbst daß ihn die Rachsucht einmal fast verleitet hätte, in Frankreich einen Freund, von dem er sich verraten glaubte, auf die Guillotine zu bringen, selbst das gesteht er, und er gesteht es mit einem so ehrlichen Armesündergesichte, daß man dem sonst grundgutmütigen Menschen diese Aufwallung verzeihen muß.

Ueberall tritt uns in Laukhards Werk ein ungeheurer Wirklichkeitssinn entgegen, eine erstaunliche Wahrhaftigkeit, die den Leser gefangen nimmt und ihn mit einem echt tragischen Mitleide für den Helden erfüllt, der trotz eines so offenen und urteilsfähigen Kopfes, trotz seiner respektabeln Gelehrsamkeit und mancher praktischen Fertigkeit nichts weiter als ein Vagant geworden ist.

Zartbesaitete Seelen muß manches, vieles an dem Denkmal naturalistischer Darstellung abstoßen, das unter dem Titel »Magister Laukhards Leben und Schicksale« in der Literaturgeschichte auf alle Fälle einen aparten Eckplatz behaupten wird.

Der Verfasser erspart uns nichts: weder die viehischen Saufgelage der Gießener Burschen oder die Stinkbomben, mit denen sie in der Silvesternacht den Eintritt des neuen Jahres begrüßen, noch die schamlosen Orgien in den Bordellen der Großstädte. Er weist mit Fingern auf hohe Herren, die in diesen Tempeln der Freude verkehren, er nennt die hallischen Studentenliebchen und ihre Anbeter mit Namen. Wir hören aus seinem Munde, wie 1792, während des

Champagner Feldzuges, die unglücklichen Soldaten in den Hospitälern bei lebendigem Leibe verfaulen, wie man sogar Leichen in den Latrinen der Biwaks zwischen dem Unrat findet. Man sieht die Opfer der Spießrutenstrafe mit zerfleischten Rücken zusammenbrechen, man riecht das Blut, das zur Schreckenszeit in weiten Lachen zu Lyon auf den Richtplätzen steht. Widerlich-gräßliche, lächerlich-burleske Fratzen der Weltgeschichte steigen empor. Sie wirken um so packender, da sie sich als unmittelbare Lichtbilder erweisen, frisch von der Platte, ohne die mildernde, sänftigende Phrase, die dem Schriftsteller anstatt der Retusche dient. Auch die »anständigen« Leute, selbst die hohen Herren erscheinen ohne das konventionelle Lächeln, das der Hofphotograph distinguierten Personen auf die Lippen zu legen pflegt. In puris naturalibus treten die Menschen der Zopfzeit bei Laukhard auf. Nicht schön, aber in Zolaschem Sinne echt und interessant, doppelt interessant für das heutige Geschlecht, das den Kampf gegen die »Gesellschaftslüge« erfolgreich begonnen hat.

An subtilen, schönfärbenden Ateliermalern in der Geschichte ist wahrlich kein Mangel — viel seltener sind die rücksichtslos arbeitenden Freilichtler. Ein Exemplar dieser Gattung, freilich mit recht borstigem Pinsel, steht hier vor uns. Ein prächtiger Kerl — quand même.

Bonn, zu Neujahr 1908.

Paul Holzhausen.

Inhalt beider Bände

Erster Band

Seite

Einleitung V

Laukhards Vorwort »An den Leser« 1

Erstes Kapitel 7

Meine Geburt. — Mein Vater und seine philosophischen Ansichten. — Theologische Unduldsamkeit in der Pfalz. — Meines Vaters alchymistische Studien und Goldmacherei. — Sein Faktotum Eschenbach. — Meine Mutter. — Meine Tante. — Soviel vermögen Tanten und Gesinde! — Knabenstreiche. — Vorliebe meiner Tante für den Wein, und mein frühzeitiger Durst. — Mein Lehrmeister im Fluchen und Zotenreißen. — Erster Schulunterricht. — Schönschreiben und Latein.

Zweites Kapitel 18

Der Rheingraf. — Hofprediger Herrenschneiders »Heilsordnung«. — Kabale gegen meinen Vater. — Sein Auftreten gegen den Rheingrafen. — Ein hochgeborener Schuldenmacher. — Schinderhannes und der Kammerrat Schad. — Das Ende der Tragikomödie vom Rheingrafen. — Mein Aufenthalt im Institut zu Dolgesheim. — Unser Lehrprinz. — Häuslicher Unterricht. — Aberglaube in der Pfalz. — Das Muhkalb und der Schlappohr. — Mein Vater kuriert mich vom Aberglauben. — Aufenthalt auf der Schule in Grünstadt. — Ferienbelustigungen. — Erste Praxis in der sinnlichen Liebe.

Drittes Kapitel 33

Therese. — Seligkeit reiner Liebe. — Theresens Vater, der Amtmann. — Ich soll katholisch werden. — Pastor Neuner und der Kapuzinerpater Hermenegild wollen mir dabei helfen. — Zukunftspläne. — Mein Vater entdeckt die Umtriebe. — Seine Toleranz. — Ein geistlicher Mörder. — Abschluß meiner Schulzeit. — Reise nach Gießen. — Liederliches Leben in Frankfurt. — Berufswahl; warum ich Theologe wurde. — Gießen. — Die Offiziere. — Die Professoren. — Ein gelehrter Wucherer. — Studentenwitz. — Ein Frauenzimmer von seltener Fleischigkeit. — Auf welche Hochschulen sollten Eltern ihre Söhne schicken?

Seite

Viertes Kapitel 50

Die Gießener Studenten. — Ihre Lebensart. — Gießener Kneipen und Kommerse. — »Wer ist ein rechter Bursch?« — Studentenkleidung. — Schlägereien. — Unsittlichkeit. — Erste Bekanntschaft mit dem Komment. — Dreißig Duzbrüder auf einmal. — Eine Herausforderung — Mein erster Waffengang. — Das Schnapsen. — »Kreuzzüge«. — Ein Ausflug nach Mannheim, um Theresen zu sehen. — Spiel auf dem Kaffeehaus. — Der Hanswurst in Frankenthal. — Briefliche Strafpredigt meines Vaters. — Wie ich ihn wieder versöhnte.

Fünftes Kapitel 67

Die Eulerkappereien. — Rohe Burschenscherze. — Was ein Rektor dazu sagt. — Das Karzer. — Ein Studentenparlament. — Das Perieren. — Kunstbetätigung im Karzer. — Wetzlar. — Jerusalem-Werther — Wetzlarer Komödie. — Ungesunde Galanterie. — Der Ton der Wetzlarer Gesellschaft. — Prozession nach dem Grabe des jungen Werther. — Ferienreise. — Der Bellermarkt. — Erkalten meiner Liebe zu Theresen.

Sechstes Kapitel 82

Das Ordenswesen in Gießen. — Das Pfälzer Kränzchen. — Ich werde Amizist. — Die Gesetze der Orden. — So wird man Sklave, um frei zu sein! — Der Senior. — Die sogenannte Studentenfreundschaft. — Wem nützen die Orden? — Marburg. — Die dortigen Studenten. — Sie waren klüger als wir Gießener. — Ein Kommers in Marburg. — Meine erste Predigt. — Mein Glaubensbekenntnis vom lieben Frauenzimmer. — Lorchen. — Eine Serenade in Gießen. — Studentenaufruhr. — Ein Froschmäusekrieg.

Siebtes Kapitel 98

Ein Ausflug nach Jena. — Das Elend in Hessen. — Aufrührerische Regenten und aufrührerische Broschürenschreiber. — Jena. — Ein Abend auf dem Fürstenkeller. — Studentische Gastfreiheit. — Der Ton in Jena und an anderen Hochschulen. — Studentenfreitische. — Wüste Auftritte in Gießen. — Meine Beteiligung an den Händeln. — Der Auszug nach Gleiberg. — Eine neue Hochschule und eine neue Fakultät. — »Professor Zotologiae«. — »Die Generalstallung« und »das wüste Gesicht«. — Studententheater in Gießen.

Achtes Kapitel 114

Schulden! — Abschied von Gießen. — Ausschweifungen in Frankfurt. — Ein Schurke drängt sich an mich heran. — Der »Rote Ochse«. — Wilde Nacht und unangenehmes Erwachen. — Ich bin österreichischer Rekrut. — Rettung durch einen Ehrenmann. — Examen bei meinem Vater. — »Gut bestanden.« — Göttingen. — »Schofler Comment.« — Beim Schnapskonradi. — Das Schnapsen aus Nößeln. — Der Exjesuit Badiggi. — Ein päpstlicher Denkspruch. — Meister Dippel. — Die feine Sitte in Göttingen — Göttinger Weiblichkeit und Gesellschaftsleben.

Seite

Neuntes Kapitel 131

Heimkehr. — Voltaire und sein Publikum. — Liederlicher Lebenswandel. — Lutherische Pfarrer in der Pfalz. — Die Frau Pfarrerin in Badenheim. — Vergebliche Bemühungen um eine Pfarre. — Die Heidelberger Universität und ihre Studenten. — Ich mache Proselyten für den Deismus — Die biblischen Histörchen. — Die Wolffenbütteler Fragmente. — Vorladung vor das rheingräfliche Konsistorium. — Ich halte eine orthodoxe Predigt. — „So wollten es die Umstände!“ — Bemühungen um eine Anstellung im Darmstädtischen. — Landgraf Ludwig. — Examen in Darmstadt. — Mißlungene Bewerbung um die dortige Konrektorstelle.

Zehntes Kapitel 150

Unstätes Leben. — Mein Freund, der Baron von F. — Wie man einen Duzbruder bekommt. — Ein Kuppler und Stellenvermittler für Geistliche in einer Person. — Erbauliches Gespräch — Unterhandlungen wegen des Kaufes einer Pfarre. — Reise nach Franken. — Mein Vikariat in Obersaulheim. — Heiratspläne. — Ich mache mir mächtige Feinde und werde meiner Vikarstelle enthoben. — Mein Vater sagt sich von mir los.

Elftes Kapitel 163

Baron von F.s Ansichten über den Adel. — Einladung nach Guntersblum. — Ich werde Jäger und Kellermeister. — Ein Schurkenstreich — Liebeleien. — Wiedersehen mit Theresen — Neue Pläne zur katholischen Kirche überzutreten — Falschheit des katholischen Pfarrers. — Abschied von Theresen.

Zwölftes Kapitel 176

Reise mit Baron F nach Straßburg. — Die französischen Offiziere. — Die Straßburger Universität. — Die »Schanzer«. — Mediziner und Barbiergesellen. — Die Kontroverspredigten im Münster. — Straßburger Deutsch. — Aussöhnung mit meinem Vater. — Neue Zukunftspläne. — Briefe an D. Semler in Halle. — Ein Pfarrer als Kuppler. — Reise nach Metz. — Französisch plappern. — Ein Kloster. — Lebensweise der Nonnen. — Ich gehe abermals als Vikar nach Obersaulheim. — „Se sein doch à guter Parre.“ — Abschied von der Pfalz.

Dreizehntes Kapitel 191

Kleine Reiseerlebnisse. — Ankunft in Halle. — D. Semler. — Ich werde Lehrer am Waisenhaus. — Die hallischen Studenten. — Burschensprache. — Das Singen bei der Prorektorwahl. — Die Bierdörfer. — Lauchstädt. — Meßfahrten nach Leipzig. — Die Philister in den Universitätsstädten. — Das hallische Bier. — Sittlichkeitsverhältnisse. — Die Heiligkeit der hallischen Studenten. — Die Leipziger Studenten. — Der feine Ton. — Der bildende Umgang mit dem Frauenzimmer. — Gespräch auf einer Studentenstube.

Vierzehntes Kapitel 207

Solider Lebenswandel. — Ich halte meine ersten Vorlesungen. — Mein Bruder. — Der »Hanauer Puff«. — Unser Mittagstisch. — Promotion

Seite

zum Magister. – Die Disputation; perfides Benehmen meines Bruders. – Magister! – Der echte ciceronianische Stil. – Ich werde wieder leichtsinnig. – Die »deutschen Synonymen«. – Besuch schlechter Häuser, Prägeleien und andere dumme Streiche. – Ein geharnischter Brief vom Professor Semler.

Fünfzehntes Kapitel 222

Ein Ausflug nach Jena. – Ein hochgeachteter Hund. – Lärmender Einzug in Jena. – Mein Roman »Baldrian Weitmaul«. – Ich verlasse das Semlersche Haus. – Mein schlechtes gesellschaftliches Benehmen. – Wehe dem, über den die Weiber und die Gelehrten herfallen! – Das Kollegschinden der Studenten. – Schulden! – Mein Bruder hetzt meinen Vater gegen mich auf. – Dozentenelend. – Trotziger Brief nach Hause. – Krankheit. – Verzweifelte Stimmung. – Was soll ich tun? – Auf der Hauptwache in Halle. – Ich werde Soldat.

Sechzehntes Kapitel 240

Was die Hallenser sagten. – „Laukhard hin, Laukhard her". – Mein erster Ausgang als Soldat. – Handgeld. – Mein Wirt Zutzel. – Eine Unteroffiziersseele. – Erstes Exerzieren. – Soldatenfreundschaften. – Soldatenehen. – Nebenverdienst. – Brief von meinem Vater. – Meine erste Revue. – Friedrich der Große.

Siebzehntes Kapitel 256

Meine Unterrichtsstunden. – Brotneid. – Privatstudien im Tertullian. – Bartolini. – Die Herbstmanöver. – Bemühungen meines Vaters um meinen Abschied. – Unsere Geheimschrift. – Urlaubspläne. – Böse Manichäer. – Wanderung nach der Pfalz. – Neujahrsbräuche. – Aberglaube eines Weimarschen Herzogs. – Herder und die Pfaffen. – Wiedersehen in Jena. – Ein deutscher Professor und seine Laufbahn. – Vornehme Reisegesellschaft. – Junker Karl. – Empfang in Gießen.

Achtzehntes Kapitel 274

Aufnahme im Elternhaus. – Warum ich nicht in der Pfalz bleiben wollte. – Rückreise nach Halle. – Oesterreichische, preußische und dänische Werber. – Fehltritte infolge meiner Neigung zum Trunk. – Der Patriotenspektakel in Holland. – Stilleben in Halle – Die Kirchenparade. – Mein Freund Bispink. – Leiden eines ehrlichen Mönchs. – Neue Hinterlist meines Bruders. – Eine seltsame Studentenschlittenfahrt – Quacksalber. – Der Doktor und sein Hanswurst. – Tod meines Vaters.

Neunzehntes Kapitel 289

Die Mobilmachung von 1790 gegen Oesterreich. – Kriegsunlust der preußischen Soldaten. – Marsch nach Berlin. – Tschechen in Deutschland. – Unsere Quartiere in Berlin. – Die Berliner Bordelle. – »Stille Wirtschaften«. – Madame Schuwitz. – Rache eines Grafen. – Niedrige Lasterhöhlen. – Die »Talgfabrike« und andere schöne Namen. – Befreiung

Seite

einer Unglücklichen. — Liebe zu halben Preisen. — Abmarsch nach Schlesien. — Die Frankfurter Studenten. — Das Schlachtfeld von Zorndorf. — Viehische Roheit russischer Soldaten. — Schlesische Quartiere. — Die schlesischen Bauern. — Warme Stuben.

Zwanzigstes Kapitel 304

Friede. — Rückmarsch nach Berlin. — Gespräch mit Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels. — Wieder in Berlin. — Widmung eines französisch geschriebenen Auszugs aus meinem Tagebuch an Herzog Friedrich. — Krankheit. — Ein energischer Feldscherer. — Rückkehr nach Halle. — Moralische Besserung. — Ein Wort über meine Selbstbiographie. — »Da steht nun Laukhard, wie er leibt und lebt.« — Auf Wiedersehen!

Zweiter Band.

Erstes Kapitel 5

Ausmarsch in den französischen Feldzug 1792. — Der Abschied von Halle. — Koblenz. — Wozu es gut ist, wenn man Latein kann. — Schlechte Meinung der Koblenzer von den Preußen. — Güte des Herzogs Friedrich von Braunschweig gegen mich. — Das Manifest des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. — Die Herren Emigranten. — Anmaßung der Franzosen. — Verschwendung. — Unsittlichkeit. — Spione. — Ausweisung der Emigranten aus Koblenz.

Zweites Kapitel 20

Eine Koblenzer Frau Potiphar. — Unverschämtheit der französischen Prinzen. — Unser Marketenderjude und seine Frau. — Abmarsch nach der Grenze. — Das Lager bei Trier. — Erste Ursachen der Ruhrseuche. — Die Emigrantenarmee. — Verfahren des französischen Generals Moncey gegen Spione. — Einmarsch in Frankreich. — Regen! — Rauben und Plündern. — Gemeine Vernichtungswut. — Warum ich mir auch ein Schaf nahm. — Marodierende Weiber. — Der Profos. — Früchte der »verteutschten« Deutschheit.

Drittes Kapitel 36

Einnahme von Longwy. — Die Welschlothringer. — Das Landvolk und die Revolution. — Angst der Soldaten vor vergifteten Speisen. — Brunnenvergiftung. — Die Soldatenstrümpfe. — Uebergabe von Verdun. — Held Beaurepaire. — Die heilige Jungfrau von Verdun. — Präsident George von Varennes. — Die schöne Kaufmannsfrau. — Ein gefälliger Ehemann. — Beginn unseres Elends in der Champagne. — Das Drecklager. — Hunger, Nässe und Ungeziefer. — Die Ruhr.

Viertes Kapitel 51

Vor der Schlacht. — Die Kanonade von Valmy. — Der König im Kugelregen. — Aberglaube der Soldaten. — Nach der Schlacht. — Kein Brot! — Parolebefehle. — Auch der König hungert. — Das königliche Kreide-

Seite

geschenk. — Waffenstillstand. — Wie wir Soldaten aussahen. — Ein neues Kriegsmanifest. — Bedenkliche Lage des Heeres. — Dumouriez läßt uns entkommen. — Der Rückzug. — Schlimmes Wetter. — Verzweifelte Stimmung. — Die Krankentransporte. — Im Walde bei Châtillon. — Brief des Generals Dillon an den Landgrafen von Hessen. — Unser Schuhzeug. — Wieder auf deutschem Boden!

Fünftes Kapitel 73

Die preußischen Feldlazarette. — Besuch im Lazarett zu Longwy. — Unsauberkeit und Unordnung. — Die Kranken auf den trierschen Straßen. — Warum die Lazarette so erbärmlich sind. — Die Krankenwärter. — Die Feldscherer. — Die höheren Ärzte. — Diebe und ihre Mitschuldigen. — Besuch im Spital zu Bingen. — Ein unmenschlicher Chirurg. — Ich sage ihm meine Meinung. — Die Verpflegung in den Lazaretten. — Wo die guten Sachen bleiben. — Was die Kranken bekommen. — Wer Geld hat, wird behandelt; wer keins hat, krepiert. — Fürstenspiel und Menschennieten.

Sechstes Kapitel 84

Montabaur. — Custines Verfahren gegen die deutsche Bevölkerung. — Wiedereinnahme von Frankfurt am Main durch die Deutschen. — Deutschtümelei der Frankfurter. — Die Frankfurter Zeitungsschreiber. — Winterquartiere. — Unwürdige Verhöhnungen des Feindes. — Liebeleien von hoch und niedrig. — Wucher der Regimentsquartiermeister. — Die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten. — Das Recht der Völker, ihre Herrscher zu richten. — Ersatz unserer verlorenen Mannschaften. — Neue Monturen. — Übergang über den Rhein. — Besuch bei meiner Mutter.

Siebtes Kapitel 101

Die Klubistenjagd. — Belagerung von Mainz. — Schanzarbeiten. — Die Verdienstmedaillen. — Die Mordgrube. — Schimpfunterhaltungen zwischen Deutschen und Franzosen. — Kartell. — Roher Witz des Obersten von Rüchel. — Das Kaffeezelt. — Ein Pastor von schwachem Fleisch. — Die Übergabe von Mainz.

Achtes Kapitel 113

Weitermarsch. — Wiedersehen mit Therese. — Die französische Revolution in der Bibel geweissagt. — Das Hauptquartier. — Erlebnisse mit vornehmen Herren. — Das Lager vor Landau. — Greuel der Kroaten. — Gesellschaft im Zelt des Prinzen Hohenlohe. — Welchen Zweck man dabei hatte. — Gespräch mit dem Prinzen Louis von Preußen. — Ein gefährlicher Auftrag.

Neuntes Kapitel 131

Der Adjutant des Kronprinzen. — Ich entschließe mich als Emissär nach Landau zu gehen. — Gespräch mit dem Kronprinzen von Preußen. — Meine Instruktion. — Der Kronprinz entläßt mich aus dem Soldatenstande. — Desertion auf höheren Befehl. — Die französische Patrouille. — Die Wachtstube. — Unterhaltung mit den Patrioten.

Seite

Zehntes Kapitel 143

General Laubadère. — Frugales Frühstück. — Repräsentant Dentzel. — Seine Vergangenheit. — Empfang bei ihm. — Citoyenne Lutz. — Die Deserteurs auf dem Kaufhaus. — Handmühlen. — Zwistigkeiten zwischen Dentzel und Laubadère. — Ich versuche meinen Auftrag zu erfüllen. — Gespräche mit Dentzel. — Meine Vorschläge werden zurückgewiesen. — Peinliche Lage.

Elftes Kapitel 164

Aufruhr gegen Dentzel. — Zweideutige Rede des Generals Laubadère. — Dentzel wird abgesetzt und verhaftet. — Ich bin den Franzosen verdächtig. — Mein Verhör vor dem Kriegsrat. — Freisprechung. — Privatverhör bei Laubadère. — Man glaubt an meine Unschuld. — Laubadère wird unpopulär. — Ideenkommerz in Frankreich. — Rauschegeld und Klingegeld. — Freudenfeier der Hinrichtung Marie Antoinettes. — Die Carmagnole. — Die Dekrete und wozu man sie benutzte.

Zwölftes Kapitel 176

Die Volontärs und ihr Patriotismus. — Begeisterung! — Mein Freund Brion. — Die Volksgesellschaften. — Die Königskommissare. — Französische Sprache im Elsaß. — Die Jakobiner. Beginn des Landauer Bombardements. — Dentzel wird freigelassen und wieder eingesetzt. — Angst der Bürger. — Unser Quartier in der Stadtkirche. — Die Heiligen und ihre Bilder. — Es geschehen keine Wunder mehr.

Dreizehntes Kapitel 190

Aufforderungen zur Uebergabe. — Bedenkliche Stimmung der Bürgerschaft und Garnison. — Der Trompeter. — Panik. — Aufruhr gegen Laubadère. — Absetzung des Generals. — Ein braver Offizier. — Die Uebergabe wird verweigert. Laubadères Wiedereinsetzung. — Plan aus Landau zu entkommen. — Leider vereitelt. — Die Weißenburger Linien. — Sieg der französischen Rheinarmee. — Der Entsatz von Landau. — Freude des Generals Laubadère.

Vierzehntes Kapitel 205

Abmarsch nach dem Innern Frankreichs. — Straßburg. — Das Palais Darmstadt. — Das Münster. — Besuch bei Eulogius Schneider. — Die Geschichte dieses Mannes. — Seine Ode auf Friedrich den Großen. — Seine Grausamkeiten. — Doktor Lobstein. — Bibelbeweise. — Weitermarsch nach Besançon. — Hauptmann Landrin. — Ich sehe zum erstenmal eine Hinrichtung auf der Guillotine. — Man gewöhnt sich dran. — Gespräch über die Freiheit. — Die Pflichten. — Zukunftsträume eines Republikaners.

Fünfzehntes Kapitel 224

Ich entschließe mich, bei den Franzosen Kriegsdienste zu nehmen. — Das Nationalkleid. — Wanderung nach Mâcon. — Die Etapes. — Die Ohne-

Seite

hosen. — Ich schließe mich ihnen an. — Sansculottische Gewalttätigkeit. — Lyon oder Commune affranchie. — Die Lyoner Rebellion. — Chailler. — Racheschwur gegen Lyon. — »Rebellenblut für die Hunde«. — Die Füsilladen. — Todesverachtung. — Ein heldenmütiges junges Paar. — Dienstbetrieb bei den Sansculotten. — Ihre Auffassung von ihrer Aufgabe. — Ich trete in ein Sansculottenbataillon ein. — Warum ich vergnügt war.

Sechzehntes Kapitel 241

Mein Dienst bei den Sansculotten. — Collot d'Herbois. — Marsch nach Vienne. — Neufränkische Marschordnung. — Pontius Pilatus. — Empfang der Vienner Bürger. — Nach Grenoble. — Nachtlager in einem Beinhaus. — Abschied von den Sansculotten. — Avignon. — Der päpstliche Palast als Bordell. — Jüdische und christliche Galgen. — Der Volkshaß gegen den Adel. — Die piemontesischen Gefangenen. — Abschied von Avignon.

Siebzehntes Kapitel 255

Rückkehr nach Lyon. — Wirtshausstreit. — Duell und Verwundung. — Edelmütige Fürsorge meines Gegners. — Im Hospital zu Dijon. — Ich werde Dolmetscher für den Oberarzt. — Ich werde Unterkrankenwärter. — Meine Verrichtungen als solcher. — Die Grabsteine der Nonnen. — Der Saal der Krätzigen. — Ich nehme meinen Abschied als Krankenwärter.

Achtzehntes Kapitel 269

Ich werde Sprachlehrer. — Der Kommandant Belin. — Vorzüge der französischen Rechtspflege. — Mißlungener Fluchtversuch. — Die Wegschaffung der Guillotinen von den öffentlichen Plätzen. — Unbesonnener Brief an Dentzel in Paris. — Verhaftung. — Rachsüchtige Pläne gegen Dentzel. — Die Conciergerie zu Dijon. — Mein Prozeß wegen Hochverrats. — Transportierung nach Mâcon. — Gefährliche Verhöre. — Todesfurcht trotz aller Philosophie. — Freisprechung. — Vierundzwanzig Livres für die Angst.

Neunzehntes Kapitel 284

Rückkehr nach Dijon. — Briefstellerei. — Liebeleien der deutschen Gefangenen mit Französinnen. — Weibliche Orthographie. — Die Männernot. — Es gab wieder Jungfernschaften. — Robespierres Sturz. — War er ein Verräter? — Das Maximum. — Bargeld und Assignaten. — Die Schreckensherrschaft. — Das Gesetz gegen die revolutionären Verbrechen. — Die Nationalkokarden und die Mützen à la République. — Anklagen wegen Betens. — Veränderungen der französischen Sprache infolge der Revolution. — Unhöflichkeit war Ehrensache. — Meine Wunde bricht wieder auf. — Augenkrankheit. — Wieder im Spital. — Das Deserteurgesindel.

Zwanzigstes Kapitel 298

Entlassung der Deserteure aus neutralen Ländern. — Fabrikation falscher Taufscheine. — Warnung des Kommandanten. — Verschiedene Tätigkeiten, um meinen Unterhalt zu erwerben. — Schreiben für den Kriegs-

Seite

kommissar. — Taglöhnerei beim Abbruch eines Klosters. — Mit dem Schiebkarren nach Auxonne. — Letzter Aufenthalt im Hospital Jean Jacques. — Die Dornen der Besorgnis. — Brief an Bispink. — Gute Nachrichten aus Halle. — Entlassung aus der Gefangenschaft. — Abschied von Dijon. — Gewissensbisse. — Mein Wandergefährte, der Husar, und das fleischige Mädchen. — Die Schweizer Grenze.

Einundzwanzigstes Kapitel 314

Basel. — Die Basler Stadtsoldaten. — Die Bettelherberge. — Erlebnis auf dem Rathaus. — Grobe Schweizer. — Eine großmütige Dame. — Nil desperandum! — Freiburg im Breisgau. — Ich nehme Dienste bei den Emigranten. — Ettenheim. — Prinz Rohan und seine Maitresse. — Kardinal Rohan. — Unser Heldenkorps. — Mehr Offiziere als Soldaten. — Ich desertiere von den Emigranten. — Ich nehme Dienste bei den schwäbischen Kreistruppen der Reichsarmee. — Ich werde zum Unteroffizier befördert. — Der Korporalstock. — Meine Besucher und ihre Speisekörbe. — Grausame Bestrafung von Spionen. — Spießrutenlaufen. — Brief an den Kronprinzen von Preußen. — Abschied von der Reichsarmee.

Schlußkapitel 336

Laukhards fernerer Lebensgang. — Getäuschte Hoffnungen. — Seine Verheiratung. — Häusliche Misère. — Audienz beim König Friedrich Wilhelm III. — Laukhards Schriften. — Anstellung als Pfarrer und baldige Absetzung. — Letzte Lebensjahre und Tod.

Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale

An den Leser.

Der verstorbene Doktor Semler, dessen Asche ich nie genug verehren kann, gab mir im Jahr 1784 den Rat, meine Begebenheiten in lateinischer Sprache herauszugeben. Ich hatte dem vortrefflichen Mann mehrere davon erzählt, und da glaubte er, die Bekanntmachung derselben würde in mancher Hinsicht nützlich werden. Ich fing wirklich an zu arbeiten und schrieb ungefähr acht Bogen, welche ich ihm vorwies. Er billigte sie und riet mir, den Herrn Professor Eberhard um die Zensur zu bitten. Ich tat dies schriftlich, denn damals scheute ich mich, weil ich kurz zuvor Soldat geworden war, es mündlich zu tun. Auch Eberhard lobte mein Unternehmen; nur riet er mir, um der mehrern Leser willen, deutsch zu schreiben. Ich folgte ihm und zeigte mein Vorhaben öffentlich an. Aber weil damals mein Vater noch lebte, so mußte ich, um ihn nicht zu beleidigen oder ihm gar in der hyperorthodoxen Pfalz und bei den dortigen Bonzen nicht zu schaden, vieles weglassen, was doch zum Faden meiner Geschichte gehörte. Daher war jener Aufsatz mangelhaft und unvollständig. Mein Vater erfuhr indessen durch die Briefe des Herrn Majors von Müff-

ling, daß ich mein Leben schriebe, und befürchtete, ich möchte Dinge erzählen, die ihm Verdruß bringen könnten. Er schrieb mir daher und befahl mir, von meinen Lebensumständen ja nichts eher, als bis nach seinem Tode drucken zu lassen. Der Brief meines guten Vaters war voll derber Ausdrücke; er stellte mir das Uebel, das für ihn daraus folgen könne, so lebhaft vor, daß ich mein Manuskript ins Feuer warf.

Einige Jahre hernach starb mein Vater, und ich konnte nun freimütig zu Werke gehen; aber der Feldzug im Jahre 1790 und andere Geschäfte, welche ich ums liebe Brot unternehmen mußte, hinderten mich, meinen längst gefaßten Vorsatz eher ins Werk zu richten. Nachdem ich aber mehr Muße und tätige Unterstützung redlich gesinnter Männer erhielt, so ging ich neuerdings ans Geschäft, und so entstand die gegenwärtige Schrift.

Jeder Leser wird ohne mein Erinnern gleich schließen, daß das, was der Dichter von seinen Versen sagt:

— — paupertas impulit audax
Ut versus facerem —*

auch von meinem Buche gelte; und ich würde sehr zur unrechten Zeit wollen diskret sein, wenn ich's nicht bekennte. Ich bin ein Mann, welcher keine Hilfe hat, kein Vermögen besitzt und keinen Speichellecker machen kann: folglich würde ich sehr kümmerlich leben müssen, wenn ich mir keinen Nebenverdienst machen wollte. Und wer kann mir das verdenken?

* „Armut trieb mich an zum Verseschmieden." L.

Allein, obgleich der erste Grund der Erscheinung gegenwärtigen Buches im Magen liegt, so ist er doch nicht der einzige.

Ich war ein junger Mensch von guten Fähigkeiten und von gutem Herzen. Falschheit war nie mein Laster; und Verstellung habe ich erst späterhin gelernt und geübt, nachdem ich vieles schon getan und getrieben hatte, dessen ich mich schämen mußte. Mein Vater hatte mir guten Unterricht verschafft, und ich erlangte verschiedene recht gute Kenntnisse, welche ich meiner immer fortwährenden Neigung zu den Wissenschaften verdanke. Meine Figur war auch nicht häßlich. Da war es denn doch schade, daß ich verdorben und unglücklich ward. Aber ich wurde es und fiel aus einem dummen Streich in den anderen, trieb Dinge, worunter auch wirkliche gröbere Vergehungen sind, bis ich endlich aus Not und Verzweiflung an allem Erdenglück die blaue Uniform anzog.

Wenn nun ein Erzieher, ein Vater oder auch ein Jüngling meine Begebenheiten liest, muß er da nicht manche Regel für sich oder für seinen Zögling abstrahieren? Meine Unglücksfälle sind nicht aus der Luft gegriffen, wie man sie in Romanen liest: sie haben sich in der wirklichen Welt zugetragen, haben alle ihre wirklichen Ursachen gehabt und lehren, daß es jedem ebenso gehen kann, der es so treibt — wie ich.

Ich glaube daher mit Recht, daß mein Buch einen nicht unebenen Beitrag zur praktischen Pädagogik darbietet, und daß niemand ohne reellen Nutzen dasselbe durchlesen wird: und das ist doch nach meiner Meinung sehr viel. Auf diese Art werde ich, der ich durch meine Handlungen mein ganzes Glück verdorben habe, doch

durch Erzählung derselben gemeinnützig, und das sei denn eine Art Entschädigung für mich.

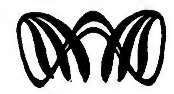
Außerdem hoffe ich auch, daß die Erzählungen selbst niemandem Langeweile machen werden, daß also meine Schrift auch zu denen gehören wird, welche eine angenehme Lektüre darbieten. Und so hätte ich, wenn ich mich nicht überall irre, einen dreifachen recht guten Zweck erreicht.

Nun habe ich viele angesehene Männer eben nicht im vorteilhaftesten Lichte aufgestellt — von unwürdigen Menschenkindern, einem Kammerrat Schad, einem Mosjeh Brandenburger und dergleichen mehr, ist hier die Rede nicht: die haben die Brandmarkung verdient! —, warum habe ich das getan? — Deswegen, weil ich glaube und für unumstößlich gewiß halte, daß die Bekanntmachung der Fehler angesehener Männer sehr nützlich ist. Die Herren müssen nicht denken, daß ihr Ansehen, ihr Reichtum, ihre Titel, selbst ihre Gelehrsamkeit und Verdienste ihre Mängel bedecken oder gar rechtfertigen können. Diese Männer, von welchen ich erzähle, haben teils mit mir im Verhältnis gestanden und haben mir nach ihrem Vermögen zu schaden gesucht und auch wirklich geschadet; teils aber schadeten sie der guten Sache, den Rechten der Menschheit, besonders jenem unumstößlichen ewigen Recht, über alle intellektuellen Dinge völlig frei zu urteilen und seine Gedanken darüber zu entdecken. Wenn ich also die Professoren zu Mainz, Heidelberg und sonstige Meister als intolerante Leute beschreibe, welche gern Inquisitoren werden und den heiligen Bonifatius oder jenen abscheulichen Menschen, den Abschaum aller Böse-

image
not
available

als das Mäntelchen der christlichen Liebe — das freilich gerade von denen am eifrigsten empfohlen wird, die es am meisten bedürfen.

So Laukhard selbst in dem Vorwort zu »Leben und Schicksale«.



Erstes Kapitel.

Meine Geburt. — Mein Vater und seine philosophischen Ansichten. — Theologische Unduldsamkeit in der Pfalz. — Meines Vaters alchymistische Studien und Goldmacherei. — Sein Faktotum Eschenbach. — Meine Mutter. — Meine Tante. — Soviel vermögen Tanten und Gesinde! — Knabenstreiche. — Vorliebe meiner Tante für den Wein, und mein frühzeitiger Durst. — Mein Lehrmeister im Fluchen und Zotenreißen. — Erster Schulunterricht. — Schönschreiben und Latein.

Um meine Lebensgeschichte etwas methodisch einzuleiten, muß meine Erzählung doch wohl von der Zeit und dem Orte anfangen, wo ich geboren bin. Das ist geschehen im Jahre 1758 zu Wendelsheim, einem Orte in der Unterpfalz, der zur Grafschaft Grehweiler gehört. Mein Vater war Prediger dieses Orts und genoß einer ganz guten Besoldung bei einem sehr ruhigen Dienste. Das ist nun freilich in der Pfalz eine seltene Sache, indem die lutherischen Pfarrer durchaus schlecht besoldet und dabei mit Arbeit überladen sind; wenigstens in den eigentlichen Pfälzer Pfarreien, denn die gräflichen und ritterschaftlichen befinden sich besser. Leider aber werden diese besseren Stellen auch jedesmal, wenn eine erledigt wird, an den Meistbietenden verkauft oder ordentlich versteigert. Mein Vater war jedoch so glücklich gewesen, seine Stelle ohne einen Kreuzer Ausgabe dafür zu erhalten, und dies von dem Kurfürsten zu Mainz, der daselbst Patron ist,

und der, als Erzbischof einer heiligen Kirche, eine ketzerische Pfarrstelle wohl nicht ohne Geld hingegeben hätte, wenn nicht andere Gründe dagewesen wären. Mein Vater hat mir diese Gründe zwar niemals entdeckt; daß sie aber dagewesen sein müssen, erhellet daraus, daß all und jede gute protestantische Pfarre, welche der Kurfürst zu Mainz vergibt, von alten Zeiten her bis auf den heutigen Tag verkauft wird. Der jetzige Inhaber der Pfarrei zu Wendelsheim hat, wie ich aus Briefen weiß, tausend Gulden rheinisch dafür bezahlen müssen.

Mein lieber Vater hat sich, ohne Ruhm zu melden, von den übrigen protestantischen Herren Pfarrern in der Pfalz merklich unterschieden. Er hatte in seiner Jugend sehr fleißig studiert und besonders die Wolffische Philosophie zu seinem Lieblingsstudium gemacht. Er bekannte mir oft, daß ihn die Grundsätze der Wolffischen Metaphysik dahin gebracht hätten, daß er an den Hauptdogmen der lutherischen Lehre zweifelte. In der Folge, da er sein Studium nicht, nach Art so vieler geistlicher Herren, an den Nagel hängte, untersuchte er alle Dogmen seines Kompendiums und verwarf sie alle, da er sie mit den Sätzen seiner lieben Metaphysik unvereinbar fand. Endlich fiel er gar auf die Bücher des berüchtigten Spinoza, wodurch er ein vollkommener Pantheist ward.

Ich kann dies meinem Vater jetzt getrost nachsagen, da er tot ist und wohl nicht zu vermuten steht, daß ihn die hyperorthodoxen Herren in der Pfalz werden ausgraben lassen, wie dies vor ungefähr vierzig Jahren dem redlichen Bergmeister Schittehelm von

Mörsfeld geschehen ist. Es ließen nämlich die protestantischen Geistlichen zu Kreuznach diesen hellsehenden Kopf als einen Edelmannianer* herausgraben und so dicht an dem Nahefluß einscharren, daß ihn der Strom beim ersten Anschwellen heraus- und mit sich fort riß. Dergleichen Barbarei wird man doch, hoffe ich, am Ende dieses Jahrhunderts nicht mehr begehen.

Sonst war mein Vater sehr behutsam in seinen Reden über die Religion; nur seinen besten Freunden vertraute er dann und wann etwas von seinen Privatmeinungen und bekannte mir oft in traulichen Gesprächen, er wünsche gar nicht, daß sein System Leuten bekannt würde, welche einen moralischen Mißbrauch davon machen könnten.

Mein Vater hatte in den Sprachen und Wissenschaften viel geleistet. Er verstand recht gut Latein und war in den morgenländischen Sprachen, wie auch in der griechischen, gar nicht unerfahren. Seine Predigten waren nicht ausgeschrieben, und das heißt in der Pfalz viel, sehr viel! Denn da reiten die Herren, was das Zeug hält, die alten Postillen zusammen; ja das ist

* Johann Christian Edelmann, bekannter Freidenker, geboren 1698 zu Weißenfels, studierte in Jena Theologie, hielt sich 1735 einige Zeit beim Grafen von Zinzendorf auf und ging 1736 nach Berleburg, wo er an Haugs Bibelübersetzung teilnahm. Er kann als der erste ausgesprochene Gegner des Christentums in Deutschland bezeichnet werden, wenngleich seine zahlreichen Schriften bald vergessen waren. Er selbst wanderte, ein langbärtiger Apostel, in Norddeutschland umher, wurde vielfach verfolgt und vertrieben und erhielt endlich, unter der Bedingung, nichts mehr zu schreiben, den Aufenthalt in Berlin gestattet, wo er am 15. Februar 1767 gestorben ist. L.

schon ein rechter Mann, welcher aus Martin Jockisch' sel. expeditem Prediger, aus Pastor Gözens Dispositionen oder aus einem anderen Tröster von der Art eine Predigt zu fabrizieren imstande ist. Den meisten Herren muß alles von Wort zu Wort vor der Nase stehen, sonst verlieren sie gleich den Zusammenhang. So war aber mein Vater nicht; er arbeitete seine Dispositionen und Predigten selbst aus und trug weit mehr Moral als Dogmatik vor. Niemals konnte er sich entschließen, die Sabellianer, Arianer, Eutychianer, Pelagianer, Apollinaristen, Deisten und andere alte und neue Ketzer auf der Kanzel zu befehden, nach Art seiner Herren Amtsbrüder, und dieses wollte man eben schon von seiten dieser Herren nicht sehr loben. Sogar beging er den Fehler, daß er die Katholiken und Reformierten ihr Kirchenwesen ruhig für sich treiben ließ; ein Benehmen, das ihn bei den dortigen kontroverssüchtigen Herren vollends in Mißkredit brachte. Aber er bekümmerte sich um die Herren nicht und wandelte seinen Pfad getrost für sich fort.

Außerdem war mein Vater ein unerschütterlicher Freund jeder bürgerlichen und gesellschaftlichen Tugend. Seine Ehrlichkeit kannte ebensowenig Grenzen, als sein Bestreben, gegen jedermann gefällig zu sein und jedem Notleidenden zu helfen.

Dabei hatte mein Vater indes auch seine großen Schwachheiten; aber doch auch nur Schwachheiten und keine Laster. Er war — daß ich nur etwas davon anführe — ein großer Kenner der Alchimie und wollte durchaus Gold machen. Ein gewisser Mosjeh Fuchs, welcher um das Jahr 1760 wegen Geldmünzerei und anderer Halunkenstreiche in Schwaben gehangen worden

ist, hatte ihn mit den Geheimnissen dieser edlen Kunst bekannt gemacht. Er fing an zu laborieren und las dabei die herrlichen Bücher des Basilius Valentinus, Baptist Helmontius und seines noch tolleren Sohnes, Meister Merkurius Helmontius, Paracelsus, Becher, Sendivogius — den er besonders hochhielt — und anderer theosophischer, alchimistischer Narren und Spitzbuben. Die Lektüre dieser Scharteken verwirrte ihm den Kopf und machte, daß er jahraus, jahrein den Stein der Weisen suchte und beträchtliche Summen bei dieser unseligen Bemühung verschwendete.

Meine Mutter machte dem verblendeten Mann die triftigsten Vorstellungen, welche nicht selten in Zwist und Spektakel ausarteten; aber alles umsonst. Er laborierte frischweg und versicherte mehr als einmal, daß er das große Magisterium nunmehr gefunden hätte und demnächst Proben davon geben würde. Der Apotheker Eschenbach in Flonheim war meines Vaters treuer Gehilfe. Dieser war bankerott geworden, zwar nicht durch Alchimie, sondern durch sein Saufen und durch die Spitzbübereien des Abschaums aller Spitzbuben, des verstorbenen Rats Stutz in Flonheim. Eschenbach, welcher arm war und keinen Unterhalt wußte, war froh, daß ihn mein Vater zu seinem Kalfaktor, oder wie sie ihn nannten: Kollaboranten und Mitphilosophen aufnahm. Er half nicht nur getreulich laborieren, sondern schaffte noch alle alten vermoderten Bücher herbei, welche die Kunst, Gold zu machen, lehren sollten. Hätte mein ehrlicher Vater statt der Wolffischen Metaphysik die physischen Werke dieses Philosophen studiert, so würde viel Geld erspart und manches nach-

gerade unterblieben sein. Er hatte einige Jahre vor seinem Tode aufgehört zu laborieren, aber noch 1787, als ich ihn zum letztenmal besuchte, behauptete er, daß die Goldkocherei allerdings eine ausführbare Kunst sei. Es ist nur schade, fügte er hinzu, daß man so viel Lehrgeld geben muß und doch keinen erfahrenen Lehrmeister haben kann.

Meine Mutter, welche noch lebt, ist eine ganz brave Frau, und so habe ich sie immer gekannt. Sie ist eine Enkelin des ehemals berühmten Rechtsgelehrten Johann Schilter von Straßburg. Mein Vater hatte sie aus Liebe geheiratet, und sie schien immer eingedenk zu sein, daß sie ihm nichts zugebracht hatte. Sonst hat sie, wie alle Weiber, ihre kleinen und großen Mängel, die ich eben hier nicht angeben mag.

Von meinen ersten Jahren und meiner früheren Erziehung kann ich nur wenig anführen. Mein Vater hatte eine Schwester bei sich im Hause, welche niemals — wer weiß, warum? — verheiratet gewesen ist. Diese führte die besondere Aufsicht über uns Kinder, war dabei aber so nachgiebig, daß sie alle unsere kleinen Teufeleien nicht nur vor den Augen unserer Eltern fein tantisch verbarg, sondern selbigen nicht selten noch gar Vorschub tat. Und so ward ich früh unter den Bauern als ein Bube* bekannt, der es, mit den Pfälzern zu reden, faustdick hinter den Ohren hätte und ein schlimmer Kunde werden würde. Noch jetzt erinnere ich mich mit Unwillen oder manchmal mit Wohlgefallen, je nachdem meine Seele gestimmt ist, an die

* Nach der Pfälzer Sprache heißen alle Jungen Buben, die Bauern nennen ihre Söhne so, bis sie heiraten. L.

Possen und Streiche, welche ich in meiner ersten Jugend gespielt habe.

Der alte Eschenbach hatte sich einmal entsetzlich betrunken und saß schlafend auf einem Strohstuhl in unserer Scheune. Ich war allein zugegen und bemerkte, daß Wasser von dem Stuhle herablief; husch, nahm ich ihm die Perücke vom Kopf, hielt sie darunter, ließ sie vollaufen, stürzte sie ihm wieder auf den Kopf, doch so, daß der Haarbeutel übers Gesicht zu hängen kam, und entfernte mich. Der alte Säufer erwachte darüber, lief auf den Hof und schrie einmal übers andere: Wer tut mich mit Wasser schütten! Mein Vater erfuhr den Vorgang, und statt mich zu züchtigen, sagte er nichts als: 's ist ein Blitzbube! Hat er den alten Saufaus nicht bezahlt! Habeat sibi.

Meister Trippenschneider handelte mit Essig, Zwiebeln und Salz, welches alles er auf einem Esel herumführte. Einst kam er in unseren Flecken und ging in meines Vaters Haus, um da seine Waren anzubieten. Flugs steckte ich dem Tier angezündeten Schwamm hinters Ohr; der Esel ward wild, warf seine Ladung ab, wobei das Salz verschüttet und die Essigfäßchen zerbrochen wurden. Man untersuchte genau, woher das Tier so wild geworden war; aber man fand auch keine Spur von einer Ursache. Meister Trippenschneider erklärte endlich den Zufall aus der Feindschaft der Schlampin, einer alten Frau, welche bei uns für eine Hexe galt. Diese sollte den Esel durch ihre Hexereien so in Harnisch gejagt haben. — Ich für mein Teil freute mich, konnte aber nicht schweigen, und so erfuhr mein Vater den Urheber des Spektakels. Ich erhielt

Ohrfeigen zur Belohnung und Meister Trippenschneider Ersatz seines Schadens. Meine Tante pflegte hernach dieses Stückchen als einen Beweis meiner Fähigkeiten anzuführen, wenn sie für gut fand, ihre Affenliebe gegen mich durch Lob zu äußern.

Meine Tante war eine große Freundin vom Trunk, und diese Neigung ging so weit, daß sie sich nicht nur oft schnurrig machte, sondern auch dann und wann recht derb besoff. Mein Vater schloß also, wenn er mit meiner Mutter über Feld ging, den Keller zu und ließ der Tante bloß ihr Bestimmtes. Diese machte aber die Entdeckung, daß eins von den Kellerfenstern ohne eiserne Barren und bloß mit einem hölzernen Gitter verwahrt war. Das Gitter konnte leicht weggenommen werden; ich mußte mich also an einem oben befestigten Seile herablassen. Inwendig öffnete ich sodann die Kellertür, und Mamsell Tante konnte sich nach Herzenslust Wein holen. Für sie selbst hätte es hingehen mögen, denn sie war einmal — wie die meisten Frauenzimmer in der Pfalz — ans Trinken gewöhnt; daß sie aber auch mich, einen Knaben von sechs Jahren, zum Weintrinken anfeuerte, das war im höchsten Grade unrecht. Ich würde sagen, daß es schändlich war, weil sie dadurch den Grund zu vielen meiner folgenden Unfälle gelegt hat; aber ihre Affenliebe zu mir ließ sie bloß auf Mittel sinnen, wie sie mir Vergnügen machen könnte; an nachteilige Folgen dachte sie nicht.

Auf diese Art wurde ich also in der zartesten Jugend ein Säufer! Oft wurde ich durch den Trunk meiner Sinne beraubt, und dann entschuldigte mich die Tante, wenn ja die Eltern nach mir fragten, durch Vorgeben:

daß mir der Kopf wehe täte, daß ich schon schliefe usw. Mein Vater erfuhr demnach von meinem Trinken nichts.

Zu den schönen Künsten, womit meine Jugend ausgerüstet war, gehört auch das Fluchen und Zotenreißen. Unser Knecht, Johann Ludwig Spangenberger, unterrichtete mich in diesen sauberen Künsten zu früh und zu viel. Er erklärte mir zuerst die Geheimnisse der Frauenzimmer und brachte mir leider soviel Theorie davon bei, daß ich instand gesetzt wurde, zu den schamlosen Nedereien und Gesprächen des Gesindes* mein Kontingent allemal richtig und mit Beifall zu liefern. Und seitdem der Knecht mich so unterrichtete, suchte ich seine Gesellschaft mit aller Emsigkeit und versah ihn mit Tabak aus meines Vaters Büchse; es war natürlich, daß sein Unterricht hierdurch zunahm. Da auch Meister Hans Ludwig wie ein Landsknecht fluchen konnte, so ahmte ich ihn auch hierin so getreulich nach, daß jedesmal, wenn ich redete, das zweite Wort eine Zote und das dritte ein Fluch war. In meiner Eltern Gegenwart entfuhren mir anfänglich auch derlei Unflätereien; da ich aber bald merkte, daß sie das nicht leiden konnten, ward ich vorsichtiger und sprach bescheiden; aber nur in ihrer Gegenwart.

Es läßt sich denken, daß es nicht bloß bei Ludwigs Theorie geblieben ist; ich bekam bald Lust, auch das zu sehen und das zu erfahren, wovon ich so viel

* In der Pfalz scheinen die Zoten wie zu Hause zu sein; besonders herrscht unter den gemeinen Leuten eine solche Schamlosigkeit im Reden, daß auch ein preußischer Musketier über die unlauteren Schäfereien der Pfälzer Hänsel und Gretel erröten würde. L.

gehört hatte. Dazu fand ich Gelegenheit bei einer unserer Mägde, welche gerne zugab, daß ich bei ihr alles das untersuchte, was mir Hans Ludwig als das non plus ultra der höheren Kenntnisse angepriesen hatte.

So war meine erste Erziehung beschaffen, oder vielmehr so wurde das wenige Gute, welches mein Vater durch Unterricht und Ermahnen in mich zu bringen suchte, durch Verführung und böses Beispiel anderer verhunzt und vernichtet.

Ich muß es meinem guten Vater zwar nachrühmen, daß er mich oft und mit aller Herablassung und Sanftmut unterrichtet hat; ja, er hielt mir anfangs keinen Lehrer, weil er glaubte, daß der Unterricht eines Vaters jenem eines Lehrers bei weitem vorzuziehen sei; und darin hatte er nun freilich recht. Allein er hätte mehr auf meinen Verstand und mein Betragen, als auf mein Gedächtnis Rücksicht nehmen und das letztere nicht bloß mit einseitigen Kenntnissen ausfüllen sollen. Denn da unsere Lehrstunden nicht lange dauerten, und ich das, was ich außer denselben auswendig zu lernen hatte, mit meinem ziemlich glücklichen Gedächtnis ziemlich faßte, so entzog ich mich seiner Aufsicht und benutzte meine übrige Zeit, da mein Vater in seiner Studierstube oder im alten Hause mit Goldlaborieren beschäftigt war, zu allerhand kleinen Teufeleien. Meine Mutter gab vollends noch weniger auf die Aufführung ihrer Kinder acht, und so waren wir größtenteils uns selbst überlassen.

Mein Vater setzte ferner, wie viele Väter, die Erziehung in den Unterricht: lernen hieß bei ihm erzogen werden, und ein junger wohlerzogener Mensch bedeutete ihm bloß einen Jüngling, der seinen Cicero

und Virgil lesen, die Städte, Flüsse u. dgl. auf der Landkarte anzeigen, die Namen der großen Heroen, die Schlachten bei Marathon, Cannae usw. auf dem Nagel herzählen und dann endlich französisch plappern konnte. Dies, sagte er, ist für einen Knaben genug: das übrige gehört für die höheren Schulen! Wie sehr er hierin geirrt hat, darf ich nicht erst sagen.

Vom Schönschreiben war mein Vater kein Freund; docti male pingunt, sagte er, und so war es hinlänglich, wenn ich nur schreiben, d. h. Kratzfüße machen konnte. Er ging hierbei in seiner Pedanterie so weit, daß er den Verfasser eines mit schönen Schriftzügen geschriebenen Briefes jedesmal für einen Ignoranten erklärte. Diesem Vorurteil meines Vaters verdanke ich es, daß ich immer elend und unleserlich geschrieben und dadurch schon mehrere Flüche und Verwünschungen der Druckseßer verdient habe.

In die deutsche Schule zum Katechismus oder zum Religionsunterricht wollte mich mein Vater aus guten Gründen nicht schicken. Er war, wie meine Leser schon wissen, Pantheist, mußte folglich die Art, wie man Kindern in den Schulen von der Religion vorschwaßt, von Herzen verabscheuen; ich durfte also den Katechismus nicht lernen und habe ihn auch nie gelernt. Erst in Gießen, als ich Dr. Benners Vorlesungen über die Symbolik hörte, las ich den Katechismus Lutheri mit allem Ernst.

Dagegen wurde schon in meinen früheren Jahren das Latein mit mir angefangen, und zwar aus Amos Comenius' bekanntem Buche, dem Orbis pictus. Ich muß gestehen, daß ich diesem Buche vieles verdanke; es ist das beste, um Kindern eine Menge Vokabeln

und lateinische Redensarten spielend und ohne allen Ekel beizubringen. Ein Knabe, der den Orbis pictus treibt, kommt in drei Monaten im Latein weiter, als er durch den Gebrauch der sogenannten Chrestomathien und Lesebücher in einem Jahre kommen kann. Neben dem Orbis pictus wurden die Trichter des Mugelius getrieben, und dadurch ward ich nach dem gewöhnlichen Schlage in der Grammatik fest. Mein Vater hatte den guten Grundsatz, daß die Grammatik das Fundament der Sprachlehre ausmachen müsse.

Zweites Kapitel.

Der Rheingraf. — Hofprediger Herrenschneiders »Heilsordnung«. — Kabale gegen meinen Vater. — Sein Auftreten gegen den Rheingrafen. — Ein hochgeborener Schuldenmacher. — Schinderhannes und der Kammerrat Schad. — Das Ende der Tragikomödie vom Rheingrafen. — Mein Aufenthalt im Institut zu Dolgesheim. — Unser Lehrprinz. — Häuslicher Unterricht. — Aberglaube in der Pfalz. — Das Muhkalb und der Schlappohr. — Mein Vater kuriert mich vom Aberglauben. — Aufenthalt auf der Schule in Grünstadt. — Ferienbelustigungen. — Erste Praxis in der sinnlichen Liebe.

Als ich ungefähr acht Jahre alt war, wurde mein Vater in einen Handel verwickelt, der ihn ganz niederschlug; es war folgender:

Der Rheingraf zu Grehweiler, meines Vaters hochgebietender Herr, hatte einen Hofprediger, Johannes Herrenschneider, von Straßburg, ehemaligen Konrektor der Schule zu Grünstadt, einen Mann, der französisch parlierte, sich täglich mit Lavendelwasser einbalsamierte und immer durch die Fistel sprach. Dieser Mann hatte in Straßburg studiert, wo die krasseste

Orthodoxie vonzeiten der Reformation an fürchterlich geherrscht hat und noch herrscht. Daher war er denn auch übertrieben orthodox und roch, wie Doktor Bahrdt sagt, die Ketzer von weitem. Uebrigens wußte er gar nichts und war ein trübseliger unwissender Schüler. Und dennoch ließ sich dieser saubere Herr beigehen, ein Buch zum Unterricht der Kinder in der Rheingrafschaft herauszugeben. Er sudelte zu dem Ende ein Ding aus seinen dogmatischen Heften zusammen, welches das non plus ultra alles Unsinns und aller Grillenfängerei war; ein Ding, worin sogar von Mitteilung der Eigenschaften Christi, vom Antichrist, von der Höllenfahrt Christi und von allen Raritäten des Systems weitläufig gefaselt wird. Auf die Frage: warum Christus zur Hölle gefahren sei? heißt die Antwort: daß er predigte ewige Verdammnis den verdammten Geistern und sich seines Sieges an ihrer Qual und Marter erfreute! — Pfui der Schadenfreude! — Am Ende des Wisches steht obendrein ein Anhang von der Verschiedenheit der Religionen oder eine Nachricht — für Bauernkinder!! — von den Gnostikern, Arianern, Nestorianern, Eutychianern, Monotheleten, Schwenkfeldern, Majoristen, Atheisten, Deisten u. dgl.

Das Buch wurde ganz in der Stille zu Straßburg abgedruckt und sollte auf Befehl des Herrn Grafen in alle Schulen der Grafschaft eingeführt werden. Mein Vater widersetzte sich der Einführung dieses elenden Wisches mit aller Gewalt und schrieb deswegen an den verstorbenen Herrn D. Töllner nach Frankfurt an der Oder, der stets sein Freund gewesen ist, wie auch an Herrn D. Walch nach Göttingen. Diese Männer er-

klärten den Wisch für das, was er war, für die Geburt eines elenden Grützkopfs, die sich zum Schulunterricht durchaus nicht schicke. Mein Vater übergab dem Grafen die Briefe seiner Freunde, legte ihm die Mängel des Buches, dem der Verfasser den Namen »Heilsordnung« gegeben hatte, deutlich vor Augen, aber was half's? Das Ding wurde eingeführt und von den Schulkindern auswendig gelernt. — Daß der Hofprediger von nun an meines Vaters erklärter Feind wurde, versteht sich von selbst.

Ich bin zwar nicht gewohnt, die Geistlichen als Männer anzusehen, welche die menschlichen Schwachheiten abgelegt haben, ja, wenn ich etwas Skandalöses von einem Schwarzrock höre, so bin ich allemal geneigt, es zu glauben; die Erfahrung hat mich so weit gebracht. Doch bin ich überzeugt, man hat meinem Vater unrecht getan, als man ihn „in puncto sexus“ beschuldigte. Man urteile selbst.

Mein Vater hatte sich einen benachbarten Geistlichen zum Feinde gemacht, den nahen Anverwandten eines Einwohners unseres Ortes. Einige Unvorsichtigkeiten meines Vaters gaben hierauf seinen Feinden Veranlassung, dem Meister Brandenburger — so hieß der Vetter des feindlichen Geistlichen — alles zuzutragen, um einen schmutzigen Umgang zwischen ihm und einem Frauenzimmer des Ortes, welches eben nicht im besten Rufe stand, zu supponieren und ihn, nachdem sie alles fein eingefädelt hatten, förmlich anzuklagen. Die Beweise fehlten gänzlich, und ob man gleich viele Eide schwören ließ, so konnte man doch nicht das geringste herausbringen, was meinen Vater auch nur aus der

Ferne wirklich graviert hätte. Dennoch wurde er suspendiert, denn der Graf selbst war sein Feind. Ich muß den Grund dieser Feindschaft anführen:

Der Graf von Grehweiler hatte ungefähr nur vierzigtausend Taler Einkünfte und führte doch einen fürstlichen Hofstaat, hielt sogar Heiducken und Husaren, eine Bande Hofmusikanten, einen Stallmeister, Bereiter und noch viel anderes unnötiges Gesinde. Dazu gehörte nun Geld, und seine Einkünfte reichten nicht zu. Die Untertanen durfte er aus Furcht vor dem Lehnsherrn, dem Kurfürsten von der Pfalz, nicht mit neuen Auflagen belästigen; daher blieb bloß der einzige Weg übrig, Schulden zu machen. Dieser Modus acquirendi ging anfangs recht gut, aber bald wollte niemand mehr dem Herrn Grafen auf sein hochgräfliches Wort borgen. Was war zu tun? Man nahm Geld auf die Dorfschaften auf, und die Untertanen mußten sich unterschreiben. Auf diese Art wurde nach und nach eine Summe von 900 000 rheinischen Gulden geborgt.

Die Prozedur bei diesen Anleihen war oft mit den größten Spitzbübereien verbunden. So wurde z. B. an den Grafen von Lamberg in Mainz ein Wald zwischen Bodenheim und Wonsheim versetzt, von 500 Acker; und doch ist in der ganzen Gegend keine Staude zu sehen. Die Bedienten des Grafen ließen sich alle zu den Absichten ihres Herrn willig finden; sie haben ihren Vorteil dabei. An der Spitze von allen stand der Herr Kammerrat Schad, der erst vor einigen Jahren als Bettler gestorben ist, nachdem er über zehn Jahre im Gefängnis zugebracht hatte. Folgendes Epigramm

auf den alten Schinderhannes, den dieser Kammerrat um all sein Hab und Gut gebracht hatte, charakterisiert ihn nicht übel:

Ich war ein armer alter Schinder,
Jedoch im Schinden viel gelinder,
Als der Herr Kamm'rrat Schad,
Der mich, den Schinder selbst, geschunden hat:
Ich schund nur totes Vieh und meist krepierte Hunde,
Indes Herr Kamm'rrat Schad lebend'ge Menschen schunde.

Ferner waren dabei: Rentmeister Brekenfeld, den die Bauern hernach den Verreck-im-Feld nannten, Oberschulz Häfner nebst Gemahlin, der Maitresse des Grafen, eine Menge Juden und andere Helfershelfer, welche samt und sonders auf des Grafen Unkosten oder vielmehr auf Unkosten der Gläubiger sich zu bereichern suchten.

Mein Vater sah das Unwesen und sprach davon so deutlich, wie er es seiner Pflicht angemessen hielt. Er ermahnte seine Pfarrkinder, sich nicht mehr zu unterschreiben, weil sie doch einmal würden bezahlen müssen. Das wirkte! Die Leute widersetzten sich, die Schuld davon fiel auf meinen Vater. Das entflammte den Grafen zur Rache: was konnte ihm daher erwünschter sein, als eine Gelegenheit, sich zu rächen? Diese bot ihm die erzählte Beschuldigung dar. Mein Vater wurde also suspendiert. Aber da er den Prozeß am Kammergericht zu Wetzlar anhängig machte, so wurde er nach neun Monaten für unschuldig erklärt und erhielt einen Ehrenersatz. Wie sehr aber der Prozeß seine ökonomischen Umstände in Unordnung brachte, kann man denken.

Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um gleich die rheingräfliche Tragikomödie auszuerzählen:

Nachdem sich also die Schulden des Grafen zu sehr gehäuft hatten, so forderten die älteren Gläubiger ihr geliehenes Geld zurück. Man hatte auch die vielen Bubenstücke entdeckt, die bei den Borgereien waren begangen worden. Man hatte nämlich Schulknaben die Namen ihrer Väter unter die Obligationen schreiben lassen oder Namen hingeschrieben, die nicht existierten usw. Alles das bewog die Gläubiger, ihre Zahlung mit Ungestüm zu fordern. Unter diesen befand sich auch der Mainzische Staatsminister, Graf von Lamberg. Dieser ließ durch den Mainzischen Amtsverwalter Heimbach einige gräfliche Untertanen und drei Juden nach Neubamberg locken, anhalten und nach Mainz ins Gefängnis bringen, wo sie über fünf Jahre geblieben sind.

Der Graf hielt sich bei diesem Vorfall ganz ruhig, doch unterstand er sich nicht, seine Grafschaft zu verlassen.

Endlich kam eine kaiserliche Kommission, welche die ganze Wirtschaft untersuchte und zuvörderst den Herrn Grafen mit seinen Bedienten festsetzte. Die meisten dieser sauberen Finanziers hatten sich aus dem Staube gemacht. Oberschulz Häfner war nach Holland und von da nach Amerika gegangen, ebenso waren Brekenfeld und andere entwischt, aber die Frau des Oberschulzen, der Kammerrat Schad und mehrere andere wurden festgesetzt und erst lange hernach losgelassen. Der Fürst von Nassau-Weilburg war Kommissarius.

Nach mehreren Jahren kam das Endurteil von Josef II. Die Untertanen, welche sich unterschrieben

hatten, wurden von der Bezahlung losgesprochen. Der Graf sollte wegen seiner Betrügereien auf zehn Jahre nach der Festung Königstein bei Frankfurt gebracht und der Regierung unfähig erklärt werden. Die Sukzession sollte nicht auf den noch lebenden Bruder des Grafen, Ludwig, sondern auf eine Seitenlinie, von Grumbach, fallen. Die Kommission sollte so lange bleiben, bis die Gläubiger bezahlt wären, welche aber keine Interessen zu fordern hätten. Alle anderen, welche an der Sache mala fide Anteil gehabt hätten, sollten nach Befinden von dem Kommissar zur Strafe gezogen werden.

Dies war das Urteil, welches den Einsichten und der Denkungsart des vortrefflichen Kaisers wahre Ehre gemacht hat; und so endigte sich die Grehweilersche Komödie mit Schrecken!

Der Graf hat seine vollen zehn Jahre abgesessen. Seine Tochter, die Gemahlin des Grafen von Ortenburg, reiste zwar selbst zum Kaiser und bat fußfällig um die Freilassung ihres Vaters; aber der gerechte Fürst antwortete, der Graf hätte sich einer weit schärferen Ahndung schuldig gemacht. „Danken Sie Gott, Madame," setzte er hinzu, „daß ich mir nicht, wie ich anfangs willens war, in dieser Sache das Gutachten der Kurfürsten und der Reichsstände ausbat; wäre dies geschehen, Ihr Vater würde so nicht weggekommen sein." Mit diesem Troste mußte sich die gute Gräfin abführen.

Jetzt ist die Sache dahin gebracht, daß der Graf Karl von Grumbach die Regierung der Grafschaft führt und die Schulden bezahlen muß. Er hat sich mit der

jüngsten Tochter des Rheingrafen vermählt.*

Während mein Vater vom Amt suspendiert war, befand ich mich zu Dolgesheim im Institut des Inspektors Kratz; er hatte seine Anstalt schon vor mehreren Jahren eingerichtet und manche junge Leute so weit gebracht, daß sie die Universität beziehen konnten. Er war wirklich ein geschickter Mann im Lateinischen und Griechischen, wußte viele Vokabeln, war stark in der Grammatik und konnte ganze Reden des Cicero wörtlich hersagen; sonst war er steif orthodox. Im Unterricht stand er immer cum baculo da und gerbte seinen Schülern das Zeug ein. Ich kann mich vorzüglich rühmen, die schwere Hand des Herrn Kratz oft und derb empfunden zu haben.

Seine Eleven waren meistenteils übelgezogene Jungen, und wie vorbereitet ich in diese Gesellschaft ge-

* Laukhard hat diesem ärgerlichen Handel eine besondere Schrift gewidmet, die er in einem späteren Bande mit den Worten ankündigt: „Die Geschichte des Rheingrafen Carl Magnus von Grehweiler. Diese Geschichte ist ein derber Beitrag zum Wesen des Despotismus unserer deutschen Duodezmonarchen, welche es weit ärger treiben als unsere Monarchen in Folio oder Quart. Ich bearbeite sie nach dem, was ich selbst darüber weiß und was Moser und andere Publizisten aktenmäßig davon gesagt haben. Sie wird handgreiflich zeigen, warum so viele Untertanen in der Rheingegend mit ihrer Regierung äußerst unzufrieden waren, und den Franzosen so schnell, fest und häufig anhingen." Das Buch erschien dann 1798 unter dem Titel: „Leben und Taten des Rheingrafen Carl Magnus, den Josef der Zweite auf zehn Jahre ins Gefängnis nach Königstein schickte, um da die Rechte der Untertanen und anderer Menschen respektieren zu lernen. Eine Warnung für alle winzigen Despoten, Leichtgläubigen und Geschäftsmänner." P.

kommen bin, wissen meine Leser. Die Schüler, an der Zahl vierzehn, behandelten mich als einen kleinen Buben, der ihren »Komment« nicht verstünde und den sie also in die Lehre nehmen müßten. Aber sie wurden bald inne, daß sie sich geirrt hatten. Ich fing an, das praktisch zu zeigen, was ich in Wendelsheim von meinem Mentor, dem Ludwig Spangenberger, theoretisch gelernt hatte, und da sahen die Dolgesheimer Jungen, daß ich in manchen Stücken noch hätte ihr Lehrmeister sein können. Ich ward jetzt der Teilnehmer an allen ihren Vergnügungen und bald die Seele der Gesellschaft. Kein Lumpenstreich wurde ausgeführt, — Mosjeh Fritz war dabei und nicht selten der Anführer. Unsern Lehrmeister oder wie wir ihn nannten Lehrprinzen (von ‚Prinzipal') schonten wir nicht und schabernackten ihn, wo wir nur konnten. Die Bauern in Dolgesheim fürchteten sich ordentlich vor uns; denn es verging kein Tag, daß wir die Leute nicht geneckt oder sonst gehudelt hätten. Ich wohnte bei dem Bruder meines Vaters, der sich in Dolgesheim aufhielt und Kammersekretär bei dem Grafen Leiningen-Guntersblum-Emmerich war; er hatte einen Sohn, Jakob, welcher ebenso lustig lebte wie ich und es, trotz mir, in der Schelmerei weit genug gebracht hatte. So wurden meine Sitten in Dolgesheim eher verschlimmert als verbessert. Im Latein kam ich freilich weiter, auch fing ich an, griechisch zu kauen. Aber der ganze Unterricht wollte mir nicht recht behagen; ich fühlte den Unterschied zwischen der Lehr- und Behandlungsart meines Vaters und der des Herrn Kratz. Jener war immer liebreich, fluchte und schalt nie, Herr Kratz war ganz anders. Der fluchte,

wenn er tückisch war, wie ein Bootsknecht und gab uns immer die garstigsten Zunamen: Flegel, Esel, Schlingel, Büffel, Ofenlochsgabel waren die gewöhnlichen Titel, womit er uns begrüßte, und darauf pflegte eine derbe Prügelstrafe zu folgen. Selten war er freundlich. Konnte ein Schüler seine Vokabeln ohne Anstoß hersagen, so bestand der ganze Beifall in einem mürrischen hm! hm!, fehlten aber einige Wörter, dann klang die Musik ganz anders, kurz, die Schulstunden waren allemal wie ein Fegefeuer, und doch durften wir sie bei schwerer Strafe nicht versäumen.

Kratz hatte keine Kinder, und seine liebe Hälfte war ein wahres Konterfei von der Hexe zu Endor. Es ist schwer, sich etwas Abscheulicheres vorzustellen; ihr Schmutz ging über alle Beschreibung. Sie soll sogar einmal von einer Jüdin für einige Kreuzer eine Reissuppe gekauft haben, weil sie »trefe«, d. h. unrein und folglich ungenießbar für Juden geworden war.

Ich hatte ungefähr anderthalb Jahre in Dolgesheim zugebracht, als mich mein Vater zurückholte. Ein Baugefangener, der nach zehn Jahren saurer Festungsarbeit wieder frei wird, kann nicht froher sein, als ich es war, da es hieß, es ginge nach Hause. Beinahe hätte ich vergessen, bei meinem Lehrprinzen, dem Herrn Kratz, Abschied zu nehmen und ihm für seinen Unterricht, wie auch für die vielen Schläge u. dgl. aufs verbindlichste zu danken.

Ich war also wieder im Schoß meiner Familie, erneuerte meine alten Bekanntschaften und fing's wieder da an, wo ich es gelassen hatte.

Mein Vater würde mich jetzt auf eine öffentliche

Schule geschickt haben, wenn ihn nicht die elende Beschaffenheit der pfälzischen Schulen daran gehindert hätte. Die einzige gute Schule ist die zu Grünstadt, welche der Graf von Leiningen-Westerburg angelegt hat und die bisher immer brave Männer zu Lehrern hatte. Weit entfernen wollte mein Vater mich nun auch nicht; da er nun wirklich Gaben und Geschick zum Unterrichten hatte, so entschloß er sich, mich noch eine Zeitlang bei sich zu behalten. Auch nach Grünstadt sollte ich nicht, weil damals ein Bruder seines ärgsten Feindes an dieser Schule Unterlehrer war. Ich blieb also in Wendelsheim noch einige Jahre zu Hause, und da wir sehr fleißig anhielten, so las ich unter der Anführung meines Vaters mehrere lateinische und griechische Autoren.

Meine Tante nahm mich nun noch mehr als vorhin in Schutz; ihre Neigung zu mir hatte durch meine lange Abwesenheit viel leiden müssen. Sie bewies ihre Affenliebe zu mir bei jeder Gelegenheit jetzt dergestalt, daß ich weiter keine Rücksicht auf sie nahm, wenn ich einen Streich vorhatte; vielmehr mußte sie oft die Hände dazu bieten. So mußte sie z. B. die Jüdin Brendel unterhalten, indes ich in deren Stube schlich und Schweinsgedärme um die Schabbesampel oder Sabbatlampe wand, worüber ein entsetzlicher Spektakel ausbrach. Sie war es auch, die mich lehrte auf dem Eise glandern und Schlittschuhe laufen. Diese Kunst hatte sie als Mädchen getrieben und suchte sie wieder hervor, um ihren lieben Neffen darin zu unterrichten. Mein Vater sah wohl, daß die Tante mir zu gut war; aber da er nichts Böses oder doch nicht zu viel Böses

von mir hörte, so schwieg er und ließ es gut sein. Die Mutter war vollends froh, daß ich nicht viel um sie war und ihre Geschäfte nicht störte.

Die gute Tante war abscheulich abergläubisch. Ueberhaupt ist das Volk in der Pfalz diesem Fehler außerordentlich ergeben. Es gibt zwar allerorten Spuren von dieser Seuche; aber nirgends auffallender als in der Pfalz. Daß es dort viele tausend Schock Teufel, Hexen, Gespenster, feurige Männer usf. gibt, daß das Maar, wie man dort den Alp nennt, auf Anstiften böser Leute drückt, und tausend dergleichen Herrlichkeiten, sind für meine lieben Landsleute ganz ausgemachte Wahrheiten; wer eine davon leugnen wollte, würde gewiß für einen Ketzer oder für einen Dummkopf angesehen werden. Jede Stadt, jedes Dorf hat seine öffentlichen Dorfgespenster, ohne die Hausgespenster. So geht z. B. in meinem Geburtsort das Muhkalb und der Schlappohr im Dorfe; im Felde spukt der alte Schulz Hahn, item in der Adventszeit läßt sich ein feuriger Mann im Felde sehen. Beinahe alle Wendelsheimer schwören, dies Ungeheuer gesehen zu haben. Die Häuser sind auch nicht frei von Uhuhus; selbst im Pfarrhaus — im Hinterhaus — geht ein Mönch mit einem schrecklich langen Bart; in der Pfarrscheune, wie die Drescher oft versichert haben, läßt sich der Sanktornus sehen usw.

Daß der Pöbel an derlei Schnurren glaubt, ist ihm zu verzeihen, aber in der Pfalz glauben auch angesehene Leute oder sogenannte Honoratiores alles das ebenso einfältig wie der Pöbel. Das abscheulichste ist, daß die dortigen Geistlichen selbst den Aberglauben zu unter-

halten und zu vermehren suchen. Mein Vater predigte zwar stark gegen diese Fratzen, aber er war auch der einzige, der dergleichen Ungereimtheiten öffentlich hernahm. Doch dafür rächen sich nun auch die von ihm verworfenen Gespenster, indem ihn die Hausleute des jetzigen Pfarrers Schönfeld selbst haben spuken sehen!!

Ich wurde von meiner Tante mit allen Arten des Aberglaubens bekannt gemacht. Jeden Abend erzählte sie mir und dem Gesinde Histörchen von Hexen und Gespenstern, alles in einem so krassen, herzlichen Tone, daß es uns gar nicht einfiel, ihre Erzählungen im mindesten zu bezweifeln. Unvermerkt ward ich dadurch so furchtsam, daß ich mich nicht getraute, des Abends allein zur Tür hinaus zu gehen. Mein Vater merkte endlich das Unwesen und fing an, wider die Gespenster loszuziehen, so oft er im Zirkel der Familie erschien. Er nahm mich des Abends, auch spät in der Nacht, mit auf den Kirchhof und erzählte mir bei seiner Pfeife Tabak allerhand Anekdoten, wie der und jener durch Betrug der Pfaffen — mein Vater kleidete seine skandalösen Histörchen allemal so ein, daß ein Pfaffe dabei verwickelt war, daher mein unbezwinglicher Haß gegen alles, was Pfaffe heißt — mit Gespenstern wäre geneckt worden. Sofort vertröstete er mich auf die Zukunft, wo ich würde einsehen lernen, daß alles, was man so hinschwatzte und was er zum Teil selbst hinschwatzen müßte, erdichtet und erlogen wäre; daß die Leute, die von abgeschiedenen Seelen, von Gespenstern, Geistern, Erscheinungen usw. viel Wesens machten, nicht wüßten, was sie trieben. — Auf diese Art legte damals mein Vater den Grund zu der Irreligion, welche

in der Folge meinen Kirchenglauben vernichtet hat.

Ich hatte nun ungefähr das dreizehnte Jahr erreicht, als mich mein Vater endlich nach Grünstadt schickte. Hier genoß ich bis ins sechzehnte Jahr den Unterricht verschiedener braver und gelehrter Männer. Ich nahm wirklich in den Schulwissenschaften sichtbar zu, wenigstens wußte ich soviel Latein, Griechisch und Französisch, als man nur in der Pfalz zu wissen pflegt, und wohl noch etwas mehr.

Ich blieb nicht in einemfort in Grünstadt; denn da mein rechter Fuß, welchen ich vorher zerbrochen hatte, um diese Zeit wieder aufbrach, so nahm mich mein Vater nach Hause, um mich da unter seinen Augen heilen zu lassen; auch in den Ferien war ich gewöhnlich zu Hause und suchte mich durch ausgelassene lustige Streiche für die ausgestandenen Mühseligkeiten und Arbeiten auf der Schule in vollem Maße zu entschädigen. Noch hatte ich, so sehr ich theoretischer Zotologe war, in praxi nichts getan, einige Handgriffe abgerechnet, welche ich bei den Dorfmenschern und auch wohl bei einigen sogenannten Mamsellen anbrachte. Aber nun kommt die Periode, wo ich anfing, das förmlich auszuüben, wozu mir unser Knecht schon frühe Anleitung gegeben hatte.

Ich war einst im Herbst zu Hause, gerade da meine Mutter große Wäsche besorgen ließ. Das Zeug mußte über Nacht auf der Bleiche liegen bleiben und wurde von den Waschweibern nebst einigen Knechten bewacht. Ich stieg in der Nacht aus meinem Fenster, weil die Haustür verschlossen war, und begab mich zu den Bleichern. Ich fand eine recht lustige Gesellschaft, welche

mir damals baß behagte. So lüstern, saft- und wortreich ich war, schäkerte ich mit und übertraf in Ungezogenheit die Knechte und die Menscher, so sehr sie sich auch bemühten, kräftig zu sprechen. Endlich kettete sich eine Dirne, welche schon ein Kind von einem Mühlburschen gehabt hatte, an mich, ließ mich neben sich liegen, fragte sodann nach diesem und jenem, woran ich ihre Absicht leicht merken konnte, und führte mich hinter eine Hecke von Bandweiden, wo wir uns hinlagerten und —

Ich bin nicht imstande, die Angst zu beschreiben, worin ich mich nach dieser Ausschweifung befunden habe; ich zündete meine Pfeife an, trank Wein, aber nichts wollte mir schmecken; ich wollte Spaß machen, aber es hatte keine Art; endlich lief ich nach Hause, konnte aber auch nicht schlafen.

Den folgenden Tag sah ich die nämliche Dirne; ich schämte mich, aber sie wußte so gut zu schäkern, daß ich alle Scham hintenansetzte und sie selbst ersuchte, mir Gelegenheit zur Fortsetzung unseres Umganges zu verschaffen. Dies geschah, und zwar so, daß meine Eltern nicht das geringste davon erfuhren. — Alle Begierden waren nun in mir rege, und von dem Augenblick des ersten Genusses an betrachtete ich die Frauenzimmer mit ganz anderen Augen als vorher. Jede reizte meine Sinne; aber sehr wenige, oder wenn ich eine einzige ausnehme, gar keine, machte ferner bleibenden Eindruck auf mich.

Drittes Kapitel.

Therese. — Seligkeit reiner Liebe. — Theresens Vater, der Amtmann. — Ich soll katholisch werden. — Pastor Neuner und der Kapuzinerpater Hermenegild wollen mir dabei helfen. — Zukunftspläne. — Mein Vater entdeckt die Umtriebe. — Seine Toleranz. — Ein geistlicher Mörder. — Abschluß meiner Schulzeit. — Reise nach Gießen. — Liederliches Leben in Frankfurt. — Berufswahl; warum ich Theologe wurde. — Gießen. — Die Offiziere. — Die Professoren. — Ein gelehrter Wucherer. — Studentenwitz. — Ein Frauenzimmer von seltener Fleischigkeit. — Auf welche Hochschulen sollten Eltern ihre Söhne schicken?

Der Amtmann zu *** hatte eine Tochter, welche ungefähr ein Jahr jünger war als ich. Das Mädchen hieß Therese, war ziemlich hübsch, aber katholisch, und zwar streng jesuitisch-katholisch, wie ihre ganze Familie. Ich lernte sie auf einem Jahrmarkt kennen und suchte von der Zeit an, näher mit ihr bekannt zu werden. Es war im Herbst, als ich sie zum erstenmal sah; ich sollte auf die nächsten Ostern die Universität beziehen, hatte daher als angehender Student schon mehr Freiheit, und mein Gesuch, Thereschen näher kennen zu lernen, war sehr leicht auszuführen. Ich besuchte sie hernach öfter, der alte Amtmann konnte mich wohl leiden: denn ich suchte mich nach seinen Grillen zu bequemen und widersprach ihm niemals. Therese war auch allemal froh, und sehr merklich froh, wenn sie mich kommen sah. Ich muß gestehen, daß die drei oder vier Monate, welche ich in diesem Umgang zubrachte, die seligste Zeit meines Lebens gewesen ist. Immer, wenn ich mich allein untersuchte, fand ich, daß ich dem Mädchen sehr viel zu sagen hatte, aber sobald ich bei ihr war, hatte ich nicht Mut genug, das zu offenbaren,

was mir die Brust drückte, so oft ich mich auch entschlossen hatte, alles gerade heraus zu bekennen, es möchte auch werden wie es wollte.

Endlich machte ich's, wie alle unerfahrenen Liebhaber: ich schrieb ihr einen Brief und gab ihrer Magd einen Gulden, damit sie das Geschäfte einer Unterhändlerin übernehmen möchte. Einige Tage schwebte ich zwischen Furcht und Hoffnung und war wie im Fegefeuer: endlich brachte mir ein Bauer einen Brief von Thereschen, worin sie sich über meine lange Abwesenheit — ich war drei Tage weggeblieben! — beklagte und mir alle Ursache gab, das Beste zu hoffen. Nun flog ich nach ***, traf mein Mädchen allein in der Stube und hatte das erstemal Herz genug, sie mein Mädchen, meinen Engel zu nennen und ihre Wangen zu küssen. Das war ein Tag, lieber Leser, wie ich Ihnen recht viele gönnen möchte! Größere Seligkeit läßt sich nicht denken, als ich an diesem schönsten Tage meines Lebens genoß.

Von diesem Tage an wuchs unsere Vertraulichkeit immer mehr, und wir wechselten beständig Briefe. Ich machte auch Verse, und so wenig Geschick ich auch immer zur Poeterei gehabt habe, gefielen sie meiner Geliebten doch besser als die besten unserer Dichter. Das ist so in der Natur der Liebenden gegründet, und daher erklärt sich auch zum Teil die Verschiedenheit des Geschmacks.

Der alte Amtmann entdeckte auf irgend eine Weise unser Verständnis und hielt mir deshalb eine derbe Strafpredigt. So ein Umgang, meinte er, schicke sich für junge Leute, wie wir wären, nicht; ich hätte keine

Aussichten, kein Vermögen u. dgl. Besonders stieß er sich an meiner Religion: ich wäre lutherisch, und er würde nimmermehr zugeben, daß seine Tochter sich mit einem Menschen behinge, der nicht ihres Glaubens wäre. Er bat mich darauf, sein Haus sparsamer zu besuchen, um seine Tochter nicht ins Gerede zu bringen.

Das war ein Donnerschlag für mich! Ich wußte nicht, was ich dem Manne antworten sollte: ich stammelte einiges Unverständliches, faßte mich kurz und führte mich ab, ohne diesen Tag meine Therese gesehen zu haben.

Ich machte mir tausend Grillen; bald wollte ich an den Herrn Amtmann schreiben; aber da war die Frage, was ich schreiben sollte. Bald wollte ich zu Theresens Base laufen, die einige Meilen davon wohnte, und ihr meine Not klagen, bald wollte ich sonst was tun. Aber von allen meinen Anschlägen wurde auch kein einziger ausgeführt; ich wußte nämlich nicht, wozu ich mich entschließen sollte. Zwei Tage nach diesem harten Stand erhielt ich ein kleines französisches Briefchen von meiner Therese, worin sie mir meldete, daß sie zu ihrer Base reisen würde und mich daselbst auf den Sonntag unfehlbar erwartete.

Ich erwirkte von meinem Vater unter einem falschen Vorwand Urlaub und eilte zu der Base. Kaum war ich mit Therese allein, so erzählte sie mir der Länge nach, daß ihr Vater unseres Umganges wegen böse wäre; daß er sich hauptsächlich an meiner Religion stieße und daß nach Wegräumung dieses Steins des Anstoßes ihr Vater keinen Anstand nehmen würde,

unsere Liebe ferner nicht zu stören, daß er mich für einen braven Menschen hielte, aus welchem noch etwas werden könne usw. Ich fing wieder an, Atem zu schöpfen.

Wenn's weiter keinen Anstand hat, erwiderte ich, so wollen wir schon Rat schaffen. Die Religion liegt mir nicht sehr am Herzen, und um dich zu erhalten, Engel Gottes! wollt' ich wohl einen Glauben annehmen, bei welchem ich ewig verdammt werden könnte.

Ich beredete mich sofort mit meinem Mädchen und versprach ihr, die katholische Religion näher zu prüfen und mich ganz von ihr und ihrem Vater leiten zu lassen. Wer einmal wirklich verliebt ist, würde gewiß alles tun, was ich tat, wenn er auch viel weniger Leichtsinn besitzen sollte, als Mutter Natur mir mitgeteilt hat. Kurz, recht seelenvergnügt schieden wir von einander, und Therese versprach, mich in ihr Gebet einzuschließen, damit der liebe Gott meine Augen öffnen und mir die Wahrheit recht sichtbar machen möchte.

Sobald ich nach Hause kam, besuchte ich den katholischen Pfarrer Neuner in Erbesbüdesheim, den ich schon lange kannte und der in ziemlich vertrautem Umgang mit meinem Vater stand. Ich fing recht geflissentlich an, von der Religion zu sprechen, und erinnere mich, daß unser Gespräch die Rechtmäßigkeit der lutherischen und überhaupt der protestantischen Geistlichen betraf. Herr Neuner setzte mir starke Gründe entgegen und borgte mir beim Abschied ein Buch von einem gewissen Augsburger Jesuiten namens Neumeyer. Er versicherte mich, daß ich darin die Hauptbeweise der katholischen

und die Hauptwiderlegungen der unkatholischen kirchlichen Lehrsätze finden würde.

Herr Neuner hätte mir kein angemesseneres Buch geben können. Neumeyer hat schön Latein und so verführerisch geschrieben, daß auch ein Mensch ohne Interesse hätte irre dabei werden können. Ich hatte niemals viel von theologischen Kontroversen gehört und verstand die Lehrsätze meiner eigenen Sekte nur so obenhin. Da überdies mein Vater sehr tolerant war, so hatte er mir auch keinen Haß gegen andere Kirchensysteme eingeflößt. Auf diese Art war also meine Seele des Eindrucks recht empfänglich, den die Vorstellung von der Güte des Glaubens meiner Geliebten auf sie erregte. Kaum hatte ich daher das Buch durchgelesen, so bekannte ich mir selbst, daß das katholische Kirchensystem besser als das meinige wäre, und wurde recht ernstlich böse auf die Reformatoren, welche den unseligen Kirchenspalt bewirkt hätten, der mir jetzt mein ganzes Glück zu rauben drohte.

Mit aller Freude besuchte ich nun meinen lieben Neuner — denn damals schien er mir mein bester Freund zu sein — und entdeckte ihm ohne Umschweife, daß ich gestehen müßte, die katholische Kirche habe recht, unsere hingegen unrecht. Neuner lächelte mit proselytensüchtiger Zufriedenheit; aber da er ein Jesuitenschüler war, so konnte er mit einem so raschen Bekenntnis nicht zufrieden sein. Er mutmaßte ein Nebeninteresse von meiner Seite und fragte mich geradezu, ob ich reine Absichten bei meiner vorhabenden Bekehrung hätte? Ich stutzte, doch antwortete ich ihm: daß mir nichts näher am Herzen liege als die Wahrheit.

Inzwischen besuchte ich wieder einmal den alten Amtmann und fand seine Gesinnungen gegen mich besser als das letztemal. Ich erzählte ihm, daß ich jetzt beinahe von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt wäre. Er fiel mir ins Wort und sagte, daß er um mein gutes Geschäft schon wüßte, und zwar durch den Kapuziner, Pater Hermenegild von Alzey, der es vom Pfarrer Neuner gehört hätte. Uebrigens dürfte ich nicht fürchten, verraten zu werden, indem niemandem die Sache bekannt wäre, der Vorteil davon haben könnte, sie auszuschwatzen. Er versicherte mich endlich, wenn ich der Wahrheit getreu bleiben und dieselbe öffentlich bekennen würde, daß man bereit wäre, mich auf der Universität zu Heidelberg etwas Rechts lernen zu lassen und mir mit der Zeit auch eine Versorgung zu verschaffen; und so würde schon alles gut werden.

Dies zündete wieder neue Hoffnung in meiner Seele an, und der Himmel hing mir voll Geigen, wie man in der Pfalz zu sprechen pflegt. — Ich durfte seit dieser Zeit mit meinem Mädchen unter den Augen des Vaters vertraut umgehen, durfte sie herzen und küssen, ohne daß er uns je etwas anderes gesagt hätte, als: Leutchen, macht, daß ihr nicht in wüste Mäuler kommt! Noch dank' ich es dem guten Schicksal — denn meinen Grundsätzen hab' ich es wahrlich nicht zu danken —, daß unser Umgang nicht in eine allzu große und schädliche Vertraulichkeit ausgeartet ist. Gelegenheit war überflüssig da; aber so ausschweifend ich auch sonst bei anderen gefälligen Mädchen gewesen war, so fiel mir doch niemals der Gedanke ein, etwas mit meiner

lieben Therese vorzunehmen, was wider die Ehrbarkeit gestritten hätte. So viel vermag ein bestimmter ehrbarer Gegenstand der Liebe, auch bei verwöhnten feurigen Jünglingen!

Dem Pastor Neuner und hernach dem Pater Hermenegild versprach ich, nicht auf eine protestantische Universität zu gehen, sondern katholisch zu werden und ohne weitere Rücksicht auf meinen Vater mit Unterstützung einiger reicher und eifriger Katholiken in Heidelberg die Rechtsgelehrsamkeit zu studieren. Ob das Ding so hätte können ausgeführt werden, überlegte ich damals nicht hinlänglich; mir schien es möglich, und wenn ich es noch jetzt überlege, so finde ich keinen Widerspruch. Mein Vater, dem im Herzen alle Kirchensysteme, als solche, gleich waren, würde sich wieder, wenn der Schritt einmal geschehen wäre, mit mir ausgesöhnt haben; eine Versorgung hätte mir auch nicht entgehen können, da ich ein Neubekehrter gewesen wäre, welches in der Pfalz von jeher eine große Empfehlung gewesen ist und es leider noch ist. Thereschen wäre mir am wenigsten entgangen. Doch es hat nicht sein sollen, mein Schicksal hatte es anders mit mir beschlossen.

Mein Vater merkte bald, daß ein Liebesverständnis zwischen mir und Mamsell Therese auf dem Tapet war; aber er hielt das Ding für eine Kinderei, die ihn nichts anginge. Es würde sich schon alles von selbst geben, dachte er, wenn ich auf Ostern die Akademie bezöge.

Zu dieser toleranten Gesinnung meines Vaters trug das regelmäßige und ordentliche Betragen nicht wenig bei, das ich seit dem Anfange meiner neueren Lieb-

schaft annahm. Ich ließ alle meine ehemaligen schlechteren Bekanntschaften fahren, war, wenn ich nicht zu *** oder zu Büdesheim war, beständig zu Hause und studierte besonders fleißig den Quintilian und den Plutarch, meines Vaters erste Lieblinge. Außerdem hatte ich mich bei ihm durch eine lateinische Elegie in starken Kredit gesetzt, die ich auf den tragischen Tod der Tochter des Hofpredigers Herrenschneider gemacht hatte, und die man als ein Meisterstück — so schlecht sie sonst wohl sein mochte — bewunderte. Die Veranlassung zu dieser Elegie ist einzig in ihrer Art und gibt zu manchen Anmerkungen Stoff an die Hand.

Der Hofprediger Herrenschneider, dessen ich oben schon gedacht habe, hatte den Grehweilerschen Pfarrer Valentin zu Münster bei Kreuznach beleidigt, und dieser ihm aus Rachsucht einen tödlichen Haß geschworen. Der Hofprediger wohnte so, daß man aus dem Schloßgarten gerade durch ein Fenster in seine Wohnstube sehen konnte. Das wußte Meister Valentin, welcher ehemals in Grehweiler Hofkaplan gewesen war. Um nun seine Sache auszuführen, begab er sich an einem Winterabend in den Schloßgarten und schoß eine Flinte mit gehacktem Blei durch das gedachte Fenster ab, als der Hofprediger mit seinen Kindern zu Tische saß. Seine zweite Tochter, ein Mädchen von elf oder zwölf Jahren, wurde von einem Stück Blei ins Herz getroffen und starb auf der Stelle; der Hofprediger selbst wurde nur an der Schulter beschädigt.

Diese Begebenheit erregte in der dortigen weiten Gegend fürchterliches Lärmen; aber den wahren Täter erriet niemand. Das ganze Publikum fiel auf den

Rheingrafen, welcher den Hofprediger damals schlangenartig verfolgte. Valentin verriet sich aber selbst; auf dem Nachhauseweg ging er zu Kalkofen in eine Schenke. Es war um Mitternacht und also schon verdächtig. Hierzu kam, daß er einige Tage vor der grausamen Tat Blei und Pulver in Kreuznach hatte holen lassen und mehrmalen dem Hofprediger den Tod geschworen hatte. Auf diese und andere mehre Anzeigen ließ ihn die Obrigkeit einziehen; aber er kam dem Richter dadurch zuvor, daß er selbst sein Leben mit Gift unterbrach, welches er zu diesem Gebrauch vielleicht schon lange bei sich geführt hatte. Er starb in schrecklichen Konvulsionen und gestand demohngeachtet, er freuete sich, daß ihm seine Rache an dem Schurken, dem Hofprediger Herrenschneider, gelungen wäre. So italienisch unversöhnlich haßte dieser Mann Gottes in Deutschland! — Er mußte über vier Wochen über der Erde liegen bleiben, weil die pfälzische Justiz ihren gewöhnlichen Schneckengang auch hierbei ging; endlich verdammte ihn die Kammer zu Wetzlar nebst zwei Universitäten zu einem Begräbnis — unter dem Galgen!

Jetzt wieder zu meiner eigenen Geschichte: Also wie gesagt, mein Vater hinderte meine Liebschaft nicht, er ging sogar so weit, daß er mir von Landau, wohin er wegen seiner Alchimie gereist war, ein Paar seidene Pariser Frauenzimmer-Handschuhe mitbrachte und sie mir mit den Worten überreichte: „Da haste was for dein Mensch!"*

* Die Sprache in der Pfalz ist, wie meine Leser hier sehen, nicht eben delikat; eine Geliebte heißt da, auch unter den Honoratioren, Mensch; der Liebhaber Borsch (Bursche). L.

Aber die Freude dauerte nicht lange; mein Vater entdeckte meinen Briefwechsel und sah da zu seinem Erstaunen, daß meine Liebschaft die Veränderung der Religion zum Mittelzweck hatte. Er blieb wohl nicht ganz gleichgültig, verbarg aber seinen Unwillen und ließ alle Briefe, wie er sie gefunden hatte.

Ich war ausgegangen und kam erst spät nach Hause. Meine Tante nahm mich gleich auf die Seite und steckte mir, daß der Vater meine Schreibereien untersucht hätte; ich erschrak nicht wenig, lief an mein Schränkchen, fand aber alles in der gewöhnlichen Lage und war zufrieden. Nach dem Abendessen warf mein Vater die Frage auf: ob der Kurfürst von Sachsen recht getan hatte, daß er, um die polnische Krone zu erhalten, katholisch geworden wäre? Es wurde über die Frage viel hin und her gesprochen, doch ohne sich etwas merken zu lassen, was eigentlich zur Sache gehört hätte.

Erst am anderen Tage, auf dem Rückweg von einem Besuch, den wir zusammen in der Nachbarschaft gemacht hatten, machte er mich auf das Vernunftwidrige aufmerksam, worein ich verfallen würde, wenn ich die geringere Torheit des Luthertums gegen die größere des Papsttums vertauschen wollte. Schimpfen und Schelten fiel indes nicht vor; ich mußte ihm nur versprechen, mein Vorhaben aufzugeben, und dabei schien er sich zu beruhigen. Zu Hause wurde weiter nichts davon erwähnt, und selbst meine Mutter war wenig von der Sache unterrichtet, weil er sie nicht kränken wollte.

Nach Verlauf von drei Wochen kündigte mir endlich mein Vater an, daß ich mich anschicken sollte, in

einigen Tagen eine Universität zu beziehen. Hier, sagte er, wird aus dir nichts, hier verdirbst du an Leib und Seele und ärgerst mich noch zu Tode!

Ich stellte ihm vor, daß noch lange nicht Ostern wäre, daß es Aufsehen erregen würde, außer der Antrittszeit mich zur Universität zu begeben usw. Aber alle meine Einreden waren vergebens, es blieb bei seinem Entschluß; kaum konnte ich noch acht Tage Aufschub erhalten, um nur von meinen nächsten Bekannten Abschied zu nehmen; meine Therese sollt' ich durchaus nicht weiter besuchen. Das tat mir freilich sehr wehe; aber die Erwartung der Dinge, die ich nun bald auf der Universität erleben sollte, milderte meinen Schmerz, erheiterte meine Miene.

Mein Vater wollte mich selbst nach Gießen — denn dahin sollte ich — begleiten, damit ich unterwegs keine dummen Händel vornehmen möchte. Trotz aller dieser Strenge schrieb ich aber doch einige Tage vor meinem Abzug noch an Therese und erhielt eine recht zärtliche Antwort. Von Frankfurt a. M. habe ich noch einmal an sie geschrieben.

Unterwegs gab mir mein Vater viele vortreffliche Lehren; und ich würde gut gefahren sein, wenn ich sie befolgt hätte; aber leider schon in Frankfurt vernachlässigte ich eine seiner Hauptvorschriften. In dieser Stadt diente ein Barbiergeselle aus meiner Gegend, den ich aufsuchte, weil mir seine Anverwandten einen Auftrag an ihn gegeben hatten. Der Mensch war froh, daß er mich sah, und bot sich an, mich auf den Abend in die Komödie zu führen. Mein Vater erlaubte es. Da ich dergleichen schon mehr gesehen hatte und ohne-

dies ein sehr bekanntes Stück gegeben wurde, so bat ich meinen Führer, mir lieber sonst etwas Merkwürdiges in dieser schönen Stadt zu zeigen. Um meinen Vater hernach zu beruhigen, verabredeten wir, ihm zu sagen, daß wir in der Komödie gewesen wären. Gesagt, getan! Mein Landsmann nahm mich mit und führte mich — ins Bordell, zur Madame Agricola. In meinem Leben war ich noch in keinem Hause gewesen, das der Venus geweiht war; ich erstaunte also nicht wenig, als ich die zügelloseste Wollust sich hier in ihrer abscheulichsten Reizbarkeit entwickeln sah. Mein Kamerad machte sich mit den Mädchen viel zu schaffen; mich aber verhinderte meine Blödigkeit, zu machen, wie man vielleicht erwartet.

Ungefähr um elf Uhr verließen wir dieses lüsterne Haus. Ich machte meinem Vater eine Beschreibung von dem Schauspiel, das ich wollte gesehen haben, und er war zufrieden. Des anderen Tages besuchte er einen Freund, der ihn zum Abendessen dabehielt. Nun konnte ich wieder ausgehen, und meine Leser erraten schon, daß mein Gang zur Madame Agricola war.

Ich war jetzt dreister: mein Begleiter war nicht bei mir; ich blieb bis Mitternacht und verzehrte über einen Karolin von dem Gelde, das mir meine Mutter und einer meiner Verwandten zur Universität geschenkt hatten. Ich Tor wußte noch nicht, wie sauer Geld erworben wird! Die Mädchen waren fürchterlich aufgeräumt und kirrten mich so zuckersüß heran, daß ich ihnen Wein, Schokolade, Gebackenes und dergleichen bringen ließ. Cetera non curat praetor! Mein Vater war ungehalten auf mich, daß ich so lange ausblieb,

aber ich wußte ihm so viel vorzunebeln, daß er sich endlich zufrieden gab.

In einem Tage reisten wir von Frankfurt nach Gießen, welches ungefähr zwölf starke Stunden davon liegt. Mein Vater überließ es unterwegs meiner Wahl, ob ich Jura oder Theologie studieren wollte; er stellte mir aber auch vor, daß ich in der Pfalz als Jurist keine Versorgung oder doch nur sehr schwerlich eine zu erwarten hätte, weil Protestanten wegen ihrer Religion wenig Ansprüche auf kurfürstliche Bedienungen machen dürften. Er riet mir also zur Theologie, ob er gleich im Herzen die meisten Sätze des Kompendiums für Erdichtungen oder erzwungene Lehrvorschriften hielt. Ich versprach also, Theologie zu studieren, aber im Ernst hatte ich das nicht im Sinne. Ich wollte nämlich noch sehen, wie es mit meinem Mädchen und ihrem Anhang werden würde. Im Beisein meines Vaters versprach ich zwar hoch und teuer, an Theresen nicht mehr zu denken und noch weniger an sie zu schreiben; aber mein Herz hing noch fest an ihr, so fest nämlich, als es für das Herz eines äußerst leichtsinnigen und unerfahrenen jungen Menschen möglich ist; und noch hatte ich keine andere Vorstellung von Glück, als von dem in ihrem Besitz.

In Gießen ließ ich mich immatrikulieren und meinen Hut nach der neusten Mode zustutzen. Sodann suchte ich mir auf dem Lektionskatalog einige Kollegien aus, pränumerierte sie, kaufte die Kompendien, stattete meinen Besuch auf den Dörfern ab, und verschaffte mir einen neuen blauen Flausch mit rotem Kragen und dito Aufschlägen. Mein Vater blieb nicht lange; er gab

mir noch gute Lehren in Menge und reiste nach Hause.

Gießen selbst ist ein elendes Nest, worin auch nicht eine schöne Straße, beinahe kein einziges schönes Gebäude hervorragt, wenn man das Zeughaus und das Universitätsgebäude ausnimmt. Es führt den Namen einer Festung, die aber von allen Festungen, welche ich je gesehen, die elendeste ist; zudem wird sie von einem Berge kommandiert, von woher man sie recht gut beschießen kann. Es steht ein Regiment Soldaten darin, das aber gar nicht stark ist und nur, wenn ich nicht sehr irre, sechs Kompanien zählt. Das Regiment ist das Darmstädtische Kreisregiment und muß zu der Reichsarmee stoßen, wenn dieses Heldenkorps zu Felde zieht. Bei Roßbach sind die Darmstädter recht exemplarisch gelaufen. Die Offiziere haben meistens von der Muskete an gedient und sind endlich zu Chargen gelangt, aus keinem anderen Grunde, als weil sie lange gedient hatten. Ihre Lebensart ist nicht eben die beste. Außer Dienst sitzen sie auf den Dorfschenken, auf dem Schießhaus, bei Eberhard Busch oder sonst in einer Kneipe, machen mit Knoten oder Philistern * und mit Studenten Brüderschaft und spielen Tarock, sechs Marken zu einem Pfennig. Sehr wenige dieser Herren sind von Adel. Unter den Soldaten gibt es sehr viele alte Invaliden; sonst sind sie lauter Landeskinder.

Die Universität hatte zu meiner Zeit sechzehn besoldete und etwa drei unbesoldete oder außerordentliche Lehrer. Je weniger man von diesen gelahrten Herren

* Knoten = früher studentische Bezeichnung der Handwerksburschen (auch oft Gnoten geschrieben); Philister bedeutet im allgemeinen nur „Bürger“ ohne schlechten Nebenbegriff. P.

sagt, desto besser; aber einiges mag zu ihrer Charakteristik hier Platz finden.*

Professor Koch ist ein Jurist von Ansehen und nicht gemeinen Kenntnissen, wenn man ihm nämlich und seinen Schülern glauben will. Sein Ton ist im Kollegium und gemeinen Gespräch so diktatorisch, so zuversichtlich, daß es scheint, er habe gleich dem Vizegott zu Rom alle Weisheit allein, und befinde sich im Besitz, im ausschließenden Besitz der ganzen juristischen Gelehrsamkeit. In Gießen fürchtete sich jedermann vor dem Herrn Koch; was Er auf dem akademischen Senat spricht, muß gelten, und wenn Rektor und alle Professoren anderer Meinung wären. Wer daher Ihn zum Freunde hat, darf tun, was er will; kein Haar darf ihm gekrümmt werden. Herr Koch hatte auch eine Tochter, aber nicht in Gießen, sondern in Jena; sie hieß Hannchen und kam im Jahre 1775 nach Gießen. Da aber nahm ihr Vater sie sehr schlecht auf und drohte ihr, er wolle sie durch den Ratsdiener oder Häscher zum Tor hinaus bringen lassen.

Herr Schulz war zu meiner Zeit Professor der orientalischen Sprachen und Extraordinarius bei der theologischen Fakultät. Er war ein reicher Mann, dabei aber auch so geizig, daß er auf Pfänder lieh. Tam-

* Dieser Satz gehört nicht Laukhard an, sondern dem Herausgeber; L. verwendet im Gegenteil anderthalb Druckbogen zur Aufzählung und Kritisierung aller Professoren; aber seine Bemerkungen über ihr mangelhaftes Latein, ihre Schriften usw. können heutige Leser unmöglich interessieren; ich ziehe daher nur das kulturgeschichtlich und allgemein-menschlich Bedeutsamere heraus. P.

bour Hofmann brachte oft von geldbedürftigen Musensöhnen Kleider, Schnallen, Uhren, Pfeifenköpfe u. dgl. hin und versetzte sie bei dem Herrn Professor. Einst geschah eine wahre Schnurre. Die Studenten hatten eine maskierte Schlittenfahrt, die sonst in Gießen sehr gemein waren und es vielleicht noch sind. Einer war als Jude maskiert, saß zu Pferde und hatte alte Kleider, Hosen, Hemden u. dgl. bei sich. Herr Schulz war am Fenster, der verkappte Jude ritt hin zu ihm und fragte, ob er nichts zu schachern hätte. Der Herr Professor antwortete: Nein. Der Jude bot ihm darauf seinen ganzen Trödel zum Versatz an und versprach ihm dreißig Prozent. Herr Schulz schmiß das Fenster zu, und die Zuschauer lachten. Weiter wurde nichts daraus.

Seine Gemahlin ist die Tochter des verstorbenen D. Benner, ein Frauenzimmer von seltener Fleischigkeit, wie D. Bahrdt sagte. Aber nicht der Fleischigkeit, sondern des Geldes wegen hat Schulz sie geheiratet. Schon vorher war ihr Ruf sehr zweideutig, und so ist er auch geblieben. Einigemal hat sie ihren Mann verlassen und mit Studenten communem causam gemacht. Aber Herr Schulz ließ sich das alles gefallen, weil sie Erbin eines beträchtlichen Vermögens war.

Daß auch Auswärtige um diese Zeit die Gießener Universität nicht hoch geachtet haben, zeigt folgende Anekdote: Nach dem Absterben des Professors Wolff wurde der Lehrstuhl der orientalischen Sprachen erledigt. Das Kuratorium glaubte, daß Professor Kloß zu Halle auch in diesem Fache gelehrt sei, und bot ihm die Stelle an. Kloß dankte für die Ehre aus guten Gründen. Er verstünde, schrieb er in seiner Antwort,

zwar kein Hebräisch noch sonst etwas Orientalisches, doch ceteris paribus solle ihn das nicht abhalten, die Professur anzunehmen, indem er binnen vier Wochen soviel von dergleichen zu lernen gedächte, als die Gießener Studenten nimmermehr brauchen würden.

Manche Eltern glauben noch immer, man könne auf jeder Universität das Seine lernen — was freilich in Ansehung einiger guter Köpfe wahr ist —, man müsse daher den wohlfeilsten Ort aussuchen und den Herrn Sohn da studieren lassen. Aber diese guten Eltern verrechnen sich häßlich, vielmehr sollten sie eine Universität wählen, auf welcher die größere Anzahl der berühmtesten Männer das Fach lehren, für dessen Erlernung ihr Sohn entschieden ist, es sei nun Medizin, Jurisprudenz, Theologie oder ein anderes, und wo bei angemessenen Besoldungen, Bibliotheken und Kuratoren die ausgedehnteste Schreib-, Lehr- und Preßfreiheit herrscht. Freilich wird auch da aus manchem nichts, aber an einem Ort wie Gießen, Heidelberg, Rinteln, Mainz, Straßburg und dergleichen mehr Hochschulen, wo Subjekte lehren, die kaum auf einer Trivialschule lehren sollten, oder wo ein Landesherr oder Kurator ohne Kopf den Vorsitz führt und alles so engbrüstig schematisiert, daß man den Verstand darüber verlieren könnte — da wird es vollends gar nichts. Die Anmerkung ist freilich bitter, aber sie ist wahr, und deshalb sage ich sie frei hin.

Viertes Kapitel.

Die Gießener Studenten. — Ihre Lebensart. — Gießener Kneipen und Kommerse. — »Wer ist ein rechter Bursch?« — Studentenkleidung. — Schlägereien. — Unsittlichkeit. — Erste Bekanntschaft mit dem Komment. — Dreißig Duzbrüder auf einmal. — Eine Herausforderung — Mein erster Waffengang. — Das Schnapsen. — »Kreuzzüge«. — Ein Ausflug nach Mannheim, um Theresen zu sehen — Spiel auf dem Kaffeehaus. — Der Hanswurst in Frankenthal. — Briefliche Strafpredigt meines Vaters. — Wie ich ihn wieder versöhnte.

Zu meinen Zeiten waren ungefähr 250 Studenten in Gießen, obwohl in allen Zeitungen herumstand, es wären über 500 da. Aber man darf von dergleichen nur die Hälfte glauben. Im Durchschnitt trifft das so bei allen Universitäten ein, z. B. gegenwärtig sollen in Halle 1600, in Jena 1000, in Göttingen 1200 Studenten sein, wenigstens sagen die so, welche von so einer Universität herkommen. Untersucht man aber das Ding genauer, so muß man die Summe merklich vermindern.

Die Gießener Studenten waren meistens Landeskinder; doch befanden sich auch viele Pfälzer, Zweibrücker und andere daselbst. Der Ton der Studenten oder Bursche war ganz nach dem Jenaischen eingerichtet: die vielen relegierten Jenenser, die dahin kamen, um auszustudieren, machten damals das fidele Leben der Brüder Studio von Jena in Gießen zur Mode. Zudem ist Gießen auch so recht der Ort, wo man auf gut mosellanisch hausen kann. Die Maß Bier, eine volle rheinische, kostet zwei Kreuzer oder sechs Pfennige sächsisch. Freilich ist es jämmerliches Bier, aber es füllt doch den Bauch und macht endlich — über-

mäßig getrunken — den Kopf heroisch. Wer leugnen wollte, daß der Hauptkomment in Jena im Biersaufen bestehe, wenigstens vor kurzem darin bestanden habe, der ist in Jena nicht gewesen.

Zu Gießen borgen die Hauswirte nicht, oder sie geben, studentisch gesprochen, keinen Pump, höchstens bekommt auf die Art der Student nur die Milch zum Kaffee. Alles andere muß er sich selbst holen lassen, auch selbst für sein Bier sich im Wirtshaus Pump verschaffen. Auf den Stuben wird daher selten gejubelt; vielmehr setzt man sich zusammen ins Bierhaus und zecht auf Rechnung. Das ist auch die Ursache, warum alle Kneipen oder Bierschenken, wo sonst Bursche hingehen, zu allen Zeiten voll Studenten sind. In meinen Zeiten besuchte man besonders den »Rappen«, den »Stern«, die »Reiberei«, die beiden Burschereien, das Schießhaus, den Stangenwirt Balthasar und einige andere. Weinhäuser besuchte man seltener. Wer nun ein honoriger Bursche heißen wollte, ging des Abends wenigstens in eine dieser Bierkneipen, zechte bis zehn oder elf Uhr und schob hernach ab.

Da man es für Pedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen, so wurde von Burschenaffären diskutiert, und größtenteils wurden Zoten gerissen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in Eberhards Busch-Kneipe ordentliche Vorlesungen über die Zotologie hielt, worüber ein Kompendium im Manuskript da war.

In Gießen sind die Kommerse erlaubt; wir haben mehrmals auf der Straße kommersiert und das »Ecce quam bonum« zur großen Freude der Gießener Nymphen hingebrüllt. Man stellt sich also leicht vor,

daß die Kommerse bei den täglichen Saufgelagen der Studenten sehr frequent werden mußten; und so war es auch wirklich. Ich habe oft vierzehn Tage nacheinander alle Tage einem Hospiz oder kommersierenden Saufgelage beigewohnt.

Die Hauptbestandteile eines damaligen Gießener Burschen oder Renommisten findet man in einer Beschreibung, welche man der poetischen Laune des Herrn Hild in Saarbrücken zu verdanken hat. Die Verse sind zwar elend, aber man kann doch hinlänglich daraus ersehen, was für Eigenschaften man an einem honorigen Gießener Burschen gefordert hat. Man höre nur:

Wer ist ein rechter Bursch? Der, so am Tage schmauset,
Des Nachts herumschwärmt, wetzt* — —
Der die Philister schwänzt**, die Professores prellt,
Der stets im Karzer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
Der überall besaut, nur von Blamagen rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er gnug renommieret,
Zu seiner höchsten Ehr aus Gießen relegieret —
Das ist ein firmer Bursch: und wer's nicht also macht,
Nicht in den Tag 'nein lebt, nur seinen Zweck betracht,
Ins Saufhaus niemals kommt, nur ins Kollegium,
Was ist das für ein Kerl? — Das ist ein Drastikum***!

Was meinen die Leser zu diesem Ideal? Ich kann sie aber auf Ehre versichern, daß alle unsere sogenannten honorigen Bursche demselben so ähnlich waren, wie ein Ei dem anderen; nur das Philisterschwänzen und Pro-

* D. i.: Mit dem Degen auf das Pflaster haut, daß die Funken daraus sprühen. L.

** Nicht bezahlt, anführt. L.

*** Ein damals bekannter Schimpfname, womit man Bursche belegte, die anderwärts »Teekessel« genannt werden. L.

fessoresprellen wollte nicht immer so recht gelingen: die meisten Studenten waren sehr nahe zu Hause, und folglich hielt es nicht schwer, sie nach ihrem Abzuge zum Bezahlen gerichtlich anzuhalten.

Wer den Gießener Studenten Petimäterei * schuld gibt, tut ihnen wahrlich unrecht. Die meisten traten einher — nach dem Liedchen — wie die Schweine. Ein gewisser Röllner aus dem Elsaß hatte keine Lust, das Burschikose mitzumachen; er kam also selten in die Gelage und ließ sich auch ein gutes Kleid machen. Das war Losung genug, ihn nicht schlecht zu verfolgen: in allen Kollegien wurde ihm Musik gemacht und auf der Straße nachgeschrien. Das wurde so lange getrieben, bis er endlich abzog und nach Göttingen ging; hier konnte er nun freilich, ohne Gefahr, ausgepfiffen zu werden, in seinem roten Kleide mit dem seidenen Futter spanisch einhertreten.

Zu Kleidern vertut der Bursche in Gießen daher blutwenig: ein Flausch ist sein Kleid am Sonntag und am Werktag; selten hat einer neben dem Flausch noch einen Rock. Dann trägt er lederne Beinkleider und Stiefeln: weil aber die Hosen selten gewaschen werden, so sehen sie gemeiniglich aus wie die der Fleischer.

Nur wenig Studenten in Gießen machen Knöpfe **, das wird überhaupt daselbst für petimätrisch und unburschikos gehalten. Vielmehr gibt es oder gab es doch zu meiner Zeit einige, die das gute Frauenzimmer bei jeder Gelegenheit prostituierten. So zogen sie z. B.

* Von petit-maître = Stutzer. P.

** Knopfmachen heißt dem Frauenzimmer aufwarten; daher Knopfmacher. L.

auf dem Walle, wenn sie spazieren gingen, hinter ihnen her und wiederholten laut ein Kapitel aus der Zotologie. Herr Handwerk, Oekonom der Universität, hatte eine ganz hübsche Tochter, Minchen, welche was ehrliches geneckt wurde. Die Studenten kamen des Abends vor ihr Haus und schrien: „Minche, as de ham giehst, as de die Schwernuth kriest!“* Mit diesen Worten hatte sie ihr Vater einmal nach Hause geholt.

Noch eins! Die Tochter des Regierungsrats Reuß hatte sich mit einem Musensohn zu weit eingelassen. Zum Unglück erfuhren die Studenten, daß die Hebamme zu ihr gerufen sei; flugs zogen sie vor das Haus und machten eine Katzenmusik, wobei die schändlichsten Lieder gesungen wurden. Der Rat beschwerte sich bei dem Rektor; aber der freute sich selbst über den schnurrigen Einfall seiner Bursche und ließ es gut sein.

Schlägereien sind in Gießen gar nicht selten. So klein die Universität ist, so viel Balgereien fallen vor; manchmal haben sie einen gefährlichen Ausgang. Zu meiner Zeit war es gewöhnlich, sich auf der öffentlichen Straße zu schlagen, und dies alsdann, wenn man zum voraus gewiß war, daß es würde verraten werden. In diesem Fall ging der Herausforderer vor das Fenster seines Gegners, nahm seinen Hieber**, hieb damit einigemal ins Pflaster und schrie: „Pereat N. N., der Hundsfott, der Schweinekerl! tief! pereat! pereat!“ Nun erschien der Herausgeforderte: die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition, und die Rau-

* Minchen, willst du nach Hause gehen oder du sollst die Schwerenot kriegen! L.

** Der Stößer diente zu geheimen Schlägereien. L.

ser kamen aufs Karzer; und so hatte der Spaß ein Ende.

Bordelle gibt es in Gießen nicht; aber doch unzüchtige Menscher und folglich auch — wie leider jetzt auf jeder Universität — venerische Krankheiten. Sein irriges Ehrgefühl hält manchen ab, sich einem geschickten Arzt zu entdecken, und er fällt Pfuschern in die Hände. Sonderbar ist es, daß der größte Teil der infizierten Studenten gerade Theologen, Schullehrer- und Predigersöhne, gewesene Waisenhäusler* oder überhaupt solche sein sollen, die man zu Hause oder auf Pädagogien oder anderen eingeschränkten Schulanstalten zur Universität vorbereitet hat. Noch sonderbarer ist es, infizierte Stipendiaten, sobald sie entdeckt werden, des Stipendiums verlustig zu erklären. Zur Scham, sich einem geschickten Arzt anzuvertrauen, kommt hier ja noch Furcht vor Verlust hinzu, und das erschwert die Kur noch mehr. Er mag nun wollen oder nicht, er fällt Pfuschern in die Hände und verpflanzt als Halbgeheilter, über kurz oder lang, sein Gift weiter, ja er bringt es nach Gegenden, wo es vorhin vielleicht noch nicht bekannt war, und macht auf diese Art seine wirkliche Sünde zur Erbsünde, wider die weder Taufe noch Exorzismus etwas vermögen. Wer kann hier genug warnen! Mehr als hundertmal habe ich es erlebt, daß unwissende Quacksalber oder voreilige Blödlinge aus einem kleinen Uebel von der Art ein recht fürchterliches, ja unheilbares, gemacht haben.

Die fieberhafte Hitze, brav Hefte nachzuschmieren, plagt die Gießener Studenten nicht, wenigstens zu

* Zöglinge der bekannten Anstalt in Halle. L.

meiner Zeit nicht, wenn man die Pandektenschüler des Kanzlers Koch ausnimmt. Dieser hielt keinen Schüler für fleißig, der nicht die vorgetragene Weisheit schriftlich eintrug oder doch wenigstens einige Bemerkungen darüber nachschrieb. Auf anderen Universitäten habe ich immer rüstige Heftenschreiber gefunden, nirgends aber ärger als in Halle. Hier füllen die Studenten viele Quartbände mit akademischer Kollegienweisheit an und schreiben oft Dinge nach, welche in den Kompendien weit besser stehen, oder gar nicht zur Sache gehören. Das macht aber in Gießen, daß die Professoren alle über gedruckte Bücher lesen und durchaus nicht diktieren und dadurch das Heftesudeln verhindern. Das Hallische Unwesen hat auch vorige Herbstmesse eine sehr üble Folge für einen dortigen Professor gehabt. Ein Student hatte nämlich die Jüdische Geschichte, so wie sie Herr D. Knapp vortrug, nachgeschmiert und sie hernach in Leipzig drucken lassen. In Gießen möchte der Abdruck der Hefte nicht zu fürchten sein, wenn auch alles nachgeschrieben würde; denn welcher Verleger würde wohl dergleichen Zeug annehmen?

Ich fand zu Gießen einige Landsleute, welche mich zustutzten und mit dem Komment, so wie ich ihn hier beschrieben habe, vertraut machten. Ich sah die Bursche, ich bewunderte sie, und machte so recht affenartig alles nach, was mir an ihnen als heroisch auffiel. Da ich bemerkte, daß die meisten den Hut quer trugen, so trug ich den meinen auch so, und gefiel! Zum Unglück war gleich nach der Abreise meines Vaters in Wieseck ein Kommers; ich wohnte demselben bei, mußte über zehn

Maß Bier zur Strafe ausleeren, weil ich die Kommerslieder nicht auswendig wußte, und erwarb über dreißig Duzbrüder! Wer war froher als ich! Dreißig honorige Bursche, die ich von dem Augenblick an du heißen durfte! Calvin mag sich kaum so gefreut haben über die Qualen des braven Servets in den Flammen, als ich mich freute, da ich den Degen am Balken betrachtete, woran die Hüte und mit ihnen die Brüderschaften angespießt waren. Ich sah mich nun mit ganz anderen Augen an als zuvor, und ward um so eifriger in dem edlen Vorsatz, ein recht honoriger Bursche zu werden.

Hierzu zeigte sich auch bald Gelegenheit. Es studierte ein gewisser von Avemann in Gießen, ein Erzrenommist und Schläger, vor dem man gewissen Respekt äußerte, ob er gleich an Liederlichkeit seinesgleichen nicht mehr hatte. Es schien ihm sogar der gesunde Menschenverstand zu fehlen. Dieser Avemann nannte oder schalt mich einst auf dem Schießhaus »Fuchs«. Ich nahm das Wort häßlich auf, denn meine Kameraden hatten mir aufgebunden, mich durchaus nicht »Fuchs«, »krassen Kerl« usw. nennen zu lassen. Also trat ich zu ihm und verbat mir den Ehrentitel. Avemann lachte mir ins Gesicht, worüber ich so erboste, daß ich ihn einen dummen Jungen nannte. Hierauf hob er die Hand auf, um mich zu maulschellieren. Meine Freunde hielten ihn zurück und erklärten dem Großsprecher, daß er »desavantage«* sei und da-

* D. h.: Avemann war der Beleidigte und durfte daher nicht wieder beleidigen, denn das wäre „Nachtusch" gewesen, der unter Bedauern abgebeten werden muß. Dieser sehr vernünftige Brauch ist auch jetzt immer noch in Kraft — vernünftig, weil

her von mir Satisfaktion fordern müßte. Avemann ergrimmte schrecklich: denn nichts konnte ihm empfindlicher sein, als daß er, ein Erzrenommist, von einem Fuchs Genugtuung fordern sollte. Aber es mußte nun einmal so sein. Der übermorgige Tag wurde also zur Balgerei festgesetzt. Ich hatte mich zwar schon vorher etwas im Fechten geübt, jetzt aber gaben sich meine Freunde alle Mühe, mich ein wenig mehr einzuschustern in diese edle Kunst, um doch nicht ganz als Naturalist aufzutreten.

Wir schlugen uns nun wirklich. Avemann verletzte mir ein klein wenig den Arm, ich aber ihm derber sein Kollett — und der Skandal hatte ein Ende. Nachdem wir Frieden gemacht hatten, sahen alle Anwesenden mich mit Augen an, die vor Freude und Beifall funkelten: da war Bruder Laukhard hinten und Bruder Laukhard vorne! Jeder würdigte mich seiner besonderen Freundschaft — und ich Tor war über den Ausgang dieses Handels so begeistert, wie kein General es sein kann, wenn er eine Menschenschlacht gewonnen hat.

Nach meiner ritterlichen Tat wurde ich in eine

---

sonst des Schimpfens, besonders unter Bezechten, kein Ende wäre und oft Tätlichkeiten folgen würden. Man „kontrahiert" oder fordert, und die Sache ist vorläufig erledigt. Uebrigens sind gegenwärtig Anrempelungen zum Zweck des Kontrahierens, wenigstens auf den kleinen Hochschulen, verhältnismäßig selten geworden. Die Einrichtung der Bestimmungsmensuren bietet dem Tatendrang der Jugend mehr als reichliche Gelegenheit, sich mit dem Schläger in der Hand auszutoben, ohne daß die jungen Herren dabei „rauhbeinig" zu werden brauchen. Den Gesichtern schadet's ja meistens nichts. P.

geheime Gießener Studentenschaft aufgenommen, die nun glaubte, ein sehr respektables Mitglied in meiner Person zu akquirieren.

Ich hatte in meinem Vaterland zwar lernen derb Wein trinken; aber Schnaps war nie in meinen Mund gekommen. Das Branntweintrinken wird überhaupt in der Pfalz gleichsam für schändlich gehalten. Ein günstiges Vorurteil! Es fördert den Absatz und Anbau des Weins und beugt dort dem Kornmangel vor, der aus stark betriebener Branntweinbrennerei entstehen würde. Die Trunkenheit hält man nicht für schändlich, nur das Vehikel, wodurch sie entsteht. Ich hatte zwar einen ganz artigen Wechsel, aber der würde nicht zugereicht haben, wenn ich hätte täglich Wein trinken wollen. Also, da doch manchmal eine Schnurre passieren sollte, so ahmte ich meinen honorigen Brüdern nach und trank — Schnaps.

Der Gießener Schnaps ist, wie das Bier, sehr elend: er hat einen Geschmack, wie wenn er mit Rauch von Nußlaub geräuchert wäre. Dabei ist er sehr wohlfeil: wer für sechs Kreuzer oder achtzehn Pfennige trinkt, ohne ganz berauscht zu werden, muß ein kapitaler Säufer sein.

Nicht lange nach meiner Ankunft in Gießen wohnte ich auch einem Kreuzzuge bei. Das Ding war so: Sechs derbe Burschen bewaffneten sich mit Flinten und dem Zugehör und marschierten gegen Abend auf ein Dorf, etwa zwei Stunden von der Stadt. In diesem Dorf wurde derb gezecht und dann ging der Zug auf ein anderes. In jedem Dorf wurden die Bauern

periert *, die Flinten losgeschossen, dem Nachtwächter das Horn genommen, wild darauf geblasen, kurz ein Spektakel verführt, daß alle Bauern in Harnisch gerieten. Wagten sie es dann, sich uns zu widersetzen, so wurde ihnen gedroht, daß, sobald sie sich weiter mokierten, wir scharf auf sie feuern würden, ohne die Ankunft unserer übrigen Kameraden abzuwarten; wir wären wer weiß wie stark! Würden sie aber Frieden machen, so wollten wir abziehen. In einigen Dörfern wurde wirklich auf diese Art Friede gemacht, aber in Busek, wohin wir gegen Tagesanbruch kamen, wollten die Bauern von Kapitulieren so wenig wissen, daß sie uns, nachdem wir eine blinde Salve auf sie gegeben, dergestalt verkeilten, daß es uns verging, den Kreuzzug fortzusetzen. Freilich hätte mich dies witzigen sollen, dergleichen Kreuzzügen nicht wieder beizuwohnen: gefährlich waren sie immer und sehr tief unter der Würde eines Universitäters; aber — wie man ist! Mein Leichtsinn, mein studentischer Heroismus verleiteten mich noch dreimal dazu.

In dem wilden Leben vergaß ich ganz meines Thereschens oder besser gesagt, die Burschenphrenesie bemächtigte sich aller meiner Sinne so sehr, daß ich an sie nicht denken konnte. Freilich fiel sie mir mehrmals ein, allein der stärkere Gedanke, daß ich Bursch wäre und nun als Bursch leben müßte, verscheuchte sogleich das Bild des guten Kindes und jagte mich zum Balzer oder Eberhard Busch.

An einem Sonntag — es war Exaudi 1775 —

* Perieren = Pereatrufe bringen. P.

wollte ich eben mit meinem Freund Diefenbach nach seinem Heimatsort Reiskirchen gehen, als mir der Postbote zwei Briefe übergab; der eine war von meinem Vater, der andere schien mir der Aufschrift nach von meinem Onkel, dem Pfarrer in Oppenheim, zu sein. In meinem Schlafzimmer in Reiskirchen öffnete ich meine Briefe und las den meines Vaters zuerst; er war lateinisch, mit vielen griechischen Versen aus Homer, Theokrit u. a. nach seiner Gewohnheit ausgeschmückt. Nachher öffnete ich den meines Onkels; aber Himmel, wie ward mir, als ich mich getäuscht fand, als ich meines Thereschens Hand erkannte! Sie meldete mir, daß sie sich in Mannheim bei ihrer Frau Base aufhalte, und machte mir über mein Stillschweigen Vorwürfe. Wenn's übrigens nicht gar zu weit wäre, fügte sie hinzu, so würde sie mich bitten, sie in Mannheim zu besuchen.

Dieser Brief, den ich in der schlaflosen Nacht wohl hundertmal durchgelesen hatte, wurde am anderen Morgen von meinen Gastfreunden gefunden und gelesen. Diefenbach neckte mich mit meiner Liebsten und zeigte mir, als ich mich erstaunt stellte und alles ableugnete, ihren Brief. Dann kam seine Schwester, ein liebenswürdiges frisches Landmädchen, in den Garten und fing nun an, mich ebenfalls aufzuziehen; als sie aber sah — und so was sehen die Frauenzimmer eher als der feinste Kritiker einen Schnitzer — daß sie mich tief kränkte, änderte sie ihren Ton und teilte meine Empfindungen. Nichts ist labender für einen Verliebten, als ein schönes Frauenzimmer, das in seine Gefühle einstimmt. Ich schwamm in Seligkeit und geriet über dem Lob meines Mädchens so in Enthusiasmus, daß ich ver-

gaß, daß das Lob des einen Frauenzimmers beinahe allemal die Eitelkeit des anderen beleidigt.

Mamsell Diefenbach bestärkte mich in meinem Vorhaben, nach Mannheim zu reisen, um Theresen zu besuchen. Ich blieb noch einige Tage in Reiskirchen, dann aber konnt' ich's nicht mehr aushalten vor lauter Sturm und Drang, wie Meister Klinger spricht; ich ging nach Gießen, rüstete mich, gab vor, ich wollte meine Bekannten in Weilburg besuchen, und begab mich auf die Wanderschaft der Liebe.

Ich machte in einem Tage die Strecke von Gießen nach Frankfurt, und das zu Fuße. Nun, meine Herren Psychologen, will ich Ihnen was sagen, das Ihnen vielleicht nicht so leicht zu erklären sein möchte als die Ideenformen: Ich war doch voll von Theresens Bild, war ihr von ganzer Seele wieder ergeben; rege Sehnsucht trieb mich zu ihr hin, kein Gedanke stand in mir auf, an dem die Idee meines Mädchens sich nicht sogleich angekettet hätte; und doch besuchte ich den Abend, als ich zu Frankfurt angekommen war, die berüchtigte Madame Agricola. Wie ging das zu?

Den folgenden Tag fuhr ich mit dem Marktschiff nach Mainz, am dritten setzte ich mich in eine Retourchaise, war schon um elf Uhr in Worms und kam des Abends noch vor Dunkel in Mannheim an. Ich logierte im »Goldenen Stern«, wo ich den Wirt kannte, der sich nicht wenig wunderte, mich zu sehen.

Ich ließ mich früh à la mode de Mannheim frisieren, bürstete meinen Rock fein aus und marschierte mit tausend Herzklopfen nach dem Hause, wo Therese sich zum Besuch aufhielt. Sie empfing mich an der

Haustür, gab mir einen Wink, machte mir ein gleichgültiges Kompliment auf französisch und sagte sodann: „Je vous donnerai une lettre; ouvrez-la quand vous serez hors d'ici.“ Die alte Base empfing mich sehr höflich und lud mich zum Frühstück ein; während des Kaffeetrinkens gab mir Therese den Brief, den ich ihrem Vater überreichen sollte, ich merkte aber wohl, daß er für mich war. Endlich kam ein Schneider, der Theresen Maß nehmen wollte; sie ging mit ihm ins Nebenzimmer, und da nahm mich nun die Base ins Verhör. Ich hatte mir einen falschen Namen beigelegt und mich für den Sohn eines katholischen Oberförsters ausgegeben. Sie erkundigte sich, ob ich auch den jungen Laukhard kenne. Ich bejahte, und nun ging es über den her! Die alte Dame nahm kein Blatt vor den Mund, und ich war froh, als Therese wiederkam und unser Gespräch ein Ende hatte. Zwar hatte ich nun meine Ehrentitel gehört, sah aber doch auch, daß noch Hoffnung für mich übrig war. Ich eilte darauf weg, um zu sehen, was Therese geschrieben hätte.

Ehe ich in mein Quartier kam, begegnete mir ein Bekannter, Herr Emons, und nötigte mich, mit ihm auf ein Kaffeehaus zu gehen. Wir spielten eine Partie Billard; ich entfernte mich aber auf einige Augenblicke, um den Brief meines Mädchens zu lesen. Der war sehr kurz: sie gab mir Stelldichein auf vier Uhr jenseits des Neckars. Das war viel Trost für mich.

Auf dem Kaffeehaus wurde onze-et-demi gespielt; ich wollte einige Gulden wagen, die ich entbehren konnte — ich hatte von Gießen über vier Louisdor mitgenommen ––, war aber glücklich und gewann dreißig Gulden.

Gegen Mittag hörte das Spiel auf. Ich bin niemals ein Freund vom Spiel gewesen, aber wenn ich spielte, hatte ich meistens Glück.

Um vier Uhr war ich schon lange am roten Häuschen jenseits des Neckars; endlich kam Therese und führte mich hinter die Bäume, wo wir ungestört kosen konnten. Das Gespräch bestand aus Vorwürfen, Entschuldigungen, Nachrichten, Beteuerungen ewiger Liebe und dergleichen. Der Leser wird's schon wissen. Zuletzt offenbarte ich Therese das Gespräch ihrer Base. Sie war sehr froh darüber und sagte mir, daß ich am folgenden Tage unter meinem eigenen Namen in ihrer Wohnung erscheinen solle. „Die Base soll doch sehen, daß der Laukhard kein Schuft ist; kommen Sie, wir wollen nach der Stadt gehen." Ich begleitete mein Mädchen bis an ihre Wohnung.

Ein Hanswurst hatte einige Tage vorher in Mannheim durch seine sieben Künste die Beutel der Müßiggänger, der Domherren und des übrigen heiligen und unheiligen Pöbels in Kontribution gesetzt und hielt sich jetzt in Frankenthal auf, um seine Possen auch da zu benutzen. Eine große Menge Mannheimer — so erbaulich ist auch da der Geschmack! — fuhren, ritten und gingen nach Frankenthal, und auch ich ließ mich von Herrn Emons bereden, ihn in einer Kalesche dahin zu begleiten. Der Hanswurst balancierte auf dem Draht, ließ Marionetten spielen usf., wobei das Zuschauervolk sein Zwerchfell mächtig voltigieren ließ. Wir speisten den Abend im Wirtshaus; aber wie fuhr ich zusammen, als ich den Kupferschmied Keßler von Alzey gewahr ward und er mich gar anredete. Doch fragte er nicht weiter nach.

Am anderen Morgen bei der Base wurde das Gespräch sehr ernsthaft, so ernsthaft, daß Thereschen sich wegbegab. Es wurde, damit ich's kurz mache, der Entschluß gefaßt, daß ich zwar für jetzt in Gießen bleiben, aber in den Herbstferien meine Eltern besuchen sollte. Inzwischen würde sich schon ein Mittel zeigen, unseren großen Zweck auszuführen. Das war die ganze Abrede.

Ich blieb noch zwei Tage in Mannheim, sah alle Tage mein liebes Mädchen und reiste dann mit schwerem Herzen wieder ab. Meinen Rückweg nahm ich durch die Bergstraße und kam dann nach einer Abwesenheit von ungefähr zwölf oder dreizehn Tagen in Gießen wieder an. Meine Kameraden ließen sich leicht bereden, daß ich in Weilburg gewesen wäre, und waren fidel, daß sie mich wiedersahen. Ich war ziemlich fleißig, schwänzte nie und ließ es an guter Repetition nur selten fehlen.

Es mochten wohl vier Wochen seit meiner Reise nach Mannheim verflossen sein, als ein Brief von meinem Vater ankam. Das war ein Brief! Schrecklicher als er darin auf mich loszog, kann ein Musketierkapitän nicht auf einen Soldaten losziehen, der die Parade verschlafen hat. Er hatte von dem Alzeyer Keßler meine Donquichotes-Reise erfahren, und die Ursache davon konnte er sich leicht hinzudenken. Er wußte, daß Therese in Mannheim war, und konnte also auch schließen, daß ich sie da gesehen und gesprochen hatte. Er drohte mir, mich von Gießen wegzunehmen und nach Kopenhagen auf die Universität zu schicken; da sollte es mir wohl vergehen, nach Mannheim zu reisen. Er wollte mit aller Gewalt meine unwürdige Liebschaft stören; da müßte doch der Henker dreinsitzen usw.

Sofort sollte ich antworten und den Verlauf meiner Reise richtig und ohne Umschweife erzählen; er wisse doch schon alles, und wenn ich nicht aufrichtig wäre, so würde er selbst nach Gießen kommen und mich nach Kopenhagen hinführen — in eigener Person!

Diese Drohung schlug mich gewaltig nieder; denn ich fürchtete nichts so sehr, als nach Dänemark geschickt zu werden. Um also diesem Uebel vorzubeugen, antwortete ich, daß ich zwar in Mannheim gewesen, aber bloß mit einem guten Freunde dahin gereist sei, der im Elsaß zu Hause wäre und in Gießen studiert hätte. Ich leugnete geradezu, Theresen gesehen zu haben; ich wüßte ja nicht einmal, daß sie in Mannheim sich aufhielte. Uebrigens räumte ich ein, einen erzdummen Streich gemacht zu haben, versprach aber, mich zu bessern, und bat um Verzeihung. Ich hatte meinen Brief lateinisch geschrieben und brav mit griechischen Stellen ausstaffiert, welches meinem Vater denn dergestalt behagte, daß er mir verzieh und mich nur noch zum Gehorsam anwies.

Nun war ich wieder getröstet! Aber der angelobte Gehorsam blieb aus; ich wechselte von der Zeit an beständig mit Mamsell Theresen Briefe und schrieb auch von Zeit zu Zeit an den Pastor Neuner.

Fünftes Kapitel.

Die Eulerkappereien. — Rohe Burschenscherze. — Was ein Rektor dazu sagt. — Das Karzer. — Ein Studentenparlament. — Das Perieren. — Kunstbetätigung im Karzer. — Wetzlar. — Jerusalem-Werther. — Wetzlarer Komödie. — Ungesunde Galanterie. — Der Ton der Wetzlarer Gesellschaft. — Prozession nach dem Grabe des jungen Werther. — Ferienreise. — Der Bellermarkt. — Erkalten meiner Liebe zu Theresen.

Ungefähr im Monat August dieses Jahres entstanden in Gießen die Eulerkappereien, welche mir und vielen anderen zu schaffen gemacht haben; sie verdienen daher eine Stelle in meiner Biographie. Ich muß aber zum voraus den Ursprung dieser Benennung erklären.

Zu Gießen, am Wagengäßchen, wohnte ein gewisser Euler, der in seiner Jugend Theologie studiert hatte, hernach aber wegen eines illegalen Beitrags zur Bevölkerung, der durch seines Vaters Magd zum Vorschein gekommen war, die Hoffnung verlor, ein geistliches Amt zu bekleiden. Er hatte die Mädchenschule in Gießen angenommen, war dabei Leichenbitter, Kantor an der Zuchthauskirche und Klingelbeutelträger in der Stadtkirche. Dieser Euler, oder nach dem Ekelnamen, den ihm die Studenten gegeben, Eulerkapper, war ein äußerst lächerlicher Mensch: seine Mienen, sein Anzug, sein Gang, kurz alles war so auffallend beschaffen, daß ihn niemand ansehen konnte, ohne überlaut zu lachen. Er war eben darum der allgemeine Gegenstand für die Neckereien der Gießener Studenten; und diese Neckereien nannte man Eulerkappereien.

Neben Eulerkapper wohnte ein Student, welcher

aus seinem Kammerfenster gerade in dessen Putzstube sehen konnte. Der Student nahm einmal den Zeitpunkt in acht, als das Fenster dieser Putzstube offen stand, befestigte seinen Kammertopf an eine Stange, langte dieselbe hinüber und leerte den Topf — es war Unrat von verschiedener Gattung darin — in der Putzstube aus. Euler mußte das Ding bald erfahren, mußte auf den Urheber schließen, und nun war es ganz natürlich, daß er ihn beim Rektor verklagte.

Der Student wurde vorgefordert, er lehnte aber die Beschuldigung von sich ab, durch Vorgeben, daß manche Bursche in seiner Abwesenheit auf seine Stube zu gehen pflegten, und da könnte es immer sein, daß sie den Mutwillen verübt hätten. Er für seine Person wäre weit von dergleichen schmutzigen Affären entfernt. Auf diese Art kam Bruder Schacht, der Student, ohne Strafe davon, und der Rektor lachte bloß über den Einfall, einen Kammertopf in ein fremdes Visitenzimmer auszuleeren.

Den folgenden Sonntag versammelte Herr Schacht eine große Menge Studenten auf seiner Stube. Kaum war Euler mit Frau und Tochter zur Kirche, so wurde sein Fenster mit einer Stange eingestoßen und auf die vorhin beschriebene Art eine Menge Ladungen in die Putzstube transportiert. Euler erfuhr schon auf dem Rückweg nach Hause, was vorgefallen war. Er klagte; aber nun halfen dem guten Schacht seine Ausflüchte nicht: er mußte vier Tage ins Karzer, mußte Eulern das Fenster neu einscheiben lassen und dreißig Kreuzer zur Reinigung der Putzstube hergeben.

Zu Gießen war es damals Mode, daß ein inkarze-

image
not
available

rige Bursche ins Karzer gekommen und sonst gestraft worden wären; daß also eine allgemeine Entscheidung zu fassen sei, wie man es in Zukunft mit dem Euler halten sollte. Er für sein Teil fände es notwendig, daß man ihm einen angemessenen Ekelnamen beilegte. Hierauf wurde debattiert und beschlossen, daß der Mädchenschulmeister Euler in Zukunft Eulerkapper heißen und jeder Bursche ihn wenigstens einmal die Woche perieren solle. Die Verifikationsformel wurde auch durch die meisten Stimmen folgendermaßen angegeben:

„Es leben Ihre Magnifizenz, der Herr Johann Heinrich Eulerkapper, Ritter von Fellago, des Heiligen Römischen Reichs Großkroneselsohrträger, Hundsfott und Schwertfeger, hoch und abermals hoch und noch einmal hoch! Pereat Eulerkapper!"

Dabei sollte, wenn sich's sonst tun ließe, der Verifikant dem Eulerkapper auch die Fenster einwerfen.

Das löbliche Parlament gab gleich denselben Abend ein Beispiel der Befolgung der sanktionierten Gesetze. Alle Assessoren, nachdem sie sich stark benebelt hatten, zogen vor des armen Mannes Haus und perierten ihn in der besten Form. Der Eulerkapper, welcher sich nicht getraute, vor seine Tür zu treten, mußte dem Lärmen ohngerächt zuhören; denn er kannte niemanden, war also nicht imstande, einen Verifikanten bei der Obrigkeit anzugeben.

Seit dem Parlamentstage hatten die Kappereien kein Ende: alle Abende wurde von mehr als hundert Studenten: „Pereat Eulerkapper!" gegröhlt und eine Fensterkanonade vorgenommen. Ja, einst perierten ihn

gar zwei junge Frauenzimmer. Es blieb aber nicht beim Perieren und Fenstereinschmeißen allein; es wurden auch Pasquille, Liedchen und scheußliche Gemälde gemacht und allerorten, besonders in der Gegend des Hauses dieses geplagten Schulmeisters angeklebt.

Da so oft Studenten vom Kapper erkannt wurden, so kamen auch nicht wenige aufs Karzer. Freilich war diese Strafe niemals scharf: ein, höchstens zwei, bei öfterer Wiederholung auch drei oder vier Tage Arrest, war die ganze Züchtigung — nebst der Bezahlung der zerschmissenen Fensterscheiben. Der Rektor lachte allemal, wenn er jemanden wegen Kapperei vorhatte. Mich hieß er einmal, freilich im Spaß und mit großem Gelächter, des Satans Engel, der Eulerkappern mit Fäusten schlüge. Dafür mußte ich indes doch nach Cordanopolis wandern.

Ehemals war das Karzer in Gießen, sowie die Karzer auf anderen Universitäten, bloß mit dem Namen derer bemalt, welche in demselben kampiert hatten; aber seit den Eulerkappereien fing's auch an, an den Wänden tapeziert zu werden. Anfangs wurde bloß der Eulerkapper gerade der Tür gegenüber gemalt, mit schwarzem Rock, gelber Weste, roten Beinkleidern usw. Bald hernach wurde ein Teufel in scheußlicher Gestalt vor ihn hingestellt, der ihm Brüderschaft zutrank. Die Malerei blieb nicht beim Eulerkapper stehen; es wurden noch mehrere Personen mit Epigrammen abkonterfeit — und auf diese Art wurden alle Wände so voll, daß binnen Jahresfrist kein Platz zu Porträts übrig blieb. Ein gewisser Student, namens Anaker, sollte

einmal eingesteckt werden; er stellte aber gleich am ersten Abend beim Herrn Prorektor vor, daß er sich vor den vielen im Karzer abgemalten Teufeln fürchte, und wurde losgelassen.

Die Stadt Wetzlar habe ich bald nach meiner Ankunft in Gießen besucht. Sie liegt kaum drei Stunden von da und ist ein ungleiches, rußiges, schlecht gebautes Nest. Die Stadt ist gemischter Religion; die Geistlichkeit derselben ist so bigott, daß man wohl schwerlich in der Welt bigotteres Grob antreffen wird. Nur ein Pröbchen hiervon.

Kurz vor meiner Zeit hatte sich der Sekretär Jerusalem, der Sohn des berühmten Abtes Jerusalem, aus Haß gegen einen Gesandten und aus Liebe zur Tochter des Amtmanns Buff, erschossen. Man sagte damals in Wetzlar und in Gießen, daß eine Beleidigung, die Jerusalem im Hause des Präsidenten Grafen von Spauer habe erdulden müssen, bei dem sehr empfindlichen und stolzen Jüngling das meiste zu diesem traurigen Entschluß gewirkt habe. Genug, Jerusalem erschoß sich. Und nun hatte es Schwierigkeiten mit seiner Begräbnisstätte. Der Amtmann Buff, ein redlicher Mann, bat den Pfarrer Pilger um die Erlaubnis, die Leiche des Unglücklichen auf dem Gottesacker zu begraben. Aber der Pfaffe, der leider in dieser Sache zu befehlen hatte, sah jeden Selbstmörder als ein Aas an, das eigentlich für den Schinder gehöre, und versagte die Erlaubnis. Kaum konnte der Graf von Spauer, der sich recht tätlich für Jerusalems ehrliche Bestattung interessierte, soviel erhalten, daß der Erblaßte auf einer Ecke des

Gottesackers durfte begraben werden. Pastor Pilger hat hernach mehrere Predigten gegen den Selbstmord gehalten und den guten Jerusalem so kenntlich beschrieben, daß jedermann merkte, er sei es, der nun in der Hölle an eben dem Orte ewig brennen müsse, wo Judas der Verräter brennt, der sich erhenkte, mitten entzwei barst und all sein Eingeweide ausschüttete (Apostelgesch. 1, 18).

So elend Wetzlar sonst ist, so volkreich ist es wegen des dortigen Reichskammergerichtes. Da gibt es außer den vielen Assessoren, Prokuratoren, Advokaten, Notarien und Skribaxen, wovon alle Gassen wimmeln und welche sich gewöhnlich alle schwarz kleiden, auch noch eine Menge von Fremden, welche dahin kommen, den Gang ihrer Prozesse zu befördern, d. h. die Referenten auszuspähen, denen ihre Akten übergeben sind, und diese dann mit barem schweren Gelde oder sonst etwas zu bestechen.

Bei dieser großen Volksmenge fehlt es nicht an allerhand Vergnügungen, anständigen und unanständigen, wie einer Lust hat. Oft halten sich z. B. Komödianten da auf, welche aber meistens höchst elend spielen. Mein Geschmack ist wahrlich nicht fein, aber von den vielen Schauspielen, denen ich in Wetzlar beiwohnte, hat mir auch nicht eins gefallen. Einst sah ich Lessings »Emilia Galotti«: da agierte Odoardo wie ein besoffener Korporal, Marinelli wie ein Hanswurst und der Prinz natürlich wie ein Schuhknecht. Claudia sah aus wie eine Pastorswitwe, Emilia wie ein Hockenmädchen und die Gräfin Orsina endlich wie eine couragierte derbe Burschen-Aufwärterin. Schreien konnten

die Kerls und die Menscher, als wenn alle halb taub gewesen wären. So war die Komödie; dessenungeachtet aber klatschten die Wetzlarschen Herren und Damen, als spielte ein Garrick. Das Entree kostete indessen auch nicht viel: drei Batzen auf dem Parterre! Und für Kupfergeld kriegt man auch nur immer kupferne Seelenmessen!

Die Gießener Studenten besuchen Wetzlar sehr oft, wie denn überhaupt die Studenten gewohnt sind, außerhalb des Ortes, wo sie sich aufhalten, ihre Vergnügungen aufzusuchen, gesetzt auch, sie könnten desgleichen in ihrer Heimat besser antreffen. Daß ich nicht lange wartete, diesen Ort aufzusuchen, läßt sich denken, da ich überhaupt alles gerne nachmachte, was Leute meines Zirkels und meinesgleichen zu tun pflegten. Allein mir gefiel das alte Nest nicht; desto besser behagte mir die Tischgesellschaft im »Adler«, weil da Leute aus allerlei Provinzen speisten und ihre Aventüren beim Glase Wein erzählten, so unwahrscheinlich einige auch klingen mochten.

Da in Gießen keine Bordelle sind, und doch die Bursche daselbst den Stachel der Sinnlichkeit ebensogut fühlen wie an jedem anderen Ort, so ziehen die meisten nach Wetzlar, um das Vergnügen zu genießen, sich mit dem Auswurf des weiblichen Geschlechtes zu unterhalten. Freilich sind, außer der Geldzersplitterung, die übrigen Folgen oft sehr traurig, denn die Wetzlarschen Nymphen sind größtenteils französisch und begaben ihre Liebhaber mit einer Galanterie, die alle anderen Vergnügungen vergiftet, solange sie dauert. Ich selbst — warum soll ich's nicht gestehen? — habe die bösen

Folgen eines derartigen Umganges mit gefälligen Menschern empfunden. Zum Glück geriet ich in die Hände eines geschickten Studenten der Medizin; dieser ließ mich eine angemessene Diät halten und kurierte mich innerhalb vier Wochen aus dem Grunde.

Ehe ich mein Kapitel von Wetzlar schließe, muß ich noch etwas von dem Ton sagen, der daselbst herrscht, und dann eine empfindsame Prozession zum Grabe des jungen Werthers erwähnen.

Nirgends in ganz Deutschland, selbst in Lauchstädt nicht, in Eisenach nicht, in Merseburg nicht, ist der Ton in den vornehmen Gesellschaften steifer, als eben in Wetzlar. Ich habe dieses zwar nicht aus unmittelbarer Erfahrung, denn der Gießener Student hat wenig Zutritt zu den vornehmen Gesellschaften daselbst. Allein jeder, den ich darüber habe sprechen hören — und ich habe mehrere Sachkundige gehört —, hat mir das so gesagt. Der Adelige und besonders die adeligen Damen wissen es gar zu gut, daß sie adlig sind, und lassen es jeden, der mit ihnen umgeht, recht empfinden. Beiher muß man wissen, daß der Adel in Wetzlar eben nicht durch die Bank stiftsmäßig ist, daß viele Funkelneue darunter sind, auch wohl viele, welche gar nicht von Adel sind, aber unverschämt genug, sich für solche auszugeben. Haben sie einen Ball, so wird er mit folgenden Worten angezeigt: „Den und den ist im Hause des und des Herrn öffentlicher Ball, woran jeder adelige Herr und jedes adelige Frauenzimmer teilnehmen kann." Einige adelige Damen nehmen es indessen nicht übel, wenn ein Bürgerlicher, der klingende Münze hat und sonst robust ist, ihnen die Kur macht und sich die Mühe

nimmt, dem hochwohlgeborenen Eheherrn Hörner aufzusetzen. — Beispiele sind verhaßt.

Die Prozession nach dem Grabe des armen Jerusalem wurde im Frühling 1776 gehalten. Ein Haufen Wetzlarscher und fremder empfindsamer Seelen beiderlei Geschlechts beredeten sich, dem unglücklichen Opfer des Selbstgefühls und der Liebe eine Feierlichkeit anzustellen und dem abgefahrenen Geiste gleichsam zu parentieren. Sie versammelten sich an einem zu diesen Vigilien festgesetzten Tage des Abends, lasen die »Leiden des jungen Werthers« von Herrn von Goethe vor und sangen alle die lieblichen Arien und Gesänge, welche dieser Fall den Dichterleins entpreßt hat. Nachdem dies geschehen war und man tapfer geweint und geheult hatte, ging ein Zug nach dem Kirchhof. Jeder Begleiter trug ein Wachslicht, jeder war schwarz gekleidet und hatte einen schwarzen Flor vor dem Gesicht. Es war um Mitternacht. Die Leute, denen dieser Zug auf der Straße begegnete, hielten ihn für eine Prozession des höllischen Satans und schlugen Kreuze. Als der Zug endlich auf dem Kirchhof ankam, schloß er einen Kreis um das Grab des teuren Märtyrers und sang das Liedchen: „Ausgelitten hast du, ausgerungen.“ Nach Endigung desselben trat ein Redner auf und hielt eine Lobrede auf den Verblichenen, und bewies beiher, daß der Selbstmord — versteht sich: aus Liebe — erlaubt sei. Hierauf wurden Blümchen aufs Grab geworfen, tiefe Seufzer herausgekünstelt und nach Hause gewandert mit einem Schnupfen im Herzen.

Die Torheit wurde nach einigen Tagen wieder-

holt; als aber der Magistrat es ziemlich deutlich merken ließ, daß er im abermaligen Wiederholungsfalle tätlich gegen den Unfug zu Werke gehen würde, so unterblieb die Fortsetzung. Hätten lauter junge Laffen, verschossene Hasen und andere Firlefanze, wie auch Siegwartsche Mädchen, rotäugige Cousinchen und vierzigjährige Tanten dieses Possenspiel getrieben, so könnte man's hingehen lassen: aber es waren Männer von hoher Würde, Kammerassessoren und Damen von Stande. Das war doch unverzeihlich! Und alle die Torheit hat das sonst in seiner Art meisterhafte Büchlein des Herrn von Goethe verursacht!

Das Grab des jungen Werther wird noch immer besucht, bis auf den heutigen Tag.

Ich hatte den Sommer fidel und burschikos zugebracht, hatte mich zweimal geschlagen, war drei oder viermal im Karzer gesessen und hatte nach den Statuten des oben erwähnten Parlamentes den Eulerkapper bis aufs Leben gekeßert. Da freute sich nun meine Seele, als ich gegen das Ende des Halbjahrs meine Taten so überlegte und keine einzige fand, warum ich mir — wie ich damals dachte — hätte Vorwürfe machen dürfen.

Als die Ferien herannahten, schrieb ich meinem Vater, er möchte mir erlauben, ihn zu besuchen. Natürlich war nicht die Begierde, meine Eltern zu sehen, sondern ein aufwiegelnder Drang, mein Mädchen zu sprechen, die Ursache, warum ich um diese Erlaubnis anhielt. Thereschen war wieder von Mannheim nach Hause gereist, und das wußte ich, denn ich hatte wohl

ein halbes Dutzend Briefe von ihr erhalten, und lauter Briefe, so lang, als immer einer aus »Sophiens Reisen«* sein mag.

Mein Vater mochte das Ding merken, wenigstens schrieb er mir, ich sollte fein in Gießen bleiben und die Ferien zur Repetition der Kollegien anwenden; es schicke sich nicht, daß der Student alle Augenblick von der Universität nach Hause liefe; das sähe ja aus, als wollte er seiner Mutter Katz' noch einmal sehen. — So hätte ich also bleiben müssen und wäre auch wirklich geblieben, wenn nicht ein Vetter von mir, damals Hofmeister bei einem Herrn von Breidenbach in Marburg, seine Reise durch Gießen genommen und mich zum Mitreisen in die Pfalz aufgefordert hätte.

Eine halbe Stunde von Wendelsheim wird alljährlich ein berühmter Jahrmarkt unter dem Namen Bellermarkt gehalten, und zwar im blanken Felde, woran mehrere Ortschaften teilnehmen. Dahin kommen Kaufleute und Krämer, viele Meilen weit. Es werden auch eine Menge Weinhütten, ungefähr fünfzig, errichtet und von allen Bierfiedlern aus dem ganzen Umkreis her bemusiziert.

Ich hörte in Flonheim, daß eben heute der erste Bellermarktstag wäre. Das war mir eine erwünschte Nachricht. Ich hatte von Alzey ein Pferd mitgenommen, und nun, statt nach Wendelsheim, ritt ich, à la Bursch angezogen, mit einem derben Hieber versehen, auf den Bellermarkt. Gleich vorne an traf ich den ehrlichen

* In dem einstmals berühmten Buch: Sophiens Reise von Danzig nach Memel. P.

Töpfer Engel aus Wendelsheim, der da sein irdenes Geschirr feil hatte.

Engel: Ei herr jeh! Musche Fritz, willkum! Ach um Gottes wille, wo kumme Sie dann her?

Ich: Heute nicht weiter als von Alzey. Hör' Er, Meister, ist mein Vater hier?

Engel: Noch nit; er werd abber doch bal kumme. Die Mammese kimt och, un och die Tantese.*

Ich: Ist sonst kein Bekannter hier?

Engel (vertraulich): Musche Fritz, Ehr Mensch es schun da mit ehrem Babe.**

Ich: Das wäre! Und wo sind die, mein lieber Meister?

Engel: Da unne in Bremshütt.

Ich: Da muß ich gleich hin. A propos, Lieber, ich habe eine Bitte an Ihn.

Engel: Wann eichs tu kan, mit Fröde.

Ich: Kann Er mir einige Gulden vorstrecken, bis wir nach Hause kommen?

Engel (sehr freudig): Ei warum nit! Eich will Ehne zehn Gulle gebe: hun Se damet genuk?

Ich: Mit der Hälfte! Wenn ich nur fünf Gulden habe.

Engel (zählt Geld): Nä, da sein zehn Gulle. Es eß schun gut. Ze Wennelshem gebe Se mer se wedder.

Auf diese Weise war mein Beutel wieder in Ordnung, welcher auf der Reise, besonders zu Frankfurt,

* Mama und Tante. L.

** Papa. L.

ziemlich schwindsüchtig geworden war. Hierauf band ich mein Pferd an den Wagen des ehrlichen Engel und ging, mein Mädchen aufzusuchen. Ich fand sie bald; aber wie rot ward sie, über und über, als sie mich erblickte! Ihr Vater schüttelte mir indes traulich die Hand und bewillkommte mich, als wäre ich sein Sohn gewesen. Aber wegen der Herumstehenden konnten wir nichts reden, vielmehr ermahnte er mich, ihn und seine Tochter zu verlassen, damit uns mein Vater, der wahrscheinlich auch kommen würde, nicht beisammen fände und hernach von neuem lärmte. Ich fand diesen Grund vernünftig, versprach aber, den folgenden Morgen sie wieder zu besuchen, und ging.

Weit von Bremshütte setzte ich mich in eine andere und fing an, à la Bursch zu zechen. Kaum hatte ich einen Schoppen Wein geleert, als mein Vater mit einer starken Gesellschaft vorbeiging. Ich lief auf ihn zu und grüßte ihn; und der gute Mann, so unerwartet ihm auch mein Hervortreten war, gab doch sein Vergnügen zu erkennen, daß er mich sah. Ich meldete ihm die Veranlassung zu der Reise durch den Vetter, und er glaubte alles oder schien es doch zu glauben. Wir waren recht vergnügt; es war da alles so philanthropisch! Keiner nahm dem andern etwas übel.

Den Abend ging es nach Wendelsheim; mein Vater und seine Gesellschaft zu Fuße, ich aber ritt ganz burschikos neben her und sprach vom Komment. Meinem Vater mißfiel dies, wie ich aus seiner verdrießlichen Miene bemerkte; die andern schienen aber ganz Ohr zu sein. Endlich kamen wir an, und die Bauern und Nachbarn liefen alle zusammen, den Musche Fritz, den sie

seit dem Jänner nicht gesehen, zu beschauen, ob er auch recht bengelich* geworden wäre.

Ich war freilich sehr müde und hätte gern den andern Tag geschlafen bis acht Uhr; aber ich wollte ja Thereschen besuchen. Das weckte mich schon um fünfe. Als ich zu ihr kam, war sie eben aufgestanden und noch ganz im Negligé. Ich genoß da wieder selige Augenblicke. Alles wurde in Gegenwart ihres Vaters wiederholt, was schon mehrmals war verabredet worden.

Der Bellermarkt ging ganz in Jubel vorüber, und ich sah mein Mädchen noch einmal daselbst. Aber wenn ich mich nun so untersuchte, so fand ich, daß meine sonst so feurige Liebe viel von ihrer Stärke verloren hatte. Welches der Grund war, weiß ich nicht; genug, ich fühlte nach acht Tagen Aufenthalt in der Pfalz keinen allgewaltigen Drang mehr, mein Mädchen zu besuchen, und war in ihrer Abwesenheit sogar aufgeräumt. Eine neue Liebschaft hatte hieran keinen Anteil, das kann ich beschwören. Mein Vater versuchte einmal, mich auszuspähen, aber das mißlang ihm; er fragte mich nämlich, ob ich nicht Lust hätte, den Amtmann in *** zu besuchen. Er sei immer ein Freund unserer Familie gewesen; auch würde hoffentlich die Lapperei mit der Tochter — so nannte er unsere Liebschaft — nun ihr Ende erreicht haben. Ich sagte ihm ganz unbefangen, wenn er es haben wollte, so würde ich ihn besuchen, wenn er aber im geringsten besorgt wäre, daß ich wieder in meine vorigen Schwachheiten zurückfallen möchte, so sollte es nicht geschehen. Mein Vater war damit

* Stark und robust. L.

zufrieden und versprach mir, daß er selbst mit mir zum Amtmann gehen wollte. Das geschah auch einige Tage hernach; aber unsere Zusammenkunft war so ziemlich kalt und gleichgültig. Therese selbst schien mich nicht mehr als ihren Einzigen zu betrachten. Vielleicht hatte sie einige Erkältung in meiner Liebe gegen sie bemerkt, und Bemerkungen dieser ziehen gar leicht etwas ähnliches nach sich.

Liebe vergehet wie hitzige Krankheit. Heftig ist ihr Anfall und heftig sind ihre ersten Paroxysmen; diese lassen nach und hören endlich gar auf. Dann braucht's nur ein klein wenig Arznei, und die ganze Krankheit ist gehoben. — Aber freilich ist die erste Leidenschaft dieser Art von wunderbar langer Dauer, wenn man sie gegen andere Liebschaften hält, die mancher hernach in der Welt angibt.

Sechstes Kapitel.

Das Ordenswesen in Gießen. — Das Pfälzer Kränzchen. — Ich werde Amizist. — Die Gesetze der Orden — So wird man Sklave, um frei zu sein! — Der Senior. — Die sogenannte Studentenfreundschaft. — Wem nützen die Orden? — Marburg. — Die dortigen Studenten. — Sie waren klüger als wir Gießener. — Ein Kommers in Marburg. — Meine erste Predigt. — Mein Glaubensbekenntnis vom lieben Frauenzimmer. — Lorchen. — Eine Serenade in Gießen. — Studentenaufruhr. — Ein Froschmäusekrieg.

Die Ferien waren schon acht Tage zu Ende, als ich nach Gießen zurück kam. Ich ordnete meine Kollegia und fing an, fleißig zu studieren. Ich fand jetzt mehr als jemals, daß Kenntnisse ein wahres Bedürfnis für meinen Kopf waren. Ich habe auch, ohne mich zu

rühmen, bloß aus innerem Trieb und niemals deswegen gelernt, weil ich einmal mein Brot damit verdienen wollte. Meine Weisheit ist niemals weit her gewesen, und in keiner einzigen Wissenschaft habe ich mich über das sehr Mittelmäßige erhoben, doch habe ich ohne Unterlaß studiert und studiere noch recht gern; nur muß mir ein Buch in die Hände fallen, worin mehr erzählt als räsonniert wird. Denn gegen das Räsonnement hab ich von jeher einen gewissen Widerwillen gehabt, und das ist auch der Grund, daß ich in der Philosophie ein jämmerlicher Stümper geblieben bin. Vielleicht ist das aber auch so übel nicht.

Ich hatte bisher bei einem gewissen Schneider Klein gewohnt; nun aber quartierte ich mich zum Eberhard Busch, berühmten Bierschenken zu Gießen, ein. Dies Logis war in der ganzen Stadt bekannt, und das Bier war da wenigstens so gut, wie man es in Gießen haben konnte. Mein Hauswirt war ein braver lustiger Mann, bei dem ich ausgehalten habe, bis ich von Gießen abzog.

Ungefähr zwei Jahre vor meiner Universitätszeit waren die Orden auch zu Gießen eingeführt. Diese unsinnigen Verbindungen sind eigentlich in Jena entstanden. Die Mosellaner Landsmannschaft dort hat zuerst dergleichen ausgebrütet. Nach und nach haben sie sich an mehreren Orten eingeschlichen, so daß schon 1778 viele deutsche Universitäten von ihnen infiziert waren, besonders Jena, Göttingen, Halle, Erlangen, Frankfurt a. d. Oder, Gießen, Marburg u. a. Einige Jenenser hatten den Orden der sogenannten Amizisten nach Gießen gebracht, auf französich »l'ordre de l'amitié«

genannt, denn die Devise war: »Amitié!«, welche durch das Zeichen XX („vivat Amicitia!") angezeigt wurde.

Anfänglich blieb das Ding geheim; nachdem aber die Ritter, ich wollte sagen die Herren Ordensbrüder, inne wurden, daß man in Gießen alles tun durfte, so machten sie ihre Sache publik. Sie trugen auszeichnende Kokarden und litten nicht, daß die »Profanen« dergleichen nachmachten. So nennen Ordensbrüder diejenigen, die keinem Orden angehören. Dem Profanen steht aber, wie jeder weiß, das Heilige entgegen, wofür sich doch die Herren halten müssen! O sancta simplicitas!

Den anderen Studenten gefiel das Ding; sie rotteten sich also zusammen und stifteten der Orden mehrere. Und so entstand der Hessen-Orden, ja sogar der Renommisten-Orden oder der Orden des heiligen Fensters, welcher aber leider, wegen der großen Schiefität, der schiefe Orden und der Läuse-Orden benannt wurde.

So war die Lage der Orden, als ich nach Gießen kam. Ich geriet gleich anfangs in Bekanntschaft mit mehreren Ordensbrüdern, aber doch konnte ich mich nicht entschließen, ihrer Verbindung beizutreten. Ich war einmal versichert, daß ich bei Händeln fremder Hilfe nicht bedurfte; zum andern fing man von seiten der Universität an, auf die Orden aufmerksam zu werden, und drittens mochte ich keine genaue Freundschaft mit einer ganzen Bande aufrichten, von welcher mich viele nach dem Gießener Ausdruck »laxierten«, d. h. mir höchst unausstehlich waren. So blieb ich also vom Orden frei, auf eine Zeitlang nämlich.

Indessen hatten die Pfälzer ein Kränzchen unter sich errichtet, welches herumging und uns viel Vergnügen machte. Wir hatten freilich unsere Gesetze und Statuten, die den Gesetzen der Orden ziemlich nahe kamen; unser Zweck war auch der Zweck aller Orden, nämlich ein gewisses Ansehen auf der Universität zu behaupten. Aber wir waren weder eidlich noch auf sonst eine Art an einander gekettet, und es stand einem jeden frei, uns zu verlassen, sobald es ihm beliebte. Uebrigens herrschte unter uns die größte Freundschaft und Harmonie, und da wir lauter solche zu Mitgliedern hatten, die als honorige Bursche angesehen waren, so wagte es niemand, das Pfälzer-Kränzchen zu beleidigen oder schlecht davon zu sprechen. So blieben die Sachen eine geraume Zeit, bis endlich ich und noch zwei andere aus unserem Kränzchen uns in den Amizisten-Orden aufnehmen ließen.

Hätte ich vor meiner Aufnahme das eigentliche Wesen einer solchen Verbindung gekannt, ich würde wahrlich niemals hineingetreten sein. Das Ding ist ein Gewebe von Kindereien, Absurditäten und Präsumtionen, über welche ein kluger Mann bald unwillig werden muß. Die Gesetze sind alle so elend abgefaßt und so kauderwelsch durcheinander geworfen, daß man Mühe hat, sich aus dem Labyrinth derselben herauszuwinden. Ueberhaupt ist es ein erztoller Gedanke, daß ein Haufen junger Leute eine Gesellschaft stiften wollen, deren Zweck ist, sich ausschließlich das höchste Ansehen zu verschaffen, deren Oberhaupt ein Student ist, welcher eine Gewalt in seinem Orden ausübt, wie weiland der Jesuitengeneral in der Gesellschaft Jesu. So ungern

es manche hören werden, muß ich doch die Wahrheit bekennen und gerade heraussagen, daß akademische sogenannte Orden unsinnige Institute sind.

Als ich hineintrat, las man mir die Gesetze vor, welche in gewisse Titel abgeteilt waren, z. B. von Schlägereien, vom Borgen und Bezahlen, vom Fluchen und Zotenreißen. Die Sprache der Gesetze war äußerst legal, d. i. undeutsch und unverständlich. Da die Gesetze nach und nach gemacht sind, so fehlt es ihnen nicht an Widersprüchen, Wiederholungen und ganz unbrauchbaren Vorschriften. Doch das ist ja auch der Fall im Corpus juris und in mancher anderen heiligen und unheiligen Sammlung von Gesetzen.

Ich erinnere mich noch an viele Gesetze des gedachten Ordens, wovon ich einige der vornehmsten mitteilen will.

Der Zweck des Ordens ist, sich auf der Universität Ehre und Ansehen zu verschaffen, d. h. sich in solche Positur zu setzen, daß alle Studenten, ja selbst die Professoren und die Vorgesetzten, sich vor den Herren Ordensbrüdern fürchten möchten.

Daher ist die engste Verbindung nötig. Diese erfordert natürlicherweise, daß kein Mitglied das andere beleidigen darf. Alle Beleidigungen, die vorfallen, müssen vom Senior geschlichtet werden. Ueberhaupt sind viele Gesetze da, welche Freundschaft, Verträglichkeit u. dgl. gebieten. Da aber Freundschaft ein Ding ist, das sich nicht gebieten läßt, so gibt es im Orden immer so viele Disharmonien, daß gewiß stets Schlägerei * sein würde, wenn nicht andere prägnante Gründe Ruhe heischten.

* Mit den Waffen natürlich. P.

Das Oberhaupt des Ordens ist der Senior, welchem die anderen gehorchen müssen. Er hat ihnen zwar nur in Ordenssachen zu befehlen; da sich aber dahin allerlei ziehen läßt, so ist der Senior gleichsam der Herr der Mitglieder, und die Mitglieder sind, wenn er es verlangt, seine gehorsamen Diener. So wird man Sklave, um frei zu sein!

Neben dem Senior ist noch ein Subsenior, der auch etwas zu sagen hat, vorzüglich in Abwesenheit des großen Moguls, ich meine, des Seniors. Dann folgt das fünfte Rad am Wagen — der Herr Sekretär.

Ordnung muß sein; wer also gegen den Senior spricht, ihn schimpft und sich seinen Befehlen freventlich widersetzt, wird ohne alle Gnade, wenn's nämlich der Herr Senior befiehlt, aus dem Orden herausgeschmissen. An Satisfaktion darf er nicht denken.

Die vom Senior angegebene Kontribution muß richtig bezahlt werden. Fügt es sich, daß Ausgaben zu einer Zeit vorfallen, wo nicht alle Glieder bei Gelde sind, so müssen die, welche Geld haben, vorschießen. Das Vorgeschossene muß aber prompt ersetzt werden, unter Strafe der Verbannung aus dem Orden.

Um die Kosten zu bestreiten, muß eine Kasse angelegt werden, welche unter der Aufsicht des Seniors steht, und worüber ordentlich Rechnung geführt werden muß.

Wenn ein Mitglied Händel bekommt, so muß es sich schlagen; doch aus guten Gründen schlägt sich auch der Senior oder ein anderes Mitglied für ihn. Ueberhaupt müssen in diesem Fall die Glieder dafür sorgen,

daß sie und nicht ihre Gegner in Avantage* sind. Lieber eine Niederträchtigkeit begangen, lieber sich à la mode der Gassenjungen herumgebalgt, als den Vorteil und die Ehre der Avantage aus den Händen gelassen!

Bei den Zusammenkünften muß der, an dem die Reihe ist, rechtschaffen aufwichsen. Geht aber die Zeche auf gemeinschaftliche Kosten, so zahlt jeder seinen Anteil, außer dem Senior, der immer frei ist, weil er der Herr ist.

Eine Klugheitsregel befahl, keine arme Verwachsene, Mutlose u. dgl. aufzunehmen. Der Orden hätte von diesen Menschenkindern keinen Vorteil und nichts als Kosten, Schande und Verdruß. So soldatisch-amikabel dachten die Amizisten!

Und von dieser Art waren die Regeln oder die Gesetze des wohllöblichen Ordens der Herren Amizisten! Ihre Anzahl ließe sich noch stark vermehren, wenn ich nicht befürchten müßte, meinen Lesern zur Last zu fallen. Einige ihrer Gesetze waren aber doch gut; z. B. daß die Mitglieder fleißig sein, die Kollegien nicht versäumen, nicht fluchen oder Zoten reißen sollten u. dgl. Allein diese Vorschriften wurden nicht befolgt, vielmehr wurde in unseren Zusammenkünften geflucht und zotologiert, wie auf keiner Hauptwache. Die meisten anderen Gesetze waren äußerst unsinnig und läppisch, z. B. die über die Aufnahme, über das Zeichen, wodurch ein Glied sich dem anderen entdecken konnte, über die Art, sich zu grüßen, über das Einzeichnen in den Stammbüchern usw.

* D. h. die Beleidiger sind. Vgl. die Anmerkung zu Desavantage, S. 57. P.

Herr Professor Isenflamm in Erlangen hat, wenn ich nicht irre 1780, auf der dortigen Universität den Amizistenorden zerstört und ihre Gesetze drucken lassen.

Ich habe hernach mehrere akademische Orden kennen gelernt, und alle kamen in der Hauptsache mit einander überein; nur daß jeder seine besonderen Geheimnisse, d. h. seine besonderen Zeichen und andere Alfanzereien vorgibt. In Halle gab es einmal einen Orden der Inviolabilisten und einen anderen der Desperatisten. Wer dergleichen Namen hört, sollte meinen, das wären gewisse Sekten oder Ketzereien wie die Interimisten, Adiaphoristen, Antinomisten usw.

Obgleich der Hauptzweck der Orden, vorzüglich nach einer neueren Einrichtung bei einigen auf eine unzertrennliche Freundschaft und gegenseitige Beförderung hinauslaufen soll, so ist doch das Ding zuletzt lauter Wind oder kindische Spekulation. Auf der Universität hindert oder verdirbt einer den anderen, und hernach verabscheuen sie sich oft um so mehr, je mehr sie an Reife zunehmen und nun den Nachteil einsehen, der aus dieser Spiegelfechterei für sie entstanden ist. Herr Clemens in Hersfeld wollte mich vor fünf Jahren gar nicht mehr kennen, und doch war ich lange sein Ordensbruder gewesen und hatte mich sogar einmal für ihn, oder doch wegen seiner, herumgebalgt.

Die übrigen Zwecke werden auch sehr selten erreicht. Ich habe selten gesehen, daß ein Ordensbruder vor anderen Profanen einen Vorzug gehabt hätte. Es geht ihnen wie allen hochmütigen Schwächlingen, die ihren Wert nicht von sich, sondern von anderen hernehmen wollen. Und dies gilt vom Innern wie vom

Aeußern. Mir sind Fälle bekannt, wo Ordensbrüder von sogenannten Profanen verachtet, derb ausgeprügelt und hernach mit Schande bestanden sind.

Für manchen Professor, Sprachmeister, Stiefelwichser, Schneider, Pferdeverleiher, Feldscherer, Gastwirt und Haarkräusler haben die Orden allerdings Vorteile. Diese guten Leute — zumal die größten Pfuscher darunter — stecken sich hinter angesehene Mitglieder derselben, und nun werden alle übrigen ihre Kunden. Die Beispiele sind freilich verhaßt!

Es ist wohl nicht zu hoffen, daß die Orden auf Universitäten durch die Kraft der Gesetze werden vertilgt werden. Es sind immer einige angesehene und reiche junge Leute in denselben, und diese haben Anhang. Nun mag das Kuratorium oder der Landesherr noch so scharfe Edikte wider sie ergehen lassen, man stellt wohl Untersuchungen an, aber diese endigen sich mit Geldstrafen, und der Orden wird stärker als zuvor. Auch hiervon hat man Beispiele die Menge.

Aber da doch der Schaden, welchen die Orden unter jungen Leuten stiften, unermeßlich ist: da diese Verbindungen die Jünglinge von Fleiß und Subordination abbringen, da sie ihnen aufwiegelnde Grundsätze von Ehr' und Schande einflößen, dadurch sie einen Stand im Staate bilden lehren, unverträglicher machen, und so gleichsam ein bellum omnium contra omnes unterhalten; da sie sich einander auf Abwege führen, in Gefahren stürzen und schändlich ums Geld prellen, und dabei auch nicht den geringsten wahren Nutzen aufweisen können, so wäre es durchaus der Mühe wert, ein Mittel auszusinnen, wie diese Art von Verbindungen

könnte gestört werden. Gesetze, Verbote, Strafen, Karzer und Relegation enthalten dies Mittel nicht; noch weniger die so häufig angewandten Geldstrafen, das hat die Erfahrung gelehrt.

Doch genug von den Orden!

Die Universität Marburg habe ich einige Male besucht und da sowohl den Burschenkomment als auch einige Gelehrte kennen gelernt. Die Universität war damals sehr schwach; sie hatte kaum 180 Studenten, deren Komment elend genug war, nämlich burschikos zu reden. Die Studenten waren meist Landeskinder, und man hielt sie in gar strenger Zucht.

Als ich von Gießen aus da war, machten die Marburger Studenten eine Figur, wie ungefähr die Schüler auf dem Hallischen Waisenhaus. Sie waren den Gießenern nur darin ähnlich, daß sie derb Bier trinken und schnapsen konnten. In Kleidern gingen sie etwas galanter als die Gießener, dafür wußten sie aber auch keinen Komment. Wir kommersierten einst — versteht sich ein Schwarm Gießener — in einem Gasthaus zu Marburg. Einige Marburger sahen uns zu, wurden aber nicht zum Mitmachen eingeladen. Wir sangen aus dem erbaulichen Liede: »Ça donc, ça donc« folgende Verse sehr oft zur Erbauung der Herren Marburger:

:,: Rien, rien, :,:
So spricht der dumme Teufel,
Der noch nicht den Komment versteht.
Seht doch den dummen Marburger an,
Der noch nicht kommersieren kann!

:,: Courage, Courage, :,:
So spricht der Gießner Bursche,
Der da recht den Komment versteht.
Seht doch den Gießner Burschen an,
Wie er brav kommersieren kann!

Die Marburger hatten nicht das Herz, uns etwas übel zu nehmen: vielleicht waren sie zu klug dazu. Als wir sie fragten, wie ihnen unser Kommers gefallen hätte, und sie mit einem: „Sehr schön!" antworteten, sagte Bruder Henrici:

„Ja, ihr müßt auch wissen, ihr Marburger, daß die Gießener den Komment auch recht verstehen. Das sind ganz andere Kerls als ihr! Schwerenot, zu uns müßt ihr kommen! Ein Fuchs bei uns weiß mehr Komment als eure ganze Universität. Gott straf mich, das ist wahr!"

Die Herren Marburger lächelten und gingen ihrer Straße. Sie waren klüger als wir.

Das erste Jahr hatte mein Wechsel hübsch zugereicht, und ich war um Ostern 1776 keinen Pfennig schuldig. Ich hatte zwar lustig gelebt, doch hatte ich meine Oekonomie so eingerichtet, daß ich mit meinem Bestimmten auskam. Auch hatte ich mir einige gute Bücher angeschafft; meine Mutter gab das Geld dazu her und bezahlte mir auch den italienischen Sprachmeister.

Auf Ostern zog ich wieder nach Hause, meine Eltern zu besuchen und beiher auch Thereschen zu sehen. Freilich sehnte ich nach ihr mich nicht mehr so sehr als vorhin.

Mein Vater wollte jetzt durchaus, daß ich einmal predigen sollte; ich lernte also eine Predigt auswendig,

denn selbst konnte ich noch keine machen, hatte auch nicht Lust dazu, und hielt sie mit vieler Dreistigkeit in Mörsfeld vor Bergknappen und Bauern. Mein Vater hatte mir vor der Kirche zugehört, ohne daß ich es wußte, und war hernach ganz entzückt über meine Eleganz; nur meinte er, ich müßte künftig meine Predigten hübsch selbst ausarbeiten und mich ja nicht, wie sonst die Herren, aufs Reiten legen. In der Folge habe ich zwar manche Predigt selbst gemacht, die meisten aber schrieb ich ab und hielt sie. Ich glaubte das nämliche Recht zu haben, was ein Professor der Geschichte hat, welcher wörtlich abschreibt und hernach seinen Herren Zuhörern das Zeug dahinkanzelt.

Meine Therese bekam ich diesmal nicht zu sehen; sie war in Mannheim, und mir war die Lust vergangen, mich einem Wischer von meinem Vater dadurch auszusetzen, daß ich dahin hätte fahren mögen. Beiher hatte ich auch ein anderes Mädchen kennen gelernt, welches mir meinen Aufenthalt zu Hause ziemlich angenehm machte. Verliebt in sie bin ich wahrlich nicht gewesen, bin auch seit Theresens Zeiten es in keine mehr geworden, hab' gar hernach über die verliebten Torheiten oft weidlich gelacht. Doch hatt' ich so mein Behagen an hübschen Gesichtern, aber auch bloß an Gesichtern, d. i. am Körperlichen, denn für die Seele des Weibes hab ich von jeher blutwenig Respekt gehabt. Es sind, so nach meiner Meinung — die ich aber niemandem aufdringen will — eitle, eingebildete, abergläubische, neidische Dinger, die gern wollen brillieren, die sich bloß am Schein belustigen, in Kleinigkeiten Kabalen spielen, sich durch Nachäffung formen, keinen

Charakter haben, Gottes- und Pfaffengunst durch geistliche Koketterie zu erschleichen suchen, und wie 's Wetter im April bald gut und sanft, bald stürmisch und tigermäßig grausam sind. —

Das ist so mein Glaubensbekenntnis vom lieben Frauenzimmer, wozu ich mir die Gründe aus der Erfahrung abstrahiert habe. Ich habe sie gesehen in vornehmen Zirkeln und in Puffkellern; sie waren aber da wie dort: immer gleiche Gesinnungen, nur bestand der Unterschied in einigen Schattierungen, welche gröber und feiner sind und die Frauenzimmer von Qualität von denen ohne Qualität unterscheiden. Ja, meine liebe Dame, daß es auch hierbei Ausnahmen gebe, weiß ich; daß aber diese selten sind, weiß ich ebensogut, als daß Sie sich zu diesen Ausnahmen rechnen werden oder mein Buch mit Verachtung hinwerfen. Der größte Teil von Ihnen ist nun so!

Das Mädchen, von dem ich zuvor redete, hieß Lorchen und war die Tochter eines ehrlichen Pfarrers, der in der Folge mein bester Freund geworden ist. Wenn ich nicht das Unglück gehabt hätte, welches ich weiterhin berichten werde, so wäre ich längst Pfaffe und Lorchen wäre meine Frau geworden. Aber so wollte mein Mißgeschick das nicht. Und wenn ich's so recht bedenke, ärgere ich mich auch darüber nicht. Wer weiß, wie unglücklich ich mich mit meiner Familie noch gemacht hätte. Zum Pfaffen war ich verdorben und würde gewiß über kurz oder lang wegen Ketzerei kassiert worden sein. Wenn ich also im Unglück bin — und ich bin meiner Meinung und meiner Empfindung zufolge nicht ganz darin —, so bin ich allein darin.

Ich habe bei meiner Biographie gar den Zweck nicht, dem Leser eine mitleidige Träne abzulocken und dem Publikum so was vorzuwinseln; nein, meine Begebenheiten sollen nur den Beweis erneuern: daß man bei sehr guter Anlage und recht gutem Herzen ein kreuzliederlicher Kerl werden und sein ganzes Glück ruinieren kann. Da wird nun vielleicht mancher, der das liest, vorsichtiger in der Welt handeln, damit er nicht auch anrenne, wie ich angerennet bin.

Der Pastor Neuner besuchte uns fleißig in Wendelsheim, und da ich mehrmals Gelegenheit hatte, mit ihm allein zu sprechen, so ermangelte er nicht, mir vorzustellen, daß es bald Zeit wäre, das große Vorhaben des Katholischwerdens auszuführen. Er erschrak aber nicht wenig, als er hörte, daß ich den Lehren, welche ich sonst für gewiß zu halten schien, jetzt geradezu widersprach und mit Gründen dawider disputierte. Ich hatte nämlich inzwischen außer den Jesuitenschriften auch andere Bücher gelesen und war dadurch in den Stand gesetzt worden, den katholischen Kirchenplunder etwas richtiger zu beurteilen.

Ich fand damals Wohlgefallen an dergleichen Kontroversen und disputierte gern; hernach aber, als ich in Absicht der ganzen heiligen Religion andere Gedanken bekam, verlor ich auch die Lust, dogmatische Kontroversbücher zu lesen; doch haben mir die Histörchen dieser Katzbalgereien immer gefallen und gefallen mir noch.

Mein Pastor Neuner richtete also nichts bei mir aus und gab schon die Hoffnung halb auf, daß ich

mich jemals bekehren würde. Freilich stellte er mir vor, daß ich nun ein haereticus formalis wäre, und wenn ich stürbe, schlechterdings, ohne allen Pardon, Schibes, d. i. verloren gehen müßte.

Im Frühling 1776 kam der Bruder des regierenden Herzogs von Württemberg durch Gießen, mit seiner Tochter*, die für den russischen Großfürsten zur Gemahlin bestimmt war. Der Herzog logierte über Nacht im Posthause. Die Studenten wußten das vorher und machten Anstalten zu einer Serenade, so gut man dergleichen in Gießen haben kann. Die Gießener Hautboisten, die sich freilich wenig über gemeine Bierfiedler erheben, wurden in Beschlag genommen, und damit alles recht feierlich herginge, wurden Pechfackeln bestellt, für jeden ein Paar. Der Rektor wußte um alles und ließ uns machen bis an den Tag, für den die Serenade bestimmt war. Da erschien plötzlich nachmittags ein Edikt am schwarzen Brett, worin den Studenten durchaus verboten wurde, der Prinzessin von Württemberg Musik zu bringen; sonst möchten sie Musik bringen, wem sie wollten, man wolle ihnen ihre Gerechtsame nicht schmälern.

Die Studenten lasen den Anschlag; viele gerieten darüber in Furcht, weil Rektor Ouvrier dabei gesetzt hatte: „sub poena relegationis in perpetuum"**;

* Prinzessin Dorothea, die der Großfürst, spätere Zar Paul von Rußland, in zweiter Ehe heiratete. P.

** „Bei Strafe von Relegation für immer", um das schlechte Latein durch schlechtes Deutsch wiederzugeben. Meinen Lesern, die nicht auf Universitäten waren, muß ich sagen, daß das akademisches Latein ist. Freilich steht's so nicht im Cicero. L.

allein die Entrepreneurs der Serenade, Herr Lang aus dem Nassauischen und Herr Bohn aus Mümpelgard, setzten auf dem Billard, wo eine Zusammenkunft war, fest, daß das infame Hundsfötter, Drastika und Laxierpillen sein sollten, die sich an des Rödels Befehle kehren würden; wer ein rechtschaffener honoriger Bursch wäre, käme auf den Abend, das Trifolium, den Rektor und die verfluchten Pedelle Möser und Stein tief zu perieren! — Das war das Konklusum, welchem streng nachgelebt wurde. Ich selbst hatte viel zu läppische Begriffe von akademischer Freiheit, als daß ich diese Gelegenheit nicht hätte ergreifen sollen, mich zu zeigen, und übernahm eine Adjutantenstelle. Gegen Abend versammelten sich alle Bursche auf dem Kirchenplatz, und nach acht Uhr warteten wir dem Herzog mit der Serenade auf. Er schien mit dieser Achtung gegen ihn außerordentlich zufrieden zu sein und dankte neben der Prinzessin sehr höflich. Auch ließ er im Posthause so viel Wein auftischen, als uns zu trinken beliebte. Da die meisten ohnehin schon beinahe zu viel hatten, so kam es jetzt dahin, daß der ganze Haufen sehr bezecht wieder abzog.

Auf dem Kirchenplatz wurden die übrigen Fackeln und Fackelstummeln verbrannt, der akademischen Freiheit ein Vivat und den Unterdrückern derselben ein helles Pereat geschrien. Sofort wurde das schwarze Brett, woran das Edikt geheftet war, herabgerissen, in Stücke zerschlagen und ins Fackelfeuer geworfen. Das war nun das völlige Signal zum Tumulte. Die ganze Nacht ging der Spektakel nach Pandurenart fort bis an den hellen Tag. Der arme Eulerkapper mußte

schrecklich herhalten, dem Schuster Wannich wurde das Haus gestürmt und alle Fenster eingeschmissen. Das war ein sogenannter Pietist oder Separatist, der immer betete, aber auch jedes Jahr wenigstens ein Kind, jedoch nicht mit seiner Frau, fabrizierte. Die Studenten züchtigten ihn aber auch dafür ganz separat. Auch dem Rektor erscholl manches wilde Pereat.

Damit hatten wir aber noch nicht genug; wir wollten Entschuldigung vom Rektor haben, und um das durchzusetzen, verließen wir allesamt die Stadt und quartierten uns auf den Dörfern ein. Keine zehn Studenten blieben in Gießen.

Kanzler Koch konnte den Rektor Ouvrier ohnehin nicht leiden und setzte es durch, daß dieser, zu unserer Genugtuung, seine Würde niederlegte. So endete dieser Froschmäusekrieg.

Siebtes Kapitel.

Ein Ausflug nach Jena. — Das Elend in Hessen. — Aufrührerische Regenten und aufrührerische Broschürenschreiber. — Jena — Ein Abend auf dem Fürstenkeller — Studentische Gastfreiheit. — Der Ton in Jena und an anderen Hochschulen. — Studentenfreitische. — Wüste Auftritte in Gießen. — Meine Beteiligung an den Händeln. — Der Auszug nach Gleiberg. — Eine neue Hochschule und eine neue Fakultät. — »Professor Zotologiae«. — »Die Generalstallung« und »das wüste Gesicht«. — Studententheater in Gießen.

Lange hatte ich den Wunsch genährt, die ihres Komments wegen hochberühmte Universität zu Jena kennen zu lernen. Diesen Wunsch befriedigte ich im Herbst 1776. Ich machte mich auf, nachdem ich meinen Wechsel schon in der ersten Frankfurter Meßwoche erhalten hatte, und wanderte ganz allein zu Fuße dahin.

Meinen Weg nahm ich über Grünberg, Alsfeld, Hersfeld, Eisenach, Gotha, Erfurt und Weimar. Ich wählte mit Fleiß diesen Weg, um einige Städte mit zu besehen, die mir schon aus Beschreibungen bekannt waren.

Auf dieser Fahrt hatte ich nun so recht Gelegenheit, die niedere Klasse der Einwohner dieser Länder kennen zu lernen, eine Klasse, welche ich immer so gern kennen lernte. Im Hessen-Kasselschen hatte ich hierzu vorzüglich Gelegenheit. Ich merkte es gar zu genau, daß ich in ein Land kam, wo ziemlich überspannte Grundsätze herrschten. Die Bauern waren durchaus arme Leute, und eben damals hatte der Landgraf seine Untertanen nach Amerika verhandelt. Da liefen einem die halbnackten Kinder nach und klagten, daß ihre Väter nach Amerika geschickt wären, und daß ihre armen verlassenen Mütter und ihre alten abgelebten Großväter das Land bauen müßten. Das war ein trauriger Anblick. Dergleichen empört tausendmal mehr, als alle sogenannten aufrührerischen Schriften; jenes ergreift und erschüttert das Herz, diese beschäftigen meist bloß den Kopf. Aber von diesen will man nichts wissen, um sein Treiben desto ungestörter fortsetzen zu können — wie wenn es nicht weit aufrührerischer wäre, aufrührerisch zu regieren, als aufrührerisch zu schreiben, zumal da dieses größtenteils eine Folge von jenem ist. Ist das konsequent? Ist es im ganzen klug, den Turmhütern und Nachtwächtern das Lärmmachen über Brand und Einbruch zu verbieten? Heißt das für das öffentliche Wohl besorgt sein? Einsichtige, väterliche Regenten denken hierbei weit

vernünftiger; man überdenke die Regierung Friedrichs des Einzigen.

Ich gab soviel von meiner Barschaft her, als ich entbehren konnte. Ich sprach in allen hessischen Schenken ein und hörte da nichts als Klagen und Verwünschungen. Ich stehe dafür, wenn ein Fürst zu Fuße und unbekannt eine Reise durch seine Länder machte, es würde manches geändert werden. Aber so sitzen die guten Herren in Schlössern und in Zirkeln, wo Not und Armut fremde Namen sind, und da lernen sie die Beulen und Wunden nicht kennen, an denen ihre armen Untertanen krank liegen.

Ganz anders sieht es im Gothaischen und Weimarschen aus, ganz besonders aber im Erfurtschen. Zu Erfurt selbst lernte ich einige Studenten kennen, welche aber meinem damaligen Geschmack weit weniger entsprachen als die Marburger.

In Jena kam ich am Abend an und trat im »Halben Mond« ab. Da ich hier gar keine Bursche antraf, ließ ich mich nach dem Abendessen auf den »Fürstenkeller« führen, wovon ich schon vieles gehört hatte. Ich fand da einen ganzen Haufen Studenten, welche mir alle unbekannt waren. Ich forderte Bier und rauchte meine Pfeife an. Ein Student trat zu mir und fragte: „Der Herr ist gewiß Bursch?"

Ich: Natürlich.

Er: Woher? Von Halle?

Ich: Nein, von Gießen.

Er: Das ist brav. Wie ist's denn in Gießen, alles noch flüchtig?

Ich: Oh ja, fidel!

Er: Recht so! Wollen Sie hier bleiben?

Ich: Nein, ich will mich hier nur besehen.

Er: Schön! — Hier können Sie den Komment recht lernen. Sapperment! Sie werden die Reise nicht bereuen!

Ich: Das glaub ich auch; habe immer viel vom jenaischen Komment gehalten.

Er (nimmt seinen Krug): A bonne!

Ich (gleichfalls mit dem Krug): Schmollis! Ich empfehle mich deiner Freundschaft, heiß Laukhard und bin aus der Pfalz.

Er: Gleichfalls: heiße Kröber und bin aus der Pfalz.* Also Landsleute! Pardieu! das ist ja exzellent! Komm, Bruder, setz dich hier her!

Nun hatte ich schon einen Bruder in Jena, aber noch ehe ich den Fürstenkeller verließ, zählte ich deren über zwanzig. Die Bursche wetteiferten, mir nach ihrer Art Höflichkeiten zu bezeugen.

Man muß es den jenaischen Studenten lassen, daß sie alle sehr freundlich gegen Fremde sind und die Gastfreiheit in einem hohen Grade ausüben. Das findet in Halle und Erlangen wenig und in Göttingen gar nicht statt. In Mainz, Heidelberg, Straßburg, Fulda und Würzburg ist auch nicht ein Schatten von akademischer Gastfreiheit. Die Gießener kommen den Jenensern hierin am nächsten. Vielleicht trägt die Wohlfeilheit des Unterhaltes zu Jena und Gießen viel dazu bei. Doch scheint mir der Hauptgrund in den Gelagen zu

* So macht man die akademische Brüderschaft. L.

Uebrigens war in Jena und einigen benachbarten Hochschulen bis vor 40—45 Jahren ohne weiteres Duzkomment unter allen Studenten. P.

liegen, welche auf den gedachten Universitäten mehr oder weniger im Gange sind. Gelage machen herzliche Freundschaften, wenigstens auf einige Zeit, und herzliche Freundschaft erzeugt Gastfreiheit.

Als die jenaischen Studenten hörten, daß ich im »Halben Mond« logierte, untersagten sie mir, länger dort zu bleiben, und einer von ihnen bot sich sogleich an, mich in seiner Wohnung so lange aufzunehmen, als ich in Jena verweilen würde. Ich nahm dies an, und wohnte jetzt in der Leutrastraße bei einem Bäcker, aber so schrecklich hoch, daß mir allemal die Beine weh taten, wenn ich die Treppen steigen mußte.

Der Ton der Jenenser behagte mir sehr; er war bloß durch mehrere Roheit von dem der Gießener unterschieden. Der Jenenser kannte — wenigstens damals — keine Komplimente; feine Sitten hießen Petimäterei, und ein derber Ton gehörte zum rechten Komment. Dabei war der Jenenser nicht beleidigend grob oder impertinent; vielmehr zeigte sich viel Trauliches und Dienstfertiges in seinem Betragen. Ich habe hernach den viel feineren Ton in Göttingen und den superfeinen Leipziger kennen gelernt; da lobe ich mir denn doch meinen jenischen. Vielleicht war mein Geschmack verdorben und zu sehr an gröbere Speisen gewöhnt, aber bei alledem scheint es doch der Sache angemessen zu sein, daß der Student auf der Universität sich, soviel er kann, von allem verzärtelten und verfeinerten Wesen abhalte. Dieses hat sichtbar böse Folgen, wie es bei anderer Gelegenheit erhellen wird, nämlich da, wo ich das glänzende Elend der Studenten zu Leipzig beschreiben werde.

Man hatte mir schon gesagt, daß Schlägereien in Jena häufig vorfielen, und in der Tat fand ich, daß es gar leicht war, in Händel zu geraten. Sie wurden zwar mit dem Degen ausgemacht; da aber immer für gute Sekundanten gesorgt wurde, so waren die Balgereien selten gefährlich. Doch ist noch vor ungefähr zwölf Jahren ein gewisser Baron von Herstall auf der Rasenmühle erstochen worden.

Meine Freunde suchten mir meinen Aufenthalt so angenehm zu machen als sie vermochten. Die Dörfer Ammerbach, Lichtenhain, Löbstädt, Ziegenhain, wie auch die Mühlen, hab' ich in ihrer Gesellschaft fleißig besucht, auch in der Oelmühle bei einer Bataille mit den Knoten derbe Kopfnüsse davongetragen. Auf der Schneidemühle und in Wenigenjena habe ich einige unsaubere Nymphen angetroffen, welche den Beutel, die Gesundheit und die Sitten der Jünglinge so schändlich verwüsten. Damals war eine gewisse Hanne in Wenigenjena, der ein Student die Ehe durch einen schriftlichen Aufsatz versprochen hatte. Seine Kameraden mochten seine Reue darüber wissen, und um ihn zu beruhigen, stürmten sie nach seinem Abzuge das Haus der Dirne und zwangen sie, den Aufsatz heraus zu geben. So war also das Mädchen geprellt!

Des Gießener Universitätskanzlers Koch Hannchen habe ich damals in Jena zwar nicht gesehen, wohl aber viel von ihr gehört; sie fing um diese Zeit schon an, gemeinnützig zu werden.

Den Orden der Amizisten fand ich auch in Jena im besten Flor; er behauptete damals den Vorrang auf der ganzen Universität und bestand vorzüglich aus

Mosellanern. Die Ordensbrüder hielten sich aber jetzt stille, weil kurz vor meiner Ankunft eine Untersuchung wider sie ergangen war. Die Mosellaner waren zu der Zeit die angesehensten Bursche, wenigstens die fidelsten, welche das meiste Bier soffen und am wenigsten ins Konvikt gingen. Dieses ist ein herrschaftlicher Freitisch, welchen aber auch solche benutzen, die den Freitisch nicht haben und doch einen wohlfeilen Tisch suchen müssen. Es ist sonderbar, daß der Jenenser die Studenten, welche das Konvikt besuchen, nicht für voll ansieht. Der Student an allen Orten verachtet zwar keinen wegen seiner Armut, aber so recht leiden kann er es doch nicht, daß ein Armer, um wohlfeil durchzukommen, die Mittel benützt, welche auf den Universitäten für Unbemittelte dazu da sind. So gilt einer, der in Jena das Konvikt, in Halle das Waisenhaus, in Heidelberg die Sapienz besucht, schon darum etwas weniger. Lieber verzeiht man's, daß einer Schulden mache und die Philister prelle. Ich glaube, dies rührt von dem Kontrast her, den man nach einem gewissen Würdigungsgefühl der Studenten zwischen einer liberalen Jovialität und der Scheinheiligkeit oder dem sonderbar abgeschmackten Wesen antrifft, dessen sich die Benefiziaten befleißigen müssen, um zu dergleichen, freilich ohnehin sehr kümmerlichen, Anstalten nur Zutritt zu haben. Der größte Teil dieser Dürftigen sind armer Prediger oder Schullehrer Söhne, deren gerader offener Sinn durch den Druck der Dürftigkeit zu Hause verstimmt, oft gar zur Unempfindlichkeit gegen herabwürdigende Behandlung, oder zu allerhand Tücken, Schleichwegen und Niederträchtigkeiten verwöhnt, und deren Ehrgefühl eben

darum größtenteils abgestumpft oder gar erstickt ist. Und doch sind gerade diese diejenigen, denen man die Erziehung und Bildung der künftigen Generationen in Kirchen, Schulen und anderwärts anvertraut! Aber unsere Zeiten sind finanziös, und das Wohlfeilste hält man fürs Beste.

Außer der Mosellaner Landsmannschaft spielten die Livländer und Mecklenburger eine ansehnliche Rolle. Die Landeskinder waren, wie überall, wo sehr viel Fremde sind und das Land klein ist, am wenigsten geachtet. Die Nähe oder Aufsicht der Eltern hält sie etwas knapp; sie können also nicht so recht mitmachen, und dadurch sinkt ihr Ansehen. Auch wirkt hier das Vorurteil, nach welcher man von extensiver Größe auf intensive schließt — von Menge auf Wert.

Noch etwas von jenischer Polizei! Es war den Schenken verboten, nach zehn Uhr in der Stadt Bier und dergleichen herzugeben. Wenn nun die Bursche beisammen saßen und nach zehn Uhr bleiben wollten — und das wollten sie immer —, so ließ sich ein jeder so viel Bier geben, als er zu trinken gedachte, zwei, drei oder mehr Stübchen; hernach konnte ihn doch niemand zwingen, eher wegzugehen, als bis er sein Bier ausgeleert hatte; und so saß er dann bis nach Mitternacht. Fürs Hineinkommen in sein Quartier durfte er nicht sorgen, die Häuser standen meistens die ganze Nacht über auf. Die Aufwärterinnen sind eben darum in Jena mehr geplackt, als auf irgend einer anderen Universität. In Göttingen sind sie es am wenigsten. — Ein Maßstab der Kultur im kleinen!

Nachdem ich ungefähr drei Wochen in Jena zugebracht hatte, trat ich den Rückweg an. Zu Weimar sprach ich Wieland, oder vielmehr ich sah ihn nur; denn kaum hatte ich und ein Livländer Platz genommen, als ein Fremder sich anmelden ließ, welcher allein den Diskurs fortführte. Es war einer von denen, die so sehr von sich eingenommen sind, daß sie niemanden als sich selbst gerne reden hören. Ich war aber doch froh, daß ich nun den herrlichen Wieland in Person kannte. — Groß und berühmt zu sein, ist indes doch etwas Lästiges; jeder will davon partizipieren auf diese oder jene Art, und so ist ein solcher Mann selten ganz Herr von sich und den Seinen, am wenigsten von dem ungestörten Gebrauch seiner Zeit. Jeden Eingriff in dieselbe, ohne vollgültigen Ersatz, sollte man aber billig für eine Sünde wider den heiligen Geist halten!

Ich ging nicht wieder über Hersfeld, sondern über Fulda, wo auch ein Stück von Universität ist. Ich fand einige Studenten in einer Schenke vor der Stadt, die man die »Moschee« hieß; aber die Leutchen waren zu sehr mit ihrem Kegeln beschäftigt, als daß sie mich hätten unterhalten sollen. Ich schloß, sie müßten wenig Komment verstehen. Wohl ihnen!

In den Ferien des Jahres 1777 kam ein gewisser Wittenberg nach Gießen. Er war ein Genie — focht unverbesserlich auf Hieb und Stich, und spielte die Geige und den Baß meisterhaft, war aber dabei der liederlichste Kerl, den man sich vorstellen kann. Durch diesen Menschen, der sich zu den Amizisten gesellte, ent-

stand allerlei Unruhe und mancherlei Schlägerei. Die Amizisten bekamen daher eine Menge Gegner und Feinde, und die Gärung wurde allgemein. Endlich trafen einmal einige vor der Stadt am Wasser zusammen und behandelten sich wie besoffene Bauern; sie schossen sogar auf einander, und ein gewisser Lange aus dem Elsaß wurde durch einen Schuß so gefährlich verwundet, daß man an seinem Leben lange zweifelte. — Er mußte über fünf Monat die Stube hüten. Einer, namens Conradi, hieb einen anderen dergestalt zusammen, daß man mehr als zwölf Wunden vorfand. Dieser Auftritt endigte den Spektakel noch nicht, und so klein die Universität war, fielen doch innerhalb acht Tagen mehr als dreißig Schlägereien vor. Die Antagonisten der Orden wollten die Ordensbrüder herunter haben, und diese suchten ihren Vorzug, den sie sich einmal angemaßt hatten, zu behaupten.

Endlich, nachdem die Händel schon sehr lange gedauert hatten, fing der Prorektor an, zu inquirieren. Einige wurden relegiert, z. B. Wittenberg; andere mußten aufs Karzer, und einen gewissen Breithaupt führte man nach Pirmasens* ab und steckte ihn daselbst unter die Soldaten. Aber durch diese Prozeduren ward der Raufereien noch kein Ende; täglich hörte man von neuem Skandal und neuen Strafen.

Ich war bei der Sache nicht ruhig geblieben; der Senior meines Ordens war weggejagt, und der Senior von unserer Landsmannschaft war auch bestraft worden.

* In Pirmasens residierte damals der Landgraf von Darmstadt, Ludwig IX., der große Soldatenspieler, genannt der »Trommler von Pirmasens«. P.

Ich ermahnte daher die guten Freunde zur Standhaftigkeit und legte selbst Hand an, soviel ich konnte. Der Prorektor schickte mir einmal den Pedell Möser; da er mir aber grob zusprach, warf ich ihn zur Tür hinaus und maulschellierte ihn zur Treppe hinunter. Nun brannte alles gegen mich. Ich wurde abermals zitiert, erschien aber nicht; endlich beschloß man, mich zu relegieren oder vielmehr mir das Consilium abeundi zu geben.

Man hatte damals gewiß Ursache, mich fortzuschicken, das kann ich nicht leugnen. Wohl würde die Relegation mir als Ausländer wenig geschadet haben, ich wünschte aber in Gießen zu bleiben. Als ich nun hörte, daß man mich relegieren wollte und einer meiner Freunde schon wirklich relegiert sei, ging ich zum Rektor und gab gute Worte. Dieser gab mir zu verstehen, daß ich eine kleine Bittschrift an ihn aufsetzen möchte; er würde dieselbe schon empfehlen. Ich tat dieses, und meine Relegation wurde aufgehoben, ich aber doch auf vier Wochen ins Karzer gesetzt. Auf dem Karzer studierte ich fleißig; während ich aber dort saß, entstand ein gefährlicher Aufstand. Der Rektor wollte nämlich die überall schädlichen Geldstrafen einführen, welche mehr eine Strafe für die Eltern, als für ihre studierenden Söhne sind, und die bisher in Gießen unerhört waren. Darüber kam nun alles in Harnisch; die feindseligen Gesellschaften und Studenteninnungen versöhnten sich miteinander, machten gemeinschaftliche Sache, lärmten, tobten und zogen aus, genau wie im vorigen Jahre.

Sie zogen wieder auf darmstädtische Dörfer, bis

sie merkten, daß man Miene machte, sie von da nach einigen Tagen wegzuholen und mit Gewalt nach Gießen zurück zu schleppen. Jetzt begaben sie sich ins Weilburgsche, wo die meisten in Atzbach und Gleiberg den ganzen Sommer über zubrachten. Die Universität sah sehr traurig aus, und mehrere Professoren mußten ihre Vorlesungen aussetzen. In Gleiberg lagen sie in den Scheunen und Bauernstuben auf Stroh und sahen aus wie die Hottentotten. Wie viel Unordnungen und Skandale da vorgegangen sind, kann man denken.

Dem Kanzler und Rektor war es bei der Sache nicht wohl zumute; sie befürchteten, wenn dergleichen Possen vor den Landesherrn kämen, so möchte man sie zur Rede stellen; denn sie waren es doch, die durch eine unzeitige Einführung ganz neuer Strafen die erste Gelegenheit zu den Händeln gegeben hatten. Sie suchten um eine Kommission nach, und der Kurator erschien selbst in Gießen, inquirierte und hob die Geldstrafen auf. Einige schon in die Taschen der Herren gefallene Gelder wurden auch wieder zurück gegeben. Aber damit war der Tumult nicht gestillt und die Universität nicht beruhigt. Die meisten Bursche blieben auf den Dörfern bis zum Herbst, wo sie entweder abgingen oder andere Universitäten bezogen; einige brachten den Winter in Gleiberg zu.

Die Frankfurter Zeitungen meldeten sehr oft Neuigkeiten vom Gießener Kriege, und die Universität geriet dadurch in gewaltigen Mißkredit. Unter anderem las man folgenden Artikel darin:

„Gleiberg, den 4. August. Die Universität ist von Gießen hierher verlegt worden. Wir haben

unsern Rektor, Kanzler und Professoren. Zu den vier Fakultäten ist noch eine fünfte hinzugekommen, nämlich die zotologische, worin sich die Lehrer ganz besonders verdient machen. Alle Gemeinschaft mit Gießen ist abgeschnitten; die dasigen Herren mögen den Schülern vom Pihjo Kollegien lesen." Pihjo — so heißt das Pädagogium in Gießen.

Professor Zotarum, wie Rezensent es genannt hat, oder richtiger: Zotologiae, war — ich! In Gleiberg ließ ich mich nämlich zum Professor dieser edlen Kunst ernennen und las über ein von mir selbst geschriebenes Kompendium, dem ich den Titel: »Elementa Zotologiae sive Aeschrologiae tam theoreticae quam practicae« gegeben hatte und das damals häufig abgeschrieben wurde.

Die Universität suchte auch in Weilburg darum an, daß man die Gießener Studenten von den Dörfern entfernen möge; aber das geschah nicht — vielleicht dachte man in Weilburg: haben die Gießener Herren den Karren in den Kot geschoben, so mögen sie selbst sehen, wie sie ihn wieder herausziehen.

Bei allem diesem Lärmen vergaßen wir indes den Eulerkapper in Gießen nicht: es wurden von Zeit zu Zeit Deputierte nach der Stadt geschickt, die den armen Mann vexieren und Pasquille auf ihn anschlagen mußten. Um der Verfolgung zu entgehen, veränderte er seine Wohnung; aber es blieb beim alten.

Nach den Michaelisferien wurde es zwar ruhiger, aber die arme Universität hatte eine ansehnliche Zahl Studenten verloren und mußte obendrein denen, die geblieben waren, nun mehr Freiheit verstatten als vor-

hin, um sie nicht auch zu verscheuchen. Aus der Bereitwilligkeit dazu haben wir hernach geschlossen, daß die Herren einen derben Verweis aus Pirmasens möchten erhalten haben. Auch der Komment hatte sehr gelitten. Die besten Schläger waren fort, und die wenigen, welche etwa noch geblieben waren, scheuten die Strafen, welche nun freilich nicht mehr in Geld bestanden, aber doch in Relegation und Karzer. Und im Karzer sitzt sich's im Winter nicht gut, besonders in dem zu Gießen nicht, wo der Ofen ganz mörderisch zu rauchen pflegte.

Zu den groben Unanständigkeiten, welche um diese Zeit in Gießen Mode wurden, gehört die Generalstallung und das wüste Gesicht. Jene wurden so veranstaltet, daß zwanzig, dreißig Studenten, nachdem sie in einem Bierhause ihren Bauch weidlich voll Bier geschlagen hatten, sich vor ein vornehmes Haus, worin Frauenzimmer waren, hinstellten und nach ordentlichem Kommando und unter einem Gepfeife, wie's bei Pferden gebräuchlich ist, sich auch viehmäßig, ich meine, ohne alle Rücksicht auf Wohlstand, erleichterten. Das garstige oder wüste Gesicht war eine Larve von scheußlichem Ansehen, welche an einem Bündel zusammengerollter Lappen auf einer hohen Stange befestigt ward. Diese Larve nahm ein Student — ich selbst habe eine dergleichen gehabt —, trat des Abends spät vor ein Haus, wo die Leute, wie's in Gießen sehr gewöhnlich ist, wegen der Feuchtigkeit im zweiten Stock logierten, und klingelte oder klopfte. Kam nun jemand ans Fenster, um zu sehen, wer da wäre, so hielt man ihm das wüste Gesicht vor, worüber dann die guten Leute zu Tode erschraken. Wir gaudierten uns aber baß darüber.

Schusterjungen sind heutzutage delikater und gesetzter.

Ich geriet diesen letzten Winter in starke Schulden, ob ich gleich nicht sehr fidel lebte. Es ging aber ganz natürlich zu. Ich hatte in den Herbstferien eine Reise nach Oppenheim gemacht, wo meines Vaters Bruder Prediger war, der mich noch einmal vor seinem Tode zu sehen wünschte. Auf dieser Reise empfing ich mein Geld in Frankfurt und brachte besonders in Mainz, wo ich den Komment einführte, eine ziemliche Summe durch. Dieser letzte Winter in Gießen ging also, wie gesagt, ziemlich ruhig vorüber, das heißt, ich wurde nicht mehr zitiert, schlug mich nicht, kam nicht ins Karzer und betrank mich nur höchst selten. Aber ich spielte Komödie.

Ein Marionettenspieler, Josef Wieland, brachte mich und zwei Freunde auf diesen Gedanken. Aber wo und durch welche Mittel? Das war die Frage. Ich besprach alles mit dem Herrn Professor Schmid. Er erbot sich gleich, die Direktion zu übernehmen, und riet mir, einen Aufsatz zirkulieren zu lassen und Beiträge von Geld bei den Honoratioren einzusammeln. Geraten, getan! Tambour Hofmann und Karzerknecht Cordanus mußten kontrollieren, und in einigen Tagen hatten wir soviel Geld, als nötig war, ein Theater zu bauen und Kulissen nebst anderen Bedürfnissen anzuschaffen. Zum Theater schlug Herr Schmid das theologische Auditorium vor, denn das große juristische war zu Disputationen und Promotionen bestimmt. Ich hielt beim Dekan darum an; aber der alte D. Benner hielt dies für Entheiligung und schlug das Gesuch ab. Also mußte das philosophische Auditorium dazu her-

halten. Dieses war seit langer Zeit der Heustall der Pedellen gewesen!! Wir ließen es reinigen und bauten ein Theater für achtzig Gulden. Kulissen, Vorhang, Lichter zur ersten Vorstellung und dergleichen kosteten beinahe ebensoviel. So waren wir denn imstande, unsere Kunst zu zeigen; ich war Rollenmeister.

Das erste Stück, das wir gaben, war: »Trau, schau, wem!« Unsere Aktricen waren anfangs hübsche milchbärtige Studenten, nachher aber spielten auch wirkliche Frauenzimmer mit. So wurde noch die Zeit über, die ich in Gießen war, Lessings »Junger Gelehrter«, »Der Zerstreute« aus dem Komischen Theater der Franzosen, Stephanis »Deserteur aus Kindesliebe«, »Der Bramarbas« von Holberg, »Der Postzug« u. a. aufgeführt. Herr Schmid ließ jedesmal in der »Darmstädter Zeitung« ein großes Wesen von unserer Aktion machen. Anfangs spielte ich selbst mit, z. B. den Grafen von Werlingen in »Trau, schau, wem!« und Magister Stifelius im »Bramarbas«. Aber da ich bald merkte, daß ich zum Theater verdorben war, so gab ich das Mitspielen auf, behielt aber mein Amt als Rollenmeister bis zu meinem Abzug aus Gießen.

Dieses Komödienspielen hat wenig Gutes gestiftet. Unsere Bursche fanden einen so starken Geschmack am Spektakel, daß alles ernsthaftere Studieren darüber vernachlässigt wurde und jeder nur Komödien las. Die mitspielenden Personen konnten vollends gar nicht studieren. Nach meinem Abschied hat der Landgraf die Komödie verbieten lassen; man hatte ihm vorgestellt, daß sie die ganze Universität zerrütten würde. Nichts aber hat durch das Schauspiel mehr gelitten als der

Komment und die Orden. Denn die Verbindungen der Spielenden waren nun viel fester, als die der Orden, und über den Komment wurde gelacht. Eulerkapper hatte auch mehr Ruhe. Der Ton war Frivolität.

Achtes Kapitel.

Schulden! — Abschied von Gießen. — Ausschweifungen in Frankfurt. — Ein Schurke drängt sich an mich heran. — Der »Rote Ochse«. — Wilde Nacht und unangenehmes Erwachen. — Ich bin österreichischer Rekrut. — Rettung durch einen Ehrenmann. — Examen bei meinem Vater. — »Gut bestanden.« — Göttingen. — »Schofler Comment.« — Beim Schnapskonradi. — Das Schnapsen aus Nößeln. — Der Exjesuit Badiggi. — Ein päpstlicher Denkspruch. — Meister Dippel. — Die feine Sitte in Göttingen. — Göttinger Weiblichkeit und Gesellschaftsleben.

Ich hatte meinem Vater meine Schulden, die sich auf ungefähr 180 Gulden beliefen, ehrlich gemeldet. Der gute Mann mußte freilich stutzen, da er mir immer hinreichenden Wechsel und zur rechten Zeit geschickt hatte, daß ich recht mit einer so großen Nachrechnung auftrat. Zudem hatte er beschlossen, mich noch nach Göttingen gehen zu lassen, und da konnte er schon ausrechnen, daß ihm mein Studium eine ansehnliche Summe kosten würde. Bezahlt mußte indes einmal sein; er schickte mir also das Geld, und obgleich sein Brief viele Vorwürfe enthielt, so hatte ich doch nicht Ursache, daß ich mich fürchtete, vor ihm zu erscheinen.

Nachdem das Geld in meinen Händen war, bezahlte ich meinen Gläubigern, doch so, daß ich ein ansehnliches Reisegeld übrig behielt. Um dies zu bewerkstelligen, kontrahierte ich mit ihnen, blieb dem sechs, dem acht, dem zwölf Gulden schuldig, und die Leute ließen

das gerne geschehen, weil ich sie die drei Jahre hindurch immer ehrlich befriedigt hatte.

Es war ungefähr acht Tage vor Ostern, als ich von Gießen abging. Da ich auf die erwähnte Art mit Geld versehen war, so machte ich mich in Frankfurt ausschweifend lustig, und meine Barschaft nahm zusehends ab, so daß nach Verlauf von vier Tagen nicht viel über einen Louisdor übrig war. Ich hatte vor lauter Lustbarkeit vorher nicht Zeit, meine Kasse zu untersuchen; denn ich war — zu meiner Schande muß ich dergleichen bekennen — wenig nüchtern geworden und noch weniger von der Madame Agricola weggekommen. Ich dachte: mit dem Studentenleben ist's nun alle, nach Göttingen schickt dein Vater dich doch nicht, da er dir befohlen hat, geraden Weges nach Hause zu kommen; mußt nun pauken*, mußt dich also noch einmal zuguterletzt recht lustig machen. Gott! wenn mein guter Vater mich da gesehen hätte!

Um wieder Geld zu bekommen, wandte ich mich an einen Bekannten meiner Familie und bat ihn, mir mit 18 Gulden Reisegeld auszuhelfen. Der ehrliche Mann tat es, und erst vier Jahre nachher ist er bezahlt worden, weil er nicht mahnte.

Nun nahm ich mir im Ernste vor, den andern Tag Frankfurt zu verlassen; doch sollte den Abend Madame Agricola noch einmal besucht werden. Ich ging zeitig hin und erklärte, daß ich morgen abreisen würde. Ein gewisser Mensch von einigen dreißig Jahren, den ich einigemal in diesem verrufenen Loche gesehen hatte,

* Predigen. L.

fragte mich, ob ich über Darmstadt oder Mainz gehen würde. Ich antwortete ihm, daß ich über Mainz müßte, weil ich meinen Koffer von Gießen aus dahin geschickt hatte.

„So wären wir ja Reisegefährten; ich gehe morgen auch dahin," sagte er und trank mir zu. Ich freute mich, jemanden zu haben, mit dem ich unterwegs auf dem Marktschiff von dem Jubel in Frankfurt schwatzen könnte, und drängte mich näher an den — Spitzbuben.

Gegen neun Uhr wollte ich fort. Mein sauberer Kumpan begleitete mich; ich hatte schon eine Schnurre, und so war's ihm leicht, mich noch einmal in ein Wirtshaus zu verführen. Er sagte mir, da gäb' es herrlichen Wein und wohlfeilen, und ganz kapitale Menscher. Das war Einladung genug für mich; doch sagte ich ihm gleich, daß ich nicht viel verzehren könnte; denn ich müßte mein Geld zu Rate halten, weil ich einige Tage in Mainz zubringen wollte. „Ei was," sagte er, „was wird's denn kosten? Drei oder sechs Batzen, das ist's all. Seien Sie doch artig!"

Der Kerl führte mich in ein Weinhaus, welches, wie ich nachher erfuhr, der »Rote Ochse« hieß und das österreichische Werbhaus war. Wir kamen in eine artige Stube, wo allerlei Leute waren, meistens österreichische Soldaten, und Musik. Mein Begleiter ging gleich zur Tür hinaus, um, wie er sagte, etwas Nötiges auszuführen, kam hernach zurück und trank mit mir einen Schoppen nach dem andern. Endlich, als er merkte, daß es mir im Kopf warm war, fragte er, ob ich nicht tanzen wollte. Ich schlug es ab. „So wollen wir," erwiderte er, „uns wenigstens dort oben an den Tisch

setzen; dort ist doch Gespräch!" Das war ich zufrieden, und wir veränderten unseren Platz. Ich kam neben einem Unteroffizier zu sitzen, welcher ganz artig von gleichgültigen Dingen sprach. Er trank mir einigemal zu, und ich tat Bescheid. Der Wein stieg mir endlich so stark in den Kopf, daß ich Brüderschaft mit dem Unteroffizier und meinem Begleiter und wer weiß mit wem noch mehr trank, daß ich tanzte und bei den anwesenden Mädchen herumschäkerte. Gewöhnlich werden nämlich in den Werbhäusern Mädchen gehalten, durch diese trägt mancher den roten, weißen, blauen oder grünen Rock.

Das Ding mag bis nach Mitternacht gedauert haben; denn bis halb zwölf hatte ich meine Besinnungskraft, was aber hernach mit mir vorgegangen ist, weiß ich nicht. Den anderen Morgen erwachte ich so um zehn Uhr und hatte schrecklichen Durst. Ich lag noch völlig gekleidet im Bette, außer daß man mir meinen Ueberrock ausgezogen hatte; doch war ich ordentlich zugedeckt und hatte ein Tuch um den Kopf. Meine Uhr, Stock und Hut lagen auf dem Tisch, wie auch der »Siegwart«, den ich in Gießen zum Zeitvertreib zu mir gesteckt hatte; er war damals die Modelektüre. Das Zimmerchen, worin ich lag, war sehr klein, doch reinlich. Ich wußte nicht, wo ich mich befand, ging also nach der Tür; aber wie erschrak ich, als diese verschlossen war. Ich pochte stark an; endlich erschien ein Unteroffizier mit einem Mädchen, welches Kaffee herauftrug.

„Guten Morgen, Herr Bruder," sagte er, „wie hast du geschlafen?"

Ich: Gut; aber mir tut der Kopf weh; und Durst hab' ich wie'n Pferd.

Er: Glaub's halter* gern: trink du nur Kaffee; es wird schon vergehen.

Ich: Ja, ja. Was kostet der Kaffee? Will gleich bezahlen, auch das Logis.

Er: Ist halter alles bezahlt, Herr Bruder! Trink du nur!

Das Mädchen: Je nun, mein Herzchen, du warst gestern abend recht selig. Schäm' dich, du hast bei mir schlafen sollen, aber da warst du besoffen wie ein Kater.

Der Unteroffizier: Kann ja noch geschehen; will hinuntergehen.

Ich: Bleiben Sie nur und sagen Sie mir, wo ich bin.

Er: Im »Roten Ochsen«, Herr Bruder.

Ich: Gut! Wieviel Uhr ist es?

Er: Halb elf.

Ich: Potztausend, dann muß ich fort.

Er: Haha, daraus wird halter nichts: du bist ja Soldat, dienst dem Kaiser!

Ich: Was? Soldat?

Er: Ja, komm nur mit hinunter.

Ich mußte mit ihm hinabgehen. In der großen Stube fanden wir eine Menge Leute, aber mein sauberer Herr Begleiter war nicht darunter.

„Hören Sie, meine Herren," fing der Unteroffi-

* Ein österreichisches Provinzialwort, welches die österreichischen Werber jeden Augenblick anbringen, und daher sie auch im Reiche vom Pöbel nur schlechthin die »Halters« genannt werden. L.

zier an, „ist der Herr da halter nicht Soldat?"

Alle bejahten dies.

„Hat er halter nicht Handgeld genommen?"

Auch diese Frage wurde bejaht. Ich leugnete das alles, aber man befahl mir, meine Börse zu untersuchen. Ich tat es und fand, außer meinem Gelde, noch 4 Kremnitzer Dukaten. Ich erschrak zu Tode, da ich den Beweis sah von dem, was der Unteroffizier mir gesagt hatte. Doch faßte ich mich und fragte, ob kein Offizier da wäre; ich müßte mit ihm sprechen.

„Das soll schon halter geschehen," war die Antwort, „er wird bald kommen."

Ich setzte mich in eine Ecke des Zimmers, stieß jeden, der mit mir reden wollte, von mir, forderte ein Glas Branntwein und las vor lauter Aerger in meinem »Siegwart«. So leerte ich zwei oder drei Gläser, und da der Spiritus vom vorigen Tage noch nicht ganz verraucht war, so wurde mein Kopf wieder verwirrt.

Es schlug zwölf, und noch kam kein Offizier. Ich ließ mir etwas zu essen geben und mußte vieles von den Herrlichkeiten anhören, die bei der Armee auf mich warten sollten. Endlich riß mir die Geduld; ich forderte, daß man einen Offizier holen sollte. Man lachte. Ich wollte mit Gewalt zur Tür hinaus, aber man hielt mich auch mit Gewalt zurück, und indem wir uns so balgten, trat ein Offizier in die Stube, der, wie ich hernach erfuhr, Major war.

„Was gibt's denn da?" rief der ansehnliche Mann. „Ich glaube, ihr habt Händel?"

Ein Unteroffizier: Verzeihen S' halter, Ihr Gnaden, da ist ein Rekrut, der will ausreißen.

Major (zu mir): Haben Sie sich anwerben lassen?

Ich: Nein, mein Herr!

Major: Aber die Leute da, die Unteroffiziere, sagen's doch?

Ich: Mein Herr, ich kam gestern abend hierher und —

Major (einfallend): — und soffen sich so voll, daß Sie noch nicht nüchtern sind. Hab' davon hören müssen. Wer sind Sie?

Ich: Ein Student von Gießen.

Major: Wie lange studieren Sie schon?

Ich: Seit drei Jahren.

Major: So, so! Aber was nehmen Sie denn Handgeld? Haben wahrscheinlich nichts gelernt? Nicht wahr?

Ich: Sie beleidigen mich —

Major: Daß ich nämlich bei einem Menschen von Ihrem Betragen keine Kenntnisse voraussetze. Nun, wie hieß der erste Kaiser aus dem österreichischen Stamm?

Ich: Rudolf von Habsburg.

Major: Und der letzte?

Ich: Karl der Sechste.

Major: Wann haben beide regiert?

Ich: Jener kam 1273 zur Regierung, und dieser starb 1740.

Major: Schön. Ich bin kein Gelehrter; sonst setzte ich das Examen fort. Es tut mir leid, daß Sie Ihr Glück verscherzen. Doch ich will sehen, was sich tun läßt. Ich möchte Ihnen gern helfen. Haben Sie Bekannte hier?

Ich: Ja, den Herrn Bucher, Stadtchirurgus, den Gastwirt Tennemann und —

Major: Schon gut, wollen sehen, was zu tun ist. Ich komme hernach wieder. Unterdessen halten Sie sich ruhig; aber saufen müssen Sie nicht mehr, hören Sie?

Der rechtschaffene Mann ging fort, und die Unteroffiziere waren gleich weit höflicher gegen mich als zuvor; keiner sagte mehr du zu mir.

„Den kriegen wir halter nicht!" sagten sie untereinander.

Nach ungefähr drei Stunden kam der Major wieder zurück mit noch zwei jungen Offizieren. Der eine war der Sohn eines lutherischen Geistlichen aus Schwaben und hieß Funk. Der Major trat ganz höflich zu mir und sagte:

„Mein Freund, Sie geben die 4 Dukaten heraus."

Ich tat dieses mit Freuden.

„Der Spektakel hier," fuhr er fort, „hat ungefähr zwölf Reichstaler Unkosten gemacht, aber da Sie wahrscheinlich nicht so viel bei sich haben, habe ich mit Herrn Bucher gesprochen, und der haftet dafür. Sie schicken aber innerhalb sechs Wochen zwölf Taler an den ehrlichen Mann, damit er sie sonst nicht aus seiner eigenen Tasche bezahlen müsse. Uebrigens sind Sie frei, denn unser Kaiser will nicht, daß man besoffene Leute anwirbt; ja wenn Sie auch jetzt Dienste annehmen wollten, so müßten Sie erst Ihren Rausch ausschlafen."

„Herr Major, wie soll ich Ihnen meinen Dank —"

„Stille, mein Freund! Ich tue, was Menschenliebe erfordert, und vollbringe den Willen meines Herrn,

der edel denkt. Danken Sie Gott, daß der Emissär Sie nicht in ein paar der anderen Werbhäuser geführt hat. Da wären Sie, so wahr ich lebe, nicht wieder weggekommen. Diese Herren scheren sich den Henker um Menschenliebe und Menschenrechte, wenn sie nur Leute kriegen; ob's ehrlich oder unehrlich dabei zugehe, darum bekümmern sie sich nicht. Aber hüten Sie sich vor ähnlichen Händeln; Sie möchten sonst nicht so glücklich wieder herauskommen."

Mit diesen Worten verließ mich der edle Major, ohne meine Danksagung abzuwarten. Ich habe seinen Namen vergessen, und das ärgert mich in der Seele. So war ich also durch einen Schurken ins Unglück gebracht und durch einen rechtschaffenen Mann wieder errettet worden. — Aber in solchem Wasser fängt man solche Fische! Was hatte ich nötig, mich in solche Löcher zu begeben, wo Gesundheit, Ehre, Geld und Freiheit aufs Spiel gesetzt wird! So oft gewitzigt und doch nicht klug! Es geschah mir also recht, daß ich in diese Verlegenheit geriet. Wohl mir, und mehr als ich's verdiente, daß ein Menschenfreund sich meiner annahm! Wer war froher als ich!

Tags darauf verließ ich Frankfurt und kam wohlbehalten nach einigen Tagen bei meinen Eltern an.

Mein Vater hätte wohl Ursache gehabt, mich mit einem tüchtigen Wischer zu bewillkommnen, um so mehr, da ich eine weit stärkere Summe zum Abschiedswechsel gefordert, als er erwartete: außerdem waren ihm auch mehrere meiner Stückchen bekannt geworden, besonders die Eulerkappereien. Aber mein Vater erklärte gerne alles aufs beste, und so machte er's auch hier; er ent-

schuldigte mich bei sich selbst und empfing mich mit freundlichem Gesicht.

Die ersten Tage gingen ruhig vorbei; dann aber nahm er mich auf sein Stübchen, um, wie er sagte, zu sehen, ob ich was wüßte, oder ob Oel und Arbeit verloren sei. Ich bestand aber in seinem Examen so gut, daß er mehrmals ausrief:

„Non me poenitet pecuniae, quam in tua studia impendi.“*

Da mein Vater mit meinen Kenntnissen so wohl zufrieden war, war ich selbst froh und dachte an nichts, als wie ich mich einrichten wollte, um auch zu Hause meine Tage vergnügt hinzubringen. Mein Vater hatte aber nach unserem Examen sich eines anderen besonnen und jetzt neuerdings beschlossen, daß ich noch auf ein Jahr die göttingische Universität beziehen sollte, damit ich mehr in den orientalischen Sprachen leisten und überhaupt mich in Absicht meiner Sitten bessern möchte, welche in Gießen ganz verwildert waren. Göttingen stand schon damals im Rufe sehr feiner Sitten.

Mein Vater entdeckte mir seinen Vorsatz und befahl mir, mich zur Abreise in wenigen Tagen anzuschicken. Man stelle sich meine Freude vor, abermals eine Universität zu besuchen, welche die, wo ich gewesen war, unendlich übertraf. Mein Gepäck wurde in etwas ausgebessert und mit neuer Wäsche versehen, und dann reiste ich ab. Meine Reise ging über Gießen, Marburg, Kassel und Minden. Mein Vater hatte mich abermals bis Frankfurt begleitet.

* „Mir tut's um das Geld nicht leid, das ich für dein Studium ausgegeben habe.“ L.

In Göttingen lehrten damals sehr viele berühmte Männer: ein Walch, Michaelis, Heyne, Lichtenberg, Kästner und viele andere sehr gelehrte, verdienstvolle Professoren. Quanta nomina!

Ich war an den D. Walch empfohlen, welchen mein Vater in Jena genau gekannt und dessen Freundschaft er genossen hatte. Walch war ein vortrefflicher Mann, sowohl von seiten der Gelehrsamkeit und Kenntnisse, als in Ansehung des Biedersinns und der Redlichkeit. Ich habe viel Gutes von ihm genossen; manchen Gefallen, manche Freundlichkeit hat er mir erwiesen, und mit manchen Kenntnissen mich bereichert.

Ich logierte bei der Prof. Köhlerin, einer recht braven Frau. Walch hatte mir sehr gute Regeln des Verhaltens gegeben und hinzugesetzt: da ich schon länger auf Universitäten gewesen wäre, so müßte ich gewiß gesetzt sein; er wolle mir also nicht weiter sagen, was ich als Student zu tun hätte. Der gute Mann hat sich nicht wenig geirrt! Ich war noch so frivol, als ich vor drei Jahren gewesen war.

Ein gewisser Sturm war in Göttingen, den ich in Gießen gekannt hatte; das wußte ich und suchte ihn auf.

„Nun, Bruder,“ sagte ich zu ihm, „wie sieht's denn hier aus mit dem Komment?“

Sturm: Schofel, Bruder, sehr schofel! Die Kerls wissen dir den Teufel, was Komment ist: halten ihre Kommerse in Wein und Punsch, saufen ihren Schnaps aus lumpigen Matiergläsern, lassen sich alle Tage frisieren, schmieren sich mit wohlriechender Pomade und Eau de Lavende, ziehn seidene Strümpfe an, gehn fleißig ins Konzert zum Professor Gatterer, küssen den

Menschern die Pfoten; kurz, Bruderherz, der Komment ist hier schofel.

Ich: Aber doch nicht allewege?

Sturm: Nein, Brüderchen! es gibt noch derbe Kerls, aber die stehen wenig in Ansehen; man hält sie für liederlich, und deswegen müssen sie für sich leben und miteinander ihre Sachen allein treiben.

Ich: Hör', Bruder, soviel an uns ist, müssen wir den Komment wiederherstellen oder gar einführen à la Jena —

Sturm: Hast recht: aber das wird schwer halten, wollen indes sehen, quid virtus et sapientia possit.* Du gehst den Abend doch mit zum »Schnaps-Konradi«, nicht?

Wir begaben uns wirklich denselben Abend zum Schnaps-Konradi, einem Bruder des Schnaps-Konradi in Halle. Wir fanden einige Studenten da, welche aus kleinen Bowlen Punsch und aus Fingerhutgläschen Schnaps tranken. Ich forderte ein Glas Schnaps und Sturm auch eins. Man brachte es uns, aber in kleinen Gläschen. Ich ließ mir also einen Bindfaden geben, damit ich es, wenn es in die Kehle hineinwitschte, wieder herausziehen könnte. Man lachte über meinen Einfall, beklatschte ihn, und wir ließen uns ein Nößel Schnaps geben, leerten es aus und gingen so wohlbezecht nach Hause. Wir fuhren fort, den Schnaps-Konradi fleißig zu besuchen, waren aber doch nicht imstande, die Mode, aus Nößeln zu schnapsen, einzuführen, obgleich einige es uns nachmachten, denn man

* Was mit Tüchtigkeit und Weisheit auszurichten sei. L.

kann nichts so sehr Närrisches anfangen, das nicht einige Nachahmer finden sollte.

Herr Walch erfuhr diese Wirtschaft und gab mir deshalb einen derben Wischer. Ich unterließ hierauf das häufige Besuchen des Konradi, des Kellers und der Dörfer, und fing an, ernstlich zu studieren.

Ich fand auch in Göttingen einen gewissen Italiener Badiggi, einen Exjesuiten, mit dem ich schon in Gießen Umgang gepflogen hatte. Dieser Badiggi war ein Mensch von viel Kopf und Erfahrung; aber auch ohne Religion, ohne Sitten und ohne Gesetze, kurz, ein wahres moralisches Ungeheuer. Er erzählte von sich alle möglichen Schandtaten ohne Erröten, und schrieb gewöhnlich in die Stammbücher den Denkspruch des Papstes Alexanders VI.:

Chi ha diciotto anni e non è pazzo
O buzzera, o fotte o si mena il cazzo.

Latein konnte Badiggi reden wie Wasser, und Latein, das sich immer hören ließ, das keine Schnitzer hatte. Beiher hatte er große Belesenheit in jenen freieren Schriften der Italiener, welche das sechzehnte Jahrhundert erleuchtet haben, z. B. in denen des Aretino, Pulci, Ariosto, Pallavicino usw. Einen größeren Zotenreißer und Lästerer aller Religion, aller Sitten und aller Moral, habe ich nie gehört. Das waren aber in meinen Augen damals Tugenden und verbanden mich um so mehr mit Badiggi, oder, um besser zu sagen, sie machten, daß ich seinen Umgang eifrig suchte, ohne jedoch seine Person zu lieben oder zu schätzen. Ich gewöhnte mir in seinem Umgang einen äußerst freien und

schlüpfrigen Ton in Rücksicht auf die Religion und ihre Lehren an, einen Ton, der mir, wie ich bald erzählen werde, in meinem Vaterland sehr viel geschadet und mein ganzes theologisches Glück verdorben hat. Herr Walch merkte diesen Ton und verwies ihn mir.

„Hören Sie, sehen Sie," sagte er zu mir, „das ist einfältig gesprochen. Was Sie nicht glauben, müssen Sie mit Gründen widerlegen, aber nicht beschimpfen."

Klug war das wohl geraten; aber wo sollt' ich soviel Klugheit hernehmen, seinem klugen Rate zu folgen? Obwohl Walch mich für einen Religionsspötter hielt, so entzog er mir seine Freundschaft doch nicht, und das war sehr tolerant.

Badiggi genoß allerhand Unterstützungen, sowohl von Professoren als Studenten, welche letzteren er mit seinen Schwänken belustigte. Er erhielt auch Geld von Auswärtigen. Endlich ist er heimlich entwichen, nachdem er viele Leute geprellt, die Universitätsbibliothek um für 100 Taler Bücher betrogen und mehrere andere Lumpenstreiche begangen hatte.

Nun muß ich noch einen anderen Narren beschreiben, dessengleichen ich nicht weiter gefunden habe. Der Mensch hieß Dippel oder Timbel — ich habe den Namen nicht recht behalten, man hieß ihn gewöhnlich »Mosjeh Kilian« oder »Bruder Kilian«. Er lebte als theologischer Student von der Gutherzigkeit anderer Studenten; an einem gewissen Tische, wo ungefähr dreißig Studenten speisten, ging er herum, so daß ihn alle Tage ein anderer fütterte. Sein Logis hatte er umsonst beim Kaufmann Backhaus, hinten im Hof über dem Pferdestall und unter dem Taubenschlag. Da er sich von jedermann

gebrauchen ließ, wozu man wollte, so waren die Bursche freigebig gegen ihn, wenn er etwas nötig hatte.

In einer Gesellschaft von Studenten war Meister Dippel auch. Einer davon sagte:

„Wenn ich doch nur mit Heyne nicht übern Fuß gespannt wäre, so ließe ich mir seine Ausgabe von Horazens hebräischen »Georgicis« und seiner griechischen Uebersetzung des »Eulenspiegels« geben. Sie kommen erst auf die Messe in die Buchläden, aber Heyne hat sie schon an mehrere verborgt."

Dippel erbot sich alsbald, er wolle zu Heyne gehen und sich die Bücher ausbitten. Man stelle sich nun Heyne vor, wie Dippel vor ihm stand und sich Horazens hebräische »Georgica« und den griechischen »Eulenspiegel« ausbat. Es waren gerade Fremde zugegen, und Heyne, der sich sehr ärgerte, schmiß den guten Dippel zur Tür hinaus und schalt ihn einen dummen Esel.

Ein andermal machte ein Engländer dem Menschen weiß, man trüge jetzt nach der neusten Mode Halsbinden von buntem Stroh mit einer Schelle vorn am Hals, ströherne Kokarden und ebensolche Röschen hinten auf dem Zopf. Er schenkte ihm sogleich eine solche Garnitur, deren er etliche hatte machen lassen, um den Einfaltspinsel anzuführen, und dieser legte den Ornat auch an, wanderte solange damit durch die Straßen, bis die hinter ihm her schreienden Jungen ihm deutlich genug zu verstehen gaben, daß er ein Geck sei.

Die Studenten nahmen ihn in allerhand erdichtete Orden auf, z. B. in den Orden der Heiligen Genoveva, des Heiligen Crispinus usw., machten ihm hernach weiß, er sei nun zum Großmeister des Ordens

ernannt worden, und Dippel unterschrieb sich so in den Stammbüchern. Aber nicht selten wurden Komödien mit ihm gespielt, von denen die Spielenden wenig Ehre hatten. So brachte man ihn einst in Eimbeck mit einem über und über infizierten Mensch zusammen, woher der arme Teufel ein Uebel abkriegte, welches ihn über zwei Monate gequält hat, so fleißig die Feldscherer ihn auch besuchten. Das Geld zu dieser Kur wurde an den Tischen und anderen öffentlichen Orten gesammelt.*

In Göttingen konnte ich bei weitem die Figur nicht spielen, welche ich in Gießen gespielt hatte; dazu hatte ich nicht Geld genug. Mein Vater gab mir zwar so viel, als ich brauchte, um ordentlich zu leben und nicht nötig zu haben, Wasser zu trinken, wie er sagte; aber ich konnte doch nicht ausreiten, ausfahren, nach Kassel reisen, alle Tage im Wichs erscheinen, wie so viele andere, welche Geld hatten. Daher blieb ich im Dunkeln und war bloß meinen Freunden näher bekannt. Ich will nicht sagen, daß ich mich geärgert hätte, weil ich keine Rolle spielen konnte; ich stand damals in den Gedanken, daß Konzerte, Bälle, Assembleen, Spazierfahrten u. dgl. gar nicht zum Wesen des Studenten gehörten. Und doch waren die, welche dies konnten und in guten Häusern verkehrten, die angesehensten auf der ganzen Akademie. Da es hier nicht selten geschieht, daß die Professoren die Studenten auf ihren Stuben besuchen, so gehört es auch zum guten Ton, dergleichen Herren dann und wann zu sich zu bitten und sich in große Unkosten zu stecken. Ich halte nichts

* Man vergleiche Laukhards Bemerkung auf S. 119: „Göttingen stand schon damals im Rufe sehr feiner Sitten!" P.

davon, wenn Professores die Studenten in ihrer Wohnung heimsuchen. Wollen sie Umgang mit ihnen haben, so sei es an einem dritten Ort. Der Professor verliert nach und nach sein Ansehen, und der Student macht sich schwere unnütze Kosten. Am besten ist es, wenn beide in einer gewissen Entfernung von einander bleiben.

Ich muß doch ein klein Wörtchen vom Göttinger Frauenzimmer sagen. Diese sind, mit gnädiger und großgünstiger Erlaubnis der Göttinger Damen, durch die Bank — nicht schön. Ich weiß es selbst nicht: sie haben so etwas Widerliches im Gesicht, welches durchaus mißfällt, und ihre Farbe, oder der Teint, wie man sagt, ist weit entfernt von jenen Lilien und Rosen, von denen unsere Herren Reimemacher so viel zu sagen wissen. Unter den gemeinen Mädchen findet man auch sehr wenig Rares.

Man findet keine Bordelle in Göttingen, wenigstens zu meiner Zeit nicht; aber an Nymphen, welche für einige Groschen, und an Madamen und Mamsellen, welche für einige Taler nach advenant feil sind, fehlt es auch da nicht. Auf dem »Keller« waren die Mädchen recht fidel; man hieß sie schlechtweg die »Kellermenscher«.

In Jena hat der Bursch seine sogenannte »Scharmante«; das ist ein gemeines Mädchen, mit welcher er so lange umgeht, als er da ist, und das er dann, wenn er abzieht, einem anderen überläßt. In Göttingen dagegen sucht der Student, der's zwingen kann, d. h. der Geld hat, bei einem vornehmeren Frauenzimmer anzukommen und macht dem seinen Hof. Ge-

meiniglich bleibt es beim Hofmachen, und hat keine weiteren Folgen, als daß dem Galan der Beutel tüchtig ausgeleert wird. Manchesmal geht das Ding freilich weiter, und es folgen lebendige Zeugen der Vertraulichkeit, die eben Ritterstöchter oft ebenso bezaubernd fesselt, als eine gefällige, busenreiche Aufwärterin.

Man hat es als einen Vorzug der Göttinger Universität angesehen, daß daselbst der Student Gelegenheit habe, in Umgang mit Familien zu kommen. Man hat gesagt, das wäre ein Mittel, wodurch er die Roheit der Sitten ablegen und sich verfeinern könnte. Ich weiß aber einmal nicht, ob der Familienton in Göttingen so fein sei, daß sich ein junger Mensch daran auspolieren könne. Und dann steht gewöhnlich nur da die Tür auf, wo man gern auf Unkosten der Studenten sich Vergnügen macht. In anderen Häusern wird der Student, so wie an andern Orten, ausgeschlossen.

Neuntes Kapitel.

Heimkehr. — Voltaire und sein Publikum. — Liederlicher Lebenswandel. — Lutherische Pfarrer in der Pfalz. — Die Frau Pfarrerin in Badenheim. — Vergebliche Bemühungen um eine Pfarre. — Die Heidelberger Universität und ihre Studenten. — Ich mache Proselyten für den Deismus. — Die biblischen Histörchen. — Die Wolffenbütteler Fragmente. — Vorladung vor das rheingräfliche Konsistorium. — Ich halte eine orthodoxe Predigt. — „So wollten es die Umstände!“ — Bemühungen um eine Anstellung im Darmstädtischen. — Landgraf Ludwig. — Examen in Darmstadt. — Mißlungene Bewerbung um die dortige Konrektorstelle.

Ich kam im Frühling 1779 nach Hause. Mein Vater stellte abermals ein Examen mit mir an und war zufrieden. Ich predigte mit Beifall, denn ich predigte

Moral, und nicht vom Satan oder vom Blut Jesu Christi, das uns rein macht von allen Sünden. Genug, die Bauern und Bürger hörten, wo ich auftrat, etwas Neues. Ich bin nie ein Redner gewesen, allein in der Pfalz braucht man nur eine reine Aussprache zu haben und nicht abzulesen, um des Beifalls beim Predigen sicher zu sein.

Aus der wohlversehenen Bibliothek des wackeren Amtmanns Schröder in Grehweiler las ich in anderthalb Jahren fast alle Werke Voltaires, den »Esprit des lois« von Montesquieu, Rousseaus »Nouvelle Héloise«, »Emile« und andere, freilich sehr unorthodoxe Bücher. Ich lernte aus Voltaire nichts als spotten; denn andere Bücher hatten mich schon instand gesetzt, richtig — nämlich wie ich die Sache ansehe — über Dogmen und Kirchenreligion zu urteilen. Gewiß habe ich unendliches Vergnügen genossen bei der Lesung des französischen Dichters, der der Priesterreligion mit seinem feineren und gröberen Witz vielleicht mehr geschadet hat, als alle Bücher der englischen und deutschen Deisten. Die englischen gehen von Gründen aus und suchen ihre Leser durch philosophische Argumente zu überzeugen; die deutschen machen's beinahe ebenso, und haben's auch mitunter mit der Philosophie zu tun. Zudem reduzieren letztere alles auf Geschichte und verursachen dadurch, daß die Leser ihre gelehrten Werke nicht anders verstehen, als wenn sie selbst gelehrt sind. Der französische Deist hingegen wirft einige flüchtige Gründe leicht hin, schlüpft über die Streitfrage selbst weg und spöttelt hernach über das Ganze, als wenn er seine Behauptungen noch so gründlich demonstriert

hätte. Ich weiß wohl, daß das nicht überzeugt; aber Tausende, die es lesen, halten sich von nun an für überzeugt und beehren die Philosophen mit ihrem ganzen Beifall. So war es auch möglich, daß Voltaire so viele Proselyten des Unglaubens anwarb. Er schrieb nicht für Gelehrte; die, dachte er, mögen die Berichtigung ihrer Denkungsart anderwärts suchen, wenn sie klug sind. Er schrieb für Ungelehrte, für Frauenzimmer, für Fürsten und Kaufmannsdiener; diesen sollten die Schuppen von den Augen weggenommen werden. Und wenn das so Voltaires Zweck war, so hat er seine Sachen wirklich klug eingerichtet. Alles Geschrei der Gegner hat dem Manne an seinem Kredit nicht schaden können.

Ich hatte anfangs wenig Umgang; bald aber kam ich in eine größere Verbindung, die mich wie ein Strom fortriß und mir selten Zeit ließ, mich zu besinnen. Wenn man von ihnen sprach, so hieß es nur kurzweg: der liederliche Amtsverwalter Schönburg, der liederliche Lizentiat Macher usw. Mein Vater sah es eben nicht gern, daß ich mich so sehr an diese Leute anschloß, aber da sie doch in Charakter standen, so ließ er es geschehen, ohne mir anfangs ernsthafte Vorstellungen zu machen.

Daß ich in dieser Sozietät nicht wenig werde brilliert haben, läßt sich denken. Meine Zotologie war in Göttingen gleichsam verrostet, ich holte sie aber hier wieder hervor und erlangte solchen Beifall, daß kein Gelag ohne den »Großen«, so nannte man mich *κατ' ἐξοχήν*, gehalten werden konnte. Unsere Gesellschafter duzten sich alle und nahmen einander durchaus nichts übel. Unsere Gelage waren wenigstens so

lustig und ausschweifend, wie die Studentengelage in Jena oder Gießen.

Die Bauern in Kriegsfeld hatten mich zum Seelsorger — so hießen die dortigen Herren Geistlichen gewöhnlich und hören den Titel auch gern — haben wollen; weil aber die Pfarre daselbst gar sehr schlecht ist, so wollte mein Vater nicht, daß ich sie annehmen sollte. Ich muß hier eine kleine Beschreibung von den lutherischen Pfarreien in der Kurpfalz einschalten. Vorzeiten hatten die Lutheraner dort gute Pfarreien; nachdem ihnen aber die Katholiken, verbunden mit den Reformierten, ihre Kirchengüter genommen und unter sich geteilt haben, so müssen die armen lutherischen Geistlichen seit der Zeit bloß von dem leben, was ihnen ihre Pfarrkinder aus Gnade und Barmherzigkeit geben wollen. Da aber der Kurpfälzer Bauer selbst nicht viel hat und also auch nicht viel geben kann, so sind die Predigerstellen ungemein schlecht, und die Inhaber derselben haben oft kaum das liebe Brot. Doch sind die Lutheraner in der Pfalz, wie jede ecclesia pressa *, streng auf ihren Glauben, so daß sie beinahe in jedem Dorf eine Kirche haben und auch einen Pastor. Was das aber auch für Pastöre sind! Kaum kann man, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, des Weinens oder des Lachens sich enthalten, wenn man so einen pfälzischen lutherischen Gottesmann einhertreten sieht, mit einem alten verschabten Rock, der ehedem schwarz war, nun aber wegen des marasmus senilis, wie D. Bahrdt von seinem Hut sagte, ins Rote fällt, mit einer Perücke, die in zehn Jahren nicht in die Hände des Friseurs

* Unterdrückte Kirche. L.

gekommen ist, mit Hosen, die denen eines Schusters in allem gleichkommen, sogar in Absicht des Glanzes, und mit Wäsche, wie sie die Bootsknechte tragen. — Aber freilich, der Mann kann sich nichts Besseres anschaffen; es ist der Anzug, welcher bei seiner Ordination neu war und ihm sein ganzes Leben hindurch dienen muß.

Das Innere dieser Herren stimmt vollkommen mit ihrem Aeußeren überein, und wenn je das Sprichwort wahr ist: „Man sieht's einem an den Federn an, was er für ein Vogel ist", so ist's gewiß von den lutherischen Herren Pfarrern in der Pfalz wahr. Darunter findet man die allerkrassesten Ignoranten, welche kaum ihren Namen schreiben und lateinisch lesen können. Sie sind zwar auf Universitäten gewesen, da sie aber schlecht unterrichtet dahin kamen, so lernten sie auch da nichts; und der gänzliche Mangel an Büchern — einige alte Schunken und Postillen, die vom Vater auf den Sohn forterben, ausgenommen — verbietet ihnen, weiter zu studieren. Aber wenn man ihnen auch Bücher geben wollte, so würde ihre krasse Orthodoxie, welche allemal bei Ignoranten und Dummköpfen krasser ist als bei Gelehrten, nebst ihrer natürlichen Trägheit, sie hindern, irgendeinen Gebrauch von einem guten Buche zu machen.

Die Lebensart dieser Leutchen ist — abscheulich. Saufen, das charakteristische Laster der Pfalz, ist auch ihre Sache; da sitzen sie in den Dorfschenken, lassen sich von den Bauern traktieren, saufen sich voll und prügeln sich mitunter sehr erbaulich. So bekam der Pfarrer Weppner zu Alsheim einst so viele Prügel in der Schenke, daß er in drei Wochen nicht predigen

konnte. In einem anderen Lande würden derartige Skandale verdrießliche Konsequenzen ziehen; aber in der Pfalz nimmt man's so genau nicht. Ich rede aber, was sich von selbst versteht, nicht von allen und jedem, sondern vom größten Haufen.

Die reformierten und katholischen Herren sind nicht viel besser, was nämlich ihre Sitten und Kenntnisse betrifft, ob sie gleich besser gekleidet gehen, besseren Wein trinken, und, der guten Atzung wegen, auch dickere Bäuche haben als die lutherischen.

Mein Vater wollte nun nicht haben, daß ich in der Kurpfalz Pfarrer werden sollte; dazu, meinte er, hätte ich zu viel gelernt. Ich hatte auch nicht Lust, mich dem traurigen Joch des pfälzischen Kuratoriums und der Tyrannei der Oberamtmänner zu unterwerfen; überhaupt verlangte mich damals nicht nach einem Amte, welches nur meine Vergnügungen würde erschwert haben.

In unserer Grafschaft war zwar eine nicht schlechte Stelle aufgegangen, welche mir als einem Landeskinde gebührt hatte, allein der Herr Konsistorialrat Dietsch, ein sonst braver Mann, und der damalige Administrator der Grafschaft, Herr von Zwirnlein, waren von einem Ausländer durch Geld präokkupiert worden, der denn auch die Pfarre erhielt.

Aber da starb im Herbst 1779 der Pfarrer Rittersbacher in Badenheim, einem dem Grafen Schönborn, Heusenstammscher Linie, zugehörigen Dorf. Rittersbacher war mein Freund und Universitätsbruder gewesen und hatte eine Witwe seines Vorgängers geheiratet. Weil er aber auf der Akademie sehr akademisch

gelebt hatte, so bekam er die Schwindsucht und mußte abfahren. Während seiner Kränklichkeit hatte ich einigemal für ihn gepredigt und alles Lob der Bauern davongetragen. Diese lagen mir nun bei seinem Absterben äußerst an, mich zur Pfarre zu melden. Ich wollte anfangs nicht; weil es aber eine sehr gute Stelle war, so drang mein Vater darauf, daß ich mich melden sollte. Ich tat es und gab eine Bittschrift bei dem Grafen oder vielmehr bei des Grafen Beamten, dem Hofrat Schott in Mainz, ein. Dieser Hofrat ist ein rüder und unwissender Mensch, welcher vorher hinter der Kutsche gestanden hatte. Er sagte mir gerade heraus: „Herr, Sie müssen die Frau nehmen, sonst kriegen Sie die Pfarre schwerlich." Ich gab ihm zu verstehen, daß es wider meine Grundsätze wäre, je ein Frauenzimmer zu heiraten, das mich an Alter überträfe und schon zwei Männer gehabt hätte. Der Hofrat bedauerte meine Delikatesse, versprach aber doch, die Sache bestens zu besorgen.

Ich traute dem Menschen nicht recht und schrieb gerade an den Grafen nach Wien, der mir zwar auch sehr artig antwortete, aber zugleich zu verstehen gab, daß die Sache nicht mehr ganz von ihm abhinge, indem er dieselbe bereits einem anderen übergeben hätte; doch wollte er sehen, was sich für mich noch tun ließe. Als mein Vater diesen Brief gelesen hatte, riet er mir, alle Hoffnung aufzugeben, weil ich durchfallen würde.

Er hatte recht; denn nicht lange darauf heiratete die Frau einen Pfälzer Pfarrer, so einen von denen, die ich soeben beschrieben habe, und der wurde Pfarrer

in Badenheim. Freilich rebellierten die Bauern ein wenig darüber, aber Bauernrebellion hat selten Bestand. Der erste Mann der Pfarrerin, die eine Schwester des bekannten Malers Müller* von Kreuznach ist, hatte tausend Gulden für die Stelle gegeben; weil er aber, so wie der zweite, bald starb, ohne für sein vieles Geld die Pfarrei benutzt zu haben, so ließ ihr der Graf die Freiheit, sich zur Schadloshaltung noch einen dritten zum Nachfolger des zweiten zu wählen. Allein auch der ist bald hernach gestorben, und da soll man die Pfarrei an Herrn Sträuber, einen Menschen, der es im Saufen mit jedem Matrosen aufnimmt, abermals für tausend Gulden verkauft haben.

Ich könnte nicht sagen, daß diese fehlgeschlagenen Aussichten mich sehr geärgert hätten; aber desto mehr ärgerte sich mein Vater, daß man das Ding angefangen hatte. Er wünschte indes gar sehr, mich versorgt zu sehen, um mich aus dem unbestimmten wüsten Leben herauszureißen, wie er sagte. Als demnach eine sehr elende Pfarre in der kaiserlichen Grafschaft Falckenstein aufging, mußte ich mich auch da melden, aber vergeblich: ein Landeskind wurde mir vorgezogen. Indessen gab man mir bei dem Oberamte zu Winweiler zu verstehen, daß, wenn ich etwas dran wenden wollte, das Ding sich so karten ließe, daß das Landeskind seinem Vater adjungiert würde und ich die Pfarre bekäme. Dieser Vorschlag war so unrecht nicht, denn weil viele alte Pfarrer in der Grafschaft waren, so hätte ich Hoffnung gehabt, bald weiter zu rücken; allein er stand

* Der bekannte Dichter der Idyllen: »Die Schafschur« und »Das Nußkernen«. P.

mit einem Schurkenstreich in Parallele, und so wollte mein Vater durchaus nichts weiter davon wissen.

Diese mißlungenen Versuche, mir in der Kurpfalz eine Pfarrstelle zu verschaffen, brachten meinen Vater auf den Entschluß, mich in Heidelberg examinieren und in die Zahl der pfälzischen lutherischen Kandidaten, deren es wenige gibt, aufnehmen zu lassen. Ich hatte freilich keine Lust, in der Pfalz angestellt zu werden, doch mußte ich meinem Vater für sein öfteres Nachgeben wohl auch einmal wieder nachgeben und nach Heidelberg reisen, um mich da einstweilen zu erkundigen, wie mir wohl die Tür zum pfälzischen Schafstall offen stehen möchte, oder ob ich sonst irgendwo hineinsteigen müßte.

Es hätte wohl etwas daraus werden können, denn ich gefiel dem Heidelberger Konsistorialrat Zehner, einem Vetter von mir, und er versprach mir, für mich sorgen und den Tag bestimmen zu wollen, wo ich mich zum Examen stellen solle. Aber es kam hernach doch nicht dazu, denn es öffneten sich mir andere Aussichten, und da dachte ich nicht mehr an die Pfälzer Versorgungen. Doch lernte ich bei dieser Gelegenheit wenigstens wieder eine neue Hochschule kennen.

Wenn sich eine Stadt in Deutschland zu einer Universität schickt, so ist's gewiß Heidelberg. Sie liegt in einer der schönsten Gegenden, alles ist wohlfeil da, und da weder Hof noch Regierung die Stadt verführerisch und brillant macht, auch wenig Soldaten da sind, so könnte der Student daselbst eine angemessene Rolle für sich spielen und ceteris paribus den Zweck seiner Ausbildung da weit wohlfeiler und ungestörter erreichen,

als in Mainz, Halle oder Leipzig. Aber die Universität ist, mit einem Wort gesagt, erbärmlich. Vorzeiten hat sie große Männer unter ihre Lehrer gezählt, aber das achtzehnte Jahrhundert hat auch nicht einen einzigen da aufkommen lassen. Die Studenten sind lauter Landeskinder; denn sehr selten verläuft sich ein Ausländer dahin, und selbst diejenigen Landeskinder, die etwas Rechtes lernen wollen, gehen auf andere Schulen und Universitäten.

Da die Pfälzer Schulen über allen Glauben elend sind, so kommen die Herren Füchse ohne alle Vorkenntnisse nach Heidelberg, nehmen die Lehrstunden an, welche ihnen der Herr Kirchenrat, an den sie empfohlen sind, vorschlägt, und hören dann zu. Hefte werden bei den Reformierten gar nicht geschrieben, bei den Katholiken aber wird alles aufgezeichnet. Wenn ein Student zehn Stunden wöchentlich zu hören hat, so denkt er wunder, welche Arbeit er habe. Nach drei Jahren zieht er wieder ab, läßt sich examinieren, und zwar bei seinen Lehrern, die ihn dann freilich nicht abweisen, und er wird mit der Zeit Pastor, Schaffner, Amtmann, Doktor oder sonst etwas.

Der Komment ist zu Heidelberg elend, auch nur wenn man ihn nach eingeführten akademischen Regeln mißt. Die Studenten unterscheiden sich in ihrer Aufführung wenig von Gymnasiasten; es fehlt ihnen allen das sonst bei Studenten gewöhnliche freie unbefangene Wesen. Doch saufen die Leutchen wie die Bürstenbinder, denn der Wein ist sehr wohlfeil da. Schlägereien sind gar nicht Mode, obgleich den Studenten erlaubt ist, Degen zu tragen. Aber en revanche nehmen die Herren allerlei Zeug vor, welches sonst Schüler

aus Mutwillen oder Langerweile zu tun pflegen: sie spielen Ball, gehen auf Stelzen, suchen Vogelnester, spielen mit Weinschrotern, die sie zusammenjochen und an ein kleines Wägelchen spannen u. dgl. Das Pasquillieren ist auch ihnen gar gewöhnlich.

Die Studenten zu Heidelberg werden eingeteilt in Seminaristen, Juristen und Sapienzknaster. Die Seminaristen sind katholische Theologen, meist Kinder armer Eltern; denn wer Geld hat, den schnappen die Kuttenpfaffen weg — so heißen die Mönche in der Pfalz — und machen einen Heiligen aus ihm. Unter dem Namen Juristen begreift man alle wirklich Jura Studierenden, sodann die Mediziner und protestantischen Theologen; diese sind eigentlich Kern der Universität und alleinige Inhaber des Komments. Sapienzknaster endlich heißen diejenigen armen reformierten Theologen, welche auf der »Sapienz«, einem mit Einkünften zur Erhaltung dürftiger Studenten errichteten Kollegium, wohnen und also von der Gnade des Herrn Kirchenrats leben müssen. Diese Sapienzknaster sind sehr verachtet und dürfen sich nirgends sehen lassen, wo Juristen hinwandern, sonst bekommen sie Nasenstüber. In den Kollegien wird ihnen Musik gemacht, und wer des Nachts bei der Sapienz vorbeigeht, der schreit: Heraus, ihr lumpigen Sapienzknaster! pereant!

So viel von Heidelberg.

Ich war schon vor langem durch Crellius um meinen Glauben an die Dreieinigkeit, und durch Tyndale vollends um allen Glauben gekommen. In der Pfalz suchte ich nun Proselyten zu machen und

fand mehrere Anhänger. Anfänglich erstreckte sich mein Bekehrungseifer bloß auf meine Freunde; mit diesen sprach ich oft über heilige Dogmen, und das Resultat war jedesmal, daß das Dogma falsch und läppisch wäre. Da unter meinen Freunden mehrere Katholiken waren, so hütete ich mich, Unterscheidungslehren anzutasten; denn so würde ich sie niemals gewonnen haben; vielmehr griff ich die sogenannten Grundlehren des Christentums an und widerlegte sie mit meinen Argumenten, welche bei meinen Leuten fangen mußten.

Gewöhnlich schlug ich den Weg ein, daß ich die ganze Historie der Bibel suchte verdächtig zu machen, und dann fragte, ob man einem Buche glauben könnte, welches sich so oft widerspräche? Bald beschrieb ich den Abraham, Moses, David, Samuel, Elias und andere in der Bibel als Heilige dargestellte Personen als Erzschurken, Spitzbuben und Rebellen, deren Stückchen ich erzählte und mit Anmerkungen erläuterte. Sofort ging ich ans Neue Testament, machte mich über die Lehrart Jesu und der Apostel lustig und bewies, daß die weisen Heiden Sokrates, Platon, Xenophon, Zeno, Plutarch, Cicero und Seneca die Moral oder eigentliche ewige allgemeine Religion weit schöner und gründlicher gelehrt hätten, als die Stifter der kirchlichen Sekten. Da ich merkte, daß die Historien der unendlichen christlichen Zänkereien, Spaltungen, Verfolgungen und Pfaffenspitzbübereien den meisten Eindruck auf meine Freunde machten, so blieb ich bei diesem Kapitel immer recht lange stehen und erläuterte alles, so gut ich konnte. Voltaire kam mir, wie man

denken kann, recht wohl zustatten. Dabei gab ich mir ein sehr gelehrtes Air und blickte mit Verachtung auf die herab, die die Kirchenreligion verteidigten. Mußte ich dem einen oder anderen dieser Verteidiger die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ein gelehrter Mann und heller Kopf sei, so gab ich vor: der Mann sei nur einseitig aufgeklärt, sei ein Heuchler, rede anders als er denke oder dergleichen. Ich weiß es recht wohl, daß ich nicht allemal redlich zu Werke gegangen bin, denn ich brauchte oft Argumente, deren Schwäche ich selbst einsah; allein ich hatte mit Leuten zu tun, die alles, was ich sagte, für bare Münze annahmen, und da, dachte ich, sei eine pia fraus erlaubt. In diesem Falle machte ich es gerade so wie die heiligen Kirchenväter, ja selbst wie die Apostel, welche ad hominem bewiesen und zufrieden waren, daß ihre Zuhörer glaubten, sie mochten nun überzeugt oder übertölpelt sein.

Endlich erhielt ich die berühmten Fragmente, die Lessing herausgegeben hat; jetzt war ich vollends recht in meinem Elemente. Bisher hatte ich die christliche Religion noch immer als eine gute moralische Stiftung für ihre ersten Anhänger, vorzüglich aus den Juden, angesehen, und verehrte den Urheber derselben, sowie seine ersten Nachfolger, als brave ehrliche Männer, die höchstens Fanatiker und Feinde des Priesterdespotismus gewesen wären. Aber von nun an erblickte ich in dem ganzen christlichen System nichts als Betrug, und zwar Betrug, der sich auf die abscheulichsten Absichten gründete. Ich teilte meinem Vater die Dinge mit. Er las sie durch und gab sie mir mit den Worten wieder:

„Haec et ego dudum cogitaram; nil inveni novi.“* Dabei riet er mir, da ich nun gescheit genug sein müßte, ich solle das alles für mich behalten und nichts davon ins Publikum bringen. Aber das war kein Rat für mich. Ich las meinen Freunden die Fragmente, besonders das über die Auferstehung Jesu und dessen und seiner Jünger Zweck mehrmals vor. Letzteres Buch wurde, weil ich es wieder zurückgeben mußte, von uns abgeschrieben und war von nun an unsere Bibel.

Auf diese Art hatte sich eine kleine deistische Gesellschaft gebildet, wovon ich der Matador war; jeder konsultierte mich, trug mir seine Zweifel vor und bat sich meine Orakelsprüche aus. Unsere Disputationen wurden meistens beim Weinglase geführt, und da disputiert sich's freilich ganz allerliebst.

Ob wir gleich unsere Sache ziemlich geheim anfangs hielten, so waren doch verschiedene Pfaffen auf unsere Spur gekommen und hatten uns als Erzfreigeister ausgeschrien. Um diesem üblen Gerüchte zu entgehen, fertigte ich, auf Anraten meines Vaters, eine kleine Schrift aus und ließ sie im Manuskript zirkulieren. Das Ding war lateinisch und hieß: »Dissertatiuncula de veritate Religionis Christ. argumentum morale.« Es enthielt die gewöhnlichen moralischen Beweise für die Wahrheiten der christlichen Religion, und tat ziemlich gute Wirkung. In meinen Zirkeln widerlegte ich, nach Art so manches anderen gezwungenen Schriftstellers, mein eigenes Schriftchen und machte es lächerlich.

* „Das sind schon längst meine eigenen Ansichten gewesen; ich habe nichts Neues darin gefunden.“ L.

Mein redlicher Freund, der Inspektor Birau zu Alzey, den ich sehr oft und auf mehrere Tage besuchte, ermahnte mich fleißig, mein freies Reden über die Religion einzustellen.

„Sauft, lieber Freund," sagte er oft zu mir, „macht Hurkinder, schlagt und rauft Euch, kurz, treibt alle Exzesse; das wird Euch nicht so viel schaden, als Eure Freigeisterei."

Er hatte recht; denn Saufen u. dgl. sind peccatilia, Herrn Simons Sünden, wie D. Luther sagte, die der Küster vergibt; aber über die Dreifaltigkeit zweifelhaft reden, verdient alle Anathemen.

Da ich in der Rheingrafschaft Kandidat war, so kam meine Ketzerei vor das Konsistorium; ich wurde vor den Rat Dietsch geladen, doch gelang es mir, mich herauszureden. Sonntags darauf mußte ich in Flonheim für den Pastor Stuber auftreten. Da nahm ich Gelegenheit, die Gottheit Christi zu beweisen, d. h. ich schrieb alle Beweise aus Schuberts Kompendium ab, brachte sie in Form einer Predigt, und warnte am Ende vor dem im Finstern schleichenden Gift der Freigeister. So wollten es die Umstände!

Nach der Kirche stellte mich der Kantor Herrmann, mein guter Freund, zur Rede: wie ich eine Lehre verteidigen könnte, über die ich schon so oft in seinem Beisein gespottet hätte? Ich erzählte ihm aber den Vorfall mit dem Konsistorialrat und bat ihn, er möchte den Inhalt meiner Predigt so bekannt machen, als er könnte. Herr Herrmann bat sich mein Konzept aus, schrieb es fein ab und ließ es zirkulieren. Dieses Benehmen brachte meine Rechtgläubigkeit wieder zu

einem gewissen Kredit, der aber leider nicht sehr lange währen wollte.

Mein Vater war ein geborener Darmstädter und hatte in diesem Lande viel Freunde und Verwandte; nun dachte er daran, ob er mich vielleicht an eine Stelle bringen könnte, etwa an eine Schulstelle, deren es im Darmstädtischen manche gibt. Er schrieb daher an seinen Freund, den Hofprediger Kremer. Dieser antwortete: er dürfe sich deshalb gerade an den Landgrafen wenden, der wäre ein guter Herr, und wenn er bei dem Regierungsrat Stauch Einlaß finden könnte, so wären die Sachen so gut wie fertig. Stauch war seines Handwerks ein Schneider von Kirn an der Nahe. Da er gut schreiben konnte, auch Französisch auf der Wanderschaft gelernt hatte, so ward er erst Schreiber bei dem Rat Kappes in Pirmasens; nach dessen infamer Kassierung kam er in landgräfliche Dienste, benutzte die äußerst schwachen Seiten des Landgrafen zu seinem Vorteil und ward Regierungsrat, pro titulo nämlich, denn im Grunde regierte er das ganze Land. Ich erhielt vom Pfarrer Stuber, seinem Vetter, einen Brief an den Rat, und Herr Stauch versprach, sich für mich zu verwenden; nur möchte er mich erst sehen und seinem Herrn vorstellen.

Ich reiste also nach Pirmasens, wo Landgraf Ludwig IX. seine Residenz hatte. Pirmasens liegt in der Grafschaft Lichtenberg, unweit der französischen Grenze. Es ist ein kleiner Ort, den der Landgraf voll Soldaten gesteckt hat. Dieser Fürst war nämlich ebenso in Soldaten verliebt, wie der Herzog von Zweibrücken in seine

Jagdhunde und Katzen. Nach Darmstadt kam der Landgraf niemals, und die Regierungsgeschäfte waren gänzlich in den Händen seiner Bedienten und seiner Kreaturen. Er hatte immer Maitressen, freilich gegen das Ende seines Lebens nur zum Zeitvertreib. Die, welche er damals hatte, war ein gemeines Mädchen von Rheims, die lange in Paris als fille de joie gelebt hatte. Der Fürst hatte die Gnade gehabt, ihr den Titel einer Komtesse von Lemberg zu geben.

In Pirmasens logierte ich bei meinem Vetter, dem reichen Gerber Böhmer, welcher bei Herrn Stauch gut stand und mich auch da einführte. Herr Stauch parlierte französisch mit mir und war außerordentlich höflich. Es war ihm, meinte er, une satisfaction infinie, einen braven Mann, einen homme de mérite zu poussieren. Das freute mich, und ich insinuierte mich besonders dadurch bei dem Rat, daß ich ihm erzählte, wie, seitdem er am Ruder wäre, die Klagen nicht mehr so gehört würden wie vorher; das müßte durchaus von den guten Anschlägen herkommen, die er seinem Herrn, dem Landgrafen, gäbe. Und in diesem Stück hatte ich auch nicht gelogen, denn obgleich Stauch nicht studiert hatte und ein gelernter Schneider war, so machte er doch weit klügere Anstalten im Lande, als viele seiner studierten Vorgänger, welche Schurken gewesen waren und die Not der mittleren und unteren Volksklassen vielleicht nicht so gut gekannt hatten wie er.

Herr Stauch stellte mich auf der Parade dem Landgrafen vor, welcher sehr freundlich und herablassend nach seiner steten Gewohnheit mit mir redete und mir ganz treuherzig auf die Achsel klopfte. Er befahl mir,

eine Schrift bei ihm einzugeben und meine Wünsche bekannt zu machen; hernach wollte er schon sehen, was man tun könnte. Das hieß denn, er wollte es Herrn Stauch überlassen, wie ich könnte placiert werden. Die herablassende Güte des ehrlichen Fürsten rührte mich, und ich bedauerte ganz aufrichtig, daß ein Herrscher von so gutem Charakter und Herzen so wenig Regent war.

Ich besuchte auf Herrn Stauchs Rat auch den Feldpropst Venator, einen erzorthodoxen, düstern Kopf, der mir alsbald auf den Zahn fühlte. Ich hielt Farbe und behauptete das absurdeste Zeug mit allen Gründen, die ich aus dem Kompendium behalten hatte. Das behagte dem guten Herrn, der über die einreißende Ketzerei heftig klagte. Uebrigens konnte Venator bei dem Landgrafen viel ausrichten, denn er war dessen geistlicher Konsulent, und mußte seine geistlichen Grillen aufs reine bringen. Der Landgraf hatte dergleichen mehrere; z. B., wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, so dachte er an dies und das, und wenn ihm etwas einfiel, worin er sich nicht zu finden wußte, so ließ er jemanden holen, der ihm ein kompetenter Richter zu sein schien. In geistlichen Dingen war dies Venator. Einst fiel dem Landgrafen — Venator hat es mir selbst erzählt — die wichtige Frage ein, ob der Hohepriester im Alten Testament mit bedecktem oder unbedecktem Haupte ins Allerheiligste eingetreten sei. Darüber konnte er sich nun nicht finden, und Venator mußte herbei, des Nachts zwischen zwölf und eins, und ihm diese wichtige Frage auseinandersetzen.

Meine Supplik an den Landgrafen wurde von

Stauch so gut unterstützt, daß ich vierzehn Tage nach meiner Zurückkunft ein Dekret erhielt, worin eine Versorgung versprochen wurde, wenn ich mich in Darmstadt examinieren ließe und bestände. Ich meldete mich, bestand und gehörte nun in die Zahl der Darmstädter Kandidaten, erhielt auch ein vortreffliches Testimonium vom Konsistorio, worin die Wörtchen praeclare und optime mehrmals angebracht waren. Indes auch die Hoffnung, die ich nun schöpfen konnte, bald versorgt zu werden, ging mir verloren.

Herr Stauch hatte zwar gut für mich gesorgt, und als der bisherige Konrektor in Darmstadt versetzt wurde, wirkte er mir ein Dekret vom Landgrafen zu dieser Stelle aus. Ich begab mich nach Darmstadt und glaubte, da ich die Hand des Landgrafen hätte, daß meine Anstellung keine weiteren Schwierigkeiten haben könnte. Indessen, es war noch ein anderer Bewerber da, der vom Superintendenten begünstigt wurde, und deshalb wurde entschieden, daß wir beide uns erst noch einem Schulexamen unterwerfen müßten. Der andere, ein gewisser Zimmermann, zeigte sich zwar sehr unwissend, und ich glaubte bestimmt, die Stelle zu erhalten; trotzdem wurde er, reiner Kabalen wegen, mir vorgezogen, und ich ging leer aus.

Zehntes Kapitel.

Unstätes Leben. — Mein Freund, der Baron von F. — Wie man einen Duzbruder bekommt. — Ein Kuppler und Stellenvermittler für Geistliche in einer Person. — Erbauliches Gespräch. — Unterhandlungen wegen des Kaufes einer Pfarre. — Reise nach Franken. — Mein Vikariat in Obersaulheim. — Heiratspläne. — Ich mache mir mächtige Feinde und werde meiner Vikarstelle enthoben. — Mein Vater sagt sich von mir los.

Nachdem ich in Darmstadt durchgefallen war, durchirrte ich, aus Langerweile und Unlust gegen das Daheimsitzen, die ganze umliegende Gegend, unstät und flüchtig, fast wie Kain. Meine vielen Bekannten in dem Kreise erleichterten mir mein Leben, und oft verflossen drei bis vier Wochen, ehe ich wieder der Wohnung meines Vaters zueilte. Dieser war zwar mit meinem Umherlaufen wenig zufrieden, weil er es aber dem Mißmut zuschrieb, den ich seiner Meinung nach über mein Mißgeschick empfand, so ließ er's, unter der väterlichen Einschränkung, keine Exzesse zu machen, gut sein. Aber wenn ich beim Chirurgus L., im »Bock« zu Flonheim oder sonst in einer Kneipe kampierte, so wurde nicht nur sehr scharf gezecht, sondern auch anderer Unfug getrieben.

Ich verlor durch dieses rohe und unbestimmte Leben nach und nach alle Achtung für meinen Kandidatenstand, und da galt es mir gleich viel, mit wem ich umging, wovon ich redete und wie ich mich betrug. Ich saß oft ganze Nächte in den Bauernkneipen und redete mit den besoffenen Kerls über allerlei. Die Leute hörten mich immer gern schwatzen, und da ich in jener Gegend für einen Gelehrten passierte, so schätzten sich's fast alle

für eine Ehre, wenn ich bei ihnen saß und mit ihnen zechte. Meine Freunde ermahnten mich zwar oft angelegentlich, anders und besser zu werden, wenigstens den Besuch der Wirtshäuser einzustellen. Allein es half nichts; ich estimierte mich selbst nicht mehr, wie sollte ich also für meine Reputation sorgen!

Schon seit einigen Jahren war ich auch mit einem gewissen Baron v. F. aus M. bekannt. Dieser Edelmann war zwar katholisch, aber seiner Praxis zufolge ein Freigeist, zwar mehr aus Leichtsinn und Spottsucht, wie viele dergleichen Helden — denn auch der Unglaube hat seine blinden Anbeter —, als aus Grundsätzen. Er war ein ausgemachter Wüstling, der ganze Tage bei Wein und in Gesellschaft feiler Menscher, nach denen er ohne alle Delikatesse jagte, zubrachte. Zotenreißen und Fluchen waren seine schönen Künste, und seine einzige Wissenschaft bestand darin, daß er Tag und Nacht auf den Strich ging, Mädchen wie Lerchen fing und ihnen die Taille verdarb. Sonst war er ein ganz guter Mensch, d. h. ganz so, wie wollüstige und kreuzliederliche Leute zu sein pflegen: sie teilen mit, was sie haben, und freuen sich, wenn sie für ihr Geld einen Zirkel gleichgesinnter Menschen errichten können, die ebenso ausschweifen und tollieren wie sie.

Ich kannte ihn schon seit länger, aber unsere Hauptfreundschaft kam, während ich kurze Zeit im Dorfe Udenheim Vikar war, auf folgende Weise zustande. Pastor Jacobi in Niederolm hatte eine Base oder Nichte bei sich, die zwar nicht schön war, übrigens doch Reize genug hatte, junge Leute lüstern zu machen. Ich verkehrte in diesem Hause, das ich, da Udenheim nur eine

Stunde weit davon liegt, öfters besuchte. Einst, da ich dahin geritten war und nach abgelegter Visite meinen Gaul aus dem Wirtshaus wieder abholen wollte, rief mich von einem Fenster desselben aus Baron F. an und nötigte mich, auf sein Zimmer zu kommen. Ich tat's, und es wurden zuerst einige Gläser Wein verschänkt. Hernach fragte er sogleich, wen ich besucht hätte, und auf meine Antwort, daß ich beim Pastor gewesen wäre, kam er außer sich und rief: „Ei Schwerenot! da haben Sie ja auch das hübsche Fratzchen gesehen? Schwerenot! wenn ich doch auch da könnte bekannt werden!"

Ich: Das können Sie leicht. Gehen Sie nur hin; der Pastor ist ein höflicher, freundlicher Mann.

Er: Herr, schaffen Sie mir die Bekanntschaft, und — ich verschreibe Ihnen Leib und Seele, wie man sie dem Teufel verschreibt.

Ich: Die Verschreibung ist unnötig. Wissen Sie was? Auf den Sonntag kommt Mamsell Jacobi mit der Tochter des Chirurgus nach Udenheim zu mir. Kommen Sie auch, und Ihre Bekanntschaft ist gemacht.

Er: Topp! Freund! Ihr seid mein Mann. (Greift nach dem Glase.) Auf gute Freundschaft, du und du!

Ich: Blox! Da hab' ich wieder einen neuen Duzbruder!

Er: Kerl! hol mich der Teufel — bist mein Mann. Nur halt Wort und sei gescheit! — Auf den Sonntag puncto ein Uhr bin ich bei dir.

Meine Akquisition war gut, denn Herr von F. hat mir, solange ich mit ihm umgegangen bin, viel Freundschaft erwiesen.

Nachdem ich in Darmstadt nicht hatte reüssieren können, und mich, wie schon gesagt, in der Gegend unstät umhertrieb, traf ich einst meinen teuren Baron F. beim Lizentiaten M. in Kreuznach, der ein sehr fideler Bruder war.

„Ei, du infamer Schlingel," schrie er mir entgegen, als ich ins Zimmer trat, „wo kommst du her? Hab' dich ja wer weiß wie lange nicht gesehen! Wollt', der Teufel holte dich!"

Das war nun so ein Kompliment! Aber in unseren Zirkeln waren sie nicht besser gebräuchlich. Ich erzählte ihm mein in Darmstadt gehabtes Malheur. Der Baron geriet in großen Zorn und schimpfte derb über die Kabalen, denn er hatte auch Gefühl, und rechtes Gefühl für das Schickliche und Menschliche.

„Nun," fuhr er fort, „mußt du mit nach Mainz; ich hoffe, für dich alten Schweden etwas tun zu können."

Ich mußte auch wirklich mit nach Mainz; hier lebten wir mehrere Tage fidel, und ich gedachte meines Unglücks nicht, denn der Baron machte mir Vergnügen von allerlei Art. Einmal sagte er mir, er wolle einen Kerl kommen lassen, mit dem man den Teufel im freien Felde fangen könnte. Einen solchen Menschen mocht' ich gern einmal sehen, und siehe da! dieser Teufelsjäger war der schon oben beschriebene Mosjeh Brandenburger. Hier ist unser Gespräch:

Baron: Höre, du Höllenbrand, du ordentlicher und außerordentlicher Ambassadeur des Satans, willst du mir zu Diensten sein?

Brandenburger: Von Herzen gern, gnädiger Herr, mit meinem Blute —

Baron: Hat den Henker von deinem Blut!

Glaub, hast so nur Wagenteer in den Adern. — Zwei Dinge sollst du mir ausrichten. Einmal besorgst du einige ordentliche Menscher auf den Abend in Dillmanns Garten.

Brandenburger: Blox! gnädiger Herr, da hab' ich Ware! — Mein Seel: Ware, wie Sie noch nicht gesehen haben! — Herrliche Mädel! — Blox! wenn Sie sie sehen, die Augen stehen Ihnen auf, wie einem abgestochenen Kalbskopfe.

Baron: Gut! aber Kerl, wenn die Canaillen nicht koscher sind, so brech' ich dir deinen verfluchten Hals und schicke dich einige Tage früher zum Teufel, verstehst du mich? — Fürs andere will ich dich fragen, ob du keine lutherische Pfarre vakant weißt, da für den (auf mich zeigend).

Brandenburger: O Herr Baron, dazu soll Rat werden. Blox, wenn der Herr Geld anwenden kann und will, so wird's nicht fehlen. Morgen sag' ich Ihnen davon mehr. (Ab.)

Wir marschierten gegen Abend nach Dillmanns Garten, und der Bube hatte Wort gehalten: es waren wirklich einige Mädchen da, dem Gesicht und der Taille nach ganz niedliche Nymphen, welche, sobald wir ankamen, sich zu uns setzten und uns die Zeit so vertrieben, wie man es nur von dergleichen Geschöpfen erwarten kann. Wir blieben die ganze Nacht in diesem Garten, und Herr von F., der die Zeche allein gutmachen wollte, mußte den Morgen gegen 18 Gulden bezahlen, die Gratiale abgerechnet, welche die Mädchen außerdem nebenher bekommen hatten. Wie viel kostet doch Wollust und Ausschweifung nicht! —

Brandenburger besuchte uns den anderen Tag und berichtete uns, daß der Graf Schönborn, Wiesentheidscher Linie, der seine Güter in Franken, oberhalb Aschaffenburg, hat, eine lutherische Pfarre zu vergeben hätte; daß aber der Prediger noch lebe, jedoch den Tod schon auf der Zunge habe, bald abfahren müsse usw. Die Pfarre habe der Graf dem Domvikar Stark übergeben, und diesem erlaubt, ein Subjekt zu wählen und sich von diesem die Gebühren bezahlen zu lassen. Mein F. fand die Sache etwas unglaublich und drohte, dem Brandenburger Nase und Ohren abzuhauen und ihn noch obendrein zu kastrieren, wenn er uns hinterginge. Aber Brandenburger blieb dabei, es sei wahr.

Wir zogen Erkundigung ein, und Herr Stark versicherte, daß Brandenburger wahr geredet habe, daß er es auch wohl zufrieden sei, wenn ich die Pfarrei mit 200 Dukaten bezahlte und erhielte, da sie jährlich 600 Gulden eintrüge usw. Ich äußerte meine Verwunderung gegen Baron F., daß ein angesehener Geistlicher, wie Herr Stark, gegen einen Hurenspediteur, wie Herrn Brandenburger, vertraut sein könnte.

„Ja," war des Barons Antwort, „da verstehst du den Henker davon! — Die Pfaffen müssen dergleichen Gesindel auf ihrer Seite haben, denn woher bekämen sie sonst ihre Menscher?"

Ich schrieb nun an meinen Vater den Vorfall, doch ließ ich den schuftigen Brandenburger aus dem Bericht. Er antwortete mir wieder, daß er es herzlich gern sähe, wenn ich könnte befördert werden, damit ich nur einmal aus dem liederlichen und wüsten Leben heraus-

gerissen und in eine bestimmte Rennbahn versetzt würde. Ich sollte die Sache mit Herrn Stark gewiß machen, aber auch mit dem Grafen in Mainz, damit das Ding am Ende nicht auch wieder schief ginge; er würde dann, im Fall die Pfarrei mir wirklich konferiert sein würde, das Geld schon bezahlen. Nun wurde ein Aufsatz gemacht, Stark und ich unterschrieben, und Baron F. signierte ihn qua testis. F. schlug mir nun vor, eine Tour nach Franken zu machen, wohin er mich begleiten wollte, um die Pfarrei zu besehen. Mir behagte der Vorschlag, und die Reise ging vor sich. Weil ich ganz nach Burschenart gekleidet war, einen grünlichen Flausch trug, nebst gestreifter Weste, gelben ledernen Beinkleidern, großen Stiefeln nebst einem derben Hieber an der Seite, so ward es mir leicht, mich für einen jenaischen Studenten auszugeben; auch mein Reisegefährte oder vielmehr Reisepatron tat dasselbe. Innerhalb drei Tagen kamen wir in dem Ort an, wo ich nach Brandenburgers Anstalten für die Zukunft den Bauern das Evangelium predigen sollte. Das Dorf hieß, wenn ich nicht irre, Uthoffen und war eben keins von den angesehensten, ob es gleich auch nicht zu den schlechtesten gehörte. Früh morgens, nachdem wir den Abend im Wirtshaus brav gezecht und gespeist hatten, fragte der Baron den Wirt nach dem Befinden des Pfarrers, ob er noch hübsch gesund sei usw. Die Antwort war, daß er zwar gesund, aber schon äußerst alt wäre und es wohl nicht lange mehr machen könnte. Diese Nachricht war mir eben nicht unangenehm. Wir besuchten nun den alten Herrn, F. als Baron Soundso, und ich in schwarzem Gewande als dessen Schloßprediger, und fanden in ihm

einen Greis, der zwar kein gelehrter, aber doch ein sehr ehrlicher, aufrichtiger und freundschaftlicher Mann war. Er fühlte sich durch so vornehmen Besuch sehr geehrt und suchte uns nach Kräften zu bewirten.

Nachdem wir uns in Uthoffen zwei Tage lang aufgehalten und von allem unterrichtet hatten, benutzten wir die Gelegenheit, eine Reise durch das Frankenland zu machen, besuchten auch Würzburg und Erlangen, und trafen erst ungefähr nach sechs Wochen wieder in Mainz ein, nachdem wir viele Umschweife und lustige Streiche verübt hatten.

In Mainz statteten wir dem Herrn Grafen von Schönborn und dem Vikarius Stark Bericht von unserer Reise ab und erhielten von beiden die tröstliche Antwort, daß, wenn der alte Prädikant abfahren würde, keiner als ich die Pfarre, versteht sich gegen Erlegung von 200 Dukaten oder 1000 rheinischen Gulden, erhalten sollte. Brandenburger besuchte mich gleich den Tag nach meiner Ankunft in Mainz und erzählte mir mit Entzücken, daß er, wie er sich ausdrückte, ein gewaltiges Mensch für mich aufgetrieben hätte, dessen Vermögen an barem Gelde sich an 6000 Gulden beliefe. Es war eine Müllerstochter im Ingelheimer Grund. Brandenburger verlangte, ich sollte, um die Sache bald in Richtigkeit zu bringen, sogleich mit ihm hingehen, aber ich hatte keine Lust dazu, weil er als mein Freiwerber und Unterhändler ein zu jämmerlicher Schuft war. Gesprochen hatte er den Müller wirklich meinetwegen, auch fürchterlich von mir aufgeschnitten; dies hörte ich nachher von anderen.

Mein Vater war mit meiner donquichotischen Reise

nach Franken sehr wenig zufrieden, und er hatte recht. Er kannte mich und mußte sich's schon zum voraus vorstellen, daß ich auf meiner Wallfahrt viele und mannigfaltige Suiten gespielt habe.

Während meiner Abwesenheit hatte der alte Pfarrer Köster zu Obersaulheim, einem rheingräflichen Dorfe, um einen Substituten oder Vikarius angehalten, das Konsistorium in Grehweiler hatte mich zu dieser Stelle ausersehen, und mein Vater drang darauf, daß ich sie annehmen sollte. Sie war auch wirklich des Annehmens wert. Ich hatte da freie Station, d. h. meinen Kaffee, der aber in jenen Gegenden nicht so frequent geschlürft wird, wie in Preußen und Sachsen, meinen Tabak und Wein, mein Reitpferd zum Vergnügen, monatlich 6 Gulden Geld, und endlich alle bei der Pfarrei einlaufenden Akzidenzien. Dafür hielt ich nur Sonntags eine Predigt und nachmittags entweder Kinderlehre oder eine sogenannte Betstunde. Kurz, diese Stelle war nicht unrecht, und ich sistierte mich daher bei dem Konsistorium. Meine Bauern zu Obersaulheim waren mir sehr gewogen; denn ich war gegen sie freundlich und tat auf das Ansehen eines Gelehrten, in welchem Rufe ich bei ihnen stand, Verzicht. Bauern dulden an ihrem Pastor gern alle Fehler, wenn er nur, wie sie sagen, was gelernt hat. Sie entschlossen sich, mich dahin zu bringen, die Tochter des Pfarrers Köster zu heiraten und mir auf diese Art die Hoffnung der Nachfolge zu sichern. Der Schulz und noch einige andere Bauern baten mich daher, in einer dazu angestellten Zusammenkunft, ihnen einen Weg zu zeigen, wie dies Ding am besten zu bewerkstelligen wäre.

Ich schlug vor, daß sie meinetwegen eine Bittschrift beim Konsistorium zu Grehweiler eingeben möchten. Freilich hatte mein Herz gegen die Verbindung mit Mamsell Köster gar sehr viel einzuwenden; sie war wenigstens sechzehn Jahre älter als ich, und dann hatte sie auch nicht die geringste Spur von Schönheit. Sonst schien es ein gutes und stilles Geschöpf zu sein, aber mir wollte sie nicht gefallen, ohnerachtet ich doch auch gar nicht der Kerl war, der viel Wahl vor sich hatte. Ich hatte schon mehrmals eine beinahe festgegründete Hoffnung verloren, war als ein Libertiner bekannt und hatte blutwenig Freunde von Einfluß. Da dachte ich denn, es sei besser, in einen sauren Apfel zu beißen, als gar Hungers zu sterben — und so faßte ich den heldenmütigen Entschluß, durch den Kanal der Mamsell Katharine in den Schafstall der Herde Christi einzugehen, und mein Kreuz als Jünger und Apostel Jesu geduldig auf mich zu nehmen und zu tragen.

Mein Vater hatte gegen diesen Entschluß sehr viel zu erinnern, doch wollte er mir nicht zuwider sein, ebenso dachten auch die Brüder der Mamsell, ohne es mir gerade unter die Augen zu sagen, allein die Mamsell dachte selbst weit anders als wir alle. Sie fand, daß sie für mich und ich für sie von Gott gemacht wäre; daß ein junger Mensch von dreiundzwanzig und ein zahnloses Frauenzimmer von vierzig Jahren ein allerliebstes Pärchen machen würden, und in dieser Voraussetzung fing sie an, die Verliebte und Zärtliche zu spielen. Ihr Schöntun kam aber sehr närrisch heraus und quälte mich ganz abscheulich. Und ich glaube, für jeden braven deutschen Kerl ist nichts unerträglicher und ekelhafter,

als Schmeicheleien, Küsse und zärtliches Necken eines verliebten und empfindsamen Weibsbildes, für welches man nichts empfindet.

So wenig Wahrscheinlichkeit auch da sein mochte, daß die Sache zustande kommen würde, so betrachtete sich doch Mamsell Katharinchen schon als meine wirkliche Braut und verlangte daher, eifersüchtig wie alle alten Jungfern, von allen meinen Schritten und Tritten genaue Rede und Antwort.

Die Bauern ließen indes eine Bittschrift verfertigen und reichten selbige beim Konsistorium zu Grehweiler ein. Der Rat Dietsch war mir nicht abgeneigt, und, wäre es auf ihn allein angekommen, so hätt' ich die Pfarre erhalten; aber das Konsistorium konnte nicht resolvieren, sondern mußte die Sache dem Administrator überlassen, meinem Feinde. Ich hatte zwar diesen Mann meines Wissens nicht beleidigt, allein ich stand bei ihm in sehr üblem Kredit. Hiernach ließ sich schon vermuten, daß mein unmittelbares Gesuch nicht durchgehen würde; indes, da die Bauern supplizierten, so gab ich nicht alle Hoffnung auf.

Die Antwort der Kommission erfolgte bald und erklärte, daß die Pfarre Obersaulheim schon längst an den Prediger Wagner vom Minister versprochen sei, und ich keine Hoffnung dazu bekommen könnte. Wagner hatte nämlich Herrn von Zwirnlein einige Dutzend Goldfüchse zugeschickt.

Also auch diese meine Hoffnung war verschwunden und mit ihr auch meine Anhänglichkeit an Mamsell Katherinchen. Sie machte mir anfangs zärtliche, her-

nach gröbere Vorwürfe, und endlich sprach sie, zu meiner Freude, gar nicht mehr mit mir.

Mein Vater war höchst unzufrieden mit meiner Lage, noch viel unzufriedener als ich selbst. Ich tröstete ihn mit meiner Hoffnung, eine Pfarre in Franken zu erhalten; aber diese beruhigte ihn nicht, er meinte, das Ding verzögere sich. Er kränkte sich auch sehr, daß alle seine Ermahnungen nichts fruchteten, bat mich mit Tränen in den Augen, eine andere Lebensart anzufangen, hübsch auf meinem Vikariate zu bleiben, fleißig zu studieren und so die bösen Gerüchte nach und nach verrauchen zu lassen; allein er predigte tauben Ohren. Teils hatte ich selbst keine Achtung mehr vor mir, teils hatten mir eine falsche Eigenliebe und ein unkluger Dünkel den Kopf so verrückt, daß ich bloß mir folgte.

So gleichgültig ich indes gegen die Zensuren meiner Feinde war, so lieb war es mir doch, wenn ich auch an ihnen Fehler entdecken konnte. Ich wußte, Zwirnlein wollte mir nicht wohl; dies war mir schon Grund genug, die Konduite und Prozeduren desselben, womit er die Rheingrafschaft administrierte, auszuspionieren. Ich erkundigte mich bei den Bauern nach ihren Klagen, und fand so viel krumme Wege und Gänge der Zwirnleinschen Justiz, daß selbst ich darüber erschrak. Außer vielen anderen Ungerechtigkeiten nur dies:

Die Gemahlin des auf die Festung gebrachten Rheingrafen und seine damals noch unverheiratete Tochter Luise, wie auch des Grafen Schwester Charlotte, mußten allen Drang und alle Insolenzien von diesem stolzen Administrator leiden, der besonders die

letztere seine schwere Hand fühlen ließ, indem er ihr oft ihr Geld vorenthielt, unter dem Vorwand: es sei nichts in der Kasse. Die gute Charlotte mußte daher oft darben und von ihren groben Gläubigern sich schrecklich quälen lassen.

Ich war sehr eifrig, alles dies zu verbreiten und meine Glossen darüber zu machen, welche allemal zum Nachteil des Herrn Administrators ausfielen. Ich griff auch seinen intimsten Freund, den Kammerrat Fabel zu Grehweiler, an. Dieser Mann, gelehrt bis an den Hosenknopf und stolz wie Goliath, hatte einen Schneidermeister gedrückt und ihm unrecht getan. Der Schneider war mein Gevatter; ich machte ihm also eine Schrift an die Kommission, worin ich des Kammerrats Intrigen schilderte, wie sich's gebührte. Fabel erfuhr den Verfasser und ward mir spinnefeind.

Nun erhielt ich um Martini 1781 ein Schreiben von der Kommission, des Inhalts, daß Seine Durchlauchten, der Herr Fürst von Nassau-Weilburg, mit höchstem Unwillen vernommen habe, wie der Kandidat Laukhard noch immer das Vikariat in Obersaulheim verwalte, welches ohne großes Aergernis und Skandal der christlichen Gemeinde nicht mit angesehen werden könne. Der Kandidat sei als ein Mensch bekannt, der ganz und gar keine Religion habe — der über die heiligsten Geheimnisse der christlichen Lehre öffentlich spotte — überdies ausschweifend lebe — dem Trunk sich ergebe — Pasquillen auf andere schmiede, und sogar die Kanzel zum Tummelplatz seiner skandalösen Auftritte mache; deshalb trügen Seine Durchlauchten dem Konsistorium auf, den bisherigen Vikarius Lauk-

hard zu removieren und ein anderes unbescholtenes Subjekt an die Stelle zu setzen.

Herr von Zwirnlein hatte mir diesen Befehl des Fürsten, den er selbst geschmiedet und diesem Herrn nur zur Unterschrift vorgelegt hatte, abschriftlich zugeschickt und mir es freigestellt, ob ich entweder freiwillig oder gezwungen meinen Posten verlassen wollte. Ich wählte natürlich das erste, schrieb dem Administrator, daß er einen Vikarius schicken könne, welchen er wolle, ich ginge gern weg. Dann hielt ich zuguterletzt noch eine Predigt über den Vorzug des Sünders vor dem Gerechten, die ich selbst ausgearbeitet und äußerst vorzüglich zugerichtet hatte.

Auf diese Art war nun auch mein Glückstern in unserer Grafschaft untergegangen. Sobald mein Vater diese Nacht des Mißgeschicks wahrnahm, schrieb er mir einen Brief und bat mich, seiner für jetzt zu schonen und ihm nicht eher wieder vors Angesicht zu kommen, als bis er's erlauben würde.

Elftes Kapitel.

Baron von F.s Ansichten über den Adel. — Einladung nach Guntersblum. — Ich werde Jäger und Kellermeister. — Ein Schurkenstreich. — Liebeleien. — Wiedersehen mit Theresen. — Neue Pläne zur katholischen Kirche überzutreten. — Falschheit des katholischen Pfarrers. — Abschied von Theresen.

„Weißt was Neues, Herr Bruder?“ schrie ich, als ich einige Tage nach meinem Unfall in das Zimmer des Barons F. trat: „In meinem Lande ist's alle; werd' nimmermehr Pfaffe!“

Baron: Da ist denn auch kein groß Unglück geschehen! Kannst ja sonst was werden.

Ich: Ja, was denn? In der Kurpfalz hab' ich mich verschandlappt.

Baron: Nun, was hast du denn angestellt? Hast doch nicht gemordet? Und Huren, Saufen, Spektakeln wird da nicht hoch gerechnet.

Ich: Sieh, ich hab' mit dem Kandidaten Hundel in Korrespondenz gestanden und hab da manchen Beitrag für sein Buch geliefert, das hernach ist konfisziert worden. Hundel selbst hat sich müssen skissieren, wenn er dem Galgen oder doch ewiger Gefängnisstrafe entgehen wollte.

Baron: Hast recht; in Kurpfalz kommst, hol's der Teufel, nicht an! Da mögen sie keine Leute haben, die ihnen auf den Magen sehen. Würdest nicht 'n Nachtwächterdienst kriegen!

Ich: Und in meinem Lande verfolgt mich der Administrator von Zwirnlein.

Baron: Von Zwirnlein? Ach, der neugebackene Edelmann? Höre, Bruder, so 'n Adel, wie der, soll nichts gelten. Unser Adel, schau, das ist 'n Adel. Vor dreihundert Jahren waren schon F. Domherren hier, zu Köln, zu Worms, Speier und an mehr Stiftern. Einer aus unserer Familie war Bischof zu Würzburg und ein anderer Bischof zu Speier, und noch ein anderer Abt in Fulda. Schau, Brüderchen, das ist ein Adel.*

* Der deutsche Adel ist nirgends besser, d. i. älter, als an den Domstiftern; es können da bloß uralte Familien Eingang finden. Und die Ahnenprobe, welche bei der Aufnahme vorgenommen wird, ist so streng, daß jeder Querbalken im Stamm-

Aber so 'ne neue Noblesse ist nicht wert, daß man sie nennt.

Ich: Du hältst also nichts auf neuen Adel?

Baron: Nicht eine taube Haselnuß. Schau an, wir sind gute Freunde; du bist bürgerlich und ich bin stiftsmäßig. Das tut aber nichts; ich bin dir gut und habe keine Schande von deinem Umgang. Aber wenn ich mit einem neuen Edelmann konversieren und Freundschaft machen wollte: mein Seel! unser ganzer Stiftsadel würde sich darüber mokieren. — Aber wieder auf dich zu kommen, was willst du nun anfangen?

Ich: Das weiß ich selbst nicht.

Baron: Hör', Bruder! Du wartest auf die Pfarre in Franken, bleibst aber indes bei mir und lachst den Herrn von Zwirnlein und seinen Anhang aus: Hast mich verstanden?

Ich: O ja; aber wie sollte ich —

Baron: Davon schweige mir. Ich will keine Komplimente; bin ein ehrlicher Kerl und mein's, hol' mich der Teufel, gut mit dir. Schau, ich reise nächstens nach Straßburg, du gehst mit, und da wollen wir alle

---

baum entdeckt wird. Daher ist der Ahnenstolz der Familien in Mainz, Würzburg, Köln, Münster, Paderborn, unaussprechlich, und ein solcher Ritter wie Dalberg, Dienheim, Schönborn, Ely, Bibra — kurz ein Ritter, dessen Wappen in der Domkirche befindlich ist, wird um alles in der Welt nicht mißheiraten; ja er wird eine Gräfin und selbst eine Prinzessin ausschlagen, wenn ihr Stamm nicht die erforderlichen Ahnen zählt. — Das gilt sogar von den dortigen protestantischen Edelleuten, die stiftsmäßig sind. Es könnte ja kommen, meinen diese, daß einmal einer von ihren Nachkommen katholisch würde, und dann könnte er ja nicht Domherr, Bischof oder Kurfürst werden! L.

Grillen vergessen und lustig leben, wie die Vögel im Hanfsamen.

Auf diese Art hatte ich also einen Freund in meinem F. gefunden, der mir Aufenthalt gab, daß ich nicht nötig hatte, meinem Vater durch meine Gegenwart noch trübere Tage zu machen, als er wirklich schon erlebte.

Während dieser Zeit erhielt ich einen Brief vom Blumenwirt Schmid in Guntersblum, der voll Enthusiasmus war. Man habe, hieß es, gehört, daß man mir die Kanzel verboten und alle Hoffnung zu einer Versorgung genommen hätte. Das Ding habe meine Freunde in Guntersblum, namentlich den Major von Goldenberg, den Wirt Bechtel und ihn, Schmid, so sehr geärgert, daß sie beschlossen hätten, sich meiner anzunehmen; ich sollte nur kommen, man würde mir schon Mittel geben, den Schaden zu ersetzen und meine Feinde auszulachen.

Die Bitte, bald zu kommen, war so dringend gemacht, daß ich gleich den andern Tag die fünf Stunden von Mainz aus nach Guntersblum ging. Schmid empfing mich mit der lebhaftesten Teilnahme und mit tausend Flüchen gegen alle, die mich meiner und seiner Meinung nach gedrückt hätten. Aber hier in Guntersblum fände ich alles, was ich wünschen könnte. Zuvörderst hätte der Major dafür gesorgt, daß ich bei ihm wohnen könnte, bis sich etwas für mich ergeben würde; ich fände da guten Tisch, rechten Wein und ein feines Logis. Das Ding gefiel mir schon nicht recht; lieber wäre ich bei meinem Baron geblieben. Der Major war zwar ein ehrlicher, braver Mann, ohne Stolz und

ohne Grobheit, aber an Jahren waren wir zu weit auseinander, als daß wir hätten Vertraute werden können; und Vertraulichkeit hab' ich immer gesucht, habe sie sogar oft für Freundschaft gehalten und mich dabei gar häßlich betrogen. Demohngeachtet ging ich zum Major, welcher mich auf's beste bewillkommte und von dem Herrn von Zwirnlein eben nicht mit Achtung redete.

„Sie sollen bei mir bleiben," fuhr er fort, „und bei mir alles finden, was Sie verlangen: gut Essen, derb nämlich, aber wenig Gerichte; guten Wein, Guntersblumer nämlich, und das in vollem Maße, soviel in den Bauch hinein geht, und eine gute Pfeife Tabak. Aber da Sie das Ding wohl nicht werden umsonst haben wollen, so übernehmen Sie meine Jagd und besorgen meinen Keller und lehren meine Mädel ein bissel Französisch und auf der Landkarte. Wollen Sie das, mein Lieber?"

Ich schlug ein und war froh, daß ich mich an einem fremden Ort bequem aufhalten konnte, ohne meinen Wohltätern lästig zu sein.

Ich war also freiherrlicher Jäger, Sprachlehrer und Oberkellermeister. Letztere Stelle war freilich besser und minder beschwerlich als erstere, doch muß ich's selbst von mir rühmen, daß ich auch dieses Aemtchen mit vieler Treue versehen habe — vielleicht bloß deswegen, weil ich keine Notwendigkeit vor mir sah, meine Pflicht zu verletzen. Ich habe oft nachgedacht, warum ich zu einer Zeit fähig war, Lumpenstreiche auszuüben, die ich zu einer anderen um keinen Preis würde getan haben. Ich kann mir noch nicht alles erklären; aber

diese Betrachtung macht mich äußerst nachgiebig gegen andere, besonders solche, die aus Zerrüttung ihrer ökonomischen Umstände pflichtwidrig zu handeln genötigt werden.

Ich schrieb meinem lieben Baron meine neue Station, welcher sehr unzufrieden damit war und mich bloß unter der Bedingung dableiben ließ, daß ich ihn wöchentlich einmal besuchen sollte. Mein Vater gab seine Einwilligung leicht und ermahnte mich im flüchtigsten Ton von der Welt, eine ordentlichere Lebensart anzufangen. Ich denke, der gute Mann tat das nur so zum Schein, weil er glaubte, es sei doch jede ernsthafte Ermahnung an mir verloren. Wie wehe das einem Vater tun muß!

Meine Geschäfte betrieb ich anfangs sehr ämsig; ich ließ mir einen grünlichen Ueberrock machen, kaufte mir einen runden Hut, welchen ich mit einer goldenen Borte auszieren ließ, und ging in diesem Ornate tagtäglich auf die Jagd. Die Titulaturen »Vikarius« und »Kandidat« verbat ich mir überall, indem sie mich nur an meine Fatalitäten erinnerten. Ich kann eben darum noch nicht begreifen, wie manche abgedankte Offiziere und Beamte ihre Titulaturen so eifrig suchen aufrecht zu erhalten, da es doch sehr oft eine Art von Vorwurf für sie ist, wenn man sie noch so nennt, wie man in ihrem Dienste sie nannte.

Das Ding mit meiner Jägerei machte Aufsehen, und es fing an, zu scheinen, als wenn selbst Herr von Zwirnlein die Metamorphose aus einem Kandidaten in einen Jäger eben nicht hätte haben wollen; denn der Sekretär Schlosser schrieb an meinen Vater,

meine Lage könnte immer noch verbessert werden, ich müßte nur eine Supplik eingeben, hübsch pater peccavi sagen und hernach von neuem Gehorsam versprechen; alsdann würde alles schon gut gehen. Allein das war mir erstlich nicht gelegen, und meine übrigen Zerstreuungen verhinderten vollends alles.

Der Wirt Schmid mag es doch nicht so gut mit mir gemeint haben, als er sich anstellte. Denn ich war kaum vierzehn Tage in Guntersblum, als er mir einen Schurkenstreich zumutete, den ich beinahe hätte ausführen helfen, wenn der Major, der davon erfuhr, mir nicht sehr ernstlich abgeraten hätte. Ich sollte nämlich den Kaiserlichen Notarius spielen, und in Gesellschaft einiger Halunken einen guten ehrlichen Mann um zehn Faß Rheinwein betrügen helfen. Für meine Dienste sollte ich 50 Gulden erhalten, hätte aber vielleicht auch, wenn's herausgekommen wäre, aufs Schloß marschieren müssen. Der Bubenstreich ist hernach ohne mich doch ausgeführt worden.

Seit meiner theologischen Donquichoterei in der Pfalz hatte ich Theresen wenig gesehen, und aller vertraulicher Umgang, aller Briefwechsel hatte schon längst aufgehört. Meine Zerstreuungen waren zu groß und meine Bekanntschaften zu ausgebreitet, als daß ein so sanfter Affekt, wie die Liebe, in meiner Seele noch hätte haften können. Freilich dachte ich noch dann und wann ans gute Kind, aber beim Andenken blieb's. Ich hatte eine Menge Frauenzimmerbekanntschaften gemacht, und, wo ich hinkam, fand ich so was zum Zeitvertreib. Das waren nun freilich Liebschaften nach der

Pfälzer Mode, wobei bloße Sinnlichkeit, oft bloße Langeweile ins Spiel kamen. Bei dergleichen Affären bleibt man so kalt wie Eis; man lügt da was her von Liebe, von Treue, aber in einer Stunde kommt man sonst wohin, und alles wird vergessen. Ich wenigstens kann mich nicht erinnern, daß meine Lorchen, Malchen, Karolinchen, Luischen und andere mich auch nur um eine Viertelstunde Schlaf gebracht hätten.

Es müssen noch eine Menge Liebesbriefe und billets doux von mir in der Pfalz sich vorfinden; daß sie sollten vernichtet sein, kann ich deswegen nicht glauben, weil das Pfälzer Frauenzimmer dergleichen Sächelchen gern aufhebt, um bei Gelegenheit mit Eroberungen Parade zu machen. Ich habe eine große Menge ähnliches Zeug gehabt, wovon ich leicht eine Sammlung, so groß wie die des Cicero, in sechzehn Büchern hätte machen können.

Daß Thereschen von meiner Flatterhaftigkeit Nachricht eingezogen und sich darüber nicht wenig gekränkt habe, hab' ich hernach von ihr selbst erfahren. Therese war kein Mädchen vom gewöhnlichen Schlage; sie dachte gesetzt und hatte natürliche wahre Empfindung. Schade für das herrliche Geschöpf, daß ihre Neigung gerade auf mich gefallen war! Wie glücklich hätte sie einen Würdigeren machen können!

Im November 1781 wollte ich dem Pfarrer Stuber in Flonheim meine Aufwartung machen; ich hörte, daß des katholischen Pfarrers Vetter, ein alter Duzbruder von mir, auch da sei, lief hin, und — wie erschrak ich, als ich im Pfarrhause meine Therese erblickte. Kaum konnte ich sprechen, doch endlich ward mir's wieder

etwas leichter. Theresens Vater, ein vertrauter Freund des Pastors, verwies mir ganz höflich meine wenige Aufmerksamkeit, und wunderte sich, daß ich ihn in so langer Zeit nicht besucht hätte. Ich entschuldigte mich, so gut ich konnte, und versprach, auf der Rückreise bei ihm vorzusprechen.

Drei Tage brachte ich in Flonheim zu, und dann nahm ich meinen Wanderstab wieder zur Hand. Ich ging durch Theresens Dorf, aber erst ins Wirtshaus, wo ich mir in einigen Schoppen Wein Mut trank; und so schlich ich unter großem Herzklopfen nach Theresens Wohnung. Der Alte empfing mich freundlich und ließ mich gleichsam absichtlich bald darauf mit seiner Tochter allein.

Einige Minuten war unser Gespräch allgemein, dann fing das gute Mädchen bittere Klagen über mich an, und rückte mir meine Vergehungen und Versündigungen recht eindringlich vor. Ich räumte alles ein, klagte mich selbst an und schilderte ihr meine Lage, die ich freilich selbst verschuldet, ja schon um sie allein verdient hätte, mit recht grellen Farben. Mädchen von Theresens Art sind gute Kinder! Sie ward jetzt weich und fing an zu weinen; ich weinte bald mit, erhielt Vergebung und hieß wieder *lieber Junge*, *lieber Fritz*, wurde geduzt und geküßt und schwamm von neuem in lauter — unverdienter Seligkeit! Daß ich versprechen mußte, Mittel und Wege aufzufinden, um unsere Verbindung bald möglich zu machen, versteht sich von selbst. Ich mußte auch schwören, wenn man mir ein Mittel von der Art anzeigen würde, ohne Bedenken einzuwilligen. Ich tat das alles herzlich gern

und war froh, daß ich für so viele Sünden so wenig bestraft wurde.

Der Kapuziner Hermenegild war aus dem Alzeyer Kloster versetzt worden; also konnte mir dieser mit seinem Mentorrat nicht weiter beistehen. Aber der Pastor Neuner war noch übrig. An diesen schrieb ich einen ellenlangen lateinischen Brief und bat um Auskunft. Seine Antwort war nicht sehr erfreulich: ich hätte in der Pfalz zu viele Feinde, um auf eine Versorgung rechnen zu können, jedoch würde mein Uebertritt zur katholischen Kirche wieder viele meiner Feinde mit mir aussöhnen. Ich besuchte also gleich Herrn Neuner selbst, mußte aber da eine scharfe Predigt wegen meiner Atheisterei anhören. Ich erwiderte, daß ein Protestant als solcher nichts anderes sein könnte, als ein Freigeist oder ein Dummkopf. Diesen Satz hatte ich aus P. Neumeyers Buch aufgefangen. „Ein Protestant," sagte ich, „ist ein Christ, aber ohne Fundament. Er nimmt die Bibel als göttlich an, welche doch ohne das Zeugnis der Kirche kein Ansehen haben kann. Der heilige Augustin sagt ja selbst, er würde dem Evangelium nicht glauben, wenn ihn nicht das Ansehen der Kirche dazu bestimmte. Hierzu kommen die großen Uneinigkeiten und Zänkereien unter den Protestanten selbst. Wer soll da recht haben: Luther oder Calvin? Sehen Sie, Herr Pfarrer, den Ursprung meiner Freigeisterei? Aber im System der katholischen Kirche finde ich alle Zweifel gehoben und ebensoviel Gewißheit, als in Kästners Geometrie."

Herr Neuner schien mit diesem Gallimathias zufrieden zu sein und versprach, sich bestens zu meinem

Vorteil zu verwenden; allein, obgleich die katholischen Pfaffen gern ihre Kirche zu mehren suchen, sei's auch mit unwürdigen Mitgliedern, so muß doch diese Mehrung einem größeren eigenen Interesse nicht zuwider sein. Und das war der Fall bei Herrn Neuner; er hatte nämlich einen anderen Herrn im Sinne, der ihm eine Partie für Thereschen zu sein schien. Und so suchte er mich zu untergraben.

Zugleich ging ich nun auch meinen Baron F. an, mich irgendwo unterzubringen.

Baron: Ja, Bruder, das Unterbringen so auf der Stelle, das ist nun so eine Sache; ich weiß dir, mein Seel, nicht zu raten.

Ich: Nicht? Und hast Freunde von Einfluß? Deinen Oheim, den Domherrn — deinen Vater —

Baron: Ja, freilich; aber im Erzstift! Du weißt ja, Bruderherz, kein Protestant kann da ankommen.

Ich: Wohl! Wie aber, wenn ich katholisch würde?

Baron (erstaunt): Du — katholisch?

Ich: Warum nicht!

Baron: Weil du 'n gescheuter Kerl bist; weil du 'n Freigeist bist; weil du scheinst Ehre im Bauch zu haben!

Ich: Ist's denn so unehrlich, wenn man die Religion ändert?

Baron: Allerdings, wenn's geschieht, um Geld, Amt oder 'n Mensch zu bekommen. Pfui! (Spuckt aus.)

Ich: Aber Bruder, wenn man glücklich werden kann!

Baron: Ei was! glücklich kannst du doch werden; brauchst nicht gerade erst einen Lumpenstreich vorzunehmen. Ja, wenn du bei'n Lutheranern verfolgt wür-

dest, oder sie dir deine natürliche oder bürgerliche Freiheit widerrechtlich beschränkten, dich drückten oder dir dein ruhiges Fortkommen unter sich erschwerten, da ließ ich's noch gelten; aber so — kann ich's unmöglich billigen. Ich bitte dich daher, schweig mir von den Possen still! Und führst du ja so etwas aus, so sag ich dir gerade ins Gesicht: wir sind geschiedene Leute!

Also war's mit F. nichts.

Pastor Neuner aber, statt für mich zu agitieren, fing nun an, meine Lebensart und meinen Charakter bei meinem Mädchen anzuschwärzen und mich als einen schuftigen Kerl hinzustellen. Aber da kam er schön an! Meister Neuner verzweifelte schon an dem Fortgang seines Geschäfts, besonders, da er erfuhr, daß ich den Herrn Amtmann öfters besuchte und er mich jedesmal freundlich aufnähme. Lange verbarg man mir seine Tücke, bis endlich Therese mir riet, mich vor dem Pfaffen in acht zu nehmen; so und so spräche er von mir, und das und das wäre seine Absicht. — Ich ward grimmig böse und schrieb ihm gleich einen Brief voll Gift und Galle, worin ich ihm die derbsten Titel beilegte. Dies wirkte beim Pfaffen; er begab sich sogleich zu meinem Vater und verriet den ganzen Handel. Dieser wurde nur noch mehr gegen mich aufgebracht und schickte mir ein lateinisches Billett, worin er mir befahl, sogleich zu ihm zu kommen, um ihm Rechenschaft über eine Sache abzulegen, welche er wegen der Größe der Bosheit nicht glauben könne.

Ich erschrak freilich sehr über dies Zettelchen und konnte mich durchaus nicht entschließen, der Einladung meines Vaters, den ich schon seit einigen Monaten

nicht gesehen hatte, Gehör zu geben. Ich antwortete also ganz kurz: mir wäre nicht recht wohl, sobald mir aber besser sein würde, käme ich gewiß.

In der Bedrängnis meiner Seele lief ich zu Thereschen; aber auch da war ein großer Brief von meinem Vater; ich konnte das Ding nicht aushalten. Der alte Amtmann gab mir harte, sehr harte Worte, Therese schwamm in Tränen, und ich stand da, wie vom Blitz gelähmt und sprachlos.

Endlich lief ich fort und ging zum Schulzen, wo ich meine Grillen in Wein zu töten suchte. Gegen Abend fuhr ich ab und traf mein Mädchen noch einmal auf meinem Wege, eine halbe Stunde von ihrem Dorfe. Wir sprachen wenig und weinten desto mehr. Therese versprach mir, auf keinen Fall in Pastor Neuners Vorschlag einzuwilligen. Das edle Mädchen hat auch Wort gehalten; des Pfarrers Schützling, Mosje Firlefanz, bekam den Abschied, und vor fünf Jahren, als ich die Pfalz besuchte, war Therese noch ledig. Ich weiß, daß mehrere um sie geworben haben, daß sie aber jeden Antrag dieser Art verboten hat. Ich bin nicht stolz genug, dieses ihr standhaftes Betragen ihrer Liebe gegen mich zuzuschreiben; aber etwas muß doch mein Andenken dabei bewirkt haben.

Der Baron F. ward endlich noch mein Trost in dieser meiner Verlegenheit, welche mir zentnerschwer auf dem Herzen lag. Gedrängt von innen und außen, besuchte ich ihn neuerdings und erzählte ihm alles, was mir begegnet war und was ich noch weiter befürchtete. Der Baron schien anfänglich gerührt, legte aber die ganze Sache bald auf die leichte Achsel, nahm mich

mit in Dillmanns Garten und wußte da so viel Schnurren und Schnaken anzugeben, daß ich beim Wein — Vater und Theresen und Verlegenheit und alle Welt vergaß und so selig ward, als irgend ein Ratsherr in Abdera je sein konnte. So ging das Leben einige Tage fort. Darauf gab F. mir zu verstehen, daß ich ihn bald nach Straßburg begleiten sollte, und daß wir da hoch leben würden. Das Ding gefiel mir; ich sagte sogleich ja und nahm meinen Rückweg nach Guntersblum. Einige Tage hernach erschien mein Herr von F. und forderte, daß ich sogleich aufpacken sollte; es ginge vorwärts. Herr von Goldenberg sah es freilich nicht gern, daß ich ihn, seine Jagden und seinen Keller verlassen wollte; aber er mußte es schon geschehen lassen und sich damit trösten, daß ich bald würde zurückkommen.

Zwölftes Kapitel.

Reise mit Baron F. nach Straßburg. — Die französischen Offiziere. — Die Straßburger Universität. — Die »Schanzer«. — Mediziner und Barbiergesellen. — Die Kontroverspredigten im Münster. — Straßburger Deutsch. — Aussöhnung mit meinem Vater. — Neue Zukunftspläne. — Briefe an D. Semler in Halle. — Ein Pfarrer als Kuppler. — Reise nach Metz. — Französisch plappern. — Ein Kloster. — Lebensweise der Nonnen. — Ich gehe abermals als Vikar nach Obersaulheim. — „Se sein doch ä guter Parre." — Abschied von der Pfalz.

Ich reiste mit F. über Neustadt, Landau und Hagenau nach Straßburg. Gleich über Neustadt geht das französische Gebiet an. Ich halte mich mit Reisebeschreibungen nicht gern auf und will also die trefflichste aller schönen Gegenden, welche man dortlandes

antrifft, nicht beschreiben. Ludwig XIV. war kein Narr, daß er den Elsaß wegnahm! — Ich war schon mehrmals in diesen Gegenden gewesen, hatte die Stadt Straßburg mehrmals gesehen, aber so innig vergnügt hatt' ich dort noch nie gelebt, als damals in der Gesellschaft des Barons von F.

Wir nahmen unser Quartier im Gasthof zum »Tiefen Keller«. Meiner Mutter Vater, d'Autel, hatte noch Brüder in Straßburg gehabt, deren Kinder und Verwandte recht vetterlich mit mir umgingen; aber dem Baron gefiel diese Wirtschaft nicht. „Die Philisterei," sagte er, „ist mein Tod; laß das verdammte Philisterzeug gehen; hast ja sonst Bekanntschaft!" Ich mußte ihm nachgeben und durfte nur höchst selten meine Verwandten besuchen.

Unsere Gesellschaft waren meistens französische Offiziere; die Lebensart dieser Herren ist äußerst fein, und ihre Sitten so einnehmend, so gefällig, daß ich mich gar nicht wundere, wenn ein französischer Fähnrich einen deutschen Grafen beim Frauenzimmer aussticht, wie sich's oft zugetragen hat. Diese Leute haben keinen Ahnenstolz und bilden sich auf ihren Adel ganz und gar nichts ein; die Ehre eines französischen Offiziers besteht einzig und allein in der genauen Erfüllung seiner Pflichten, gerade wie ehemals in Athen und in Rom, wo nur der Ehre genoß, der seiner Pflicht aufs genaueste entsprach. Das ist wahres, rühmliches point d'honneur, womit sich aber auch viel falsches point d'honneur vereinigt. Dahin gehören die häufigen Balgereien, die sich sehr oft mit einem gewaltsamen Tode endigen. Ein hitziges beleidigendes Wort ist hinlänglich,

ein Duell anzuzetteln. Daher gehen die Herren auch auf die höflichste Art miteinander um. Das Duzen ist unter ihnen nicht gebräuchlich; es scheint auch gegen das Genie der französischen Sprache zu sein.*

Die Straßburger Universität ist im kläglichsten Zustande. Juristen sind beinahe gar keine da, und nur wenig Theologen. Diese sind lauter »Schanzer«, die sich mit Informieren durchbringen müssen. Diese theologischen Studenten sind das non plus ultra aller Schmutzerei. Sie sitzen mittags und abends in den Schmudelbuden oder Garküchen, verzehren da für einige Sous Gemüse und Fleisch, und sind gekleidet, wie weiland Don Quichottes Schildknappe.

Hier werden manche Leser stutzen und fragen: wie ist es möglich, daß in einer Stadt, wo so viel guter Ton, so viel Galanterie herrscht, die Studenten doch ein so schmutziges Leben führen? Ich werde das Rätsel lösen: Der gute Ton in Straßburg findet sich bloß bei Katholiken und solchen Lutheranern, die eigentlich zur Bürgerschaft nicht gehören. Alle anderen hängen an der alten Mode, wovon sie nicht abweichen, aus Furcht, alle ihre Privilegien zu verlieren, sobald sie sich nach französischer Sitte gewöhnen würden. Daher spricht auch ein Straßburger Philister selten französisch, wenn er es auch noch so gut kann, und die Bürgermädchen tragen noch ihre geflochtenen Zöpfe wie vor zweihundert Jahren. Unsere Wirtstochter war ein artiges

* Aber beim Revolutionsheer, von dem Laukhard weiterhin berichtet, duzten sich alle Franzosen untereinander und sogar jeden Fremden. P.

Ding, aber die verfluchten neunundneunzig Zöpfe auf dem Kopf entstellten sie ganz. Ich sprach davon mit der Mutter und riet ihr, ihrer Tochter doch einen anderen Kopfputz anzuschaffen.

„Ach, behüte Gott!“ antwortete die Alte. „Ich sollte meine Tochter zur Hure machen?“

Man denke an die Logik der Straßburger Philister!

Der Student, welcher als Schanzer, d. i. Informator, bei einem Philister von der Art steht, muß sich aufs niedrigste behandeln lassen. Er muß seinen Prinzipal, den Herrn Fleischer, Schuster, Schornsteinfeger usw. allemal auf einem hohen Fuß behandeln. Daß er einen solchen Klotz nie anders anreden dürfe, als: „Um Vergebung, mein Herr, wenn es Ihnen gefällig wäre, mir die restierenden zwei Sols auszuzahlen —“, das versteht sich von selbst, wenn man die Herren Philister solcher Städte überhaupt nur ein wenig näher kennt. Daß aber der Straßburger Philister seinen Schanzer per »Er« traktiert, ihm ganz unten am Tische seinen Platz anweist, und sein philiströses Uebergewicht bei jeder Gelegenheit geltend macht, das ist abscheulich und nicht bei allen Philistern anderer Orte so. Wehe aber allemal dem Studenten, der der Gnade der Philister leben soll!

Auf diese Art müssen die theologischen Studenten in Straßburg kleinmütig und niederträchtig werden. Der verstorbene Herr La Roche, Vater des Majors dieses Namens, sagte einmal in einer Gesellschaft, wo ich zugegen war, beim Anblick eines Kandidaten:

„Der hat gewiß in Straßburg studiert; ich seh's an den Komplimenten, denn gerade solche tiefen be-

mütigen Bücklinge fordern die Straßburger Philister."

Medizinische Studenten gibt es dort auch wenig, aber desto mehr Barbiergesellen. Im Jahr 1780, wenn ich nicht irre, war ein großer Krieg zwischen den Medizinern und Barbieren, allein letztere siegten wegen ihrer Menge. Professor Lobotein versagte hierauf den Balbierern seine Kollegien, auch Professor Spielmann und andere; allein der hochweise Magistrat zwang sie, nach wie vor den Bartphilosophen aufzuwarten.

Es ist in Straßburg gewöhnlich, oder vielmehr, es ist erforderlich, daß der Student, wie auch der daselbst lernende Barbiergeselle, sich einen Beichtvater halte und zu gesetzten Zeiten zum Nachtmahl gehe. Wer das nicht tut, wird zum Rektor gefordert, und wenn er dann noch nicht hingeht, wird er exkludiert, d. h. es wird ihm verboten, ferner Kollegia auf der Lutherischen Universität zu hören.

Zu den Zeiten der Jesuiten war alle Sonntage nachmittags eine Kontroverspredigt in der Domkirche oder dem sogenannten Münster. An diesen Predigten nahm der Pöbel den wärmsten Anteil und jubelte oft laut auf. Sie wurden von zwei Jesuiten geführt, davon einer, der die römische Kirchenlehre in Schutz nahm, auf der Kanzel, der andere aber, der den Sachwalter der Protestanten spielte, unten stand. Da wurde nun geschimpft und gespektakelt, daß der Pöbel in einem fort immer lachte und die armen Protestanten immer den kürzeren zogen. Nach dem Fall der Jesuiten trieben andere Geistliche dieses jesuitische Farcenhandwerk, aber seltener, und ohne den Opponenten, obgleich immer noch nach einem Avis ans Publikum in der Zeitung.

Die Sprache der Straßburger ist Deutsch; aber das jämmerlichste Deutsch, das man hören kann, in der allergröbsten, widerlichsten, abscheulichsten Aussprache. „Hoscht, bescht, Madeli, Bubeli" usw. ist Straßburger Dialekt. Auch Vornehme sprechen so, und der Pfaffe auf der Kanzel predigt vum Herr Jesses Kreschtes. Die Sprache ist hier noch zehnmal gröber als in der Pfalz, sehr viel Französisch wird indes da auch geredet, besonders beim Militär. Das sonstige Straßburger Französisch taugt eben nicht viel, und der Akzent ist vollends gar nichts nütze.

Ich hatte beinahe fünf Wochen in Straßburg zugebracht, als ich einen Brief von meinem Vater erhielt, dem ein anderer vom Pirmasenser Regierungsrat Stauch beigelegt war. Stauch meldete mir, daß er mich seinem Herrn, dem Landgrafen, von neuem mit Erfolg empfohlen hätte; und obgleich die üblen Gerüchte über mich einen nachteiligen Eindruck gemacht hätten, so sollte ich doch nur getrost sein, die Darmstädter Herren würden mir nicht schaden können. Ich freute mich, daß ich noch Freunde auch unter solchen fand, die mir helfen konnten; denn andere hatte ich mehr als zuviel. — Mein Vater schrieb mir, ich sollte bald zu ihm kommen, das Vergangene sollte vergessen werden, wir wollten wieder gute Freunde sein; er hatte ein Mittel aufgefunden, mich auf den Weg des Glückes zurückzubringen. Sein Brief war über die Maßen sanft abgefaßt. Nicht einen einzigen Vorwurf, auch nicht eine harte Redensart enthielt er. Zugleich hatte er 6 Karolins beigelegt und ließ den Herrn von F. bitten, ja

mit nach Wendelsheim zu kommen, wo er sich seiner Schuld gegen ihn entledigen wolle.

Nachdem F. unsere Rechnung im »Tiefen Keller« für fünf Wochen mit 139 Gulden berichtigt hatte — er weigerte sich, von mir auch nur einen Teil anzunehmen —, machten wir uns auf den Weg nach Wendelsheim.

Mein Vater empfing uns sehr freundlich und mit einer Herzhaftigkeit, welche ich lange an ihm nicht gesehen hatte. Das Ding drang mir in die Seele. Am ersten Abend fing F. an, eine Apologie für mich zu machen; aber mein Vater versicherte, daß er alles vergessen habe, daß er nichts sehnlicher wünsche, als meine Besserung; versorgt und glücklich würde ich schon werden, wenn ich nur wollte klug sein. Ich hätte nun meine Hörner abgelaufen. — Hernach bat er den Baron, ihm anzuzeigen, was er für mich bei unserer Lustreise — so nannte der ehrliche Mann unsere Fahrt — ausgelegt hätte; er wollte es herzlich gern ersetzen.

Aber F. drohte, noch die Nacht unser Haus zu verlassen, wenn noch ein Wort der Art geredet würde, und so blieb's beim alten.

Nach des Barons Abschied redete mein Vater ernstlich mit mir. „Höre, mein Kind," sagte er, „du hast einige meiner Hoffnungen erfüllen sollen, aber leider habe ich mich in dir geirrt — bisher nämlich. Dein Leichtsinn — denn daß Bosheit bei deinen Possen ist, widerlegt schon die Natur dieser Possen selbst — also, dein Leichtsinn hat dich verführt. Du bist aber angerannt, und ich will das Schicksal preisen, wenn's zu deiner Besserung geschehen ist. — Sieh, es ist noch

nicht aus mit dir, du hast noch Hoffnungen; aber erst mußt du zeigen, daß deine Seele geheilt ist. Ich habe hin und her gedacht, wie das am besten zu machen sei. Da fiel mir ein, dich noch einmal auf eine Universität zu schicken. Was meinst du?"

Ich: Das hängt von Ihnen ab. Ich habe Ihre Güte zu sehr mißbraucht; ich muß mir alles gefallen lassen.

Mein Vater: Nicht so, mein Kind. Sieh, ich dächte, du gingest nach Halle zu meinem Freund, dem D. Semler. Ich werde dich da noch ein Jahr ungefähr unterhalten, so daß du keinen Mangel leidest. Unterdes verraucht dein übler Name in unseren Gegenden; du vermehrst deine Kenntnisse unter der Anführung dieses trefflichen Mannes und kommst zurück, mir nichts, dir nichts. Schau, so mach' es, mein Kind, und versprich mir und deiner Mutter, unser Alter noch einmal froh zu machen. Du willst doch?

Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten und noch weniger ein Wort hervorbringen. Unser Entschluß wurde so gefaßt, wie mein Vater ihn angegeben hatte, und von dem Augenblick an schien Ruhe und Frieden in unsere Familie zurückzukehren. O des guten, edlen Vaters! Heilig sei mir sein Andenken! er hat's wahrlich gut mit mir gemeint! — Und ich? — O es liegt eine Hölle in diesem Gedanken.

Mein Vater schrieb an Semler; ich auch. Unsere Briefe waren lateinisch, nach meines Vaters und meiner damaligen Mode, mit griechischen Versen und Prosa ausgeschmückt.

Indessen wir auf Antwort warteten, besuchte ich meinen Major zu Guntersblum und brachte dessen Jagd=

geschäfte in Ordnung. Auch sorgte ich für einen rechtschaffenen Jäger an meiner Stelle. Gern hätte der Major mich behalten; aber er fand sich in meinen Abzug, weil er von der Notwendigkeit desselben überzeugt war.

An meinem erklärten Feind, dem Pfarrer Fliedner von Bornheim, hätte ich mich damals gewaltig rächen können, wenn ich gewollt hätte. Ich bin aber froh, daß ich's unterlassen habe. Dieser Pfarrer hatte ein Frauenzimmer im Hause, dessen Ursprung und Charakter der ganzen Gegend ein Rätsel war. Sie gab sich für die Frau eines hessischen Kapitäns aus, der nach Amerika gegangen sei; sie sah sehr gut aus und war ungefähr zwanzig Jahre alt. Die Bauern, welche ohnehin ihrem Pfarrer nicht gut waren, späheten der Geschichte nach, und endlich brachte der Schulmeister aus authentischen Nachrichten heraus, daß das Frauenzimmer ein gemeines Mädchen aus dem Hanauischen wäre, das aber ein gewisser junger Freiherr zur Maitresse genommen hätte. Die Eltern desselben, die ihn gern mit einem Fräulein von *** verheiraten wollten, hätten dies erfahren, und dem jungen Herrn, der sonst eine Zierde des dortigen Adels und ein vortrefflicher junger Mann war, allen Umgang mit dem Mädchen scharf untersagt. Aber nun schlug Pfarrer Fliedner sich ins Mittel; er nahm das junge Frauenzimmer zu sich und gestattete, daß der junge Herr manche Nacht in seinem Hause zubrachte und sich in den Armen seiner Dulzinea divertierte. Das alles hatten die Bauern herausgebracht, und der Schulmeister trug mir jetzt an, die Sache dem Vater des Barons zu hinterbringen, aber

so in einem anonymischen Briefe. Er wisse, daß ich den Curtius Rufus hasse und ich würde mich also der Gelegenheit bedienen, ihm eins zu versetzen. Aber ich schlug diesen Antrag aus und ermahnte den Schulmeister zur Ruhe. Die Sache kam nach meiner Abreise aus der Pfalz erst heraus, und Herr Fliedner kann Gott danken, daß man ihn so durchschlüpfen ließ; solche Unterhandlungen hätten eine derbe Züchtigung verdient.

Der Baron F. war diese Zeit über sehr oft bei mir und brachte es sogar bei meinem Vater dahin, daß ich eine Reise mit ihm nach Metz tun durfte, um ein Mainzer Frauenzimmer von da abzuholen.

Man muß wissen, daß es in den Gegenden überm Rhein für einen großen Vorzug des Frauenzimmers gehalten wird, wenn sie Französisch plappern kann. Diese Raserei geht so weit, daß Frauenzimmer, die kein Französisch verstehen und doch den Schein davon haben wollen, viele dergleichen Wörter und Redensarten in ihre deutsche Sprache einmischen und sie jämmerlich verhunzen. „Ich bin Ihnen oblischiert“ — „das scheniert mich“ — „er trätiert ihn nur ang Bagatel“ — „o faschieren Sie sich doch nicht“ u. dgl. sind gewöhnliche Phrasen der dortigen Weibsleute, die sie obendrein nicht selten am unrechten Orte anbringen und dadurch Gelächter erregen.

Um aber das Französische recht zu lernen, schicken viele Eltern ihre Töchter in Pension nach Metz, Straßburg, ja selbst nach Lyon und Paris, wo sie freilich das Französische ziemlich fertig plappern lernen, aber auch einige Sitten mitbringen, die ihnen gar nicht zur Empfehlung dienen.

Aus eben dieser Absicht hatte auch ein Mainzer Fräulein, eine Verwandte des Barons von F., einige Jahre zu Metz in Lotharingen bei den relegierten Augustiner Kanonissinnen zugebracht und sollte nun wieder abgeholt werden. Dieses hatten ihr Bruder und der Baron F. übernommen. F. wählte mich zum Reisegefährten, und ich verstand mich gern dazu. Das Herumfahren war in früheren Jahren so meine Sache.

Unterwegs fiel nichts vor, das verdiente aufgezeichnet zu werden. Das lotharingische Volk unterscheidet sich von den übrigen Franzosen durch seinen Haß gegen die französische Regierung und durch seine Freundschaft für die Deutschen; wenigstens habe ich das so getroffen.

Unser Fräulein erhielt gleich bei unserer Ankunft von unserem Dasein Nachricht und lud uns auch bald zu sich. Da ich niemals Nonnen gesehen hatte, so war ich froh, daß ich hier einige sehen sollte. Aber diese Kanonissinnen gefielen mir sehr. Ich hatte solche heilige Schwestern erwartet, wie die Mönche heilige Brüder sind, allein das war gefehlt. Die geistlichen Damen waren munter, froh, und scherzten trotz einem weltlichen Frauenzimmer. Nur wenige trugen das Ordenskleid; andere gingen wie Weltmädchen. Sie haben keine Klausur, aber Horas halten sie. Denn kaum waren wir eine Stunde im Saal, so schlug die Glocke, und alle Nonnen eilten zum Chor, um da das lateinische Brevier hinzuplärren. Es ist doch in der Tat ein erztoller Gedanke, Weibern ein Buch zum Singen aufzugeben, das sie nicht verstehen. Und wie sehr ist schon dagegen geeifert worden! Aber was hilft's! Der kuria-

lische Herrenverstand befiehlt, und der ans Gängelband gewöhnte Kirchenverstand gehorcht. Das ist so das Steckenpferd aller Heiligen von der Tiber bis zur — Spree!

Die Elevinnen dieser Augustinerinnen werden gar nicht streng gehalten und bekommen leicht Erlaubnis, auszugehen. Doch begleitet sie in diesem Fall eine Beate, auf welche die Abbesse Vertrauen setzt. Die Nonnen werden durchgängig Mes Dames genannt. Sie haben auch Eigentum und spielen sogar l'Hombre und Tarock um Geld. Wir machten viele leichtsinnige und lustige Streiche, besuchten auch einmal Luneville, wo das Andenken des würdigen Fürsten Stanislaus, des »wohltätigen Philosophen«, noch sehr im Segen ist, und machten uns nach einigen Wochen wieder auf den Heimweg.

Herr Semler hatte bald geantwortet. Seine Briefe an meinen Vater und mich waren in dem herzlichen, aber etwas steifen Tone geschrieben, der dem großen Manne so eigen war. Er schrieb, wenn ich nur hundert Taler in Halle hätte, so könnte ich mich da recht gut durchbringen. Er habe dem Direktor Freylingshausen unsere Briefe gezeigt, und dieser habe ihm sogleich versprochen, mir den Tisch und ein Logis auf dem Waisenhause zu geben, wofür ich bei der Lateinischen Schule Unterricht erteilen würde.

Von diesem Augenblick an dachte ich an nichts weiteres, als meinen Abzug nach Halle, wohin ich auf Ostern ziehen wollte.

Indessen schrieb mir der Konsistorialrat Dietsch, wenn ich wollte, könnte ich als Vikarius wieder nach

Obersaulheim gehen; der bisherige Vikar wäre wieder fort, und wenn ich mich klug und ordentlich betragen würde, so würde auch der üble Ruf, den ich in der Gegend hätte, verschwinden. — Allein das Ding mit dem Vikariat wollte mir nicht in den Kopf. Ich antwortete, daß ich die Pfalz verlassen und mich um die Gespräche der Frau Basen nicht weiter bekümmern würde.

Mein Vater dachte in diesem Stück konsequenter. Das Vikariat schien ihm recht zu sein, die üblen Nachreden zu tilgen, und er drang drauf, daß ich nach Obersaulheim gehen solle. Ich mußte also nachgeben. Meine Bauern waren herzlich froh, daß sie mich wieder hatten; denn der Herr Simon, mein Vorgänger und Nachfolger, war ein trauriger Wicht gewesen, der auf der Kanzel wie ein Hahn krähte und alle seine Weisheit wörtlich herlas. Ich las niemals etwas ab, und das gefiel den Bauern. Einer derselben schüttelte mir ganz traulich die Hand und sagte:

„Mer sein grausam froh, daß mer Se wedder hun: der anner war ach gar neischt guts: der hot alles abgeles. Mer wolle Se gehrn beholen, wann Se sich schund mannichmol behaen*; Se sein doch ä guter Parre."

Meine Leser glauben vielleicht, daß so vielfältige Züchtigungen mich werden gewitzigt haben, und ich endlich einmal zu einer besseren Lebensart geschritten sei; aber Sie irren, meine Leser! Ich fuhr fort, wie ich's ehedem getrieben hatte.

* Betrinken. L.

Meinem Vater konnten meine Possen nicht lange unbekannt bleiben, wenigstens schrieb er mir, daß er selbst einsähe, es wäre nicht gut, mich länger in jenen Gegenden aufzuhalten, ob er gleich nicht gewiß darauf rechne, daß ich mich bessern werde, wenn ich anderswohin zöge; das alte Sprichwort:

„Es flog ein' Gans wohl übers Meer
Und kam ein Gaggak wieder her“

mache ihn zwar schüchtern, doch wolle er's noch einmal versuchen; ich sollte mich also zum Abzuge anschicken. — Ich ärgerte mich zwar etwas über den Brief meines Vaters, allein der Ekel, womit ich schon lange die Pfalz und alles, was pfälzisch war, ansah, und die Nahrung, die bei dieser Veränderung meine sehr übel geleitete Neugierde erhalten mußte, verwandelten alle bisherigen Empfindungen meiner unstäten Seele in lauter Hoffnungen und Erwartungen, und diese Lage macht vergnügt und gibt uns einen gewissen Mut, den der wirkliche Besitz reeller Güter schwerlich geben kann. Ich folgte also dem Willen meines Vaters, schickte mich zum Abzug an, hielt aber von neuem in Obersaulheim eine Abschiedspredigt voll von Anzüglichkeiten und wahren Impertinenzien, und verließ mein Vikariat, ohne dem Konsistorium das geringste davon angezeigt zu haben.

Hierauf kündigte ich allerorten, wo ich hinkam, meinen Abzug an, meldete aber nicht, wohin ich mich wenden würde, sondern sagte bloß, daß ich die Pfalz nicht fernerhin sehen, wenigstens in derselben nicht weiter leben wollte. Auch mein Vater hatte von meiner Reise

nach Halle nichts erwähnt, und so waren die lieben Leute wegen meiner künftigen Bestimmung in Ungewißheit. Viele sprengten aus, ich würde nach Holland und von da nach Indien gehen; andere gaben ein Müssen vor, und zwar wegen skandalöser Geschichten, an denen aber kein wahres Wort war.

Nachdem ich zu Hause angekommen war, wurden alle ernstlichen Anstalten zur Abreise getroffen. Ich ergötzte mich auch noch, so lange ich konnte, mit meinen lieben Freunden. Da ich wußte, daß in Halle der Wein sehr teuer sei, und mein Beutel nicht hinreichen würde, ihn zu trinken, so machte ich mir die wenige Zeit in der Pfalz noch recht zunutze und trank gerade so viel, als ich bezwingen konnte. Zu meiner eigenen Schande muß ich aber sagen, daß ich ein Meister im Saufen war und wenigstens vier Bouteillen recht guten Bechtheimer vertragen konnte, ohne mich zu übernehmen. Als ich vor einigen Jahren wieder in der Pfalz war, glaubte ich noch eben die Fertigkeit im Weintrinken zu haben, wie vorzeiten, aber ich irrte mich. Denn ohnerachtet ich kaum halb so viel Wein zu mir genommen hatte, als ich sonst ohne merkliche Veränderung meines Gehirns vertragen konnte, fing ich doch an zu wanken und mußte aufhören. Also auch garstige, unanständige Fähigkeiten vermindern und verlieren sich durch Mangel an Uebung.

Meine Mutter war die Zeit über ganz untätig gewesen; sie hatte oft über meine Ausschweifungen geseufzt und geweint, mir auch dann und wann gelinde Vorwürfe gemacht, aber ihre Stimme war viel zu schwach, als daß ich auf sie hätte hören sollen. Meine

Tante verstand vollends von Menschenbildung und Lenkung nichts und war schon zufrieden, wenn ich nur heiter war und ihr die Zeit verplaudern half. Sie sah nicht ein, daß eigentlich sie den ersten Grund zu meinem moralischen Verderben gelegt und dadurch den Keim meines künftigen Glückes wurmstichig gemacht hatte. Ich habe ihr deswegen nie Vorwürfe gemacht und tu' es auch jetzt nicht; sie hat es gut gemeint. Mein Vater selbst hätte besser getan, wenn er ihr gar keinen Anteil an meiner Erziehung gelassen hätte. Doch wer kann wider Verhängnis!

Dreizehntes Kapitel.

Kleine Reiseerlebnisse. — Ankunft in Halle. — D. Semler. — Ich werde Lehrer am Waisenhaus. — Die hallischen Studenten. — Burschensprache. — Das Singen bei der Prorektorwahl. — Die Bierdörfer. — Lauchstädt. — Meßfahrten nach Leipzig. — Die Philister in den Universitätsstädten. — Das hallische Bier. — Sittlichkeitsverhältnisse. — Die Heiligkeit der hallischen Studenten. — Die Leipziger Studenten. — Der feine Ton. — Der bildende Umgang mit dem Frauenzimmer. — Gespräch auf einer Studentenstube.

Mein Vater begleitete mich bis Frankfurt und sprach unterwegs ziemlich ernsthaft, ob er gleich, wie er hinzufügte, seinen Worten und Vermahnungen wenig Wirkung zutraute, wenn ich nämlich nicht selbst klug würde, wozu ich doch wohl Erfahrung genug haben möchte. Würde ich aber wirklich mich bessern, so würde er mir den Vater so zeigen, wie ich es nur selbst wünschen und hoffen könnte. In Frankfurt gab er mir vierzehn Karolins nebst fünf Dukaten Reisegeld und bezahlte im »Darmstädter Hof« die Post bis Frankfurt.

image
not
available

geben, damit mein Koffer nicht visitiert und mir nicht alles durcheinander geschmissen würde. Das sollte so die Mode der meisten Visitatoren sein: wer ihnen blecht, sagte man, der wird nicht visitiert, gesetzt auch, er habe noch so viel Konterbande bei sich; wer ihnen aber nicht blecht und sich auf seine gerechte Sache verläßt, der muß nicht nur lange warten und allerlei Impertinenzien einstecken, sondern seine Sachen auch herumhudeln lassen, als wenn's gestohlenes Gut wäre.

Am andern Tag begab ich mich zu Herrn D. Semler *. Ich hatte mir schon längst eine große Idee von diesem wichtigen Mann gemacht, und diese Idee wurde immer größer, je genauer ich ihn kennen lernte; und ich kann mich wohl rühmen, den Mann genau gekannt zu haben. Er empfing mich nach seiner Art, d. h. beim ersten Anblick kalt und befremdet; kaum hatte er aber meinen Namen gehört, so rief er:

„Aha, nun weiß ich's. Sie sind der Sohn des guten Laukhard, den ich vor langer Zeit recht gut gekannt habe. Was macht denn Ihr Vater?"

Ich gab alle Auskunft, und Semler freute sich, daß „der alte Metaphysikus" noch recht gesund wäre.

„Er hatte seine Wolffsche Metaphysik, das war sein Steckenpferd. Gebe Gott, daß es ihm gelungen

* Gustav Freytag teilt in seinen »Bildern aus der deutschen Vergangenheit« einiges über diesen „Vater der modernen Theologie" mit und gibt auch einen menschlich interessanten Abschnitt aus dessen Selbstbiographie. D. Johann Salomo Semlers Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt, 2 Teile, erschien im Jahre 1781. P.

ist, die einzige Wahrheit zu finden: daß alles, was uns bessert und beruhigt, für uns nützlich und folglich wahr ist. Aber wenn ich nach Briefen schließen soll, die er mir zuweilen schrieb, so muß ich denken, er hat fortgegrübelt und sich ein System erbaut, das nicht fern ist vom kalten Spinozismus, der das Herz so leer läßt und schwache Seelen leicht zu Misanthropen machen kann. Ich vermute aber, daß das letztere bei Ihrem alten Vater der Fall nicht ist; er war dazu immer zu human und zu liberal."

Ich fand dieses Urteil über meinen Vater sehr gegründet und mußte ihm Beifall geben. Semler sprach endlich lateinisch mit mir, um, wie er sagte, zu sehen, ob ich fleißig in dieser Sprache gelesen hätte. Er war mit mir zufrieden.

Dann erkundigte er sich nach meiner Barschaft und riet mir, nachdem ich ihm eine genaue Berechnung meines Geldes abgelegt hatte, zur Sparsamkeit, einer Tugend, die niemals die meine war; denn dazu war ich schon in der früheren Jugend verdorben worden.

Ich stellte mich nun auch auf dem Waisenhause und bei einigen Professoren vor, und richtete mich in Halle ein. Meine Lebensart war um diese Zeit sehr ordentlich; ich hörte mehrere Kollegia und gab auf der Schule des Waisenhauses lateinischen, griechischen und hebräischen Unterricht zur Zufriedenheit. Ich fand gar bald die seligen Folgen eines ordentlichen Lebens: mein Körper war gesund und munter, und meine Seele erhielt eine Heiterkeit, welche von burschikoser Lustigkeit weit entfernt war. Fast täglich, wenigstens viermal die

Woche, besuchte ich den trefflichen Semler und begleitete ihn zuweilen auf seinen Spaziergängen, die er alle Tage anstellte.

Die Herren Gießener, Jenaer, Göttinger, Heidelberger, Straßburger und andere, deren Komment ich in meiner Biographie bisher beschrieben habe, möchten böse werden, wenn ich ganz von dem Wesen der Hallenser schwiege, und dazu hätten sie auch recht.

Die Sprache der hallischen Studenten war damals viel rüder, als sie jetzt ist. Die Studenten haben bekanntlich überhaupt ihre ganz eigene Sprache, die man außerhalb der Burschenwelt nicht wohl versteht. Sie ist ein Aggregat von den schnurrigsten Ausdrücken dieser oder jener Provinz, Stadt, Schule, Universität und oft eines einzelnen lustigen Kopfs. Je fideler aber der Komment irgendwo ist, desto reicher ist die Burschensprache, und umgekehrt. In Jena könnte ein großes Wörterbuch mit diesem Dialekt angefüllt werden. Den hallischen hat der bekannte Magister Kindleben in ein Lexikon gefaßt und bei Hendeln herausgegeben. Wer hört aber dergleichen heutzutage noch! Alles ist jetzt edler. Die Waisenhäuser haben indes noch eine ganz besondere Mundart. So heißt z. B. »Schießen« in der gemeinen Burschensprache soviel als »heimlich entwenden«, bei den Herren Waisenhäusern aber »aufpassen«. Daher »Schießhund« ein Aufpasser. Ich habe es mir ehedem sehr angelegen sein lassen, die Burschensprache in ihrer ganzen Ausdehnung zu erlernen, und daher kommt es, daß ich jetzt bei jeder Gelegenheit dergleichen unwillkürlich anbringe. Die Leser mögen mir das ver-

zeihen und derlei Kleinigkeiten nicht als große Sünden anrechnen.

Einen Gebrauch habe ich bei den hallischen Studenten — denn hier heißen sie nicht Bursche — bemerkt, den ich noch nirgends gefunden hatte. Das war das Singen bei der Prorektorwahl. Diese wird in Halle auf den 12. Julius, als den Stiftungstag der Universität, bekannt gemacht. An diesem Tage zogen die Studenten sonst scharenweise, zu sechs, acht und mehr Hunderten durch alle Straßen und gröhlten Burschenlieder, auch die allerschändlichsten. Das Wesen ging schon gegen fünf Uhr an und dauerte bis in die späte Nacht. Keine Straße wurde vergessen; die Herren durchbrüllten auch die Winkel der Stadt. Man denke, welches Fest das für den Pöbel, oder wie's in Halle heißt, für das grobe Zeug gewesen sei, und wie sich der Janhagel müsse gefreut und angeschlossen haben.

Daß bei dieser schönen Expedition manche Exzesse vorfielen, ohne gerade allemal von Studenten herzurühren, läßt sich vermuten. So sehr aber dieses spektakulöse Singen ehedem allgemein beliebt war, so allgemein verhaßt und verächtlich ist es nach und nach geworden. Der edlere Teil der Studenten fand es unter seiner Würde, bacchantenmäßig auf der Straße herumzugröhlen und sich zum skurrilischen Pöbelsänger herabzusetzen, und unterließ es. Der kleine obskure Teil, der sein Gassensingen recht behaupten zu müssen wähnte, ward des Schreiens endlich auch müde, und so kam es dahin, daß im Jahr 1789, als Herr Semler Prorektor ward, die Kinderei aufhörte und seitdem nicht wieder gehört worden ist.

Das Besuchen der Dörfer ist in Halle ebensosehr Mode, als immer in Gießen und Jena. Der Student liebt überall Natur und Zerstreuung. Auf den Dörfern um Halle findet sich freilich eben nichts Besonderes, nicht einmal eine gute Kegelbahn. Aber der hallische Student muß einmal Dörfer besuchen, und wenns auch nur wäre, ungekünstelte Gesichter zu begaffen, Merseburger Bier zu trinken, mit dieser oder jener Schneiderstochter, Stiefelwichserin oder Perückenmacherdirne zu tanzen, oder des Sommers irgend einer Kornnymphe nachzuwittern.

Da die von den Hallensern besuchten Dörfer meist sächsische sind, so wird viel Geld außer Landes geschleppt. Schlettau, Passendorf und Reideburg sind daher wahre Blutigel für die Beutel der Studenten. Auch Lauchstädt ist des Sommers ein wahres Verderben für die hallische Universität, ja selbst für die Bürgerschaft. Die Tugenden des Bades und der gewöhnlichen Badegäste sind sehr zweifelhaft; dies kümmert aber den Studenten nicht. Genug, wenn er nur seine Tour nach Lauchstädt machen kann. Und warum denn wohl? Welches Vergnügen kann der Herr Student in Lauchstädt erwarten? Die Gesellschaften der Badegäste stehen ihm nicht offen; keine Dame, kein Herr von Stande würdigt ihn eines Anblicks, er sei denn von Adel, und zwar von bekanntem Adel. Der Ton ist die Badezeit über so steif, als er es nur da sein kann, wo Stiftsadel den Ton angibt. Was sucht er also da? Er, der sonst Ehrgefühl zu haben prätendiert? Je nun, er geht dahin, weil's zum hallischen Komment gehört. Da sitzen sie beisammen, die Herren, gehen herum, vigi-

lieren und machen sich selbst Gesellschaft, spielen miteinander, besuchen die Komödie und helfen das Geld unter die Leute bringen. Viele ruinieren gleich den ersten Sommer ihre Kasse durch das Rennen nach Lauchstädt dergestalt, daß sie die Zeit ihres Studierens über nicht wieder zu Kräften kommen können und immer große Schulden haben.

Durch nichts aber setzen sich die Hallenser mehr zurück, als durch ihre ewigen Touren auf Leipzig zur Meßzeit. Es ist nichts Seltenes, daß einige ihren ganzen Wechsel da sitzen lassen. Und unter diesen lustigen Brüdern gibt's leider manchen armen Schlucker, dessen Eltern es blutsauer wird, ihn nur halbwegs zu unterhalten, oder die sich seinetwegen in Schulden stecken oder gar kümmerlich zu Hause behelfen müssen. Aber wer denkt an diesen Hochverrat der kindlichen Liebe eher, als bis alles verjubelt, nichts gelernt, und oft Ehre und Gesundheit zum größten Kummer der Eltern zugrunde gerichtet ist!

Die Bürger in Halle machen's den Studenten treulich nach, und laufen ebenso wie diese auf die Dörfer, nach Lauchstädt und Leipzig, auch um sich zu verlustieren und ihr Geld an den Mann zu bringen. Ueberhaupt wird man finden, daß da, wo Universitäten sind, die Bürger größtenteils studentenmäßig leben und den Ton derselben nachäffen. Man gehe z. B. nach Berlin* oder nach Frankfurt am Main, auch nur nach Mainz oder Straßburg, als wo die Universität von gar keiner Bedeutung ist und daher keinen Einfluß auf den allgemeinen Ton hat — und

* Wo damals keine Universität war. P.

sehe, ob da die Bürger in den Wein-, Bier- und Schnapshäusern ihre Zeit verschleudern. Da findet man arbeitsame, haushälterische Leute; hingegen in Jena, Gießen, Halle und an anderen Orten, wo Burschenkomment herrschender Ton geworden ist, sieht es anders aus. In Halle zum Exempel sind alle Kneipen täglich voll; man gehe, zu welcher Stunde man will, auf den Ratskeller, in die Bierhäuser und Branntweinschenken, und man wird nicht eine finden, wo nicht mehrere Schneider, Schuster, Perückenmacher u. a. m. anzutreffen wären. Die Leute haben guten Verdienst, aber ihre studentische Lebensart bringt sie um dessen Früchte. In Jena ist das noch viel ärger; da glaubt der Philister, es bringe ihm Schande, wenn er von seinem Verdienste des einen Tages mehr auf den anderen spare, als er gerade noch früh zu seinem Schnaps braucht. Leicht verdienen können, macht also nicht haushälterisch.

Saufen und Besaufen ist der hallischen Studenten Fehler nicht: das ist in Jena und Gießen Mode, in Halle herrscht, in Absicht des Trinkens, viel Dezenz. Das Bier ist hier nicht stark, und wer sich darin benebeln wollte, müßte eine gewaltige Portion zu sich nehmen. Branntwein wird noch weniger oder vielmehr gar nicht getrunken. Wenn daher schon dieser und jener sich nun dann und wann den Kopf schwer macht durchs kleine Glas, oder durch Wein und Punsch, so kommt dergleichen doch nicht auf die Rechnung der ganzen Studentenschaft.

Ich wünschte, daß ich unsere Studenten in Absicht der übrigen jugendlichen Ausschweifungen ebenso rühmen könnte. Allein ich muß, um die Aufrichtigkeit nicht zu beleidigen, mit welcher ich meine und meiner

Bekannten Händel erzählen will, gestehen, daß hier manches pekkiert wird. Es gibt zwar keine Bordelle öffentlich in Halle, aber es gibt doch Löcher, worin der Auswurf des weiblichen Geschlechts dem tierischen Wollüstling mit ihrer halbfaulen Fleischmasse für ein geringes Geld zu Gebot steht. Doch muß ich gleich auch bekennen, daß die Zahl dieser Löcher sich seit einiger Zeit sehr vermindert hat. Ich berichte also denen, welche früher in Halle gewesen sind und den »Pufkeller«, die »Tiefe Demut«, das »Rote Läppchen«, den »Korb« und dergleichen scheußliche Löcher gekannt haben, daß diese nicht mehr sind. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, ob man überhaupt Bordelle dulden solle; aber dergleichen Löcher, wie die hallischen, sollten durchaus nicht gestattet werden.

Außerdem geht es den Hallensern wie den Göttingern, Gießenern, Jenensern und anderen Universitäten: sie müssen oft wegen anomalischer Beiträge zur Bevölkerung starke Summen auszahlen.

Vor Zeiten hatten die Studenten in Halle den Ruf, daß sie übertrieben heilig wären. Man sieht dies aus dem ersten jener Verse, die man ehedem zur Charakterisierung einiger Universitäten geschmiedet hat. Ich will sie hersetzen:

(Halle:) Ach Gott, wie ist die Welt so blind!
(Leipzig:) Ich lobe mir ein schönes Kind!
(Jena:) Wer mir noch spricht ein Wort, den soll der Teufel fressen!
(Gießen:) A bonne amitié, so spricht der Bursch in Hessen.

Daß die Hallenser, von der Stiftung der Universität an bis ungefähr auf die Zeiten des Siebenjährigen Krieges, Frömmlinge gewesen sind, ist allerdings wahr, und daß der bösartige Einfluß dieses frömmlichen Wesens sich von da aus weit und breit ausgedehnt hat, ist auch wahr. Aber wer noch jetzt über Hyperdulie der Hallenser klagen wollte, würde ihnen wahrlich zu viel tun. Seitdem ich die Studenten in Halle kenne, waren sie zwar keine Atheisten, aber auch keine pietistischen Kopfhänger. Die Kopfhängerei von ehedem hat ihren Ursprung zu Leipzig in den frommen Zusammenkünften einiger superfrommer Magister gehabt und wuchs hernach auf dem hallischen Waisenhause zu einer solchen Größe heran, daß man alle für Satanskinder ausschrie, die den Kopf gerade trugen und ihre freie unbefangene Miene jedermann hinzeigten. Lustigkeit und aufgewecktes Wesen hießen grobe Sünden, und nur der war Gott, oder, was gleich viel galt, den Vorstehern der heiligen Waisenanstalten angenehm, welcher aussah wie ein Büßender. Kirchenversäumen war Hochverrat, und nicht alle Jahre vier- oder achtmal zum Nachtmahl gehen, hieß den Heiland verleugnen. Die meisten theologischen Studenten, wenn sie auch die Waisenhäuser-Benefizien nicht genossen, ahmten diesem frömmelnden Wesen nach und lernten sehr bald die Kunst, wie so mancher übertünchte Pietist, in der Welt ohne Kopf, ohne Herz, ohne Kenntnisse und ohne reelle Sitten sein Glück zu erheucheln. So wurden nun die meisten Studenten Frömmlinge und seufzten: „Ach Gott, wie ist die Welt so blind!"

Aber Dank sei es dem besseren Genius der Musen-

sitze, unter Friedrichs des Großen Regierung fiel diese Frömmelei in die verdiente Mißachtung. Die Singereien, die Stuben-Betstunden und andere sogenannte Andachtsübungen wurden als Fratzen und Possen angesehen, woran nur ein Schwindelkopf oder ein Heuchler Gefallen finden konnte. Studenten können auch keine Heilige sein.

An Fleiß lassen es die Hallenser nicht fehlen — im allgemeinen, versteht sich; denn es gibt auch träge und nachlässige Studenten hier, wie überall. In Gießen und Jena sind freilich die Bursche auch nicht faul; aber den Hallensern kommen sie im Eifer, zu studieren, nicht gleich.

In Leipzig war ich auch; Herr Kaufmann Rummel zahlte mir da mein Geld aus. Gleich das erstemal, als ich da war, spielte ich auf einem Kaffeehause und gewann eine ansehnliche Summe. Ich weiß nicht, da ich allemal im Spiel glücklich gewesen bin, daß ich doch so selten gespielt und das liebe Spiel niemals geliebt habe!

Die Studenten in Leipzig haben mir durchaus nicht gefallen; ihr Wesen ist weder burschikos noch fein, und an Fleiß lassen sie's auch nicht wenig fehlen. Sie haben der Zerstreuungen zu viel, vorzüglich des Sommers und zur Meßzeit. Ich hatte in Leipzig einen Bekannten, einen gewissen Lischke, der einmal auf einer Reise nach der Pfalz durch Gießen gekommen war. In Halle hatte er mich schon bald nach meiner Ankunft aufgesucht und mir da viel von Leipzig vorgerühmt, Halle aber dagegen herabgesetzt. In Leipzig suchte ich ihn auf und

bat ihn, mich in Studentengesellschaften einzuführen. Aber, siehe da, es gab dergleichen nicht. Die Studenten verlieren sich unter Kaufmannsdienern und Knoten, und machen nirgends eine Gesellschaft für sich aus; auch nicht ein einziges Leipziger Kaffeehaus oder Billard ist den Studenten eigen, nicht einmal ein Traiteurhaus. Sie sitzen, je nachdem sie Geld haben, in den Gasthäusern zerstreut; einige kommen auch wohl dann und wann auf Richters Kaffeehaus oder auf die Hotels de Bavière und de Saxe, jedoch selten. Man findet aber auch Studenten in den allerniedrigsten Kneipen, in Kneipen, wohin kein Hallenser gehen würde. Der Student spielt zu Leipzig überhaupt keine Figur. Freilich, wer dort viel Geld hat, der kann es zur Not einem Ladenschwengel gleich tun, aber das können wenige — und so hat der Scheren- und Ellenmajor in genere große Vorzüge vor den Studenten.

Meine guten Leser glauben vielleicht, daß ich die Sache übertreibe; aber ich versichere, daß sich das Ding so verhält, ob ich gleich mehrere Ausnahmen gern zugebe.

Lischke hat mich auch auf einige Stuben zu seinen Bekannten geführt. Da fand ich steife Menschenkinder, welche das Unbefangene und Ungezwungene nicht an sich hatten, das man sonst an Studenten gewohnt ist. Die Leutchen machen Komplimente und schneiden Reverenzen bis an die Erde: alles geht da per Sie, das trauliche, dem Studenten so angemessene Du ist verbannt; da werfen sie mit „Gehorsamster Diener", mit „ich empfehle mich" — „haben Sie doch die Güte" — „oh, ich bitte ganz gehorsamst!" und ähnlichen Floskeln

um sich, daß es einem ganz schlimm wird. Das heißt denn guter Ton! Darin besteht das feine Wesen, das die Mosjehs zu Leipzig von allen anderen so vorteilhaft unterscheiden soll! Oh weh, dacht' ich, als ich auf eine andere Stube kam und fünf bis sechs solcher Herren vom edlen Ton beäugelte, oh weh, das ist schofele Petimäterei. Ich hatte zwar damals keine Anhänglichkeit mehr an den eigentlichen Komment, allein ich fing doch mit einigen folgendes Gespräch an:

Meine Herren, sagte ich, Ihre Universität ist wohl stark?

Herr A.: O ja, über 1400.

Herr B.: Bitte gehorsamst, mein Bester; es sind über 1600 Studenten hier.

Ich: Darf man nichts von der Summe abziehen?

Herr B.: Nein, noch eher hinzusetzen, wenn Sie gütigst erlauben wollen.

Ich: Ja ja, ich weiß es schon, man macht Fremden immer weis, die Universität sei so oder so stark, wenn's schon übertrieben ist. — Aber Leipzig ist immer noch stark genug, besonders wenn man die Ladenstudenten mit hineinrechnet. Aber der Ton hier — wie ist der?

Herr A.: Unverbesserlich, mein Teuerster!

Ich: So? Und worin besteht die Unverbesserlichkeit?

Herr A.: Je, mein Himmel! Bester, es fällt doch in die Augen, daß der Leipziger Student zehnmal artiger und höflicher ist, als der rüde Jenaer!

Ich (ärgerlich): Ja ja, ich weiß schon: es sind mehrenteils Jungfernknechte, welche mit den Laden-

dienern und Knoten um die Wette hinter den Mädchen herrennen und nach dem hohen Glück schnappen, ein Pfötchen zu lecken oder ein Mäulchen zu ganfen*.

Herr B.: Ei, da beschreiben Sie uns ja recht hübsch. Verzeihen Sie aber gütigst, daß ich einiges erinnere. Sie wissen doch, daß ein junger Mensch in Gesellschaft der Frauenzimmer feiner —

Ich (einfallend): Ich versteh's schon. Aber hol' mich der Teufel, ich kann nicht begreifen, wie ein Student in Gesellschaften von Frauenzimmern kommen will, worin er profitieren könnte. Frauenzimmer, welche dem Burschen Zugang verstatten, taugen samt und sonders nichts; das sind meist luftige, habsüchtige oder verbuhlte Dingerchen, an denen selten etwas gelegen ist. So mag's auch in Leipzig sein.

Lischke: Du hast nicht unrecht, Bruderherz, unsere hiesigen Studenten machen Küchenmädchen, Aufwärterinnen und Bürgerdirnen den Hof, und führen sich sogar mit Menschern aus den Parduzlöchern, mit Etceteras** auf den Straßen und Promenaden herum. Das sind so die Frauenzimmer, womit unsere Herren Umgang haben.

Ich: Und bei denen kann man seine Sitten doch beim Teufel nicht polieren! In solchem Umgang wird man zum Firlefanz. Aber, um von was anderem zu reden: wie steht's denn mit den Schlägereien?

Herr A.: Je nun, wenn's an uns gebracht wird, so machen wir unsere Sachen aus, wie's honetten Männern ziemt.

* Stehlen. L.

** So heißen die Huren bei den Leipziger Studenten. L.

Lischke: Ja, mit dem Schuhpfriemen! Wann fallen denn hier Schlägereien vor? Die Kerls lassen sich ausmaulschellieren und mucksen nicht; oder wenn sie sich ja schlagen, so geschieht es à la mode der Gassenjungen mit Stöcken und Fäusten. —

Ich war dieses Gespräches müde und brach es ab. Ueberall fand ich bei den Herren Leipzigern große Armseligkeit und glänzendes Elend. Sie tragen zwar seidene Strümpfe beim tiefsten Dreck, gehn wie die Tanzmeister parisisch, schleichen hundertmal des Tags vor dem Fenster vorbei, wo sie ein hübsches Gesicht wittern, und werden in den dritten Himmel entzückt, wenn ihnen ein solches Gesicht freundlich zulächelt: ist das aber männliches Wesen, das den Hallenser so kenntlich auszeichnet? Sonst ist das L'Hombre-Spiel unter den Leipzigern sehr gewöhnlich. Zur Zeit der Messe müssen die meisten auf dem Boden unterm Dache oder hinten neben dem Abtritt wohnen, weil zu dieser Zeit ihre Stuben von Fremden bezogen werden. Wenn die Hallenser nach Leipzig kommen, so machen sie da doch Figur, und jedermann sieht nach ihnen; wenn aber Leipziger sich zu Halle einfinden, so werden sie gar nicht bemerkt, wenigstens nicht für Studenten angesehen. Uebrigens sind die Herren gut zu Fuße und können täglich fünf, sechs, acht Meilen laufen.

Doch genug von diesem Artikel.

Vierzehntes Kapitel.

Solider Lebenswandel. — Ich halte meine ersten Vorlesungen. — Mein Bruder. — Der »Hanauer Puff«. — Unser Mittagstisch. — Promotion zum Magister. — Die Disputation; perfides Benehmen meines Bruders. — Magister! — Der echte ciceronianische Stil. — Ich werde wieder leichtsinnig. — Die »deutschen Synonymen«. — Besuch schlechter Häuser, Prügeleien und andere dumme Streiche. — Ein geharnischter Brief vom Professor Semler.

Meine Aufführung in Halle war die erste Zeit über so beschaffen, daß selbst Herr Semler mir in seinen Briefen an meinen Vater das beste Zeugnis erteilte. Der gute Mann bot mir sogar seine Kasse an, damit, wie er sich ausdrückte, unsere Freundschaft nicht bloß moralisch bleiben möchte.

Durch meinen Umgang mit ihm, durch mein häufiges Lesen und Vorzeigen guter Bücher und selbst durch meine wenigen Kenntnisse, war ich unter meinen Bekannten in einiges Ansehen gekommen und wurde überhaupt auf der Universität als ein Mensch betrachtet, der das Seine gelernt hatte. Mehrere Studenten beredeten mich daher, ihnen die hebräische Grammatik zu erklären. Ich tat das, und die Studenten waren mit meinem Unterricht zufrieden, so daß ich im folgenden Winter nochmals dergleichen Unterricht erteilen mußte.

Semler empfahl mir, Vorlesungen zu halten. „Man lernt da viel," sagte er, „und fühlt die Lücken besser, als wenn man so bloß für sich studiert; man setzt sich auch in den Prinzipien fester." Er hob sogar die Schwierigkeiten, die ich ihm entgegenstellte, und riet mir, deutsche Reichshistorie vorzutragen. Ich folgte dem

Rat des Herrn Doktors und fing schon im August 1782 an, über Selchows Kompendium die vaterländische Geschichte abzuhandeln. Ich hatte zwölf Zuhörer und las in einer Stube im Hause des Buchbinders Münnich, gerade gegen Semlern über. Ich setzte den Winter über diese Lektionen fort bis zu Ende des Februars, und kam bis auf das Ende des Dreißigjährigen Krieges. Auch las ich von Michaelis an über Kirchengeschichte.

Herr Semler, dem mein bisheriges Betragen gefallen hatte, riet mir, vom Waisenhause in die Stadt, und zwar in sein Haus zu ziehen. Es war nämlich ein gewisser Schmitz von Montjoie nach Halle gekommen, mit dem ich Freund geworden war. Er mietete sich ein Zimmer in Semlers Hause, und bat mich, zu ihm zu ziehen; er wolle die Miete für mich mit bezahlen. Der Vorschlag gefiel mir; ich sprach mit Semlern darüber und erhielt den Rat, nicht zu säumen; ich könnte sodann seine Bibliothek besser benutzen und besser studieren.

Also zog ich zu Anfang des Oktobers vom Waisenhaus fort, und bezog Nr. 20 im Semlerschen Hause.

Ich war auf dem Examen Lehrer der ersten hebräischen und der zweiten griechischen Klasse geworden. Dieses schmeichelte meinem Ehrgeiz so, daß ich beschloß, beide Klassen beizubehalten und meiner Pflicht in Unterrichtung meiner Schüler nach meinen Kräften Genüge zu leisten. Herr Freylingshausen mißbilligte zwar meinen Abzug vom Waisenhause nicht, doch setzte er, gleichsam ahnend, hinzu: es wäre schon mancher in der Stadt verdorben worden, der sich auf dem Waisenhause recht gut betragen hätte.

Um diese Zeit kam mein Bruder, der schon zwei Jahre in Göttingen studiert hatte, nach Halle, um seine Studien hier fortzusetzen. Ich muß sagen, daß ich über seine Ankunft erfreut war, ob wir gleich sonst niemals solche herzlichen Freunde gewesen waren, als es sich für Brüder geschickt hätte. Er bat mich, ihm ein gutes Logis auszumachen, und ich verschaffte ihm ein schlechtes. Dies hatte folgenden Zusammenhang.

In der Klausstraße, rechter Hand, ohnweit dem »Halben Mond«, wohnte eine Frau, welche außer mit anderen Schimpfnamen auch »Beutlersbanise« genannt wurde. Mit dieser Frau ward ich durch deren Hausstudenten, Hano, bekannt, welcher ihrer Tochter Christel die Cour machte. Ich ließ mir's gefallen, auch den Tisch bei ihr einzunehmen. Das alte Weib war, wie mehrere ihresgleichen, eitel genug, sich »Madame« nennen zu lassen. Sie wußte von ihren jugendlichen Aventüren sehr viel zu erzählen. Ich hörte ihre Schnurren gern, und konnte so beim Bierglas und einer Pfeife Tabak bis zehn Uhr abends sitzen und mich belügen lassen. Diese Madame Cheminon — so hieß sie, vorher Frau Dörnerin — hatte erfahren, daß mein Bruder kommen würde, und ersuchte mich, ihn bei ihr einzumieten; ich tat's, und mein Bruder zog mit einem gewissen Herrn Michaelis, der auch von Göttingen gekommen war, bei ihr ein.

Herr Semler erfuhr dies und nahm es mir übel; er hatte von seinem Aufwärter gehört, daß das Haus eben nicht im besten Rufe stehen sollte. Wirklich führte es damals den Beinamen »Hanauer Puff«, weil immer mehrere Hanauer da gewohnt hatten. Aber es war

nun einmal nicht anders. Anfänglich waren auch mein Bruder und sein Freund Michaelis ungehalten, daß ich sie in ein solches Loch gebracht hatte; aber dies gab sich: sie fanden bald Geschmack an der dasigen Fidelität und wohnten gern weiter da. Es kamen immer viele Studenten und hübsche Mädchen dahin, und das war so was für sie. Noch jetzt sehe ich manche angesehene Frau hier herum figurieren, welche vorzeiten im »Hanauer Puff« eine Rolle gespielt hat. So geht es in der Welt!

Hano, Christelchens Liebhaber, war im Herbst abgegangen, und mehrere Studenten strebten nach seiner Stelle bei dem Mädchen. Das merkte ich und beschloß, mein Glück auch zu versuchen — nicht aus Drang der Liebe, sondern um meine Nebenbuhler zu necken. Meine Liebelei gelang mir, und Christel ward meine erklärte Geliebte; von der Zeit an hörten die Bemühungen meiner Nebenbuhler auf; aber eben deswegen verringerte sich auch meine Anhänglichkeit merklich. Es war eine Liebschaft, der es auf meiner Seite an Grund fehlte; doch kam sie in der ganzen Stadt herum, sogar bis zu Semler, der mir Vorwürfe darüber machte und im Ernste drohte, meinem Vater von solchen läppischen Historien* Nachricht zu geben. — Ich bemäntelte die Sache und versprach, forthin mehr auf meiner Hut zu sein. Damit war er zufrieden.

Semlers Haus sah den Winter über einem Traiteurhause ähnlich. Moes, Schmitz, Schmid und ich wohnten bei ihm und ließen unser Essen von Pauli

* Semler nannte alles „Historie". L.

holen; daneben kamen noch täglich um zwölf Uhr neun andere Bekannte, die anderwärts wohnten, aber mit uns zusammen aßen, und so war unsere Tischgesellschaft dreizehn Mann stark. Das Bier gab Semlers Aufwärter für uns her, und seine Tochter holte das Essen. Um ein Uhr jagte ich, auf den Schlag, alle Gäste aus meiner Stube, damit ich mich auf meine Lektionen vorbereiten könnte, und diese fuhren dann mit der größten Eile auf ihren behufeiseten Stiefeln zur Treppe hinab, daß das Haus erbebte. Semler litt diesen Tumult einige Wochen, dann ward es ihm aber zu viel; er ließ mich kommen und stellte mir vor, daß es ihm allemal vor dem Schlage ein Uhr graute; da entstände ein Lärmen und ein Gerassel die Treppe herab, als wenn der wilde Jäger seinen Aufzug hielte. Dabei kam der gute Mann recht in Hitze: sein Haus sei ein Haus des Friedens und der Ruhe, und wir hätten es zu einer Garküche gemacht! — Ich versprach, das Unwesen einzustellen, und hielt Wort; denn die Speiserei wurde gegenüber in Münnichs Haus, auf eine Studentenstube verlegt. Semler aber dankte mir hernach sogar dafür, daß ich sein Haus vom Tumult befreit hätte.

Einmal habe ich mich auch geschlagen, und zwar wegen einer Lumperei, mit einem meiner Landsleute. Die Schlägerei hatte eine kleine Verwundung auf meiner Seite zur Folge und kam nicht heraus, weil keine Zeugen außer den beiden Sekundanten dabei waren.

Mein Kollegienlesen war bekannt geworden, und Semler befürchtete, man möchte mir das Handwerk verbieten, wenn ich mich nicht in die gelehrte Innung

einschreiben ließ oder magistrierte. Ich war dazu bereit, denn ich wußte schon, wie wenig man zu wissen nötig hat, um diese akademische Spiegelfechterei mitzumachen. Ich verschrieb mir also von meinem Vater Geld, um die Fakultät und andere Promotionskosten bezahlen zu können. Mein Vater zeigte sich froh, daß ich Magister legens werden würde, und schickte mir dreißig Louisdor. Diese reichten zu, da er mir nicht lange vorher einen hübschen Wechsel geschickt hatte.

Jetzt meldete ich mich beim Dekan, dem Herrn Schulze, und dieser bestimmte mir einen Tag zum Examen. Zugleich schritt ich zur Ausarbeitung einer Dissertation über Rupprecht den Pfalzgrafen, der von 1400 bis 1410 die römische Königskrone getragen und einigen Anteil an dem 1409 zu Pisa veranstalteten Konzil gehabt hatte. Da ich aber kaum acht Tage Zeit hatte, so stoppelte ich zusammen, was ich vorfand, und teilte das Zusammengestoppelte in Paragraphen ein. Machen's doch viele Dissertationsschmiede auch so!

Nun sollte ich ins Examen, welches im Hause des Herrn Schulze gehalten wurde. Ich erschien, nachdem ich den Tag vorher die Herren von der philosophischen Fakultät alle eingeladen hatte, am 11. Jänner 1784, nachmittags um zwei Uhr. Nicht alle Fakultisten waren zugegen. Herr Forster sagte mir's gleich ab, mit dem Zusatz: er liebe dergleichen Prüfungen nicht, wo man nicht wissen könnte, ob man examinierte oder examiniert würde. — Die Fragen und Antworten übergehe ich; sie betrafen meistens philosophische, historische, geographische und philologische Gegenstände. Das Examen dauerte bis gegen sieben Uhr abends, wo ich ab-

trat und bald zurückgerufen wurde, und die tröstliche Entscheidung vernahm, daß ich immerhin promovieren könnte. Wer war froher als ich! Ich lief gleich zu meinem Bruder, teilte ihm meine Freude mit, und schlief hernach ganz unvergleichlich wohl.

Den Tag vor der Disputation machte mein Bruder über meinen Umgang mit seiner Hausjungfer einige spöttische Anmerkungen, welche mich aufbrachten, so daß es zu Bitterkeiten kam: das Gezänk endigte sich damit, daß er mir erklärte, er würde nicht opponieren. Meine Antwort hierauf war protzig, und er ging fort, schmollend. — Früh, da der Tanz vor sich gehen sollte, schickte er mir ein Billet, worin er mir meldete, daß er allerdings opponieren würde, entweder ordentlich, wenn ich nichts dawider hätte, oder außerordentlich, wenn ich ihm unter den ordentlichen Opponenten keine Stelle gestatten wollte. Ich sollte mich nur auf ganz neue Argumente gefaßt halten, denn er habe sich vorgenommen, mich zu hecheln (carminare). Ich schrieb ihm wieder, er solle immer den dritten Platz einnehmen; seine Argumente würde ich auch schon beantworten, davor sei mir nicht bange, usw.

Als wir auf die Wage kamen, war diese so voll Studenten, daß wir kaum durchkonnten; denn fast die ganze Universität kannte mich, und jeder wollte gern hören, wie ich meine Sachen machen würde. Herr D. Semler fing die Oppositionen an und brachte einige Schlüsse vor, welche von seiner Gelehrsamkeit allerdings zeugten. Er machte es aber, weil ihm nicht recht wohl war, gar nicht lange. Ich hatte bei diesem Umstand die schönste Gelegenheit, öffentlich zu bezeugen, wie

viel ich Semler schuldig war, wie sehr ich ihn verehrte, und tat dies mit einem mir sonst ungewöhnlichen Feuer. Ich konnte dazu meinen zu Hause entworfenen Aufsatz nicht brauchen, sondern ließ hier meiner Empfindung freien Lauf, und diese bildete meinen Vortrag so glücklich, daß ich mit mir selbst zufrieden war.

Mein Bruder tischte mir nun freilich ganz neue Argumente auf. Ich hatte meine Dedikation dem Herrn von Oberndorf, kurpfälzischem ersten Staatsminister, zugeschrieben, und in der Dedikation freilich Vorzüge an diesem Herrn gerühmt, die ich ihm im Herzen selbst absprach. Allein das ist ja der Fall bei den meisten Dedikationen! Mein Bruder griff also die Zuschrift an, und zwar mit Argumenten von folgender Art: Ein niederträchtiger Schmeichler ist ein Lügner, jener bist du, folglich bist du auch dieser. Ich stutzte gewaltig bei diesem Schluß, leugnete aber natürlich den Untersatz; er bewies ihn indes aus meiner Schrift. Ich hatte hier gesagt, Herr von Oberndorf mache die Pfalz glücklich; mein Bruder führte mehrere Tatsachen an, woraus das Gegenteil erhellte, und worüber die Zuhörer lachten. Ich hatte ferner gesagt, Herr von Oberndorf sorge für die Heidelberger Universität: mein Bruder bewies, daß die Universität zu Heidelberg nie elender gewesen sei, als gerade, seit Herr von Oberndorf am Ruder säße. — Daß dabei manche gröbere Invektiven unterliefen, kann man sich vorstellen. Herr Schulze, der Promotor, sagte kein Wort, wie er mich denn ganz allein meine Siebensachen defendieren ließ. Endlich wandte sich mein Bruder zu den Zuhörern und sagte ihnen auf Lateinisch: „Der Verfasser der Dissertation weiß selbst sehr gut,

daß er der Wahrheit Schnippchen geschlagen hat; aber er bildet sich ein, er würde durch seine schamlose Schmeichelei die verlorene Gunst der großen Herren in seiner Heimat wiedergewinnen!" Was sollte ich auf dergleichen Sarkasmen antworten? Mein Bruder hatte freilich recht, aber sagen hätte er's doch nicht sollen.

Die beiden anderen Opponenten brachten nicht gerade viel gegen mich vor.

So hatte ich nun meinen akademischen Gradus und konnte ein großes M. vor meinem Namen hinpflanzen; das hab' ich aber doch nur selten getan. Auch hörte ich lieber meinen Namen als den Magistertitel; denn alle akademischen Würden kommen mir so zunftmäßig vor und waren mir immer lächerlich. Da ich jetzt mehr Recht als vorher hatte, Vorlesungen zu halten, so erklärte ich, um mich als Magister zu produzieren, die dunkeln Satiren des Persius; und so gewaltig viel Erudition ich auch dabei auskramte, so war ich doch mit meinen Lektionen innerhalb zwei Monaten fertig. Diese Vorlesung war gratis, und meine Zuhörer hörten mich gern. Daraus schloß ich, daß, wenn ich auf Ostern meine Kollegien ankündigen würde, ich nicht wenig Zuhörer haben dürfte. Meine Stunden auf dem Waisenhaus gab ich auf.

Ich muß hier eine philologische Schnurre erzählen. Mein Landsmann Sch., ein nicht unebener Lateiner, wollte nach Art aller Philologen von geringerem Gehalt nichts Lateinisches leiden, was in Meister Mark Tullius' hinterlassenen Büchern nicht befindlich wäre. Sein zweites Wort war immer ciceronianisch. Ich hatte für jemand ein sogenanntes curriculum vitae auf-

gesetzt, und Herr Sch. hatte es wohl an fünfzehn Stellen verbessert, weil es nicht echt ciceronianisch abgefaßt wäre. Das ärgerte mich, und ich beschloß, dem Kritiker einen Possen zu spielen. Ich stellte mich also, als hielte ich ihn für einen Mann, der den Geist des Cicero neunundneunzigfach inne hätte, und unterwarf einiges seiner Kritik. Das freute den Ciceroner so sehr, daß er mich mit lateinisierender Salbaderei fürchterlich quälte und mir da ein langes und breites von der ciceronischen Wortstellung herschwatzte, wovon er ein Buch schreiben wollte. Ich übersetzte endlich ein Stück aus Ciceros Buch von der Natur der Götter, schrieb Ciceros Latein daneben, und gab mein Geschreibsel an Herrn Sch., um seine Zensur zu vernehmen. Er korrigierte den Text des Cicero an mehr als dreißig Stellen und gab mir ihn so wieder. Ich versuchte es, meine Konstruktionen in Gegenwart mehrerer Studenten als ciceronisch zu verteidigen, aber vergebens: Sch. wollte und mußte recht haben! Endlich holte ich meinen Cicero aus der Tasche und zeigte ihm, daß er den Meister selbst, seinen angebeteten Cicero, korrigiert hätte. Gelächter auf meiner und der Studenten, große Beschämung auf Sch.s Seite war die Folge. Nachher ist Herr Sch. mir niemals wieder recht gut geworden. — Man werfe dem Afterphilologen allerhand dumme Streiche vor, schelte ihn einen Esel, er wird nicht so böse werden, als wenn man ihm beweist, er verstehe das Wesen des ciceronianischen Stils selbst nicht recht. — Wer schön denkt, wird schön schreiben, und wenn er gleich mit Fehlern schreibt, wird man doch lieber sein Geschriebenes lesen, als das allerfeinste grammatisch Richtige, welches ohne Gedanken

ist. Wer mag gern die Deklamationen des Quintilian lesen, mitsamt dem schönen Latein?

Ein künftiger Dozent hätte billig sollen klug handeln. „Wir brauchen keine Tugend,“ sagt der große Rousseau, „wenn wir nur klug sind.“* Ich habe nachher gelernt, daß man unter dem Namen: Rechtschaffenheit, Menschenliebe, und überhaupt Tugend, bloß Klugheit — so oder so modifiziert — meint. Damals aber verband ich noch mit diesen Worten die Bedeutungen, die ich in der Moralphilosophie gelernt hatte, und fand erst späterhin, daß die Moralisten üble Sprachmeister sind, wie auch die Herren Metaphysiker.

Das war nun schon dumm genug! Demzufolge schmeichelte ich niemand, ich besuchte sogar keinen, weil ich mich nicht genieren wollte; und die Herren sagten denn auch, wenn von mir die Rede war, allemal: „Den Magister Laukhard kennen wir nicht; wie wir aber hören, so soll er ein Kerl ohne Kopf und von sehr schlechten Sitten sein.“ Dieses löbliche Gezeugnis gaben mir die Herren aus Menschenliebe, um die Leute vor mir zu warnen. Ganz unrecht hatten sie wohl nicht: denn im Grunde hatte ich diese Stimmung der Herren gegen mich vielleicht selbst verschuldet.

Ich machte einen Aufsatz, dem ich den Titel gab: »Deutsche Synonymen«. Da brachte ich alle mir bekannten Wörter zusammen, welche die Besoffenheit

* So übersetzt Laukhard, obwohl man das Wort ‚sage‘ richtiger mit ‚weise‘ oder etwa ‚lebensklug‘ wiedergeben müßte. Der Spruch heißt: „Il ne faut point de vertu, si nous sommes sages.“ P.

und den unflätigen Umgang mit Frauenzimmern auf deutsch bezeichnen. Das war nun so ein Stück Arbeit aus der lieben Zotologie. Ich machte den Aufsatz gemeinnützig, indem ich erlaubte, daß jeder Student, der nur wollte, ihn abschrieb; ich war sogar willens, ihn drucken zu lassen, und Herr Adelung hätte alsdann einen derben Beitrag zu seinem Wörterbuch gefunden. Herr Semler erfuhr das und koramierte mich nicht schlecht; da ließ ich denn das Ding. Aber mein Aufsatz war schon zu sehr ins Publikum, als daß er hätte unterdrückt werden können; sogar die Philister auf dem Ratskeller lasen die »Deutschen Synonymen« von Magister Laukhard und gaudierten sich höchlich über die drolligen Ausdrücke.

Einst kam ich nach Reideburg, wo gerade eine gewisse Studenteninnung ihren Landtag hielt. Der Beschluß davon war ein Kommers, zu dem ich eingeladen wurde. Ich ging hin und mußte, weil ich Magister war, honoris causa das Präsidium übernehmen. Ich präsidierte mit allem Ansehen und aller Würde eines echten alten Burschen, der nicht „Rien! rien!", sondern „Courage! Courage!" ruft und den Komment recht versteht. Da ging's munter über munter! „Es leb' der Bruder Magister hoch! Ein Hundsfott, der ihn schimpfen sollt'!" erschallte zu meiner Freude aus allen Kehlen. Ich dachte dabei an nichts Arges; doch kam es mir selbst etwas spanisch vor, daß ein Mann, der auf dem Katheder dozierte, auch Präses eines Burschen-Komments sein sollte, aber — ich setzte mich darüber weg. Zwei Tage nachher wußte mein Semler schon alles; er nahm mich vor und las mir den Text nach Noten.

Ich hätte ohnehin, sagte er, bei der philosophischen Fakultät keine Freunde; ich sollte sehen, daß man mir die Erlaubnis, Kollegien zu lesen, verweigern und mich aus der Lehrerliste ausstreichen würde. — Das tat mir freilich wehe, machte mich aber nicht klüger. Ich fuhr fort, die Wirtshäuser nach wie vor zu besuchen.

Auf einen Sonntag war ich bei Herrn Prof. Trapp zu Gaste; ich war gut angezogen und trug seidene Strümpfe. Abends gegen zehn Uhr ging ich fort und traf unterwegs meinen alten Freund Köster, der mich bat, ihn in den »Pufffeller« auf dem Markt unterm Rathause zu begleiten. Dieser sogenannte Pufffeller war ein Bordell der niedrigsten Gattung; er gehörte zum Rathause und wurde für 12 Reichstaler jährlich vermietet. Erst seit der Aufsicht des jetzigen Stadtpräsidenten, v. Barkhausen, hat diese skandalöse Wirtschaft da aufgehört. — Ich stellte Köster vor, daß es für einen Magister sich schlecht schicken würde, in den Pufffeller zu gehen, aber er besiegte alle meine Gründe und Einwendungen, und der Herr Magister ging in den Pufffeller. Hier war ein gewisser Herr, den ich nur Firlefanz nennen will. Ich ließ mir Schnaps geben, konnte ihn aber nicht trinken und stellte ihn mit einem Fluche auf den Tisch. Mosje Firlefanz sagte drauf mit einer altklugen Miene, es sei freilich kein Magisterschnaps. Blox! steckte ich ihm eine Ohrfeige, Köster half, und Meister Firlefanz wurde zum Loch hinausgeschmissen. Wir blieben nicht lange. Als wir in der Galgstraße der Ulrichskirche nahe kamen, trat plötzlich Mosje Firlefanz vor uns und forderte Rechenschaft

wegen der Beleidigung im Puffkeller. Da wir ihm jetzt noch gröber antworteten und mit Prügeln drohten, siehe, da kamen noch zwei baumstarke Bengel aus dem Hinterhalt und schlugen auf uns zu. Wir wehrten uns ritterlich, warfen einen von den Bengeln zur Erde, und Mosje Firlefanz selbst bekam derbe Schläge mit der Faust ins Gesicht, daß die Marken davon noch vierzehn Tage zu sehen waren. Endlich kam der Nachtwächter, der alte ehrliche Hase; er kannte den Firlefanz und mich, und drohte, wenn wir nicht Ruhe hielten, mit der Kompanie des Herrn Karzerwächters Bär. Wir hielten also inne und schieden von dannen. Aber man denke, wie mein hellgrüner Rock, meine seidene Weste und meine seidenen Strümpfe ausgesehen haben. Ich mußte selbst über meine Figur lachen; Köster sah nicht besser aus; er schlief die Nacht bei mir.

Bei allen meinen erzdummen Streichen, die einem akademischen Dozenten so sehr unanständig waren, machte ich immer meine Apologie und verteidigte mich mit dem Beispiel anderer angesehener Männer, welche auch dergleichen getrieben hätten; besonders half ich mir mit den Taten des verstorbenen Geheimrats Klotz, des Herrn M. Schirach, des Professors Hausen und des M. Träger, von welchen damals noch allerhand skandalöse Anekdötchen herum gingen.

In unserem Hause ging es auch recht niedlich her. Da wohnte ein gewisser Z. aus Berlin, ein witziger, heller Kopf, aber ein Hans ohne Sorgen. Er ging beinahe in kein Kolleg, studierte aber doch fleißig für sich und lernte mehr als die Herren Heftenschmierer; er war vollkommen erfahren in der lateinischen, griechi-

schen und deutschen Sprache. Also Z. war ein Ohnesorg und zog sich nicht eher an, als bis er ausgehen wollte, und er ging nur alle drei oder vier Tage einmal aus. Er saß da ohne Beinkleider in der warmen Stube und zeigte sich nicht selten in puris naturalibus. Wenn nun ein Narr ist, so machen gleich ihrer zehn die Torheit nach, und so ging es auch hier; die Gewohnheit, sich nicht anzuziehen, riß im ganzen Semlerschen Hause ein, mich ausgenommen; denn an dieser Sauerei fand ich trotz meinen zotologischen Ideen doch keinen Geschmack. Semler selbst erfuhr es und ermahnte mich, diesem Unwesen Einhalt zu tun, und das Rauhe heraus zu kehren. Ich tat's zum Teil, aber die Hosen wurden noch nicht angezogen. Da schrieb uns Semler in lateinischer Sprache: er wundere sich sehr, wie Leute, die die Wissenschaft lernten und zum Teil sogar lehrten, so weit sich vergessen könnten, in seinem Hause den öffentlichen Anstand zu beleidigen, und den Dienstmädchen, ja zuweilen sogar seinen Töchtern Körperteile hinzuweisen, welche bessere Sitte verdeckt wissen wollte. Er müßte uns nur sagen, wenn der Skandal fortwährte, so würde er schlechterdings den Herrn Prorektor angehen und um unsere Wegschaffung aus seinem Hause anhalten usf. Das Briefchen tat seine Wirkung, doch nur halb; denn Z. zog sich, solange er da war, nämlich bis auf den Herbst 1783, wo er nach Jena ging, dennoch nicht mehr als zweimal die Woche über an.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Ausflug nach Jena. — Ein hochgeachteter Hund. — Lärmender Einzug in Jena. — Mein Roman »Baldrian Weitmaul«. — Ich verlasse das Semlersche Haus. — Mein schlechtes gesellschaftliches Benehmen. — Wehe dem, über den die Weiber und die Gelehrten herfallen! — Das Kollegschinden der Studenten. — Schulden! — Mein Bruder hetzt meinen Vater gegen mich auf. — Dozentenelend. — Trotziger Brief nach Hause. — Krankheit. — Verzweifelte Stimmung. — Was soll ich tun? — Auf der Hauptwache in Halle. — Ich werde Soldat.

Mein Freund Dambmann war nach Jena gezogen und hatte mich in seinen Briefen immer gebeten, ihn zu besuchen. Ich nahm mir also diese Reise vor und marschierte zu Anfang des Märzen 1783 zu Fuß nach Jena. Unterwegs verspielte ich aber mein ganzes Reisegeld bis auf 12 Groschen im Tippen; zudem fiel schlechtes Wetter ein, und ich mußte liegen bleiben und erst einen Boten an meinen Bruder in Halle schicken, daß er mir einige Taler Geld zukommen ließe. Er tat dies auch, schickte jedoch leider zugleich einen Studenten Stork mit, einen höchst liederlichen und rohen Menschen. Wir marschierten zusammen nach Naumburg, wo Stork mich in das »Sieb« führte. Am Abend ging ich auf den Ratskeller, Billard zu spielen, und kriegte mit einem Offizier Händel, aber bloß in Worten. Mein Spektakel hatte indessen doch Aufsehen gemacht und nach meiner Abreise dem Offizier Verdruß zugezogen. Im Grunde war er schuld daran; warum nannte er mich einen Bengel, da ich den Hund eines Frauenzimmers, für welches er Achtung haben mußte, getreten hatte?

Am folgenden Tag kamen wir endlich nach Jena;

wir hatten wegen des schlechten Wetters und weil Stork sich die Füße aufgegangen hatte, in Naumburg Pferde genommen. Stork ritt in Jena vorweg und rannte im vollsten Galopp vor das Haus, wo Dambmann wohnte; es war das des Protonotarius Hoffmann. Er schrie auf der Straße wie unsinnig: „Dambmann! Dambmann!“ einmal übers andere, so daß die Leute an der Straße alle zum Fenster hinausguckten, den Menschen zu sehen, der so fürchterlich spektakeln konnte. Also wurde gleich in ganz Jena herum posaunt: der Magister Laukhard von Halle und ein hallischer Bursch seien eben angekommen, wären abscheulich betrunken — was doch nicht wahr war — und hätten einen fürchterlichen Skandal schon auf der Gasse angehoben.

Ich logierte in Jena bei Herrn Dambmann; Stork trieb sich bei den Mosellanern herum und besoff sich alle Tage zweimal.

Ich hatte in Halle schon angefangen, einen Roman zu schreiben, nämlich: »Leben und Taten des Herrn Magisters Baldrian Weitmaul.«* In Jena arbeitete ich fleißig daran, webte noch jenaische Schnurren hinein und brachte ihn zustande. Sonst lebte ich in dem alten Nest sehr fidel und zog erst nach vier Wochen wieder ab.

Semler ließ mich gleich den Tag nach meiner Rück-

* »Magister Weitmaul« war der Spitzname eines Pfälzer Geistlichen, mit dem L. in der Heimat mancherlei Händel gehabt hatte. Ich habe sie in dieser Bearbeitung ausgelassen, da sie ein tieferes menschliches oder sittengeschichtliches Interesse nicht bieten, sondern in den Bereich des gewöhnlichen Klatsches gehören. P.

kehr zu sich kommen und las mir die Leviten; er hatte von Jena aus Briefe erhalten, worin mein Benehmen eben nicht vorteilhaft geschildert war. Es hieß darin: der Magister Laukhard führe mit den Studenten auf allen Dörfern herum, läge auf den Mühlen *, mache Kommerse mit, kurz, betrüge sich höchst unanständig. Semler machte mir, wie billig, ernstliche Vorwürfe, und ich Tor war empfindlich, aber nicht zu meiner Besserung; vielmehr beschloß ich, Semlers Haus zu verlassen, um mir die beständigen Vorwürfe zu ersparen. Herr Semler sah dies freilich gern. Ich mietete mich also ein in das Haus des Buchbinders Münnich, und bat meinen Bruder, das liederliche Haus, den Hanauer Puff, zu verlassen und zu mir zu ziehen. Er tat es, und von dieser Zeit an kam ich höchst selten dahin. Dies benutzte Jungfer Christel und hing sich an einen anderen Studenten; sie kam aber hernach doch wieder zu mir, erhielt mir ihre Gunst, auch noch in der Zeit, da ich schon Soldat war, und bezeigte sich dann und wann recht zärtlich. Ihre Zärtlichkeit hat mich manchmal gefreut, manchmal belästigt, je nachdem ich gestimmt war.

Ich wollte auf Ostern meine Vorlesungen anfangen und hatte die Anzeige davon gehörigen Ortes eingereicht. Zu gleicher Zeit hatte ein hiesiger Buchdrucker meinen Roman »Baldrian Weitmaul« der Zensur übergeben. Unglücklicherweise enthielt das Buch einige Stellen, die auf eine versteckte Art eben den Mann betrafen, dem es zur Zensur mitgeteilt war. Als Zensor

* In Jena damals wie noch jetzt beliebte Kneipen, z. B. die »Rasenmühle«, »Oelmühle« usw. P.

strich er also diese Stellen und untersagte den Abdruck des Buches gänzlich. Er teilte mir diese Nachricht selbst mit, und als ich hierauf meine Handschrift in Schutz nehmen wollte, fügte er hinzu: er habe sie bei der Fakultät zirkulieren lassen, und die Vota der Herren Fakultisten gingen einstimmig dahin, den Abdruck zu verbieten, ja einige beständen sogar darauf, daß man mir das Kollegienlesen verbieten sollte — eben wegen meines Romans.

Ich machte große Augen über diese Aeußerungen meines Herrn Zensors, aber noch größere, als er mir obendrein zu verstehen gab, in Halle wäre jetzt für mich nichts mehr zu machen, und ich würde wohl tun, wenn ich mich anderswohin begäbe. Ja, er fügte sogar hinzu: gleichwie die Schuster- und Schneiderzunft, wenn sie wollten, allen Pfuschern das Handwerk legen könnten, ebenso könnte es auch die Fakultät. Ich ärgerte mich häßlich über diese Parallele, kurz, wir debattierten nicht wenig.

Daß es bei dieser Verhandlung dienstfertige Geister gab, die aus purer Menschenliebe Jagd auf Anekdoten über mich machten, um mich als schädlichen Menschen darzustellen, der sich zum Dozenten durchaus nicht schickte — das ist nicht nötig, erst zu erinnern. Freude war es mir aber und Genugtuung zum Teil, hintendrein zu erfahren, daß einige ansehnliche Männer sich meiner angenommen hatten, und man mir das Kollegienlesen fernerhin erlaubte, nachdem ich mich in einer Schutzschrift verteidigt und um die erwähnte Erlaubnis schriftlich angesucht hatte.

Das erste halbe Jahr meiner öffentlichen Lesereien

verging ruhig, wenn ich die Händel mit meinem Zensor ausnehme, die ich aber bald vergaß. Meine Sitten waren den Sommer über sehr gut, nämlich wie man Sitten von außen als sehr gut ansehen muß. Ich besuchte keine Kneipen, keine Dörfer, als nur höchst selten, und wo ich hinkam, ging wenigstens alles ehrbar zu, solange ich da war. Große Gesellschaften habe ich selten besucht und vornehme ganz und gar nicht. Einmal haßte ich allen Zwang, der in vornehmeren Zirkeln gewöhnlich ist, und war sodann in Halle zu wenig bekannt, als daß ich auch nur Eingang dazu hätte finden können. Meine Sitten waren obendrein zu roh und zu wenig abgehobelt, als daß ich hätte gefallen können. Der Burschenkomment macht keine feine Sitten, und ich hatte von jeher das Petimäterwesen gehaßt, konnte mich deshalb weder in die Komplimente, noch in die Gespräche der schönen Welt schicken; und so würde ich allerorten, wo ich zur feinen Welt gekommen wäre, das fünfte Rad am Wagen gewesen sein. — Ein hiesiges Frauenzimmer sagte mir einmal unter die Augen, daß ich in der feinen monde niemals mein fortune machen würde, weil mir das bel air fehlte. Aber statt über die richtige Bemerkung dieser Dame nachzudenken, fiel es mir auf, daß sie deutsch und französisch untereinander sprach.

So geht es aber in der Welt: Man gewöhnt sich aus studentischem Heroismus einen ungeschliffenen Ton an und behält ihn hernach immer, weil man sich schämt, den einmal angenommenen Ton abzulegen, oder weil man keine Gelegenheit mehr hat, sich abzufeilen. Ich war von Jugend auf selten unter feinen Leuten gewesen, Vornehme hatte ich zwar mehrmals um mich

gehabt und war mit solchen auch umgegangen; aber die waren entweder selbst nicht fein, oder zeigten damals, als ich mit ihnen umging, ihre Feinheit nicht; und wenn sie es auch getan hätten, so würde ich gelacht und ihre Gesellschaft vermieden haben.

Tanzen konnte ich auch nur wenig und hatte es niemals ordentlich getrieben; daher besaß ich die Künste nicht, welche in Honoratioren-Klubs hauptsächlich empfehlen, und mußte immer hören, daß ich außer anderen Mängeln auch den der feinen Lebensart hätte. Und das mußte ich mir sogar von Mädchen sagen lassen, die ich wegen ihrer Lebensart und wegen ihres läppischen Wesens verachtete.

Wehe dem, über den die Weiber und die Gelehrten erst herfallen!

Bewirtungen leichtfertiger Freunde, meine Reise nach Jena, meine Liebeleien, die Promotion, der Verlust des Honorars für meinen »Baldrian«, die Geldausgaben, um mich durch Zerstreuungen von dem Aerger über dieses und jenes zu erholen, nebst meiner Gutmütigkeit, einem jeden gern mitzuteilen, was ich hatte — das alles hatte mir Schulden zugezogen, zu deren Tilgung mein Wechsel nicht zureichte. Daß ich mit meinen Kollegien wenig werde verdient haben, versteht sich für mich als Anfänger schon von selbst. Einmal ist in Halle das Freirennen der Kollegien sehr gewöhnlich; da denken viele Studierende, das Geld könne in Lauchstädt, Leipzig, auf den Dörfern und beim Spiel besser angewandt werden, als zum Honorar für die Dozenten. Zudem war ich von jeher nachgiebig, und wer mich um

etwas bat, dem konnte ich nichts abschlagen. Und so hatte ich von dreißig Zuhörern kaum zehn, die bezahlen wollten, und unter diesen zehn waren noch einige, die es hernach ganz und gar vergaßen. Ich glaube aber doch, wenn ich weiterhin bei der Universität geblieben wäre, daß ich in Zukunft bessere Einkünfte von Kollegien würde gehabt haben, weil ich mehr in Routine gekommen wäre und ohne Zweifel auch einige Künste gelernt hätte, wie man gutzahlende Zuhörer in sein Auditorium hineinlockt.

Meine Schulden häuften sich also von Tag zu Tag, und ich sah weiter kein Mittel, mich zu retten, als auf das Versprechen meines Bruders zu rechnen, der meine Umstände kannte und wußte, wie mir zu helfen war. Dieser war im Herbst nach Hause abgegangen und hatte mir wie eidlich versprochen, gleich nach seiner Ankunft unseren Vater dahin zu bewegen, daß außer 40 Reichstalern zur Tilgung seiner Schulden ich noch 100 Reichstaler zur Tilgung der meinigen erhalten sollte. Wie er Wort gehalten habe, wollen wir gleich sehen, so leid es mir auch tut, meinen Bruder der Welt als einen schlechten Menschen darzustellen. Ich kann aber einmal nicht anders, es ist gar zu nötig zum Verständnis der folgenden Katastrophe.

Mein Bruder war schon lange fort, ehe er oder der Vater schrieb; endlich schrieb der letztere, und sein Brief war — kalt. Er enthielt viel höfliche Vorwürfe und spielte auf Dinge an, welche ihm wohl niemand konnte berichtet haben, als eben mein Bruder. Doch fügte er hinzu, er würde mir noch einmal Geld schicken, ich sollte aber einen bessern Gebrauch davon

machen, als von dem, das er mir sonst geschickt hätte; es wäre doch wahrlich einmal die höchste Zeit, klug zu werden. — Dieser Brief kränkte mich um so mehr, je wahrscheinlicher ich schließen konnte, daß meinem falschen Bruder ich das alles zu verdanken hatte. Um mir indes volles Licht zu verschaffen, schrieb ich erst meinem Bruder einen recht derben Brief, worin ich ihm sein Versprechen vorhielt und auf die Erfüllung desselbigen drang. Dann schrieb ich auch an einen anderen Freund und bat diesen, mir von meines Bruders Gesinnung gegen mich ehrliche Rechenschaft zu geben. Mein Freund antwortete bald, und bedauerte sehr, daß er mir einen Beitrag zu dem Beweise der Wahrheit liefern müsse, daß man sich auf seine Verwandten — die Eltern ausgenommen — nicht oder doch sehr selten verlassen dürfe. Er berichtete mir, daß mein Bruder gleich bei seiner Nachhausekunft vorgegeben habe, er habe auch nicht einen Kreuzer Schulden zu Halle hinterlassen. Nicht lange hernach wäre aber ein Brandbrief von einem hallischen Manichäer eingelaufen, und als jetzt der Vater den Bruder koramiert hätte, da habe dieser alle Schuld auf mich geschoben, abscheulich über meine Ausschweifungen geklagt, habe gesagt, daß ich alles den Mädchen hingäbe, daß ich alle Tage auf den Dörfern läge u. dgl.

Nun sah ich deutlich, daß mein Bruder schuld an meines Vaters Kälte war. Ich ergrimmte in der Seele, um so mehr, da ich dem Menschen alle brüderliche Freundschaft erwiesen hatte. Kein Mensch kann es mir verargen, daß ich damals voll Tücke ward.

Etwa acht Tage nach dem Empfang dieses Briefes

kam auch einer von meinem Bruder. Da war nun der Ton gar mächtig anders geworden. Er schrieb mir steif und protzig: hier wären 40 Taler, seine Schulden zu bezahlen; ich sollte es nur sogleich tun, oder wenn ich es nicht täte, so sollte ich mich ja auf keine weitere Unterstützung von Haus aus verlassen. Auch wäre der Vater durch Briefe des D. Semler von meinen Ausschweifungen und unnötigen Geldausgaben unterrichtet; ich möchte also an ihn ja nicht schreiben. Dann sollte ich auch alle Briefe an ihn, den Bruder — die er aber sich selten ausbäte, wegen des großen Portos — unter der Adresse des Schulmeisters von Wendelsheim schicken, und was des läppischen Gesudels mehr war. Ich warf den Brief mit innigster Verachtung weg, erboste gewaltig und stieß gräßliche Verwünschungen aus. An jenem Tage wäre ich imstande gewesen, einen Mord zu begehen, wenn ich von jemandem grob wäre beleidigt worden.

Um mich auf der Stelle zu rächen, griff ich die geschickten 40 Reichstaler an, kaufte mir Tuch zu einem Ueberrock und bezahlte meine drückendsten Schulden, so daß ich schon zwei Tage hernach keinen Pfennig mehr zu Händen hatte. Einiges Holz kaufte ich mir auch.

Meine Manichäer hatten von diesem Gelde gehört und quälten mich nun auf rotwelsch, daß ich einige Male ungeduldig ward und die groben Kerls zur Tür hinaus schmiß. Die Kerls liefen nun hin zum Prorektor; allein da wurden sie mit dem alten Weidspruche abgewiesen: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.“ Dieses mußte ich mir dann wieder sagen lassen und ärgerte mich nicht wenig.

Indessen setzte ich doch meine gewöhnlichen Vor-

lesungen fleißig fort; da es mir aber an Holz fehlte, auch das Auditorium zu heizen, so verloren sich meine Zuhörer nach und nach. Die Studenten hatten sich zwar zum Holzgelde unterschrieben, allein nur wenige zahlten, und das bissel Holz, welches für das wenige Geld angeschafft werden konnte, war gar bald verbrannt. Was Wunder, wenn nun der eine Student — wie ich es selbst gehört habe — zum anderen sagte: „Gern ginge ich in Laukhards Reichshistorie, er gefällt mir besser als der ***; aber es ist zu kalt in seinem Kollegium, man möchte das Fieber kriegen", und der andere dann replizierte: „Es ist schade, daß der Mann so in Not ist; hätt' ich Geld, ich kaufte ihm Holz." Wie gesagt, ich hörte dies von ungefähr und hörte hintendrein noch eine weitläufige Beschreibung meiner fatalen Lage, welche durchaus wahr, aber desto schmerzhafter für mich war.

Ich rannte nach Haus, als ich dies gehört hatte — ich hörte es auf der Straße, es war ungefähr den 6. Dezember 1783 — und schrieb einen äußerst heftigen Brief an meinen Vater, dem ich einen an meinen Bruder beischloß. Daß ich im letzteren schrecklich loszog, vermutet jeder. Ich bat um schleunige Antwort und setzte dazu den 21. Dezember fest. Würde ich in dieser Zeit keinen Brief erhalten und kein Geld, so müßte ich das Aeußerste wagen; es käme auf sie an, ob sie mich retten wollten oder nicht. — Bitten konnte ich nicht mehr, bloß trotzen und rasen. Solch abscheuliche Briefe sind noch niemals aus meiner Feder geflossen. — Früh schickte ich sie auf die Post und schien mir selbst ruhiger zu sein.

Indessen ward ich krank und mußte einen Arzt haben. Der Chirurgus Roskovius hielt meine Krankheit für Faulfieber, aber er irrte. Ich mußte aber einen Arzt haben. Goldhagen kannte ich noch nicht; ich schickte also zu einem gewissen anderen Herrn und ließ ihn bitten, mich zu besuchen. Es hieß, er wäre nicht zu Hause; ich jagte die Aufwärterin in einem Tage wohl zehnmal hin, aber der Herr kam nicht. — — Das drückte mich beinahe ganz zu Boden; ich ließ mir also von Roskovius Arzenei vorschreiben. Den folgenden Tag kam der Student Dykershof, ein Westfälinger, zu mir, dem ich meine traurige Lage in Rücksicht meiner Gesundheit und der versagten Hilfe vorstellte. Er lief augenblicklich zum Herrn Goldhagen, und dieser große menschenfreundliche Arzt erschien ohne Verzug, gab mir Arzenei und erklärte meine Krankheit zwar für ein Fieber, aber für eine Art von hitzigem Fieber. — Im Bette blieb ich nicht lange und war bald imstande, zwei Lektionen auf meiner Stube zu halten, wozu ich meine Zuhörer einladen ließ. Einige Tage vor Weihnachten ging ich schon trotz dem Verbot des Herrn Goldhagen wieder aus und besuchte einige Bekannte im Semlerschen Hause.

Das Fieber hatte mich zwar bald verlassen, aber meine Gesundheit war zerrüttet und meine ganze Munterkeit niedergeschlagen. Ich tröstete mich noch auf den letzten Posttag vor dem Feste; dann aber, wenn ich dann nichts erhielte, wußte ich wahrlich nicht, was ich ergreifen sollte. Ich gestehe, daß ich mir damals Glauben und rechten Heldenglauben an Vorsehung gewünscht habe, aber leider war Vorsehung für mich ein

wahres Wunderding, und Wunderdinge hatte ich schon längst aus meinem Gehirn verbannt.

Eine Frau Wilkin, welche mit den Studenten fleißig handelte und sie auf gut hallisch derb dafür prellte, war auch meine Geschäftsträgerin in der Not. Diese Frau hatte mir so nach und nach seit dem Abschiede meines Bruders meine beiden guten Kleider, meine Wäsche, kurz alles, was ich entbehren konnte, versetzt. In meiner Krankheit mußte sie wieder Rat schaffen, und jetzt verkaufte sie mein übriges rotes Kleid, mit Weste und Hosen, und brachte mir nur fünf Taler und einige Groschen. Aber was wollte ich machen? Ich mußte einmal so handeln. Dem Herrn Semler war ich schon sechs Taler schuldig, welche mein Vater erst im Februar des folgenden Jahres bezahlt hat. Und an wen sonst sollte ich mich wenden? Ich hatte ja keine Bekannten in Halle weiter, und die Erfahrung hat mich nachher noch belehrt, daß ich auch da würde umsonst gebeten haben, und in diesem Falle wäre mein Unmut in Raserei übergegangen.

Ich überlegte in dieser Not, wie es wohl werden würde, wenn ich mich anderswohin begäbe? Allein wohin? Ich traute den Menschen einmal nicht mehr, weil ich Vater und Bruder nicht mehr traute; und wie sollte ich fortkommen? Ich hatte weder Wäsche noch ganze Stiefeln, und im Winter, der es war, mußte ich befürchten, unterwegs umzukommen!

Der bestimmte Posttag kam heran, aber leider wieder kein Brief! Man versetze sich in meine Lage und bemesse danach den Drang und Sturm meiner Empfindungen. Abends durchlief ich alle Gassen,

gleichsam außer mir, es war der heilige Abend vor Weihnachten! Köster begegnete mir und fragte, wie mir's ginge. Ich stieß ihn zurück, ohne zu antworten, und rannte weiter. Köster mir nach, und bat mich um Gottes willen, ihm meine Not oder den Grund meines Unwillens zu entdecken. Ich schwieg hartnäckig; er wiederholte seine Frage mehrmals, warum ich ihm nicht antworten wollte. „Weil du ein Schurke bist!" erwiderte ich endlich.

Köster: Um Himmels willen, Bruder, sag', was ist dir? So spricht mein Laukhard nicht; so spricht ein böser Genius aus dir.

Ich: Du bist ein Mensch. Alle Menschen sind Schurken. Also auch du. Hast du meinen Schluß verstanden? Geh!

Köster: Ich lasse dich nicht gehen. Bruder, sag', wo du hin willst? Ich geh' mit, und wenn du zum Teufel gingst. Ich lasse dich so nicht gehen!

Köster verfolgte mich, so sehr ich mich bemühte, auszureißen. Endlich fuhr ich in ein Loch, worin ich noch niemals gewesen war. Köster fuhr mir nach. Dieses für mich und meine Psychologie so merkwürdige Loch war eine Branntweinskneipe auf dem sogenannten Beckershofe zu Halle am Markt. Man nannte diese Kneipe gewöhnlich die »Knochenkammer« oder »Sankt Lukas' Residenz«.

Es saßen Knoten, Soldaten und Menscher drin. Die Leute waren gewaltig lustig, tanzten, hüpften, spielten, taten schön und zeigten auch keine Spur von Gram oder Unmut. O wie beneidete ich diese Knoten und diese Soldaten! — Soldaten und vergnügt? —

Und du Magister und so elend? — Soldaten! — Dieser Gedanke umfaßte meine ganze Seele, hallte anhaltend wider und vertiefte mich immer mehr in mich. — Köster forderte Branntwein, setzte sich, fing an, lateinisch zu sprechen, und drang jetzt dringender in mich, um die Ursache meines Kummers mir zu entlocken. Aber ich war stumm; es schwärmten dunkle Bilder in mir herum von dem, was ich tun wollte. So sehr auch Köster zudrang, so sehr verhärtete ich mich. Endlich sagte er:

„Hör', Bruder, ich habe noch deine Particulas graecas; vergib, daß ich sie noch habe."

„Es hat nichts zu sagen," erwiderte ich, „wenn du jemanden weißt, der sie kaufen will, so gib sie hin und stelle mir das Geld zu. Weißt du aber keinen, so schicke sie mir morgen früh."

Köster fragte, ob ich sie ihm für den Pränumerationspreis, 1 Taler 14 Groschen, ablassen wollte. Ich hatte nichts dawider, und Köster lief den Augenblick nach Hause, um mir das Geld zu holen. Vielleicht war er auf den Gedanken gekommen, daß die höchste Geldnot der Grund meines Kummers sei. Er kam wieder, und wir verließen das liederliche Loch. Ich lief noch einigemal durch die Straßen, ging auch noch in eine Kneipe und kam gegen elf Uhr — aber ohne Trunkenheit — nach Hause. Vor lauter Aerger warf ich mein Bett auf den Fußboden und legte mich darauf. Aber meine Unruhe war zu groß, ich konnte nirgends bleiben, wußte auch nicht, wo ich war und was ich tat. Das war ein schrecklicher Zustand. Lachen konnte ich überlaut; alles, woran ich dachte, kam mir sehr lächerlich

vor. Aber für den traurigsten Gedanken hatt' ich keine Empfindung.

Früh war ich noch in Kleidern. Ich las in Tassos »Gierusalemme liberata« und las die äußerst rührende Stelle, wo Tancred sein Mädchen ermordet. Diese Stelle hatte mich mehrmals innigst gerührt, aber damals mußte ich überlaut dabei lachen.

Ich ließ mich frisieren und lief sodann spornstreichs zur Christmette um sechs Uhr. Aus der Christmette lief ich, ohne zu wissen, wohin, zum Tor hinaus, zu dem Wirt in den »Pulverweiden«. Ich forderte Breuhahn, und die guten Leute wunderten sich, daß ich schon so früh Breuhahn trinken wollte. Hier saß ich nun fast drei Stunden, ehe ich recht zu mir kam, und untersuchte meine Empfindungen. Die gestrige Lustigkeit der Knoten und der Soldaten kam mir zuerst wieder in den Sinn, und da hob sich denn der Gedanke aus dem Gefühl der verwirrten Vorstellungen heraus, es wäre doch hübsch für dich, wenn du Soldat würdest!

Dieser Gedanke schüttelte mich anfänglich freilich gewaltig zusammen, kam aber immer wieder und wieder, und ich ward endlich mit ihm vertrauter. Das war alles noch bloße Vorstellung, aber von nun an kam auch Ueberlegung dazu. Wenn du Soldat wirst, dachte ich, so bist du auf einmal von den hallischen Manichäern los, dann bist du auch an deinem Bruder und Vater gerächt — an deinem Vater? — deinem guten, biederen Vater? — O, man vergebe mir diesen tollen Gedanken und denke an meine Lage! — Und endlich findest du ohne Zweifel Mittel und Wege, dir ein ruhigeres Leben zu verschaffen. Ruhe, von welcher

Art sie sein, welchen Aufwand sie auch kosten möchte, Ruhe schien mir damals bei der gewaltig anhaltenden Unruhe, worin ich schwebte, das höchste Gut auf Erden zu sein.

Aber wo denn willst du Soldat werden? — Diese Frage löste sich bald auf. In Halle und an keinem andern Orte! In Halle bist du gekränkt, in Halle mußt du gerächt werden. — So kindisch rachsüchtig dachte ich damals in der Verwirrung.

In diesen Gedanken saß ich bis nachmittags um drei Uhr bei meinem Philosophen — so nannten wir damals den Wirt in den Pulverweiden. Er wollte immer mit mir reden, konnte aber wenig Worte von mir herauszerren; ich war zu sehr weg und bloß mit dem Gedanken, Soldat zu werden, beschäftigt.

Ich kam gegen Abend in die Stadt zurück, ging in die »Knochenkammer«, nicht um zu trinken, sondern um frohe Leute aus der Klasse zu sehen, zu welcher ich von nun an gehören wollte. Ich sprach mit einigen, fragte sie, wie es ihnen ginge, und erhielt natürlich lauter befriedigende Antworten. Dieses machte meinen Entschluß immer fester. Nun war die Frage, an wen ich mich wenden sollte? Allein dazu, dacht' ich, sollte gleich früh Rat werden. Also verließ ich diesen Ort des lärmenden Vergnügens froh, so froh, wie ich seit einem Vierteljahre nicht gewesen war. Zum Ueberfluß besuchte ich noch einen Klub auf dem Ratskeller. Die Leute waren alle froh, mich wieder zu sehen, da sie mich schon seit so langer Zeit nicht mehr gesehen hatten. Ich war über alle Gewohnheit lustig, und

dies kam dem Exschustermeister Michaelis so befremdend vor, daß er nach seiner Art Anmerkungen darüber machte. Man stutzte aber nicht wenig, als ich meinen Entschluß, Soldat zu werden, deutlich genug zu verstehen gab. Wir waren indes im Preußischen, und so widersprach keiner. — So weicht der Mensch dem Bürger, der Ernährer dem Zuchtmeister!

Vom Ratskeller ging ich in das Haus, wo sonst mein Bruder gewohnt hatte, den Hanauer Puff. Hier wohnte die Cheminonin mit ihrem Manne, einem Soldaten von des damaligen Hauptmanns von Müffling Kompanie. Ich kannte diesen Cheminon und beschloß, ihm meine Absicht zu entdecken. Nachdem ich mehrere Gläser Schnaps — alles aus betäubender Lustigkeit — eingestürzt hatte, nahm ich ihn auf die Seite und bat ihn, doch ja dafür zu sorgen, daß ich ganz früh einen Hauptmann sprechen könnte, gleichviel welchen. Cheminon machte große Augen, als er von mir vernahm, daß ich Soldat werden wollte; er wollte es anfangs nicht einmal glauben und dachte, ich hätte ihn zum besten. Allein ich beteuerte ihm hoch und teuer, das sei mein Ernst, und so glaubte er's. Nun lobte er mir, wie natürlich, seinen eigenen Hauptmann, den Herrn von Müffling, und versprach mir, mich gleich am folgenden Morgen früh zu ihm zu begleiten. Ich blieb daher diese Nacht über in Cheminons Wohnung und soff mich voll in lauter Fuselbranntwein, den Madame Cheminon damals für Likör ausschenkte.

Früh erinnerte ich den Cheminon an sein Versprechen; er war willig dazu, sagte mir aber, sein Hauptmann käme diesen Tag auf Wache, da könnte ich

ihn auf der Hauptwache sprechen. Das war mir denn recht. Nachdem also die Wache aufgezogen war, ging ich mit Cheminon zum Hauptmann, dessen offenes Wesen mir gleich gefiel. Er war sehr gefällig, und wir redeten von allerlei, doch aber kam das Gespräch immer wieder auf mein Soldatwerden. Herr von Müffling hatte einen Band von der deutschen Uebersetzung des Polybius vor sich, worin er lesen wollte. Ich hatte auch viel von Polybius gelesen und war mit der Historie dieses Schriftstellers bekannt. Daher räsonnierten wir lange über die Kriegskunst der Alten, von welcher wir aber beide wenig verstanden. Der Leutnant von Drygalski war die dritte Person.

Endlich kamen wir unserem Zwecke näher; wir kamen auf gewisse Punkte, welche mir Herr von Müffling zu erfüllen versprach. Einige davon sind freilich gehalten worden, aber — — —: doch ich enthalte mich aller Anmerkungen.

Herr von Müffling bot mir 8 Louisdor Handgeld und drang in mich, daß ich jetzt gleich entweder ja sagen oder alles abbrechen sollte; und ich sagte — ja!

So war ich also angeworben. Nun ließ der Hauptmann einschenken, was das Zeug hielt, und da ich die Schnurre noch von der vorigen Nacht im Kopfe hatte, so war es natürlich, daß ich derb besoffen ward. Ich ging nach der großen Wachtstube, machte mit allen Soldaten, die da waren, Brüderschaft, und war nun seelenfroh, daß ich Soldat war. Die Nacht über schlief ich in der großen Wachtstube, und zwar auf der Pritsche, obgleich Herr von Müffling mir in der Offiziersstube ein Bette hatte bereiten lassen.

Sechzehntes Kapitel.

Was die Hallenser sagten. — „Laukhard hin, Laukhard her". — Mein erster Ausgang als Soldat. — Handgeld. — Mein Wirt Zutzel. — Eine Unteroffiziersseele. — Erstes Exerzieren. — Soldatenfreundschaften. — Soldatenehen. — Nebenverdienst. — Brief von meinem Vater. — Meine erste Revue. — Friedrich der Große.

Man sollte denken, daß ich früh die Sachen anders als den vorigen Abend angesehen und mich derb über meinen unbesonnenen Schritt werde gekränkt haben. Das war aber nicht so; meine Stimmung hatte sich nicht geändert, und als ich erwachte, freute ich mich noch immer über das, was ich getan hatte. Das Grundgefühl von Rache, die Sehnsucht nach Ruhe, nebst der täuschenden Erwartung der Dinge, die jetzt alle kommen würden, unterhielten die Spannung meiner Seele und versetzten mich zu sehr außer mir, als daß ich meinen damaligen Zustand hätte nach der Wahrheit prüfen und wertigen können. Ich sprach mit dem Hauptmann so unbefangen, als wenn ich schon zehn Jahre bei den Soldaten gewesen wäre. Herr von Müffling freute sich über dies mein aufgeräumtes Wesen, und wiederholte mir sein Versprechen, daß ich es gut bei ihm haben sollte.

Ich hatte schon am vorigen Abend auf Begehren des Hauptmanns einen Zettel an den Prorektor geschrieben und ihm berichtet, daß ich aus gewissen Gründen Soldat geworden wäre. Das war nun freilich unnötig, denn der Prorektor hat in solchen Dingen nichts zu verfügen. Der Hauptmann fragte mich, ob ich noch haben wollte, daß er den Zettel an Herrn Schulze ab-

schicken sollte; ich bejahte es, und Zutzel, der Unteroffizier, mußte ihn hintragen. Herr Schulze ließ dem Hauptmann wieder sagen, daß er ihm zu mir gratuliere. Auf meine Frage, was Schulze für eine Miene gemacht habe, antwortete Zutzel, er habe gelacht und seiner Frau die Sache mit Lachen erzählt. Das ärgerte mich. Der Unbefangene findet aber freilich manches nicht so wichtig, als der Befangene — im Taumel. Wohl dem, der hierdurch allmählich ein Körnchen vom Salz der Weisheit einsammelt, um nichts wichtiger zu finden, als es — ist.

Ich wurde noch auf der Hauptwache eingekleidet, und kam zu dem Unteroffizier Zutzel ins Quartier; das war am dritten Weihnachtstage 1783.

Aber nun kam der Lärmen in der ganzen Stadt herum, und alle Straßen, alle Kirchen, alle vornehmen Zirkel und alle Puffkeller ertönten von der einzigen Nachricht:

„Magister Laukhard ist Soldat geworden!“

Man schrieb es gar weit und breit herum. Wer die Hallenser kennt, der weiß, daß das rechtes Wasser auf ihre Mühle war. Also war auch ich damals die Märe des Tages: viele Philister, Menscher und ander Grobzeug kamen vor das Haus, wo ich logierte, mich zu sehen und zu schauen, wie mir die Montur wohl stehen möchte. Ich ging diesen Tag einige Male aus, und jedesmal begleitete mich ein Haufen Jungen, Menscher, Studenten und Philister.

Die Kinder sangen sogar:

Laukhard hin, Laukhard her,
Laukhard ist ein Zottelbär.

Andere:

Laukhard hin, Laukhard her,
Laukhard ist kein Magister mehr.

Und das alles sah und hörte Laukhard mit vieler Gleichmütigkeit. Wohl ihm, daß er Fassung und Selbstgewalt genug hatte, als ein isolierter Diogenes bei dem allen kalt zu bleiben!

Gegen Mittag schickte mir Herr Schulze zwei Studenten und ließ mir sagen, wenn ich wieder los sein wollte und Mittel dazu angeben könnte, so wäre er bereit, alles für mich zu tun. Ich schrieb ihm einen lateinischen Brief, dankte ihm und bezeugte, daß das wohl nicht mehr gehen würde; wenn er aber mich befreien könnte, hätte ich nichts dawider. Ich wußte aber schon, daß dieses nicht mehr möglich war.

Meine Bekannten und Freunde unter den Studenten, besonders einige meiner Landsleute, kamen häufig und mit Tränen in den Augen zu mir und baten mich, doch Himmel und Erde für meine Befreiung zu bewegen. Sie liefen mehrmals zum Hauptmann, und als dieser sich nicht so erklärte, wie sie wünschten, bombardierten sie den damaligen General des Regiments, den Fürsten Adolf von Anhalt-Bernburg. Dieser versprach den Studenten, um sich von ihnen loszumachen, daß er mich selbst vernehmen und dann resolvieren wolle, was rechtens wäre. Als ich diese Nachricht hörte, hatte ich genug und erklärte den Studenten, daß alle ihre Mühe verloren wäre; es würde bleiben, wie es wäre.

Nachmittags schrieb mir auch Herr D. Semler einen

großen lateinischen Brief, worin das edle Herz des guten Mannes auf eine sehr sichtbare Weise erschien. Ich hätte, schrieb er, dergleichen nicht unternehmen können, wenn ich nicht allen Glauben an die göttliche Vorsehung verloren hätte; dieser Glaube sei das höchste Gut des Menschen; man müsse ihn beibehalten, gesetzt auch, er wäre Vorurteil. Hätte ich mich in meinen üblen Umständen, die ihm nun recht gut bekannt wären, an ihn gewandt, so würde er wohl Wege zu meiner Beruhigung entweder selbst eingeschlagen oder mir doch gewiesen haben. Indessen sei das nun einmal nicht mehr zu ändern; auf ihn sollte ich mich immer verlassen, er würde mir immer Freund und Beistand sein. Am Ende ermahnte er mich, ja fleißig zu studieren, die Studien wären wahrer Balsam für Unglückliche. Semlers Brief rührte mich im Innern meiner Seele; ich kannte den Mann und wußte, daß seine Worte Realitäten bezeichneten.

Den folgenden Tag — es war ein Sonnabend — war ich viel ruhiger; ich konnte über alles gehörig nachdenken, und wenn ich nun so meine vorige Lage mit der gegenwärtigen verglich, fand ich diese eben nicht sehr schlimm. Mein natürlicher Leichtsinn kam mir hier zustatten: ich legte alles auf die leichte Achsel. Es wird schon alles noch gut werden, dacht' ich, und wenn's nicht gut werden will, je nun, am Ende bleibt dir doch das Mittel übrig, welches keinem Menschen entsteht, das Pistol oder der Strick. Auch in dieser Vorstellung lag damals Beruhigung und etwas Angenehmes für mich. Die stoische Philosophie ist wahrlich kein dummes System; und der Mensch, welcher sich mit

ihren Grundsätzen vertraut macht, kann unmöglich verzweifeln. Denn was die Moralisten, besonders die Pfaffen, sagen: Selbstmord sei allemal Verzweiflung, ist mit der gnädigen Erlaubnis dieser Herren so wenig wahr, als er allemal Kleinmut oder Verbrechen ist. Doch was hilft hier Disputieren! Wem es wohlgeht, der erschießt oder erhängt sich nicht; und wem es so übel geht, daß er's tut, dem ist's zu verzeihen: er geht mehr mechanisch als moralisch zu Werke. Und darum hob Friedrich der Große die schändlichen Strafen dafür auch auf.

Sonntags früh wurde ich zum Fürsten von Anhalt geführt; er bewies mir in Form Rechtens, daß ich mich wirklich hätte anwerben lassen und folglich Soldat bleiben müsse. Er sprach mir noch allerhand Trost zu, der aber bei mir nicht anschlug; man legte mir ohne weitere Komplimente den Soldateneid vor, und ich schwor ihn. Und so war mein Herr Soldat völlig fertig.

Mein Handgeld wollte mir der Hauptmann zwar übergeben, doch stellte er mir vor, daß ich besser täte, wenn ich's in seinen Händen ließe; ich würde sonst darum geprellt werden. Er hatte recht; auf der Revue 1787 hatte ich noch einen Rest davon. Freilich mußte ich jedesmal, wenn ich etwas haben wollte, mein eigen Geld gleichsam herausbetteln, wenigstens genau angeben, wozu ich es haben wollte; allein da dieses Benehmen des Herrn von Müffling zu meinem Nutzen abzweckte, so hat es mich niemals verdrossen, so empfindlich es mir sonst ist, wenn man mir unrecht tut.

Der Hauptmann wollte mich zu Cheminon ins

Quartier legen; allein da Zutzel mir anfänglich nicht übel gefallen hatte und ich bei Cheminon nicht gern sein wollte, weil immer Studenten hinkamen, so bat ich Herrn von Müffling, mich bei Zutzeln zu belassen. In der hallischen Garnison liegen gemeiniglich zwei unverheiratete Soldaten bei einem Verheirateten, der ihnen Holz, Licht und Bette geben muß, dafür aber den königlichen Servis, d. i. die Miete, zieht. Es steht den Verheirateten frei, sich nach Gefallen einzumieten, und da diesen das Wohlfeilste das Beste ist und sie folglich sehr schlechte Wohnungen mieten, so ergibt sich von selbst, daß manche Inkonveniens bei diesen Quartieren vorfällt. In Magdeburg ist die Einquartierung besser; der ledige Soldat liegt da bloß beim Bürger.

Ich schaffte mir nun alles an, was der Soldat so an Kleinigkeiten haben muß, Bürsten, Haarwachs, Kreide, Ton, Puder und andere Kleinigkeiten, welche zur sogenannten Propretät erfordert werden. Meine Gewehrssachen habe ich immer von andern rein machen lassen, wenn ich nämlich nicht für gut fand, es selbst zu tun.

Mein Wirt, der Unteroffizier Zutzel, war ein äußerst schnurriger Mensch, von hämischem Charakter, der sich so recht freute, wenn er jemandem einen Stein stoßen konnte. Ich muß ihn etwas näher beschreiben, vorher aber anmerken, daß die meisten Unteroffiziere, die ich habe kennen lernen, preußische sowohl als andere, eine große Aehnlichkeit mit den Verschnittenen haben, welche die Weiber im Orient bewachen müssen. Da sie, wie diese, ihren Vorgesetzten auf eine ganz vorzügliche Art, und noch unendlich mehr, als der gemeine

Bursche, unterworfen und gehorsam sein müssen, auch sehr oft mißhandelt und belastet werden, so suchen sie ihren Unmut und ihre beleidigte Eigenliebe an den Soldaten auszuüben, wie jene an den Weibern; werden aber auch nicht selten von den pfiffigen Burschen angeführt, wie die schwarzen Kastraten von ihrem intriganten Frauenzimmer. Dies nebenher.

Zutzel mit seiner Eheliebsten war sehr fromm, das heißt, er las alle Tage in einer alten dicken Postille und ging alle Sonntage regelmäßig zur Kirche. Vom lieben allmächtigen Gott wußte Zutzel sehr viel zu reden, wie auch vom frommen Könige und Propheten David, vom lieben Gebet und andern dergleichen Dingen. Bei jeder Gelegenheit kam so was Gesalbtes vor, aber man denke ja nicht, daß dieser Mensch nicht auch geflucht habe. Es gibt wohl keinen Bootsknecht bei der ostindischen Kompanie, der besser fluchen und schwören konnte, als Freund Zutzel; Beten und Fluchen war bei ihm in einem Odem. Bei diesen Tugenden besaß er, wie manche seinesgleichen, eine große Fertigkeit im Branntweinsaufen, den er sich jedesmal selbst holte und mit seiner Eheliebsten — welche ein ganzes Nößel doch immer noch ein Tröpfchen nannte — in bona pace verzehrte. Nichts war possierlicher anzusehen, als wenn Freund Zutzel da saß mit dem Seitengewehr und einen blauen Mantel um hatte, eine schwarze Pudelmütze auf dem Kopf, die Brille auf der Nase, die Schnapspulle vor sich, und so Strümpfe stopfte oder strickte, welches beides er aus dem Fundament verstand.

Die Madame Zutzel war ordentlich gemacht, einen Mann unter die Erde zu bringen, wenn er weniger

unempfindlich gewesen wäre, als der ihrige. Einer war ihr schon davon gelaufen; darauf war sie geschieden worden, und so hatte sie Freund Zutzel genommen. Den ganzen langen Tag nörgelte sie, besonders wenn sie besoffen war, zankte mit ihrem Mann und ihren Soldaten, und wenn sie nichts zu zanken hatte, so schlug sie ihren Hund Perl oder ihre Katze Minette. In diesem Quartier lag ich nun!

Ich fing gleich, wie es sich von selbst versteht, an zu exerzieren, und zwar in Zutzels Stube. Freilich lernte ich nicht schnell; teils war ich des Dinges nicht gewohnt, teils dachte ich, Zeit genug zu haben, diese große Kunst zu erlernen, welche hauptsächlich in der gleichmäßigen Fertigkeit und Akkuratesse besteht und vom dümmsten Bauernjungen begriffen wird. Daß ich nun nicht flugs lernte, ärgerte meinen Zutzel, und er klagte mich beim Hauptmann als einen Menschen an, der viel zu dumm und zu tückisch zum Exerzieren sei. Herr von Müffling verschwieg mir das nicht, und ich konnte mich nicht besser rechtfertigen, als wenn ich fleißiger und aufmerksamer ward. Das wurde ich, und Zutzels Klagen von dieser Seite fielen weg.

Freund Zutzel war gewohnt, mit den Rekruten, die er übte, umsonst zu frühstücken. Einige Zeit über ließ ich mir das gefallen; allein da er gar anfing, zu fordern, wies ich ihn ab und trank meinen Schnaps für mich allein. Das verdroß ihn häßlich. Da er nun sah, daß ich oft mit anderen Kameraden zur Frau Buchin oder auf die Bäckerherberge ging, so beschrieb er mich dem Hauptmann als einen Trunkenbold, der täglich in den Kneipen säße, sich voll söffe und sich

von anderen prellen ließe. Der Hauptmann ließ dieses Vorgeben durch den Feldwebel untersuchen, und, da er keine Exzesse fand, schwieg er.

Mit meinen Kameraden lebte ich in gutem Vernehmen, und gleich wie ich ehedem mir den Burschenkomment bald eigen machte, so lernte ich auch in kurzer Zeit jetzt den Soldatenkomment, der aber freilich, weil manches dahin Gehörige versteckt ausgeführt werden muß, weit schwerer in seiner Theorie und Praxis ist, als der der Burschen.

Meine Leser kennen mich schon so viel, daß sie mir ohne Mühe glauben werden, wenn ich ihnen sage, daß ich die Soldatenkneipen fleißig besucht habe, namentlich die »Preußische Krone«, die »Kutsche«, die Frau Buchin — ja auch manches Mal die »Knochenkammer« und Meister Philipp Schauffert. Wo soll der Soldat auch sonst hingehen?

Daß mir diese Gesellschaften baß behagten, ist keinem Zweifel unterworfen. Sie hatten die meiste Aehnlichkeit mit dem Gießener Burschenkomment, an den ich einmal gewöhnt gewesen war. Zudem hatten meine Kameraden von der ganzen Garnison alle mich gern um sich und begegneten mir mit einer gewissen Distinktion. Wer ist aber nicht gerne bei seinesgleichen, wenn er mit einiger Auszeichnung behandelt wird! Jeder Soldat, den ich „du" hieß, rechnete es sich zur Ehre, der Duzbruder eines gewesenen Magisters zu sein. Außerdem ist auch die Lebensart unserer Soldaten bei weitem so rüde und roh nicht, als sich mancher wohl vorstellt, der sie weniger genau kennt. Freilich werden die Soldatengesellschaften ekelhaft und fatal,

wenn die »Exerzierzeit«* ist und die Landbeurlaubten sich in der Garnison einfinden. Diese sind meistens Bauern, Bergleute oder Tagelöhner, und haben neben ihrer angeerbten Grobheit und Ungeschliffenheit auch noch einen hohen Grad von dummem Stolz und Impertinenz, wodurch ihr Umgang höchst abgeschmackt ausfällt.

In Rücksicht der Liebschaften ahmen unsere Soldaten den jenischen Studenten nach; denn gleich wie diese alle ihre Scharmanten haben, so haben unsere Leute, die Ledigen, auch fast alle ihre Liebchen. Was das aber auch immer für welche sind, läßt sich leicht denken. Herr von Müffling moralisierte einst über diese Kreaturen und schloß seine Rede mit folgendem Urteil, welches sich durchaus auf Erfahrung gründet und sehr wahr ist:

„So geht's aber, wenn die Beester das halbe Land ausgehurt haben, dünken sie sich doch noch für einen Soldaten gut genug und mehr als zu gut zu sein. Einen Achtgroschenmann, denken sie, kriegen wir noch immer." **

Die Mädchen, welche von den Soldaten karessiert

* Diese Exerzierzeit dauerte jährlich nur etwa zwei Monate. L.

** Wenn ein Soldat heiratete und sich also eigenen Haushalt einrichtete, bekam er keine Naturalien, sondern täglich 8 g. Gr. Geld; daher der Name »Achtgroschenmann«. Eine ähnliche Bezeichnung hat sich noch jetzt in Berlin erhalten: Die Kriminalpolizei bezahlt für Auskünfte über gesuchte Verbrecher, Denunziationen u. dgl. jedesmal eine Reichsmark (nach altem Berliner Sprachgebrauch „acht Jute"). Die Ueberbringer solcher Nachrichten, meistens Zuhälter und ähnliches Gesindel, heißen in ihren Kreisen daher »Achtgroschenjungen«. P.

werden, sind größtenteils aus der niedrigsten Klasse und von der schlechtesten Lebensführung — Soldatentöchter gemeiniglich, die da denken, sie müßten in der Freundschaft bleiben. Ihre Liebschaften spinnen sie meistens auf der Straße oder in den Kneipen an. In den Soldatenkneipen nämlich wird fast täglich musiziert, freilich höchst elend, aber es kann doch danach getanzt werden, oder mit anderen Worten, man kann doch nach dem Takt Bocksprünge machen, und das ist für den Geschmack der besagten Nymphen genug. Was für Folgen von daher auf die Gesundheit der Soldaten entstehen, kann man daraus abnehmen, daß die Herren Feldscherer zuweilen eine gewisse Besichtigung vornehmen müssen, die von den Soldaten Schw—visitation genannt wird.

Dennoch ist der Soldat oft froh, wenn er mit so einer Kreatur zusammen kommen kann; sie sorgt nicht nur für seine tierischen Bedürfnisse, sondern nährt ihn oft noch obendrein; denn der Soldat läßt sich für seine Aufwartung belohnen, und das Mädchen muß losziehen, wenn es will, daß ihr Galan Stich halte. Daher kommt es auch, daß viele Menscher ihre Kleider im Fall der Not verkaufen oder versetzen und ihren Burschen, oft auch einem Herrn Offizier, aushelfen; besonders ist das bei alten verschabten, abgenutzten Dirnen der Fall. Reich fließt diesen freilich ihr Verdienst nicht zu; vor acht Jahren hörte ich gar einen Professor seinem Bedienten auftragen, daß er ihm ein Mädchen schaffen solle; aber ja nicht höher als 18 Pfennig. — Für dieses aes parvum, das der geizige Mann jedoch öfters ausgab, hat er endlich seine Gesundheit ruiniert, sich

überall Körbe zubereitet u. dgl. Aber so geht's!

Aber was wird denn nun endlich aus dergleichen Kommers der Soldaten und ihrer Liebchen? Je nun, wie's kömmt! Sehr oft werden die Leutchen getraut und leben hernach, so gut sie können, wie Mann und Frau. Daß die meisten dieser Ehen sehr unglücklich, größtenteils kinderlos und selbst dann, wenn Kinder daher kommen, für den Staat wegen der notwendig schlechten Kinderzucht von gar geringem Nutzen sind, läßt sich ohne große Untersuchung abnehmen. Der Soldat, welcher so heiratet, tut doch für sich eben nicht unrecht. Soll er denn ewig im Quartier bei anderen liegen, wo er gleichsam wie im Gefängnis sitzen muß? Lieber nimmt er sich eine Frau, wie er sie kriegen kann, und dann ist er doch gewissermaßen sein eigener Herr; auch gibt es ja einige, obgleich seltenere Ausnahmen, und es gerät wohl einer an ein ehrliches Mädchen.

In solchen Kommerschen, wo getanzt und lustig gelebt wurde, befand ich mich öfters und war allemal froh, wenn ich mich da mit einigen unterhalten konnte, die nach meinem Geschmack waren. Man kann wirklich mehr nach Geschmack seine Kameraden bei den Soldaten wählen, als bei den Studenten; wer mir dort nicht gefällt, den lasse ich gehen, aber bei den Studenten geht dies gewisser Verhältnisse wegen nicht allemal an, vorzüglich, wenn man mit Landsleuten oder Ordensbrüdern umgeben ist. Ich hatte besonders mit einigen Franzosen, die ihre Sprache gut redeten, Umgang, und da ich seit sehr langer Zeit nicht mehr französisch zu sprechen Gelegenheit gehabt hatte, so war es mir lieb,

mir bei ihnen die verlorene Fertigkeit im Reden wieder zu verschaffen.

Daß ich auch bei den Soldaten ein Fuchs war und als Fuchs geprellt worden bin, läßt sich leicht abnehmen. Oft mußte ich für meine Mitkonsorten die Zeche bezahlen, bald ihnen Geld borgen, das ich niemals wieder bekam, bald mich sonst anführen lassen. Allein das ist einmal nicht anders; Füchse müssen geprellt sein, und unter dem Militär gibt es ebenso Pfiffige, ja noch viel Pfiffigere, als unter den Studenten.

Das deutsche Sprichwort „Jung gewöhnt, alt getan" ist sehr gegründet. Ich war von Jugend auf ans Trinken gewöhnt und hatte hernach diese schöne Gewohnheit so fortgesetzt, daß ich zwar dann und wann einige Pausen, selbst recht lange Pausen, machte, aber doch immer wieder zur alten Unart zurückkehrte. Als ich Soldat ward, faßte ich den festen Vorsatz, nur nach Notdurft zu trinken und dem Saufen gänzlich zu entsagen. Ich blieb diesem Vorsatz auch eine Zeitlang getreu, und konnte wenigstens schon Monate zählen, daß ich nicht betrunken war. Allein was nutzen alle guten Vorsätze, wenn die Neigung aus Gewohnheit uns schon verdorben und verhunzt hat!

Ich ging, wenn mich einer aufforderte, schließlich doch mit; denn wohin folgte ich nicht gern, wenn mich ein Trinkbruder einlud? Und Ehrgefühl, — du lieber Gott! Gießen und Ehrgefühl, — überhaupt Universität und Delikatesse! So kam ich denn wieder in berüchtigte Kneipen, z. B. in die »Halle«, wo damals ein scheußlicher, jetzt ausgestorbener Puff war, und in andere

Oerter der schmutzigen Freude, wie »Brunos Warte«, in Halle die »Braune Schwarte« genannt. Ich blieb dabei über Urlaub aus, bekam auch Händel, und wurde mehrere Male mit Arrest bestraft, einmal sogar zwölf Stunden lang krumm geschlossen.

Trotzdem war und blieb mein Hauptmann, Herr von Müffling, gut zu mir; er vertraute mir, bald nach meiner Aufnahme bei seiner Kompanie, den Unterricht seines ältesten Sohnes in der französischen Sprache an. Er wußte, daß ich schon damals auf wohlfeilerem Fuß als die gewöhnlichen Sprachmeister unterrichtete, und gab mir doch, so sehr ich auch widersprach, ebensoviel, als einem ordentlichen privilegierten Universitätssprachmeister und Lektor gegeben wird. Die Frau von Müffling, eine Dame, die alle Ehrfurcht verdient und die die Menschenliebe und Leutseligkeit selbst ist, behandelte mich besonders gütig. Sehr ungerecht würde ich sein, wenn ich überhaupt es nicht öffentlich rühmen wollte, daß auch die übrigen Häupter der Kompanie mich jederzeit gut und gewissermaßen mit Distinktion behandelt haben. Freilich mußte ich die Exerzitien lernen; allein da dies auf sehr verschiedene Art geschehen kann, so war es ein Glück für mich, daß man viel Geduld mit mir hatte. Damals lebte der große König noch, und der Grundsatz, daß derbe Hiebe gute Exerziermeister wären, war ein Lieblingsgrundsatz des damaligen Inspektors der Magdeburger Brigade, des Generalleutnants von Saldern, bei dessen Namen unsere alten Krieger noch zittern. Aber dieser Grundsatz wurde bei mir nicht angewandt, und kein Offizier hat mir jemals Hiebe angeboten, viel weniger ge-

geben oder geben lassen. Das verdient meinen Dank!

Mein Vater lag mir, wie billig, gleich vom Anfang meiner neuen Lebensart, stark im Sinne. Was wird der ehrliche Alte empfinden und sagen, wenn er erfährt, daß nun alles an dir auf einmal, ohne alle Hoffnung, verloren ist? Dieser Gedanke fuhr mir immer durch Kopf und Herz und vergällte mir jeden Augenblick. Um dieser Qual los zu werden, bat ich den D. Semler schriftlich — denn persönlich wollte ich den ehrwürdigen Mann in meiner Soldatenuniform nicht angehen —, er möchte suchen, meinem Vater meinen Schritt zum Soldatenstande auf die glimpflichste Art beizubringen. Der gute Mann antwortete mir, das sei schon geschehen; er hoffe, mein Vater würde mich mehr bedauern, als über mich zürnen. Der Hauptmann hatte auch schon geschrieben, allein lange erschien keine Antwort. Endlich kam ein Brief an Herrn von Müffling in sehr gemäßigtem und gesetztem Ton: Er kenne, schrieb er, das menschliche Herz, und mein Schritt käme ihm, da er meine Sitten, meine Denkungsart und meinen Leichtsinn auch kenne, gar nicht fremd vor. Er vergäbe mir von Herzen meine Verirrungen, sogar den letzten desperaten Schritt, so sehr er ihn sonst schmerzte. „Ich wünschte," fuhr er fort, „einen recht langen Brief von meinem Sohn zu lesen, und bitte Ew. Hochwohlgeboren, ihn denselben in Ihrer Gegenwart oder in Gegenwart eines anderen braven Mannes schreiben zu lassen, damit er gerade so schreibe, wie es ihm ums Herz ist, ohne lange herumsinnen und künsteln zu können; ich möchte gern aus dem Briefe sehen, wie er jetzt wohl denkt." — Ich schrieb diesem gemäß in

der Stube des Herrn von Müffling an meinen Vater, und dieser Brief besänftigte ihn so, daß alle seine folgenden Briefe an mich, an den Hauptmann und an den D. Semler auch nicht die geringste Spur von Vorwürfen oder Unwillen enthielten.

Meinem Bruder schrieb ich auch, jedoch in galligbitterem Ton; er antwortete mir nicht.

Die erste Exerzierzeit* ist mir, wie jedem Soldaten, beschwerlich gefallen; allein ich überstand sie, und die folgenden Exerzierzeiten sind mir immer leichter geworden. Es fiel mir oft der Gedanke dabei ein, ob die Verdammten in der Hölle, welche doch nach der erbaulichen Lehre der orthodoxen Buchstabenkirche ewig gepeinigt werden sollen, nicht allen Sinn für Qual und Not und Angst verlieren und alle Feuer- und Schwefelpfühle, alle Haken des Satans und dergleichen nicht für Kleinigkeiten halten werden? Die Gewohnheit vermag doch gewaltig viel.

Im Mai 1784 machte ich meine erste Revue bei Magdeburg und sah da den großen König zum erstenmal. Sein Anblick erschütterte mich durch und durch; ich hatte nur Auge und Sinn bloß für Ihn! Auf Ihn war ich und alles konzentriert! viele tausend Persönlichkeiten in eine einzige umgeschmolzen! Ein Heer, eine Handlung! — — Mit seinen Taten war ich schon bekannt durch Bücher und Erzählungen. Es ist wahrlich

* Die Exerzierzeit ist die Zeit, wo das vollständige Regiment wöchentlich fünfmal auf dem Felde exerziert wird. Unter Friedrichs II. Regierung dauerte sie gewöhnlich zwei Monate; König Friedrich Wilhelm II. hat sie abgekürzt. L.

etwas Göttliches, einen so großen Mann zu sehen. Der Gedanke, daß man zu Ihm mit gehöre, erhebt zum Olymp hinauf!

Siebzehntes Kapitel.

Meine Unterrichtsstunden. — Brotneid. — Privatstudien im Tertullian. — Bartolini. — Die Herbstmanöver. — Bemühungen meines Vaters um meinen Abschied. — Unsere Geheimschrift. — Urlaubspläne. — Böse Manichäer. — Wanderung nach der Pfalz. — Neujahrsbräuche. — Aberglaube eines Weimarschen Herzogs. — Herder und die Pfaffen. — Wiedersehen in Jena. — Ein deutscher Professor und seine Laufbahn. — Vornehme Reisegesellschaft. — Junker Karl. — Empfang in Gießen.

Ich hatte schon vor der Revue einige Studenten zu unterrichten im Lateinischen und Französischen; nach und nach erhielt ich mehrere. Als ich von der Revue zurückkam, nahm ich Stadturlaub, das heißt, ich ließ das Traktament dem Kapitän, tat keine Wachen und konnte daher meine Lehrstunden nach mehr Ordnung und Bequemlichkeit abwarten. Dies nötigte mich aber, meine Sachen so einzurichten, daß ich von meinem Verdienst bei Studenten leben konnte, welches an einem Orte wie Halle, wo so ziemlich alles teuer ist, und bei einer bloß von Studenten abhängenden Lebensart, etwas schwer fällt. Ich kann indessen nicht sagen, daß es mir jemals an Scholaren gefehlt habe; meine Stunden waren so ziemlich besetzt, würden es aber nicht gewesen sein, wenn ich soviel dafür hätte nehmen wollen, wie die gewöhnlichen Sprachmeister. Daß ich das nicht tat, kann man mir im geringsten nicht verdenken; ich konnte ja meine Lektionen ganz und gar umsonst geben und folglich auch so wohlfeil, als ich dies für mich und

meine Kundschaft für gut fand. Wie es indes zu gehen pflegt, daß das Handwerk neidet, so war es auch hier. Ein italienischer Sprachlehrer setzte meine Lektionen überall herab, bloß darum, weil ich mir ja nur zwei Groschen für die Stunde geben ließe. — Ebenso machten es einige andere dieser Herren; ich ließ sie aber machen und versah meine Scholaren, so gut ich konnte.

Für mich selbst studierte ich nach Semlers Rat in Tertullians Werken, aus welchen ich die dogmatischen Stellen auszeichnen sollte. Es ist gewiß sehr seltsam, daß ein Soldat den alten Knaster liest, und noch seltsamer, daß er ihn liest, um die Historie der sogenannten heiligen Lehren und Fratzen dadurch aufzuhellen. Dogmatische Stellen zog ich viele heraus, die ich ordnete und Semlern hernach vorzeigte; er war damit zufrieden und riet mir, fortzufahren. Weil es aber eine Holzmacherarbeit ist, den Tertullian so zu lesen, mir auch das Ding weiter keinen Nutzen brachte, so gab ich diese Arbeit auf.

Um diese Zeit fing ich auch an, Romane und Komödien zu lesen; ich hatte zwar schon vorher dergleichen Sächelchen in Händen gehabt, sowohl französische wie deutsche, aber niemals war ich erpicht darauf, und ward es erst im Jahre 1784 und blieb es lange Zeit. Anfangs durchblätterte ich sie nur so, dann las ich sie mit Behagen, und endlich verschlang ich sie gar. Dies ging so weit, daß ich zuletzt nicht mehr imstande war, zwei Stunden nacheinander bei einem ernsthaften Buche auszuhalten.

Ich legte mich um diese Zeit auch stärker als sonst auf die italienische Sprache. Es kam damals, als ich

ungefähr ein halbes Jahr beim Regiment war, ein gewisser Italiener hierher, namens Bartolini, der sich für adlig ausgab. Der Mensch hatte sich im Reiche anwerben lassen und kam so zum hallischen Regiment; er ist schon vor zwei Jahren wieder fortgelaufen. Er hatte in seiner Jugend bei den Jesuiten studiert und echte jesuitische Grundsätze eingesogen, auch echtes jesuitisches Latein. Sonst war er ein ganz guter Mensch und mir besonders zugetan. Da er sah, daß ich seine Muttersprache liebte, so gab er sich Mühe, mich in derselben weiter zu bringen, und sprach, wenn wir beisammen waren, beständig italienisch mit mir. Seine Schicksale hat er mir oft erzählt, wie er den Venedigern, Franzosen und Spaniern gedient habe, wie er als Schnurrant durch ganz Italien, die Schweiz und Deutschland gereist sei, in Heidelberg, Gießen und Göttingen Kollegia gehört habe usw. Er war ein wahrer Aventurier, dessen Umgang allemal unterhaltend war, ob er gleich jene Wissenschaften bei weitem nicht besaß, die er zu besitzen vorgab. Er gab hier in seiner Sprache Unterricht und ernährte sich ganz ordentlich. Unser gemeinschaftlicher Broterwerb verband uns noch genauer, besonders da wir niemals in Kollision kamen, indem er ganz andere Lektionen gab als ich. Allein für mich hatte Bartolinis Umgang eben nicht die besten Folgen. Freund Bartolini war stark an die geistigen Getränke gewöhnt und trank den Branntwein wie Wasser. Ich habe ihn mehrmals drei bis vier Nößel oder zwei Kannen binnen sechs Stunden trinken sehen, ohne daß er stark wäre besoffen worden. Wollte ich also seinen Umgang recht genießen, so mußte ich die Schnaps-

kneipen auch besuchen, die er besuchte, mußte mich oft halbe Tage lang hinsetzen und beim kleinen Glas philosophieren. Ein gewisser Stantke, welcher ebenfalls post varios casus unter die Soldaten gekommen war und sich von Gelegenheitsdichterei und Kollegienrepetieren mit Juristen nährte, schloß sich auch an uns an; er machte sich aber durch sein übertriebenes Saufen sogar zum Kinderspott, so daß wir ihn von unseren Gelagen entfernten.

Unter dem verstorbenen König mußte sich die Magdeburgische Brigade jährlich im Oktober in Magdeburg versammeln, und da manövrieren. Der König wohnte diesem Manöver nicht bei, sondern der Gouverneur von Magdeburg, General Saldern, mußte die Regimenter drei Tage nacheinander exerzieren lassen. Daß dergleichen Marsch im Herbste nicht allein sehr beschwerlich, sondern auch für den armen Soldaten, der dabei alle gesparte Habe zusetzte, ein wahrer Ruin war, ist gewiß. Ich habe drei solche Manöver in Magdeburg mitgemacht, und allemal ist meine Kleidung von dem üblen Wetter verdorben und meine kleine Kasse rein ausgeleert worden. Die Revue im Frühling ist nicht so beschwerlich. Der jetzige König hat aber unter anderen für uns Soldaten vorteilhaften Aenderungen auch die getroffen, daß das Hallische Regiment seine Herbstübungen jetzt bei Halle macht, und nicht mehr nach Magdeburg zu marschieren braucht. Man will auch sagen, daß in Zukunft die Revue nur alle drei Jahre gehalten werden solle. Das wäre eine herrliche Anstalt und ein wahrer Vorteil für den armen

Soldaten. Man könnte zwar einwenden, eine beständige Uebung sei eigentlich die Seele des Soldatenstandes. Allein wenn nur die Offiziere, Unteroffiziere und etwa die Hälfte der Soldaten den Dienst pünktlich versehen, so hat es für das Ganze keine Not.

Mein Vater schrieb mir fleißig, wenigstens hatte ich alle zwei Monate einen recht langen Brief von ihm, worin er sogar über Dinge schrieb, welche in die Gelehrsamkeit einschlugen; von meinem tückischen Bruder konnte ich aber keine Zeile herauszwingen, so sehr ich ihn auch darum bat. Ich hatte ihn einmal seiner Meinung nach beleidigt, und das vergab er mir auf echt levitisch nicht mehr. Mein guter Vater bemühte sich auch recht ernstlich, mich vom Soldatenstande loszumachen; er schrieb an den General Leipziger, sogar an den Herzog von Braunschweig, aber alles war umsonst; ich selbst wünschte es nicht einmal im Ernst. Meines Vaters wegen wäre ich freilich gern los gewesen; aber wenn ich nun überlegte, was alsdann aus mir werden würde, so entfiel mir aller Mut, und das: „Du mußt Soldat bleiben!“ blieb mir allein zurück. Weil ich überdies, seit ich diesen Stand erwischt — ja, erwischt! — hatte, mich niemals ganz unglücklich fühlte, vielmehr manchen frohen Augenblick genossen hatte, so war mir die Vorstellung einer ewigen Soldatenschaft gar nicht bitter, viel weniger unerträglich.

Da mein Vater sah, daß ich den Abschied nicht erhalten würde, so entschloß er sich, Kaution für mich zu stellen, damit ich ihn noch einmal besuchen könnte. Freilich war seine Absicht dabei, mich bei sich zu be-

halten, den Preußen die 150 Reichstaler zur Anwerbung eines andern an meiner Stelle zu lassen, und so den Abschied selbst zu nehmen. Er eröffnete mir sein Vorhaben in einem Briefe, fügte aber hinzu, daß ich es mir ja nicht sollte in den Sinn kommen lassen, ihn auf eine andere Art zu besuchen; in Desertion könne und wolle er aus gar vielen Gründen nicht einwilligen, und er würde es mir sehr übelnehmen, wenn ich so was auch glücklich ausführte. Unsere Briefe waren in einer Sprache geschrieben, die nur mir, meinem Vater und Bruder bekannt war; wir hatten sie zusammen erfunden und oft darin gesprochen und geschrieben. Ich gebe hier eine Probe für die Herren, die alle kryptischen Schriften lesen und verstehen können:

„Ja, fis fa, foti Schroft mitip wolst, bist Eip Itim Monrip lirl and mil noch on ersch."

Wer sich üben will, bringt es in einigen Wochen in dieser Sprache, die nicht bloß Steganographie ist, zu einer großen Fertigkeit.

Allein meines Vaters Vorsicht war nicht nötig; Herr von Müffling forderte mir nie die Briefe ab, welche ich bekam, und las auch die nicht, die ich fortschickte.

Im Sommer 1786 trieb mein Vater das Geschäft mit dem Urlaub weit emsiger, als die ganze Zeit her. Er wollte mich durchaus noch einmal sehen, und so ließ ich mir's denn gefallen, ihn mit Urlaub zu besuchen. Der Kapitän bestimmte 150 Reichstaler zur Kaution, wofür der hiesige Herr Leveaux nur gutsagen sollte, wie hernach auch geschehen ist. Mein Vater war das zufrieden, und so wurde Anstalt gemacht, daß ich auf

Jakobstag abreisen sollte, aber auf einmal machten mir die Herren Philister einen Querstrich.

Ich hatte, wie man schon weiß, als ich Soldat ward, noch eine artige Menge Schulden zu bezahlen. Als Soldaten ließen mich die klügeren meiner Gläubiger freilich gehen und mußten mich schon in Ruhe lassen, weil ich von keinem Gericht konnte zur Zahlung gezwungen werden, und — nichts hatte. Der Schneider Thieme nur und der Buchbinder Münnich beliefen den Kapitän einige Male und forderten, daß er mich zum Zahlen anhalten sollte. Dieser, endlich des Laufens überdrüssig, schmiß sie zur Treppe hinunter, und ihr Rennen hatte ein Ende. Freilich attackierten die Kerls mich oft auf der Straße, allein da ich anfing, ihnen grob zu begegnen — es war ja doch ein toller Gedanke, bei einem Menschen Zahlung zu fordern, der gar nichts hat! —, so ließen sie mich alle in Ruhe. Nur der Schuster Sauer ließ sich durch die ärgsten Grobheiten und angebotenen Nasenstüber nicht abhalten, mich beinahe täglich anzuzapfen und nach Noten zu manichäern. Aber ich habe mich für seine Impertinenz auch gerächt; denn als alle meine Gläubiger bezahlt wurden, bekam Meister Sauer nichts, bloß deswegen, weil er zu unbescheiden und grob gewesen war. Als er hernach seine Flegeleien fortsetzte, ja gar einige derbe Redensarten einfließen ließ, machte ich meine Drohungen einmal reell, und da hörte er denn ganz auf, mich zu quälen. Wird er so fortfahren, so soll ihm sein Taler, 16 Groschen binnen hier und Weihnachten richtig bezahlt werden, wenn ich nämlich bis dahin wieder aus dem Felde zurück bin.

Meine Herren Manichäer also, da sie vernahmen, daß ich abreisen würde, wandten sich mit einer Schrift gegen mich an den General Leipziger. Der General war ein guter Mann, der viel Gefühl für Recht und Billigkeit hatte. Er ließ also den Hauptmann Müffling wissen, daß ich erst zahlen müßte, ehe ich nach Hause reisen könnte. Dieser war sehr darüber aufgebracht, und das mit Recht; denn nach den Kriegsgesetzen ging meine Schuld den General gar nichts an. Doch ließ er mich kommen und sagte mir, daß ich mich selbst beim General stellen und meine Sache ausfechten müßte; er hoffe, die Philister würden abgewiesen werden. Allein als ich einwendete, daß es doch recht wäre, daß ich meine Schulden bezahlte, und ihn um die Güte ersuchte, meinem Vater vorzustellen, daß ohne Zahlung meiner Schulden von 130 Talern kein Urlaub zu haben sei, so lobte er dies, schrieb gleich hin, und in Zeit von drei Wochen antwortete mein Vater, daß er seine Pflicht kenne und jemanden schicken würde, der in allen Stücken tun sollte, was man von einem ehrlichen Mann fordern könnte.

Es verging indessen noch ziemliche Zeit, und es war bereits mitten im Winter 1786, als mich mein Vetter, der Weinhändler Dietsch, zu sich auf den »Kronprinzen« kommen ließ und mir sagte, er habe Vollmacht von meinem Vater, Kaution für mich zu stellen und mir Urlaub auszuwirken. Ich kann nicht sagen, daß mich diese Nachricht sehr erfreut hätte. Ich hatte damals viele Herren, welche mich alle sehr ordentlich honorierten; fürs andere war es Winter und das Reisen um diese Zeit sehr beschwerlich. Dann hatte ich auch

gar wenig Lust, die Pfälzer Mosjehs je wiederzusehen und mich von den schwarzen Hans-Narren in meinem Vaterlande bekritteln zu lassen. Aber diese und andere Gründe wichen dem Willen meines ehrlichen Vaters, den ich zwar immer, leider nur nicht auf die rechte Art, geehrt und geliebt habe.

Nun fragte sich's, wie wir's mit meinen Schulden machen sollten. Die größeren Gläubiger mußten etwas von ihren Forderungen ablassen, von kleineren Schulden wurde nichts abgezogen. Nachdem die Schuldensache in Ordnung war, erlaubte der General, daß ich abreisen konnte.

Ich hatte noch einiges Geld von Studenten zu fordern; an diese wies ich meinen Wirt Müller, der es auch richtig bekommen hat; eben diesem Müller schenkte ich meine sonstigen Effekten, die ich nicht mitnehmen konnte. Auch löste ich meine Uhr ein, welche viele Jahre versetzt gewesen war, kaufte mir ein Paar Stiefel und einen blauen Oberrock zur Reise, erhielt meinen Paß und schob ab. Herr Leveaux hatte nach meines Vaters Einrichtung die Kaution beim Regiment ausgestellt.

Man kann sich leicht denken, daß die Empfindung der Freiheit, die ich jetzt wieder genoß, eine sehr angenehme gewesen sei. In Passendorf schon kehrte ich ein, so auch in Schlettau und Lauchstädt. In Neumark traf ich die Neujahrssänger an; es war gerade der Tag nach Neujahr. Es ist nämlich in Sachsen Mode, daß die jungen Bursche auf den Dörfern zur Neujahrszeit in die Häuser der begüterten Bauern einkehren und da Neujahrslieder, z. B.: »Das alte Jahr ver-

gangen ist« — »Das neugeborne Kindelein« — »Hilf, Herr Jesu, laß gelingen« u. a. herkrächzen und dafür nach der Observanz belohnt werden. Das Geld wird hernach gemeinschaftlich versoffen. In der Pfalz singt bloß der Nachtwächter in der Neujahrsnacht dergleichen Lieder, und die jungen Bursche schießen das neue Jahr an, indes die älteren Bauern es anläuten. Alle sind zu der Zeit en canaille besoffen. Das ist so der Anfang der neuen Zeit.

Ein sehr erbaulicher Neujahrsbrauch fand sich zu meiner Zeit bei den Gießener Studenten. Abends ging jeder Student wie gewöhnlich in eine Kneipe, zum Eberhard Busch, in die »Krauskopferei«, die »Reiberei« oder sonst wohin; Schnaps und Bier wurden getrunken, und das lustige Leben währte bis um halb zwölf. Wenn's so hoch an der Zeit war, lief jeder Student nach Hause; schon vorher war der Nachttopf ans Fenster gesetzt worden, nachdem man ihn mit Unflat aller Art angefüllt hatte; manche patriotische Studenten versahen sich mit mehreren Nachttöpfen zu diesem noblen Geschäfte. Auf den Glockenschlag zwölf erscholl ein helles: „Pereat das alte Jahr!" aus allen Fenstern, wo Studenten wohnten, und die Nachttöpfe, zu Gießen »Brunzkacheln« genannt, flogen mit ihrem garstigen Inhalt auf die Straße. Dann ertönte ein munteres: „Vivat das neue Jahr!", worauf die meisten ihren Weg wieder nach den Kneipen nahmen und da bis an den hellen Tag zechten. Die Straßen zu Gießen sahen also früh am Neujahrstag gar häßlich aus, und allerwegen hörte man Verwünschungen über die Garstigmacher. Dieser löblichen Gewohnheit wegen waren zu

Gießen nur irdene Nachtgeschirre; denn zinnerne zum Pereat des alten Jahres auf die Straße zu werfen, wäre doch zu kostbar gewesen.

Doch zurück zu meiner Wanderung! Auf dem Wege von Naumburg nach Erfurt mußte ich liegen bleiben; meine engen Stiefeln hatten mir die Füße aufgerieben; ich kehrte daher in einem Weimarschen Dörfchen, Neustadt, gemeinhin Neischt genannt, beim Wirt Krippenstapel ein und blieb dort vier Tage, bis ich zu Fuß wieder fort konnte. Um mir die Zeit zu vertreiben, las ich in einem alten lateinischen theologischen Schmöker, den mir der Herr Kantor borgte, und unterhielt mich des Abends mit diesem selbst. Der Mann, sonst ein großer Liebhaber vom Schnaps, liebte das Sprechen über theologische Sachen und haßte alle Freigeisterei, doch war er, wie er sagte, dem Aberglauben gram und sprach von Gespenstern, Hexen und Koboldeu mit Verachtung. Er erzählte mir eine Anekdote von seiner gnädigen Herrschaft, welche mir damals unwahrscheinlich vorkam, die ich aber hernach in einem Buche bestätigt gefunden habe. Des jetzigen Herzogs von Sachsen-Weimar Großvater sollte nämlich vor ungefähr vierzig Jahren befohlen haben, daß man in jedem Dorfe an einem gewissen Tag einige hölzerne Teller auf eine gewisse Weise konsekrieren sollte. Diese konsekrierten Teller sollte man unter gewissen magischen Zeichen und Worten, wenn eine Feuersbrunst entstünde, einen nach dem anderen hineinwerfen; es würde alsdann beim dritten Wurf das Feuer gewiß erlöschen. — Wenn aber vor vierzig Jahren der weimarische Landesherr und seine Räte so finster waren: wen könnte es wun-

dern, daß noch 1787 die dickste Finsternis auf den weimarischen Dörfern herrschte! Man sollte gar nicht glauben, daß diese einem Landesherrn angehörten, dessen Residenzstadt mit den hellsten Köpfen Deutschlands geschmückt ist! Hier sieht man recht augenscheinlich, daß auch die besten Schriftsteller nicht einmal in ihrem nächsten Umkreise auf die Volksklasse wirken, wenn Kirchen- und Schullehrer nicht die verdolmetschenden Vehikel ihrer Belehrung werden. Selbst lesen tut der gemeine Mann in Städten und Dörfern selten, und liest er auch, so ist das meiste für ihn zu hoch. Wo soll er also Licht hernehmen, wenn man es ihm in der Schule und Kirche unter Scheffeln versteckt, oder, was noch ärger ist, wenn selbst Schul- und Kirchenlehrer so düster leuchten, daß sie des Putzens von allen Seiten selbst bedürfen? Stechen nicht auch die Predigten des jetzigen Vizepräsidenten Herder gegen die Predigten seiner orthodoxen Herren Amtsbrüder in und um Weimar ab wie Tag gegen Nacht und Licht gegen Finsternis? Und doch haben die letzteren mehr Zuhörer als er — allerdings aus der Klasse der christlichen Kreti und Pleti, die auch im Weimarschen noch über alle Erwartung hinaus ist. Hierzu nehme man den Weimarischen Katechismus nebst Gesangbuch und Kirchenagende: welch ein alter Sauerteig riecht nicht in allen dreien! Herder, der göttliche Herder, hat gewiß Verbesserungen vorgeschlagen; aber die übrige liebe Geistlichkeit hat vielleicht die Delikatesse ihrer orthodoxen Denkungsart so weit getrieben, daß sie lieber alles aufopfern, als Herdern folgen wollte — so folgsam, wie nämlich die Buchstabentheologen gegen Christi

Geist, den gesunden Menschenverstand, sind, und so zärtlich leise sie auf den Wunsch eines väterlichen Landesherrn horchen, um durch die Verbreitung besserer Einsichten glücklichere Menschen machen zu helfen. Und so hätte auch Weimar seine Gelehrten mehr fürs Ausland, als für sich!

Als ich wieder gehen konnte, wanderte ich nach Jena; dort kehrte ich sogleich, nachdem ich mich beim Invalidenmajor gemeldet und als beurlaubten preußischen Soldaten legitimiert hatte, im »Halben Mond« ein, meinen hungrigen Magen auszufüllen. Nach dem Essen ging ich auf den »Fürstenkeller«, wo ich Studenten anzutreffen dachte. Ich betrog mich auch nicht, denn der Tisch war mit fidelen Mosellanern besetzt. Ich forderte eine Maß Köstritzer Bier und setzte mich auf die Seite. Da kam der Perückenmacher Stahlmann und glotzte mich an; hernach der dicke Fleischer Schmidt, der es ebenso machte. Sie wiederholten ihre Besichtigung mehrmals. „Er ist's, hol' mich der Teufel!" fing endlich Schmidt an. „Freilich ist er's, oder ich will ein Hundsfott sein," erwiderte Stahlmann. Ich hatte Mühe, mich des Lachens zu enthalten. Nachdem sie lange so räsonniert hatten, trat Schmidt zu mir und sagt: „Gelt, du bist's?"

Ich: Herr, seit wann sind wir denn Duzbrüder? Weiß der Herr nicht besser zu leben?

Schmidt: Sag du, was du willst, du alter lieber Bursche; mich soll gleich der Teufel holen und in Lüften zerreißen, wenn ich dir nicht gut bin!

Ich: Herr, ich kenne Sie ja gar nicht!

Schmidt: Nicht! Alter Laukhard, sei kein Narre!

durch hundert Türen kenn' ich dich durch. Komm, trink! — Schmollis!

Indessen waren die Herren am langen Tische auf uns aufmerksam geworden und hatten von Stahlmann vernommen, wer ich wäre. Sie kamen also alle um mich herum, freuten sich meiner und nötigten mich, mich mit an ihren Tisch zu setzen und mit ihnen zu trinken. Innerhalb einer halben Stunde hatte ich schon alle die Herren, an der Zahl über dreißig, zu Duzbrüdern. Ich wollte wieder nach dem »Halben Mond« zurückkehren, aber das hieße die jenaische Gastfreiheit beleidigen, und daher mußte ich bei einem Burschen einkehren und bei ihm übernachten. Ich habe drei Nächte bei ihm zugebracht, habe täglich den Fürstenkeller besucht und bin einmal zu Dorfe gewesen.

Ich kannte zwei Professoren in Jena, die Herren Fabri und Schnaubert. Letzteren wollte ich besuchen und versprach mir gute Aufnahme; allein, ich irrte mich. Schnaubert war ehemals als katholischer Kaplan, unweit Bingen am Rhein, in einen zu genauen Umgang mit seiner Köchin geraten, und da die Folgen dieses Umgangs sichtbar wurden, fürchtete sich Meister Schnaubert vor Marienborn — dies ist ein Dorf, eine Stunde von Mainz, wo man die Pfaffen, die sich vergangen haben, einsperrt — ward mit seiner Dulzinea flüchtig und kam nach Gießen, wo man von jeher die Proselyten willkommen hieß. Hier meldete er sich bei der Geistlichkeit, insbesondere bei Benner, der ihm aber ein saueres Gesicht machte. Benner nämlich, so orthodox er sonst war, hielt nichts auf Proselyten, die mit dickbäuchigen Mamsellen ankamen. Andere Herren aber

nahmen ihn besser auf; ob man gleich keine Konvertitenkasse in Gießen hat, so erhielt doch Freund Schnaubert fünfzig Gulden, und dieser heilige Geist machte, daß er das lutherische Glaubensbekenntnis in die Hände des Herrn Diez ablegte. Eben das tat auch seine Madonna. Nun adressierte sich Schnaubert, der von der Welt nichts mitgebracht hatte, als einen alten verschabten grauen Flausch, schwarze Weste, Hosen und dergleichen, Strümpfe, einen Hut mit marasmus senilis, und dessen Mamsell auch nichts hatte, als wie sie ging und stand — an die Studenten, und diese gutmütigen Jünglinge gaben her, soviel gerade in ihrem Vermögen war. Ich habe, ohne Ruhm zu melden, auch zu denen gehört, welche Herrn Schnaubert unterstützt haben, ja ich habe in meinem Kränzchen, dessen Senior ich damals war, eine Kollekte für ihn angestellt.

So versorgt, studierte Herr Schnaubert Jura und ward mit den Studenten so fidel, daß er für einen ordentlichen Kerl und guten Zotologen gehalten wurde. Durch Fleiß und Bücherlesen erlangte er in kurzer Zeit eine artige Kenntnis der Rechte, und sein kriechendes jesuitisch-pfäffisches Wesen erwarb ihm die Gunst des Kanzlers Koch in hohem Grade, und er wußte sich derselben durch Anbringung neuer Märchen von allerlei Art, besonders von Studentenhistörchen, immer mehr zu versichern.

Indessen ward Herr Schnaubert Doktor und Schriftsteller und ließ etwas drucken. Das verschaffte ihm einigen Ruf; er kam als Professor nach Helmstedt und von da nach Jena, wo er nach Art der jenaischen Herren Professoren, die mit dem simplen Professortitel mein

Tage nicht zufrieden sind, sich mit dem Hofratstitel schmücken ließ.

Schnaubert war noch nicht lange in Jena, als ich jetzt dahin kam. Ich dachte, gewiß von einem Manne gut aufgenommen zu werden, um den ich mich mehr als einmal verdient gemacht hatte. Ich trat also an seine Tür und klopfte; Herr Schnaubert kam heraus.

„Was will Er?"

„Ei, ei, Herr Professor, Sie kennen mich wohl nicht mehr?"

Hier hatte ich vergessen, den Hofrats-Titel herzubeten, und auf diese Art hatte ich den Meister vollends außer Fassung gebracht.

„Ja, ja," sagte er, „Sie sind Laukhard; ist mir lieb, Sie zu sehen; aber pardonnieren Sie, ich hab' Geschäfte!"

Sapperment, wie mich das Ding ärgerte! In die Augen hätte ich ihm spucken mögen.

„Ich habe," fuhr er fort, „von Ihren Suiten gehört; der Kanzler Koch hat mir's nach Helmstedt geschrieben!"

„So!" erwiderte ich; „wahrscheinlich wollte er Ihnen die Märchen wieder vergelten, die Sie ihm in Gießen so reichlich zutrugen. Hat er Ihnen vielleicht auch sein Heft übers Kanonikum von Böhmer geschickt, daß Sie es damit machen können, wie Sie es mit dem Gatzertschen getan?"

Man muß wissen, daß Schnauberts berufener Kommentar über das Compendium juris feudalis weiter nichts ist, als die Vorlesungen des gelehrten Herrn

Gatzert. Mein Mann erboste und lief in seine Stube, und ich — schob ab.

Ich schied an einem Sonnabend von Jena, in Gesellschaft mehrerer Studenten, welche mich bis Weimar begleiteten, wo sie die Komödie sehen wollten. Ich hatte keine Lust dazu und lief noch ein Stunde weiter auf ein mainzisches* Dorf, wo ich die Nacht blieb. Früh wollte ich die Reise fortsetzen, als ein Kutscher hereintrat und Schnaps forderte. „Wohin die Reise, Schwager?" — „Nach Gotha." — „So? Kann ich mitfahren?" — „Warum nicht; acht Groschen, und Sie sitzen hinten auf." Ich pränumerierte und saß hinten auf. — „Wer sitzt denn da hinten?" fragte ein fünfzigjähriges Fräulein. — „Ja, das weiß der liebe Gott," antwortete der Schwager; „er muß doch wohl einen Paß haben, er will ja durch Erfurt." — Es währte nicht lange, und Fräulein mußte aussteigen; es war, wie Yorik sagt: rien que pisser. Ich stieg auch ab und steckte meine Pfeife an. Da ließ sich das Fräulein mit mir ins Gespräch ein, erzählte, daß sie ein Hoffräulein von Gotha wäre, in Weimar Freunde besucht hätte, und daß der junge Mosjeh, den sie bei sich hätte, Junker Karl hieße. Ich belehrte sie jetzt auch von meinen Umständen, und Fräulein, nach vielen „Herr Gott! Herr Jesus!" gestattete mir, mit in der Kutsche zu sitzen und sie da mit Gespräch zu unterhalten. Fräulein war belesen, verstand auch Französisch und Musik, wie sie sagte, hatte viele Freier gehabt, auch recht angesehene Kavaliers und Offiziere,

* Erfurt nebst Gebiet gehörte damals zu Kurmainz. P.

hatte sich aber niemals entschließen können, sich in die Bande der heiligen Ehe zu begeben. Diese Sprache war mir schon seit meiner lieben Jungfer Tante bekannt.

Am Erfurter Tor mußte ich absteigen, meinen Paß vorlangen und mich sodann von einem Gefreiten auf den Petersberg zum General führen lassen. Im Preußischen, wo doch gewiß das Militär zur hohen Vollkommenheit gestiegen ist, macht man nicht soviel Umstände; da ist das Vorzeigen des Passes am Tor hinlänglich, weil die preußischen Generale mehr zu tun haben, als daß sie jedes fremden Soldaten Paß durchsehen sollten. Hierauf begab ich mich in das Wirtshaus, wo meine Gesellschaft abgestiegen war, aß daselbst zu Mittag und ging sodann ins Tor, bis die Kutsche ankam und ich mich wieder einsetzen konnte. Fräulein wollte doch nicht, daß ich mit durch die Stadt fahren sollte! Junker Karl hatte sich gar sehr bezecht und machte allerlei närrische Possen, welche erst recht drollig heraus kamen, wenn er ausstieg, seine Notdurft zu verrichten. Der Schwager lachte laut ob des Junkers Possen, dem Fräulein aber war nicht recht wohl zumut. Wir kamen am Abend in Gotha an.

Von meiner weiteren Reise ist nichts Besonderes zu berichten, allenfalls noch von Gießen ein paar Worte. Dort kam ich gleich nach zwölf Uhr mittags an, und die Gießener Bürger, welche mich noch recht gut kannten, blieben auf der Straße stehen und sagten zueinander: „Da ist ja Laukhard!" oder: „Wißt ihr was Neues? Der Laukhard ist hier!" Und so war binnen einer Stunde die Nachricht von Laukhards Ankunft durch

die ganze Stadt. Als ich zu Magnus in den »Stern« kam, hatte dieser schon längst gewußt, daß ich da war. — Auf dem Billard versammelten sich die Bursche um mich, und da mußte ich denn erzählen, was ich so wußte. Die waren von meinen Schicksalen unterrichtet, weil einige Hallenser dorthin gekommen waren und von mir erzählt hatten. Von meinen alten Bekannten besuchte ich bloß wenige; die Studenten blockierten mich so, daß ich die vier Tage, die ich in Gießen war, beinahe immer in ihrer Gesellschaft sein mußte.

Achtzehntes Kapitel.

Aufnahme im Elternhaus. — Warum ich nicht in der Pfalz bleiben wollte. — Rückreise nach Halle. — Oesterreichische, preußische und dänische Werber. — Fehltritte infolge meiner Neigung zum Trunk. — Der Patriotenspektakel in Holland. — Stilleben in Halle. — Die Kirchenparade. — Mein Freund Bispink. — Leiden eines ehrlichen Mönchs. — Neue Hinterlist meines Bruders. — Eine seltsame Studentenschlittenfahrt. — Quacksalber. — Der Doktor und sein Hanswurst. — Tod meines Vaters.

Mein Vater machte mir ganz und gar keine Vorwürfe: geschehene Sachen, meinte er, wären einmal nicht zu ändern, und da müßte man auch nicht weiter davon reden. — Ein nur halb wahrer Grundsatz! Man muß allerdings davon reden, wenn man Klugheitsregeln daraus für sich und andere nehmen kann. Allein mein Vater hatte so sein System, und nach demselben war mehr das Schicksal als ich selbst schuld an meinen Unfällen. Meine Mutter bedauerte hauptsächlich das hübsche Geld, das ich gekostet hatte, und das nun nach

ihrem Ausdruck in 'n Dreck geworfen war; aber der Alte bat sie, zu schweigen und uns keine trüben Stunden zu machen. Da schwieg sie dann. Meine alte Tante war vollends außer sich, da sie mich wiedersah, und konnte ihrer Fragerei gar kein Ende finden.

Ich mußte mit meinem Vater allein auf sein Stübchen kommen; da erklärte er mir, daß mein Soldatenwesen die üblen Gespräche von mir stark vermehrt und alle alten Geschichtchen wieder ins frische Andenken gebracht hätte. Man hatte nämlich mein Soldatwerden in einige Zeitungen eingerückt — als wenn es eine so große Sache wäre, wenn ein Magister Soldat wird! Daher, fuhr mein Vater fort, müßte ich, wenn ich da bleiben wollte, lange, lange Zeit einen sehr eingeschränkten Lebenswandel führen, damit das hundertmäulige Ungeheuer, die pfälzische Fraubaserei, sonst Fama genannt, endlich schweigen oder bessere Nachrichten von mir verbreiten müßte. — Ob mein Vater hier für sein System konsequent gesprochen habe, will ich nicht untersuchen; ich erklärte nur kurz, daß ich nicht bleiben würde, ich ginge nach Verlauf meines Urlaubs wieder zum Regiment. Und dazu hatte ich meine guten Gründe, die ich hier angeben muß, weil man sich in Halle und anderwärts sehr gewundert hat, daß ich zurückgekommen bin.

Einmal war ich in der ganzen Pfalz verschrien als ein Mensch ohne Sitten und ohne Religion, und dieses böse Gerücht gründete sich auf unwiderlegliche Tatsachen. Die Nachrichten aus Halle und anderen Orten hatten es nur noch verstärkt, und so hatte ein jeder Mosje Firlefanz Gelegenheit, mir zu schaden, so-

bald seine Firlefanzerei, seine Rachsucht oder sein Interesse es erforderten.

Zum anderen konnte ich gleich in den ersten Tagen mein Maul nicht bezwingen. Ich räsonnierte schon in Alzey — von Frankfurt am Main, wo ich mit den Leuten im Wirtshause über Christi Geburt sprach, will ich nichts sagen — im Beisein mehrerer Katholiken und Protestanten sehr frei über die heiligen Dogmen, sprach von Pfaffen übel und lachte über alles, was dort überm Rhein heilige Ware ist. Da hieß es nun allgemein: Laukhard ist noch der alte Spötter; ein alter Wolf läßt seine Nuppen nicht.

Und endlich drittens traute ich mir selbst nicht viel Gutes zu. Ich konnte mich nicht so weit einschränken, daß ich mein Trinken gemäßigt und ordentlich gelebt hätte. Ich fühlte das sehr gut und beschloß also, nicht da zu bleiben; es fielen auch gleich in den ersten Tagen einige Exzesse vor und machten neues gehässiges Aufsehen.

Meinen Bruder sah ich in den ersten Tagen nicht; er war Vikarius in Dalheim, einem zur kaiserlichen Grafschaft Falkenstein gehörigen Dorfe. Er wußte zwar, daß ich da war, allein er übereilte sich nicht; unsere Freundschaft hatte längst aufgehört, und so waren wir eben nicht versessen, uns zu sehen. Endlich kam er doch, empfing mich aber kalt, und ich bewillkommte ihn noch kälter. Er bat mich, ihn zu besuchen; das habe ich auch einmal getan, aber nur ungefähr auf vier Stunden. Seine Unterhaltung gefiel mir nicht, und die meinige mußte ihm lästig sein.

Thereschen hätte ich sehen und sprechen können, aber ich fürchtete mich vor dem Eindruck, den sie auf

mich machen würde, und so wollte ich sie lieber gar nicht sehen. Sie war noch ledig. Ein gewisser Herr Huber, auch Latus genannt, hatte um sie angehalten, aber den Korb bekommen. Ich ärgerte mich häßlich über den Latus, daß er mein Mädchen hatte haben wollen, und war froh, daß sie ihn abgewiesen hatte. Was man aber ein Tor ist! Man mißgönnt anderen ein Gut, woran man keinen Teil haben kann und keinen haben will.

Alles, was ich sah und hörte, machte den Entschluß immer fester in mir, nach Halle zurückzukehren, ja oft wünschte ich mich schon wirklich wieder da. Die Gesellschaften auf dem »Keller« bei der Jungfer Fleischern zu Halle, so abgeschmackt diese sonst sein mögen, erschienen mir doch lange so abgeschmackt nicht, als die Versammlungen der Pfälzer Herren und Damen.

Endlich kam die Zeit herbei, daß ich abfahren sollte. Mein Urlaub ging zu Ende, und ich forderte von meinem Vater soviel Geld, als ich zur Reise nötig hatte. Er gab es mir gern; und wenn ich den Schmerz abrechne, den mir die Trennung von meinen Eltern machte, so verließ ich die Pfalz ohne Betrübnis. Nichts bedauerte ich, als den guten Wein, den ich nun nicht mehr trinken sollte.

Auf der Rückreise fiel nichts von Belang vor; in einem Dorf bei Erfurt hatte ich ein Gespräch mit einem kaiserlichen Werber, das mir Spaß machte. Ich hatte dort übernachtet; früh kam der Werber, namens Messer, ins Wirtshaus, denn er hätte gehört, wie er sagte, daß ein Fremder da wäre, der Dienst suchte.

Ich: Da irren Sie sich gewaltig, mein guter Herr!

Messer: Warum denn? Dienen Sie halter dem Kaiser; ist ja der größte Herr in der Welt!

Ich: Hab gar nichts wider des Kaisers Großherrschaft; aber dienen kann ich ihm nicht, mag's auch nicht.

Messer: Geb Sie halter vierundzwanzig Gulden Handgeld und Kapitulation auf sechs Jahre. Ist halter ein gar guter Dienst; kriegen alle Tag drei Kreuzer und zwei Pfund Brot.

Ich: Lieber Freund, kommen Sie her und trinken mal! Ihr Soldat werd ich nicht; ich diene dem König von Preußen; sehen Sie hier meinen Paß.

Messer: Nun, wenn's halter nicht sein kann, muß ich's lassen; hab wenigstens meine Schuldigkeit getan. Will Ihnen Bescheid tun: sollen leben!

Messer setzte sich hierauf ganz traulich zu mir hin, trank meinen Schnaps und hernach mein Bier, und rauchte meinen Tabak, ganz gegen die Natur des Betragens der Werber. Ueberhaupt ist ein mächtiger Unterschied zwischen einem kaiserlichen und einem preußischen oder dänischen Werber. Ersterer läßt alles gehen und ist zufrieden, wenn er seinen Mann gefragt hat, ob er dienen will oder nicht. Und bevor er keine Gewißheit hat, mag er auch keinen Heller spendieren oder sich, wie man sagt, in Unkosten setzen. Dergleichen Unkosten werden ihm nämlich nicht ersetzt. Allein die preußischen und dänischen Werber bedienten sich vorzeiten aller Finessen, sogar solcher, wobei es nicht allemal nach den Gesetzen der Billigkeit herging; wozu sonst das neuere menschlichere Werbereglement von unserem König? Er ließ sich kein Geld dauern, welches ihm sein Offizier

nachher ersetzen mußte, und unternahm manchmal Touren, wobei er große Gefahr lief. Daher sind die Beispiele von ausgeprügelten preußischen Werbern in jenen Gegenden gar nichts Seltenes. Die Oesterreicher sind dagegen immer friedlich, und was sie nicht gutwillig haben können, nehmen sie nicht mit Gewalt. Die Genauigkeit jedoch, womit sie die Kapitulationen halten, macht, daß es ihnen an Leuten niemals fehlt.

Der Major von Müffling freute sich sehr über meine Zurückkunft, die er, wie er sagte, immer erwartet hätte, obgleich alle anderen daran immer gezweifelt hätten. Er ermahnte mich, besonders nun, da ich gleichsam wieder von neuem anfinge, in Halle zu leben, die verführerischen Gelage und den Trunk zu meiden, welche Dinge allemal die schädlichsten Folgen haben müßten. Freilich hatte der gute Mann recht; denn nichts hat mir mehr geschadet, als der Trunk; der hat mich sogar zu Vergehungen verleitet, die ich mich zu bekennen schäme, doch aber bekennen muß: Ich habe, wenn ich in Saufgelagen war und das Geld fehlte, einigemal Dinge, die nicht mein waren, veräußert, um nur Geld zu bekommen und der einmal rege gemachten Begierde, zu trinken und mit anderen lustig zu leben, genug zu tun. Freilich geschah dies allemal in der Absicht, das z. B. versetzte Buch wieder bei Gelegenheit einzulösen und es dem Eigentümer zuzustellen. Es ist auch größtenteils geschehen. Alle die, welche ich auf solche Art beleidigt habe, können meiner Reue nebst der Scham darüber versichert sein, und so vergeben sie mir herzlich gern, was ich tat.

Im Sommer 1787 mußten die Füsiliere nach Holland marschieren, um den dortigen Patriotenspektakel beizulegen. Sie kamen schon zu Anfang des folgenden Jahres zurück und hatten fast alle eine Sackuhr u. dgl. erobert, aber nur einen einzigen Mann durch das feindliche Geschütz eingebüßt. Durch Desertion gingen freilich viele ab; aber das ist nun einmal bei den Soldaten nicht anders.

Für meinen Teil lebte ich ziemlich ruhig, und da ich immer Stadturlaub hatte, kam ich weiter nicht zur Kompanie, als zu Zeiten der sogenannten Kirchenparade. Diese Parade, welche Sonn- und Feiertags früh gehalten wird, hat allerdings ihren mannigfaltigen Vorteil. Sie macht, da man dabei besonders auf guten Anzug sieht, daß der Soldat nicht vergißt, sich reinlich und proper anzuziehen. Das sollte aber auch billig das Einzige sein, was man dabei beabsichtigte. Wer sonst in die Kirche gehen will — und das wollen allemal viele, da viele Soldaten noch große Verehrer des Kirchengehens sind —, der gehe ohne allen Zwang hinein, und wer nicht hinein will, den sollte man durchaus nicht hineinzwingen. Es ist ja selbst nach den orthodoxesten christlichen Begriffen ein toller Gedanke, jemanden zum »Gottesdienst«, wie das Predigthören, Nachtmahllaufen u. dgl. mißbräuchlich genannt wird, zu zwingen und die Versäumnis desselben zu bestrafen! Da ich nun einen unbezwinglichen Widerwillen gegen alle und jede Pfafferei in mir fühlte, so glaubte ich mir keine bessere Genugtuung gegen diesen Zwang verschaffen zu können, als wenn ich meine Kirchzeit mit Bücherlesen hinbrachte; und gerade wählte ich

zu diesem Behufe Bücher, die ich zu Hause gewiß nie gelesen hätte. Um keinen zu ärgern, mag ich sie nicht einmal nennen, genug, sie waren höchst profan und schändlich. Auch habe ich bemerkt, daß dieser verbitterte Zustand meines Innern mich die letzte Zeit, wo ich oft monatelang meine Neigung zum Trunk glücklich bezwungen hatte, gerade an diesem Tage hinriß, meinen geärgerten Mut durch ein Getränke noch mehr zu erhitzen, wodurch ich ihn zu kühlen dachte.

Im Jahre 1787 kam ich in nähere Bekanntschaft mit einem Mann, der hernach mein bester Freund und wahrer Wohltäter geworden ist. Dieser Mann ist Herr Verlagsbuchhändler Bispink. Er war vorzeiten Franziskaner, aber das Mönchswesen war für seinen Kopf ebenso wenig wie für sein Herz. Durch Hilfe des Selbstgrübelns und des emsigen Lesens in den Werken der Kirchenväter hatte er sich allmählich der Gewissensfesseln so weit entledigt, daß er nach und nach anfing, auch protestantische Schriften ohne Skrupel zu Rate zu ziehen und die Unfehlbarkeit der Kirche zu bezweifeln. Da war es wohl unvermeidlich, nicht hier und da durch freimütigere Aeußerungen im Sprechen und Handeln den Verdacht und Haß seiner Ordens- und Glaubensgenossen sich zuzuziehen. Dies geschah vorzüglich die vier Jahre hindurch, die er als Professor der Philosophie im Franziskanerkloster zu Wahrendorf dozierte. Der Erfolg davon war, daß man ihn bei den Franziskanern zu Rittberg * so lange gefänglich verwahrte, bis

* Gemeint ist das westfälische Städtchen Rietberg, Kreis Wiedenbrück, Regierungsbezirk Minden. P.

man ihn im dritten Jahre für tot erfroren seiner Gefangenschaft entließ. Drei Vierteljahre gingen hin, ehe er sich von den Folgen dieses Zustandes erholte. Kaum war er aber seiner Glieder wieder mächtig, so sann er auf Mittel, sich den geistlichen Kannibalen samt allem, was Gewissens- und Kirchenzwang heißt, auch auf Kosten seines Lebens zu entziehen und auf Gottes weiter Welt als freier Mann zu bestehen. Er entwarf lange und vorsichtig, und es gelang ihm, 1783 aus dem Franziskanerkloster zu Hardenberg nach Schwelm in der Grafschaft Mark glücklich zu entwischen. Hier begab er sich unter preußischen Schutz, trat zum protestantischen Glauben über und kam im Jahr darauf nach Halle. Und diesen Mann der Leiden — wer sollte es glauben! — hielten ansehnliche Hallenser eine Zeitlang für einen Krypto-Katholiken.

Die Freundschaft dieses Mannes blieb nicht bloß beim Moralischen stehen; er kannte meine Lage genau, und, ohne meine Bitten abzuwarten, kam er meinen Bedürfnissen sehr oft zuvor. Und dieser seiner Unterstützung verdanke ich es, daß ich anfing, weit gemächlicher, aber auch mit mehr Besinnung zu leben, als meine Lage vorher es zuließ. Bald unterstützte er mich mit Geld, bald gab er mir etwas zu übersetzen oder auszuziehen; über dieses wurde gemeinschaftlich gesprochen, dies oder jenes gerügt oder verbessert, auch über allerlei philosophische Materien sowohl deutsch als lateinisch disputiert; zur anderen Zeit machte er mich auf neuere Bücher aufmerksam und hatte überhaupt die Güte, mir zu jeder Zeit freien Zutritt zu ihm und freien Gebrauch von seiner Bibliothek zu er-

lauben. Hierdurch ward ich allmählich an bestimmte Arbeiten und Lektüre gewöhnt, fand sogar endlich Geschmack daran und entzog mich, um diesen zu befriedigen, meinen ehemaligen schlechten Zusammenkünften, übernahm mich seltener im Trunk, kurz ich fing allmählich an, mich zu bessern.

Um Weihnachten dieses Jahres (1787) kam der Weinhändler Dietsch, der mir den Urlaub bewirkt hatte, wieder nach Halle. Er ließ mich kommen, und ich mußte ihm die Gründe meiner Rückkehr anzeigen, womit er sich auch vollkommen begnügte. Er streckte mir einen Louisdor vor, auf Rechnung meines Vaters. Er gab mir viele Nachrichten von meinen Verwandten, worüber ich zum Teil lachte, zum Teil aber mich gewaltig ärgerte. Von letzterer Art war folgende: Herr Leveaux hatte für mich Kaution gemacht und würde sie fortgesetzt haben, wenn mein Vater nicht hieher geschrieben hätte, daß sie aufgehoben sein sollte. Ich konnte mir dies von seiten meines Vaters nicht erklären, denn er sowohl wie meine Mutter hatten mir heilig versprochen, die Kaution für mich stehen zu lassen. Ich schrieb freilich an meinen Vater, aber seine Antwort war so allgemein, daß ich selbst nicht klug daraus werden konnte. Nun aber erfuhr ich, daß mein Bruder meinem Vater vorgestellt hatte, ich könnte ja, wenn die Kaution stehen bliebe, im Lande herumstreichen, allerlei Possen ausüben und meiner Familie noch mehr Schimpf und Schande bringen. Mein Vater hatte den Vorstellungen des teuren Herrn Sohnes Gehör gegeben und meine Kaution aufgehoben. Dadurch verlor ich meinen Torpaß und mußte mit dem Bezirk in den hallischen Ring-

mauern fürlieb nehmen. Aber trotz den Anstalten meines sauberen Herrn Bruders hab' ich doch durch mein Betragen und meine Diensttreue mich zum »vertrauten Mann« gemacht!

Im Winter 1788 hielten die Studenten eine maskierte Schlittenfahrt, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Die Gießener Schlittenfahrten en masque waren zwar grell genug, hatten aber weiter nichts als Fratzen, Schlotfeger, Juden, Hanswürste, Bauern, Menscher und dergleichen. Allein die hallische enthielt Masken, welche zu allerlei Auslegungen Gelegenheit gaben, und als persönliche Anspielungen von verschiedenen gedeutet wurden. So fuhr zum Beispiel ein Schwarzrock mit einer Ente im Arm herum, welche er liebkoste und küßte; und das sollte auf einen gewissen Herrn nebst Appendix zielen. Eine andere Maske persiflierte die Lehre vom Teufel usw. Der Prorektor schickte den Pedell zwar hin und ließ die Fortsetzung der Schlittenfahrt verbieten, allein die Stunde war herum, und die hallische Welt hatte neuen Stoff zur Erschütterung des Zwerchfells und zur Medisance.

In eben diesem Winter kam ein gewisser Augenarzt nach Halle, einer von jenen hundertneunundneunzig Halunken, welche in Deutschland herumziehen, sich großer Geheimnisse rühmen, den Leuten die Beutel fegen, und sie, wenn sie ihnen trauen, um Gesundheit und Leben bringen. Ein Straßenräuber verdient die Verachtung kaum, die ein solcher Schuft verdient, daher wird man mir meine derbe Sprache in Absicht solcher Menschenschinder zugute halten. Solche Afterärzte, die alle

Krankheiten kennen und heilen wollen, und doch nur arme Sünder in dem Abc der Arzneikunde sind, ziehen mit Privilegien im Lande herum und haben sich für ihr gestohlenes Geld das Recht erkauft, durch Betrügereien ferner zu stehlen. Das ist abscheulich, und Obrigkeiten, denen das Leben ihrer Untertanen teuer ist, sollten allen solchen Schuften eine Stelle im Zuchthaus oder auch nach Befinden am Galgen anweisen. Denn wenn ja jemand Zuchthaus und Galgen verdient, so ist es gewiß ein solcher Doktor Theriak.

Der, von dem ich jetzt rede, schlug seine Bude mitten auf dem Markte auf. Seine Begleiter waren eine alte Matrone, welche seine Frau hieß, aber nach dem Bericht seines Hanswurstes eine verloffene Kaufmannsfrau war, die den Mosjeh instand gesetzt hatte, Arzneien und andere Hanswurstiaden anzuschaffen; sodann ein junges Mädchen, das in Mannskleidern auf dem Seil tanzte, endlich ein Herr Hanswurst, ohne welchen kein Doktor von dieser Art subsistieren kann. Der hallische Pöbel von verschiedenen Ständen lief da zusammen, gaffte den Wundermann an und freute sich gewaltig, wenn er seine unglaublichen Kuren mit aller nur erdenkbaren Unverschämtheit perorierte. Die medizinische Rede des Kerls schien aber doch nicht hinlänglich, es mußte auch noch der Hanswurst auftreten und mit allerlei Zoten und Schnurren das hallische Grob in Bewegung setzen. Hier zur Probe ein Gespräch:

Herr: Höre du mein lieber Bigaz, wo bist du denn gestern abend gewesen?

Hanswurst: In einer recht vornehmen Gesellschaft.

Herr: Du kämst in vornehme Gesellschaften? Sag, wer waren denn alle da?

Hanswurst: Da waren lauter Leinweber, Schornsteinfeger, Bruchschneider, wie auch die hochlöbliche Innung der Besenbinder und Privetputzer (starkes Gelächter von seiten der Zuschauer). Sie haben auch von Euch geredet, Herr Doktor.

Herr: Was sagten sie denn von mir?

Hanswurst: Ja, das darf ich nicht sagen.

Herr: Sag's doch, lieber Bigaz!

Hanswurst: Ja, wenn Ihr mich nicht schlagen wollt.

Herr: Nein, es mag sein, was es will: sag's gerade heraus, ich will dir auf Ehre nichts tun.

Hanswurst: Sie sagten, Ihr wäret ein E.. E.. (die Zuschauer sperrten die Mäuler auf).

Herr: Ein E.. E.., was soll das sein?

Hanswurst: Ja, ein E.. E.., sagten sie, wärt Ihr.

Herr: Sie sagten vielleicht, ich sei ein ehrlicher Mann?

Hanswurst: Warum nicht gar, ein ehrlicher Mann! Ein E.. E.., sagten sie, wärt Ihr.

Herr: Vielleicht sagten sie, ich sei ein Ehemann.

Hanswurst: Prost die Mahlzeit! Ein E.. E.., sagten sie (die Mäuler der Zuschauer gingen noch weiter auf).

Herr: Nun, was mag denn das sein, ein E.. E..? So sag's doch, lieber Bigaz!

Hanswurst: Je nun, weil Ihr's mit Gewalt wissen wollt (dem Herrn in die Ohren, aber aus allen

Kräften schreiend): Sie sagten, Ihr wärt ein — Esel! (Allmächtiges Gelächter und unsinniges Händeklatschen des Pöbels.)

An solchen Possen und kindischem Geschwätz konnte sich der Pöbel von der niedrigsten Klasse wohl noch vergnügen; aber ich habe da auch Leute stehen und sich gaudieren sehen, welche Erziehung und Sitten haben wollen. Das war unverzeihlich.

Das Mädchen, welches auf dem Seile tanzte, war eben nicht häßlich und hatte auch schon deswegen, daß sie auf dem Seile tanzte, einiges Ansehen. Eben darum zogen auch die Studenten fleißig nach dem »Blauen Hecht«, wo die noble Gesellschaft logierte, machten dem Mädchen ihre Kur, und verjubelten ihr Geld mit ihr. Eifersüchtig war der Herr Doktor keineswegs, und der Wirt noch weniger. Ich war auch einmal dort und hörte den Quacksalber bramarbasieren. Ich war so lange still, bis der Kerl endlich anfing, sich über alle Aerzte hinwegzusetzen und unsern Meckel, Reill * und andere Männer als Leute zu beschreiben, die weit unter ihm ständen. Das verdroß mich häßlich, und ich sagte ihm derbe die Wahrheit, so daß es beinahe Händel gegeben hätte.

Der Wirt, Meister Frenzel, verwies mir meine Heftigkeit.

„Ei was," sagte ich, „darf so ein Spitzbube außer

* Zwei der bedeutendsten damaligen hallischen Mediziner. Meckel (Phil. Fried. Theod.), ein Mitglied der bekannten Gelehrtenfamilie, war Anatom und Chirurg, Reill einer der hervorragendsten Kliniker seiner Zeit, der 1813, nach der Schlacht bei Leipzig, als Opfer seines Berufes dem Hospitaltyphus erlag. P.

seinen Betrügereien denn auch noch würdige Männer verkleinern und von ihnen schlecht sprechen? Hol' ihn der Teufel, den Halunken!"

„Ja," erwiderte Meister Frenzel, „weder Medel noch Reill trinken ein Glas Branntwein bei mir oder auch nur eine Bouteille Bier; aber der Doktor und seine Leute verzehren hier ihr Geld."

Das war freilich ein ökonomisches Argument, worauf ich nichts antworten konnte.

Im Frühling 1789 starb mein ehrlicher Vater. Er war nur sieben Stunden krank gewesen und war so ruhig, so schmerzenlos ad aethereum patrem — wie er sich immer ausdrückte — hinübergeschwunden, als er es jederzeit gewünscht hatte. Er starb bei sehr heiterer Seele und sprach bis auf den letzten Augenblick. Er hatte mich meinem Bruder dringend empfohlen, wie dieser mir selbst geschrieben hat; er versprach auch meinem Vater und mir, hat aber nichts gehalten.

Ich bin versichert, daß mein guter Vater keine Gewissensbisse wegen seines Lebens empfunden hat; und wegen seines Glaubens und der Zukunft konnte er seinem philosophischen System zufolge keine Unruhe fühlen.

Ich darf meinen Lesern wohl nicht sagen, daß ich den Tod meines biederen Vaters sehr tief gefühlt und ihm viele Tränen geschenkt habe. Noch jetzt schmerzt mich sein Verlust. — O über mich!

Neunzehntes Kapitel.

Die Mobilmachung von 1790 gegen Oesterreich. — Kriegsunlust der preußischen Soldaten. — Marsch nach Berlin. — Tschechen in Deutschland. — Unsere Quartiere in Berlin. — Die Berliner Bordelle. — »Stille Wirtschaften«. — Madame Schuwitz. — Rache eines Grafen. — Niedrige Lasterhöhlen. — Die »Talgfabrike« und andere schöne Namen. — Befreiung einer Unglücklichen. — Liebe zu halben Preisen. — Abmarsch nach Schlesien. — Die Frankfurter Studenten. — Das Schlachtfeld von Zorndorf. — Viehische Roheit russischer Soldaten. — Schlesische Quartiere. — Die schlesischen Bauern. — Warme Stuben.

Schon seit dem Tode König Friedrichs des Großen schien das gute Vernehmen zwischen Preußen und Oesterreich sehr erschüttert zu sein. Josef II. war eben kein persönlicher Freund von unserem jetzigen König, und das Bündnis des Kaisers mit Rußland schien vollends gegen das Interesse von Preußen zu verstoßen. Daher plauderte man immer sehr viel von einem nahen Krieg, wenigstens hatten die politischen Kanngießer aller Stände reichhaltigen Stoff, bei Wein, Bier und Schnaps über Krieg und Frieden ihre Lungen zu erschüttern. Ich habe mich mein Tage über solche Sachen wenig bekümmert, doch hab' ich meine Zirkel gern über dergleichen reden hören.

Im Februar 1790 starb Josef II., und nun kam es bald zu Irrungen. Preußen verlangte, Oesterreich sollte Frieden mit den Türken machen, aber Leopold sträubte sich. Also wurden von preußischer Seite Anstalten zum Feldzuge gemacht, und endlich wurde selbst marschiert.

Der preußische Soldat, im ganzen genommen, geht weit ungerner ins Feld als irgend ein anderer. Ich sage

dies gar nicht, als zweifelte ich an dem Mut unserer Krieger; ich bin vielmehr versichert, daß sich bei keiner Armee mehr wahrer Mut findet, als bei der unsrigen. Die Sache hat aber einen ganz anderen Grund. Bei der kaiserlichen Armee und bei der ehemaligen französischen, wie auch bei anderen Heeren ist das Heiraten dem Soldaten sehr erschwert, allein bei unserer Armee ist nichts leichter als einen Trauschein zu erhalten. Es ist daher sogar das Sprichwort entstanden: „Für einen Taler und vierzehn Groschen bekommt man eine Frau!" Eben darum sind auch unsere meisten Soldaten verehelicht, und wenn es käme, daß unsere Weiber und Kinder mit ins Feld ziehen, so würde unsere Armee allerdings einem Haufen ziehender Nationen aus den Zeiten der Völkerwanderung ähnlich sehen. — Außerdem sind wenigstens die Hälfte unserer Soldaten Landeskinder, welche immer Urlaub haben, auf dem Lande bei den ihrigen leben und sich da von Ackerbau und anderen Gewerben nähren. Nimmt man das alles zusammen, so findet man den wahren Grund, warum ich sagen kann, daß unsere Leute ungern ins Feld ziehen. Weib und Kind und Nahrung fesseln sie ans Haus und machen ihnen den Feldzug verhaßt. Allein eben das, was den Feldzug erschwert, macht die Leute auf der andern Seite getreu, gibt ihnen Anhänglichkeit an ihr Vaterland und bewahrt sie vor dem Ausreißen.

Am 5. Junius 1790 marschierten wir aus der Garnison zu Halle, und unser erster Ruhetag war in Dessau. Unterwegs waren unsere jungen Soldaten gleich vom Anfange munter und lustig, die älteren aber hingen

den Kopf und sahen mürrisch aus, bis sich endlich nach und nach der Geist der Munterkeit durchaus verbreitete und das ganze Regiment zu einem Haufen lustiger Brüder ward. Ich habe es immer gern gesehen, wenn unsere Leute sangen und jubelten, ob ich gleich selbst nicht mitsinge. Die gewaltigen Zoten, welche gewöhnlich gesungen werden, konnten mich nicht beleidigen, sie beleidigen auch wohl niemanden, weil sie zu diesem Wesen zu gehören scheinen.

Unser Marsch ging über Berlin, oder vielmehr in Berlin sollten wir bis auf weitere Order kantonieren; und so war unser nächstes Nachtquartier in Nowaweß, einem böhmischen Kolonistendorf bei Potsdam. Ich logierte beim Schulmeister, welcher zugleich auch ein Kattunweber war. Der Mann klagte sehr über den Verfall der böhmischen Sprache in dem Dorf, so daß die Jugend nicht mehr böhmisch lernen wollte, die böhmischen Bücher nicht mehr verstände, und daß die Leute sogar keine böhmischen Predigten mehr verlangten; alles sollte auf deutsch gehen. Ich stellte dem Manne vor, daß es großer Unsinn sei, mitten in Deutschland noch die böhmische Sprache unter den gemeinen Leuten fortsetzen zu wollen; die Leute könnten sonst was Nützlicheres lernen. Aber da hatt' ich des Herrn Schulmeisters Gunst gehabt! Er behauptete den Vorzug seiner Sprache vor allen anderen, und als ich ihn noch weiter widerlegte, ward er grob, und ich mußte, um Händeln vorzubeugen, dem Meister nachgeben und stille sein. Er sagte nachher zu einem meiner Kameraden, ich sei ein superkluger Mensch, der das Gras wachsen hörte. — Du lieber Gott!

Berlin hat zwar recht hübsche Häuser, und in diesen Häusern gibt es ganz artige Zimmer, allein wir wurden größtenteils in Gemächer geworfen, welche den Höhlen wilder Tiere ähnlicher sahen, als Lagerstätten für Menschen. Die reichen Bürger gaben den ärmeren, besonders Soldatenweibern u. dgl., Geld, daß sie ihre Mannschaft einnehmen mußten, und so wurden wir zu armen Menschen hingelegt, welche freilich nicht in Palästen wohnen. Wer uns selbst aufnahm, der hatte entweder eine unterirdische Wohnung oder einen Boden oder sonst ein Loch, wohin er uns werfen konnte; kurz die Quartiere in Berlin waren durchaus schlecht und gaben zu sehr vielen Klagen der Soldaten Anlaß; allein was war zu tun? Man mußte Geduld haben.

Die Berliner Bordelle hab' ich auch besucht; allein in ganz anderer Absicht, als ehemals die der Madame Agricola zu Frankfurt. Da ich in diesem Fache bisher sehr aufrichtig im Bekennen war, so werden mir meine Leser doch auf mein Wort glauben, daß ich in Berlin mit keinem feilen Mädchen näheren Umgang gehabt habe; aber die Bordelle habe ich besucht oder besehen. Es versteht sich von selbst, daß ich weder bei der Madame Schuwitzn, noch bei der Madame Lindemann, noch sonst in einer vornehmen »stillen Wirtschaft«, wie man dergleichen in Berlin nennt, gewesen bin; denn wie sollte ich, als Soldat, eine Schuwitzn besuchen, die sogar Kandidaten der hochheiligen Theologie abgewiesen hat, wie das vorige Ostern noch geschah — vielleicht, weil nichts Unreines ins Himmelreich hineingeht.

Die Schuwitzn hatte, kurz vor der Zeit, als wir

nach Berlin kamen, sehr gelitten. Ihre Mädchen oder ihre Damen waren eines Abends unter den Linden geneckt worden und hatten angefangen, dagegen zu schimpfen. Einige Offiziere bestellten hierauf einen pudelnärrischen Kerl, welcher die Gassenbuben wider die Nymphen aufbringen mußte. Die Jungen insultierten die Mädchen nach Noten, bis sie sich endlich aus lauter Angst in ihren Wagen zusammenpackten und nach Hause fuhren. Die Jungen waren aber auf Anstiften ihrer Führer noch nicht zufrieden und verfolgten den Wagen mit Steinen und Kot und machten selbst bei dem Hause der Schuwitzn einen gefährlichen Spektakel. Die Dame, welcher es bekannt sein mochte, woher eigentlich der Skandal entspringe, wollte eine Klage einlegen; allein das Resultat davon war, daß ihr untersagt wurde, Kutsche und Bedienten zu halten.

In Berlin ist das Haus dieser Makerelle sehr bekannt, und wer die Friedrichstraße mit einem Fremden geht und an das kleine niedliche Häuschen kommt, der spricht: „Sehen Sie hier das Haus der Madame Schuwitz.“

In allen vornehmen und geringeren Gesellschaften wird von Madame Schuwitzn gesprochen, und die Berliner berühmen sich, daß selbst ein gewisser Herzog, welcher während seines ersten Aufenthaltes in Berlin von diesem Freudenort beinahe nicht wegkam, gestanden habe, er habe sogar in London keine so gute Wirtschaft von der Art angetroffen. Die Dame soll auch wirklich immer für recht gute Ware sorgen, d. h. für Mädchen von schlankem Wuchs und einnehmenden Gesichtszügen, welchen hernach die Schminke, dieses große Ingredienz

aller feilen Mädchen, noch zu Hilfe kommen muß. Wenn nun die Schuwitzn eine solche Person annimmt, so läßt sie selbige einige schöne Stellen aus empfindsamen Romanen, Dichtern und Schauspielen auswendig lernen, übt sie im Komplimentemachen und im Putzen, und das gefällige Mädchen, vulgo Hure, ist fertig. Bei der Madame Lindemann und an einigen andern vornehmen Orten ist's beinahe ebenso, obgleich die Schuwitzn allemal das Prae hat, wie man sagt.

Billig ist es da nicht. Der Verfasser der »Galanterien von Berlin« hat gesagt: an manchen teuren Orten dieser Art müsse man einen Louisdor zuviel haben, wenn man sich ein Vergnügen machen wolle. Allein bei der Schuwitzn reicht wirklich der Louisdor nicht zu, auch bei der Lindemann schwerlich. Wer nun vollends sich will sehen und etwas aufgehen lassen, der kommt unter vielem schwerem Gelde nicht weg.

Den neuesten Nachrichten aus Berlin zufolge soll die Wirtschaft der Madame Schuwitz jetzt gänzlich zugrunde gerichtet sein. Ein gewisser in diesem Bordell beleidigter Graf schickte, wie man erzählt, einen Schinderknecht dahin, der sich wer weiß wofür ausgab und daselbst die Nacht zubrachte. Den folgenden Morgen versetzte der Kerl selbst bei der Schuwitzn seine Uhr, weil er, wie er vorgab, nicht Geld genug bei sich hätte, seine Schuldigkeit abzutragen. Gegen Mittag fuhr er mit einer krepierten Sau auf seinem Karren vor das Haus der Schuwitzn, trat in seiner Schinderuniform hinein und forderte seine Uhr, um sie auszulösen. Diese Begebenheit wurde gleich in der ganzen Stadt bekannt, und das berühmte Haus verlor durch diese

skandalöse Geschichte alles Ansehen und soll seitdem wenig oder gar nicht mehr besucht werden.

Die Bordelle waren von der Einquartierung nicht frei, nämlich die von geringerem Kaliber, und ich habe selbst, nachdem ich mich mit meinem ersten Wirt überworfen hatte, einige Tage in einem solchen Loche gewohnt. Ich hatte schon von langen Zeiten her so viel von berlinischen Bordellen gehört, die alle anderen, selbst die zu Straßburg und Frankfurt am Main, übertreffen sollten, daß ich recht im Ernst begierig war, diese Dinge in natura zu besehen. Was ich fand, will ich kürzlich mitteilen.

Ich besuchte die »Talgfabrike«, die »Tranpulle«, den »zottlichen Juden« und einige andere. Es ist allerorten Mode, daß man den Bordellen schimpfliche Namen gibt; das soll noch von einigem guten moralischen Gefühl des Publikums zeugen. Und wer das bedenkt, der wird bei den Namen »blutiger Finger«, »rotes Läppchen«, »schwarze Schürze« allemal hübsche Reflektionen machen können. Es soll hingegen eine große Verdorbenheit der Sitten anzeigen, wenn man dergleichen obskure Sachen mit feinen Namen belegt, wenn man z. B. eine Hure ein Freudenmädchen nennt; warum nicht schlechtweg gesagt »Hure«, »Hurenhaus«? Wer diese Wörter nicht hören kann, verrät, daß er ein systematischer Wollüstling ist. Doch solche Benennungen sollen den Kindermord befördern helfen!!

In Berlin war's allerorten dasselbe. Es halten sich gemeiniglich sechs, acht bis zwölf Nymphen in einer Wirtschaft auf, meist Mädchen von ganz geringem Stande, welche ehemals von adligen oder unadligen

Wollüstlingen verführt oder benutzt wurden und hernach, der Arbeit entwöhnt, keinen anderen Weg wußten, sich zu ernähren, als den der feilen Wollust. Einige davon fühlen das Unwürdige ihrer Hantierung und wünschen sich eine bessere Lebensart. So fand ich in der »Talgfabrike« ein Mädchen namens Jettchen, von Schwedt, welche mir feine Gesichtszüge zu haben schien und mit der ich mich daher abgab. Sie erzählte mir ihren Lebenslauf, und ich ward gerührt. Ich fragte sie, ob sie Lust hätte, aus diesem Leben heraus zu kommen, und sie gestand, nur ihre Schulden hielten sie zurück, sonst ginge sie herzlich gern gleich wieder weg. — Das Ding fuhr mir im Kopf herum, ich wußte aber nicht, wie ich es anfangen sollte, sie zu retten, da ich kein Geld hatte, um für sie zu bezahlen und sie dadurch auszulösen. Endlich machte ich gemeinschaftliche Sache mit einigen derben Kavalleristen und zwei Soldaten von unserem Regiment. Ich stellte ihnen die abscheuliche Lage des unglücklichen Mädchens vor und den Wunsch, den sie hatte, zu ihren Verwandten zurückzukehren. Dann versicherte ich sie, das Vorgeben solcher Wirte von Schulden sei nur ein Kniff, die Mädchen festzuhalten, die Kerls wären Erzpreller; es sei übrigens ein sehr gutes verdienstliches Werk, ein solches Geschöpf vom Untergang zu retten. Dabei brauchte ich meine militärische Beredsamkeit dergestalt, daß die braven Kavalleristen und Musketiers schwuren: der Teufel sollte sie samt und sonders holen, wenn das Mädchen nicht innerhalb 24 Stunden frei sein sollte! Den folgenden Abend gingen wir alle auf einen Haufen in die Talgfabrike, tranken Bier und schäkerten so herum. Endlich

gab ich Jettchen ein Zeichen, daß sie sich nur zu uns halten sollte; dann nahm ein Kavallerist sie beim Arm und wollte mit ihr weg. Der Wirt aber hatte helle Augen, lief hinzu und sagte:

„Wohin, mein Herr?“

Der Kavallerist: Spazieren!

Der Wirt: Die Mamsell geht nicht spazieren!

Der Kavallerist: Warum denn nicht? Ich will sehen, wer's ihr wehren soll!

Der Wirt: Sie soll nun nicht! (Will sie wegreißen.)

Ein anderer Kavallerist: Kerl, reise! oder der Teufel soll dich frikassieren! (Schleudert ihn weg.)

Der Wirt setzte sein loses Maul fort, bekam aber derbe Rippenstöße; der Kavallerist und einige andere waren indes mit Jettchen abgefahren, und Meister Maquereau hatte das Nachsehen. Er sprach zwar viel von Räubereien, drohte mit Verklagen, aber wir lachten ihn nur aus, da er uns alle nur nach der Uniform, nicht aber nach dem Namen, ja nicht einmal nach der Kompanie kannte. Jettchen ging nach der Neustadt zu einer alten Frau, mit der sie bekannt war, und begab sich hernach, wie ich gehört habe, zu den ihrigen nach Schwedt. Vielleicht ist sie auf den Weg der Tugend zurückgekehrt, und dann haben wir ein gutes Werk getan.

Um den reumütigen Mädchen es unmöglich zu machen, ihr schändliches Gewerbe zu verlassen, so sorgen die Wirte dafür, daß sie immer viel von ihnen zu fordern haben. Der Wirt schafft der Unglücklichen Kleider, Wäsche, Putz, beköstigt sie und gibt ihr Quar-

tier; alles rechnet er übermäßig teuer an, so daß das Mädchen nimmermehr bezahlen kann. Ihren Verdienst teilt er obendrein mit ihr, und läßt ihr nur eine Kleinigkeit, welche das zu Leckereien verwöhnte Mädchen in lauter Kuchen und Zuckerwerk vernascht. So müssen denn die Kreaturen bleiben, bis entweder der Wirt selbst sie fortjagt oder bis sie entwischen oder irgend ein Liebhaber sie auslöst. Zu wünschen wäre es immer, daß die Berliner Polizei hier angemessene Gegenanstalten träfe, um einer Unglücklichen das Laster nicht wider Willen zur Zwangspflicht werden zu lassen.

Im Durchschnitt sind diese Mädchen unverschämte Nickel, die gar nichts von Anstand und Delikatesse wissen. Schamlose Worte begleiten alle ihre Reden, und durch schändliche Gebärden wiegeln sie die tierische Lüsternheit nur noch frivoler auf. Dabei können sie saufen, sogar Branntwein, wie die Packknechte. Kommt jemand in so ein Haus, so greift ihn gleich die erste beste an, nennt ihn »lieber Junge«, duzt ihn und fordert sogleich, daß er ihr Wein, Schokolade, Kaffee, Branntwein und Kuchen geben lasse; und das alles ist in diesen Häusern noch einmal so schlecht als anderswo, und doch noch einmal so teuer. Nun kommt es darauf an, ob der angehaltene Mosjeh so galant ist, daß er dem Nymphchen willfahrt oder nicht. Im ersteren Fall bleibt das Mädchen bei ihm, streichelt ihm die Backen, nennt ihn allerliebst, bis ihre Viktualien verzehrt sind oder jemand anders sie zu einem ernstlicheren Geschäft auffordert. Im andern Fall trollt sich das Kreatürchen gleich und sucht eine willfährigere Gesellschaft. Und

auf diese letztere Weise kann man ganz ungestört in einem Bordell sitzen, seine Pfeife rauchen und dem Spektakel zusehen, ohne daß man nötig habe, der niedern Wollust zu frönen oder etwa mehr als das, was man selbst verzehrt, zu bezahlen.

Es wird überhaupt in Berlin gar nicht für anstößig oder schändlich gehalten, in ein Bordell zu gehen. Viele, selbst angesehene, Ehemänner gehen dahin, und kein Mensch, selbst ihre Weiber, nehmen ihnen das nicht übel. Man weiß, daß der Zehnte bloß aus Neugierde hingeht oder zum Zeitvertreib.

Während der Zeit, da sich die fremden Regimenter in Berlin aufhielten, standen viele Bordelle den Soldaten offen, wohin sonst bloß Vornehmere zu kommen pflegen. Ob das vielleicht Achtung für die Fremden war? Die Mädchen selbst waren so höflich, ihren Preis auf die Hälfte herabzusetzen; wo man sonst zwölf Groschen zahlen mußte, zahlte man jetzt nur sechs, doch ohne den Pudergroschen mitzurechnen.

Von den berlinischen Straßennymphen gibt es eine große Anzahl; man heißt sie schlechthin »Straßenmenscher«, »Kurantmenscher« u. dgl. Sie schwärmen trotz der scharfen Aufsicht die ganze Nacht auf den Gassen, teils einzeln, teils haufenweise, herum und sehen zu, wer ihnen für den Genuß schmutzigen Vergnügens einige Groschen zollen will. Ich bin einigemal Augenzeuge von Auftritten gewesen, worüber ich errötete. — Die Gesellschaftsmamsellen, welche ganz einzeln für sich wohnen und dann und wann für Geld und gute Worte sich von schmucken jungen Leuten besuchen lassen, habe ich nicht kennen gelernt. — Aber nun mag's genug sein!

Im Anfang des Julius marschierten wir an einem Montag aus Berlin auf Frankfurt zu. Das Land hier ist sehr sandig und unfruchtbar, die Leute sind größtenteils arm. Sie heißen nach der berlinischen Sprache die »Sandmärker«.

Gern hätte ich die Universität zu Frankfurt an der Oder näher kennen gelernt; allein wir gingen die Stadt nur eben durch, und da ließ sich freilich wenig bemerken. Ich sah zwar einige Studenten auf der Straße, die alle recht artig gekleidet gingen und gar nicht renommistisch aussahen; ich schloß daher, daß der Komment auf dieser Universität jetzt auch sehr verfeinert sei. Allein nach meiner Zurückkunft nach Halle sprach ich mit einigen, die sonst in Frankfurt studiert hatten, und diese Herren beschrieben mir den Frankfurter Ton als sehr roh, viel roher, als er in Halle ist.

An der Oder betrachtete ich die Säule, welche dem vortrefflichen Herzog Leopold von Braunschweig errichtet ist *, und fühlte recht lebendig, daß dieser edle Fürst eines schöneren Todes starb, als mancher Held, der hunderttausend unschuldige Menschen auf die Schlachtbank führt, und endlich auf Trümmern der Menschheit im Triumph als Sieger einherschreitet, uneingedenk des schönen Lessingschen Spruches: „Was Menschenblut kostet, ist Menschenblut nicht wert!“ — dann sich hinlegt und stirbt und nun aus widervernünftiger Verwöhnung ein Mausoleum erhält. Wahrlich, Leopold hat die Ehrensäule mit größerem Recht verdient!

* Der Prinz ertrank bei dem Versuch, einen Soldaten aus der Oder zu retten. P.

Zu Trebbin, einem Dorfe unweit Frankfurt, konnte ich das Feld überschauen, wo vorzeiten Friedrich II. die ungebetenen Gäste, die Russen, teils zusammengehauen, teils in die Oder gejagt hat. Mein Wirt hatte dieser Menschenschlächterei beigewohnt und konnte vielerlei Partikularitäten davon erzählen. Er sprach von den Russen sehr erniedrigend und führte viele Beispiele von Grausamkeiten an, welche sie in jenen Gegenden verübt hätten. Sie pflegten, um nur eins anzuführen, die Haare der Weiber und Mädchen um ihre Säbel zu wickeln, hernach die armen Geschöpfe vermittelst des Säbels an der Erde zu befestigen und auf diese Art ihre viehische Wollust ungestörter zu stillen. Die russischen Offiziere erlaubten das alles und lachten über die Klagen des gedrückten Landmanns. Aber so soll auch ihre Schande fortdauern bis an den jüngsten Tag. Der Feind sei immerhin Feind, nur vergesse er die Menschlichkeit nicht, und man wird ihn loben und ehren!

In Dittersbach bei Sagan standen wir, das zweite Bataillon, bei welchem ich mich befand, vierzehn Tage still. Dies verursachte der Reichenbacher Kongreß, von dessen Ausgang Krieg und Frieden nun abhing. Unsere Leute disputierten täglich bis zum Zanken und zu Grobheiten, ob Leopold nachgeben oder den Krieg fortsetzen würde. Sie wurden oft aufeinander so erbittert, daß sie sich mit Schlägen drohten. Ich sah dergleichen Auftritte gern, sie erinnerten mich an die Zänkereien und die Spektakel der älteren und neueren Theologen und Philosophen, welche oft über Dinge disputierten, die kein Mensch bejahend oder verneinend entscheiden kann.

Hier in Dittersbach machte ich mich mit der Landesart bekannt, und ich muß mit Erlaubnis der Herren Schlesier bekennen, daß ich wenig Genugtuung gefunden habe. Ganze Strecken recht guten Landes lagen öde, und niemand konnte sich entsinnen, daß je ein Pflug darauf gekommen wäre. Der Gartenbau taugt vollends nichts, wenigstens auf den Dörfern nicht. Die Leute sehnen sich nicht einmal nach Gartenfrüchten: sie essen jahraus jahrein ihre Knödel, d. h. Mehl wird in Wasser gerührt, sehr schwach gesalzen, zu länglichen Stücken geformt, und in bloßem Wasser gesotten. Das sind schlesische Knödel, welche noch obendrein ohne Schmelze gegessen werden. Außerdem haben sie ihre Suppe, bloßes Mehl mit Salz und Wasser, selten mit Milch, und sind damit zufrieden. Es gibt Familien, die das ganze Jahr hindurch auch nicht ein Lot Fleisch essen. An Einschlachten und an Geräuchertes ist gar nicht zu denken, ich meine immer: auf den Dörfern, denn in schlesische Städte bin ich nicht gekommen. Die Tracht oder Kleidung dieser Leute ist sehr einfach und zeugt von der Armut der meisten. Fast alle beklagten sich, daß sie kaum so viel erwerben könnten, als hinreicht, die Abgaben an den König und den Edelmann zu entrichten: woher nun Kost und Kleidung!

Der schlesische Landmann ist in allem Betracht ein Sklave. Die königlichen Abgaben, hörte ich mehrere sagen, wollten sie gerne geben, wenn sie nur von der Tyrannei des Adels befreit wären. Der größte Teil des Adels tyrannisiert zwar allerorten, wo er nur kann, und sieht die Landsleute als Geschöpfe an, die aus einer ganz anderen Masse gebildet sind, als der

gnädige Junker. Aber nirgends ist die adelige Tyrannei ärger als in Schlesien, da können die Herren Unmenschen so recht nach Herzenslust die armen Untertanen scheren. Der Bauer da muß seinem Edelmann oder Gutsherrn arbeiten, so oft und viel er es verlangt, und was der Edelmann ihm dafür erstattet, ist der Rede nicht wert. Widersetzt sich der Bauer, so läßt ihn der Junker einsperren. Ein Bauer wollte seinen Sohn zu einem edelmännischen Amtmann qualifizieren lassen, und bediente sich dabei in vollem Ernst des Ausdrucks, er sollte ein Bauernschinder werden. — Und so fädelt man Volksaufstand ein!

Wenn also Schlesien auch gleich ein recht gutes und fruchtbares Land ist, so ist doch der Wohlstand der arbeitenden Klasse, vornehmlich auf dem Lande, sehr gering, und die armen gedrückten Leute sehen leider das Unnatürliche noch nicht ein, was Hofrat Schlözer darin findet: „daß ein hochwohlgeborner Schwachkopf und Faulenzer von dem Verstand und der Arbeit hundert gescheiter und arbeitsamer Leute leben solle". — An Holz haben die Leute freilich einen Ueberfluß, gehen aber damit so unsparsam um, daß es eine Schande ist. Um eine Wassersuppe zu kochen, verbrennt der Schlesier so viel Holz, als man in Halle braucht, eine ganze Mahlzeit zuzurichten. Den ganzen Tag brennt da das Feuer auf dem Herde, damit, wenn ja einem einfällt, etwas anzusetzen, er nicht nötig habe, erst Feuer anzumachen. Die Leute brauchen dreimal täglich warmes Wasser für das Vieh; da nun das Wasser in Ofenschiffen gewärmt wird, so werden die Stuben in diesem Lande täglich wenigstens dreimal

geheizt. Ich konnte in solchen Stuben gar nicht bleiben, ebensowenig meine Kameraden; die Einwohner aber rührte das gar nicht. Wenn also überhaupt, wie man sagt, diese Nation von etwas schwachem Geiste ist, so mag das ewige Heizen der Stuben vielleicht ebensoviel dazu beitragen, wie der despotische Druck ihrer Gutsherren.

In Kleinigkeiten sind die Schlesier erfinderisch. So sah ich in Sprottau eine Wiege, welche durch ein Triebrad vom Wasser in Bewegung gehalten wurde. Ich habe noch mehr Raritäten von der Art bemerkt, die aber keineswegs Beweise für die Kultur eines Landes sind.

Zwanzigstes Kapitel.

Friede. — Rückmarsch nach Berlin. — Gespräch mit Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels. — Wieder in Berlin. — Widmung eines französisch geschriebenen Auszugs aus meinem Tagebuch an Herzog Friedrich. — Krankheit. — Ein energischer Feldscherer. — Rückkehr nach Halle. — Moralische Besserung. — Ein Wort über meine Selbstbiographie. — »Da steht nun Laukhard, wie er leibt und lebt.« — Auf Wiedersehen!

Endlich tat der Reichenbacher Kongreß seine Wirkung; es war Friede, und wir erhielten Befehl, zurückzumarschieren. Ich bin nicht imstande, die Freude zu beschreiben, welche den größten Teil unserer Soldaten auf einmal beseelte. Sie gebärdeten sich wie die Kinder, wenn sie ein hübsches Geschenk erhalten haben. Nur wenige sahen es nicht gern, daß der Spektakel ein Ende haben sollte; diese wünschten sich ihren alten Fritze zurück: Der, meinten sie, würde kein Ungemach gescheut haben, würde entweder ganz ruhig zu

Hause geblieben oder in Böhmen vorgedrungen sein, solange, bis die Türken von selbst Frieden erhalten hatten; viel Blut würde es auch nicht gekostet haben, Oesterreich wäre schon zu schwach, um nicht den Ueberrest von Schlesien gern freiwillig abzutreten, die Kriegskosten zu ersetzen und sich wenigstens in vierzig Jahren die Lust nicht wieder ankommen zu lassen, Europa in Krieg zu verwickeln und so auf Kosten anderer im trüben für sich zu fischen. Mir schien es aber doch, daß unser gutmütiger König sich bei diesem Feldzug doppelten Ruhm erworben habe. Es gehört doch wahrlich etwas mehr dazu, als eine kaufmännische Seele, um die Kosten zur Mobilisierung der Armee nicht zu achten, Verzicht auf Eroberungen zu tun, und da dem Feinde selbst die Hand zum Frieden zu bieten, wo es etwas Kleines gewesen wäre, ihn durch Krieg vollends aufzureiben. Und so war unser liberaler König in meinen Augen doppelt groß.

Wir nahmen bis Sagan beinahe denselben Rückweg, worauf wir hingezogen waren; doch kamen wir auf anderen Dörfern ins Quartier: Das Obst fing an, zu reifen, und der vollste Baum war oft in einer halben Stunde leer. Die Soldaten machen es einmal nicht anders. Die Landleute schienen uns auch gewogener zu sein auf dem Rückweg, als auf dem Hinmarsch, ob ich gleich überhaupt sagen muß, daß die Schlesier eben keine großen Freunde von den Preußen und der preußischen Regierung sind. Von Sagan gingen wir durch die Lausitz nach Berlin. Vor Sagan ist das ganze Leiden Christi in steinernen Figuren abgebildet und auf eine Viertelmeile in Stationen verteilt — ohne

Zweifel zur größeren Erbauung des hartgedrückten Landmannes. Sorau war die erste sächsische Stadt, wo wir Nachtquartier hatten; hier war der Abstand zwischen Schlesien und der Lausitz auffallend sichtbar. Es muß doch viel Fehler in der Niedergeschlagenheit der schlesischen Landleute und der daher entstehenden Schlaffheit zur Industrie liegen. Wer zur Schadloshaltung sich dumpf in die Ewigkeit hinein brütet, der ist nicht fürs Zeitliche.

In Leskow ließ uns der Herzog Friedrich von Braunschweig, unser Generalissimus, die Patronen abnehmen, und sie auf der Spree nach Berlin schiffen. Das war ein großer Vorteil, den uns der väterliche Fürst verschaffte, denn nun marschierten wir weit leichter als zuvor.

Nicht weit von Berlin hatte ich selbst das Glück, diesem edlen Herrn persönlich bekannt zu werden. Ich halte diesen Vorfall für einen der schönsten meines Lebens — mit Recht!* Es ging so zu:

In Guben, einer hübschen, sächsischen Stadt, speisten unsere sämtlichen Offiziere beim Generalissimus. Unter anderem fiel das Gespräch auf die verschiedenen Subjekte, welche sich manchmal bei den Soldaten einfänden. Der Herzog selbst erzählte, daß er einmal zu gleicher

* Laukhard hat dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, Herzog von Oels, den Ersten Teil seiner Lebensgeschichte gewidmet. Eine Anzahl sehr interessanter und drolliger Anekdoten über den jovialen und fein gebildeten Prinzen finden sich in Thiébaults Memoiren, die unter dem Titel »Friedrich der Große und sein Hof«, von Heinrich Conrad bearbeitet, ebenfalls im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart erschienen sind. P.

Zeit drei Geistliche von drei Religionen bei seinem Regimente gehabt hätte — einen Lutheraner, einen Reformierten und einen Katholiken, der Kapuziner gewesen war. Das hatte meinem Hauptmann, Herrn von Mandelsloh, Gelegenheit gegeben, dem Herzog zu sagen, daß bei seiner Kompanie sich ein Magister befände, der vorzeiten in Halle Kollegia gelesen hätte. Diese Nachricht war dem Herzog aufgefallen, und er hatte geäußert, daß er mich sprechen wolle.

Er kam an einem Morgen wirklich an die Kompanie geritten mit dem Generalleutnant von Kalkstein. Ich trat aus, und Herzog Friedrich redete mich sehr herablassend an, wie er allerlei Gutes von mir gehört hätte und nun mich sprechen wolle. Er fragte hierauf bald nach diesem, bald nach jenem, und spaßte nach seiner ihm ganz besonders eigenen witzigen Art über mancherlei. Unter anderem fragte er mich, ob ich Theologie studiert hätte, und als ich dies bejahte, lächelte er und sagte: „Siehe da, so sind wir ja alle drei Pfaffen: ich als Dompropst, Sie, Alter (zum Generalleutnant Kalkstein), als Domherr, und Laukhard da als theologischer Gelehrter. Nun, nun! die Pfaffen sollen leben, die uns gleichen und es mit dem Vaterland und dem Könige gut meinen! (zu mir:) Nicht wahr, mein Freund?"

Er hatte von meinem Tagebuch gehört und befahl mir, ihm einen Auszug daraus in Berlin selbst zu überbringen. Er forderte zwar das Tagebuch selbst; allein, so gern ich's gleich hingegeben hätte, war es doch nicht so eingerichtet, daß es den Händen eines solchen Fürsten hätte können überliefert werden.

Ich sprach beinahe eine halbe Meile mit dem Herzog, indem ich immer neben ihm herging und auf der anderen Seite den Generalleutnant von Kalkstein hatte. Endlich kamen wir an ein Dorf, und wir mußten uns trennen. „Leb' Er wohl, mein Lieber," sagte der Herzog, „und in Berlin sehen wir uns wieder. Aber daß Er's ja nicht vergißt, mich zu besuchen! Ich bin Soldat: also sans façon!" Darauf ritt er vorwärts, und sein Stallmeister überreichte mir in seinem Namen ein Goldstück. Da stand ich, und das menschenfreundliche Betragen des herrlichen Fürsten hatte mich so entzückt, daß ich vor Freude denen, die jetzt mit mir sprechen wollten, kaum antworten konnte.

Wahrlich, ich weiß es recht wohl, daß Fürsten Menschen sind wie wir; aber wenn der Mensch durch Tugenden und Vorzüge des Geistes sich der Gottheit nähern kann, welche Ehrfurcht verdient ein Fürst, der bei allen Reizen zum Stolz, zur Despotie und zur Härte, mitten im Haufen der Schmeichler Mut genug hat, Mensch zu bleiben und seine wohltätigen menschenfreundlichen Gesinnungen nicht nur andere fühlen zu lassen, sondern auch an den Freuden anderer selbst Vergnügen zu finden.

In Berlin waren unsere Quartiere ebenso elend als das erstemal, fielen uns aber jetzt, da es schon anfing, unfreundliches Wetter zu werden, weit beschwerlicher. Wir brachten volle fünf Wochen hier zu, und da begegnete uns gar manches.

Meine neue Wohnung stand zwischen zwei Bordellen in der Behrenstraße; auf der einen Seite war

Madame Lindemann, auf der anderen eine andere stille Wirtschaft, die man die »Diamantene Schnalle« nannte.

Ein Bursche von der Kompanie hatte gerade gegenüber sein Quartier, auch in einem Bordelle. Man muß wissen, daß jenes ganze Viertel fast aus lauter Bordellen besteht, und daher das Hurenviertel genannt wird; es begreift die Behren-, Französische und Kanonierstraße in sich. Der Bursche stand abends vor der Tür, als ein Kanonierleutnant kam und in dieses Stramhaus — so nannten die Soldaten diese Häuser in Berlin — gehen wollte. Er fragte den Burschen, was er da stünde, und ohne seine Antwort abzuwarten, hieß er ihn alsobald reisen. Der Bursche erwiderte, daß hier sein Quartier sei, und daß er sich da nicht wegjagen lasse. Das verdroß den Herrn Offizier so sehr, daß er nach dem Degen griff und Gerstenberg, so hieß der Soldat, damit schlug. Gerstenberg sprang fort und verklagte den Offizier, dessen Name ihm bekannt geworden war. Herr von Mandelsloh meldete die Sache an den Obristen der Kanoniere, und da mußte der Herr Leutnant sich mit dem Soldaten abfinden und ihm Abbitte tun. So war es auch schon recht! Die Herren würden sonst denken, der Soldat sei bloß da, sich von ihren närrischen Grillen hudeln zu lassen!

An dem Aufsatz für Herzog Friedrich arbeitete ich fleißig. Ich setzte alles französisch auf, hätte es aber gern durch einen andern abschreiben lassen, wenn er mir nicht ausdrücklich befohlen hätte, alles selbst zu schreiben; denn als ich mich unter anderm entschuldigte: ich könnte mein Tagebuch wegen meiner unleserlichen

Hand nicht überreichen, sagte der Fürst: „Ich kann alle Hände lesen; was Er in Berlin für mich aufsetzt, muß Er auch selbst schreiben.“ Wie sehr bedaure ich, daß ich in meiner Jugend nicht habe lernen schön schreiben. — Mein Aufsatz enthielt einen kleinen Abriß meiner Schicksale, und dann einige Anmerkungen über den Schlesischen Feldzug. Ich gab ihm den Titel: »Extrait du Journal d'un Mousquetaire Prussien, fait dans la Campagne de 1790«. Nebenbei machte ich ein lateinisches Carmen auf den Herzog; denn ich wußte, daß er an der lateinischen Poesie Vergnügen fand und selbst ganz artige Gedichte in dieser für die Poeterei gewiß recht schicklichen Sprache gemacht hatte. Nachdem ich fertig war — ich verschob dieses Geschäft absichtlich bis kurz vor unserem Auszug aus Berlin, um nicht zudringlich zu scheinen —, meldete ich meinem Kapitän, daß ich dem Herzog einen Aufsatz überreichen wollte. Dieser gab mir den Unteroffizier Schäffer mit. Der dachte, weil er Unteroffizier wäre, müßte er natürlich bei dem Herrn eher zur Sprache kommen als ich; er ermahnte mich daher, ja nicht eher zu reden, als bis er fertig wäre, das schicke sich nicht anders. — O tempora, o mores! dacht' ich und zuckte die Achseln über die Präsumtion dieses Herrn Unteroffiziers.

Als wir das Palais des Herzogs erreicht hatten, kam dieser eben von der Parade. Er erkannte mich sogleich, kam auf mich zu und sagte: „Ah, da ist ja mein Gelehrter!“, reichte mir die Hand, wünschte mir guten Morgen und fragte: „Hat Er den Aufsatz fertig?“ Ich übergab meine Papiere. „Nun gut,“ fuhr er fort, „in einem Augenblick sprechen wir uns weiter.“ So-

fort trat er in sein Zimmer, aber nach einigen Minuten ließ er mich hereinrufen. „Ich habe," sagte er, „schon etwas gelesen; es gefällt mir. Wenn Er künftig etwas Gutes macht, schicke Er mir's!" Diese Huld des edlen Fürsten machte mir Mut, und ich konnte nun unbefangen mit dem würdigsten Enkel Heinrichs des Löwen, des größten deutschen Helden, weitersprechen. Unsere Unterredung war nicht kurz. Endlich sagte Friedrich: „Hier, mein Freund, ein Zehrpfennig nach Halle. Gott stehe Ihm bei und erhalte Ihn gesund!" Ich empfahl mich dem Fürsten zu Gnaden, er aber erwiderte: „Meine Gunst ist Ihm gewiß: sei Er ein braver Mann, und dann rechne Er auf mich; ich werde Ihn niemals vergessen."

Den letzten Tag ward ich in Berlin krank; ich marschierte aber doch noch den ersten Marsch mit. Allein in Detow zeigte sich's, daß ich eine Art von Halsbräune hatte. Diese hätte sehr gefährlich werden können, wenn mir der Feldscherer nicht in vier Tagen siebenmal zur Ader gelassen und häufige Injektionen gemacht hätte. Den heroischen Aderlässen dieses Herrn verdanke ich, daß ich damals nicht erstickt bin. Erst vier Tage hernach konnte ich wieder schlucken und reden. Wie abgemattet ich von dem vielen Aderlassen werde geworden sein, kann man denken, wenn man dazu nimmt, daß ich innerhalb fünf Tagen keinen Bissen Nahrung zu mir nehmen konnte.

Unser Weg führte uns durch Wittenberg; der Ton der dortigen Studenten ist nicht gar sehr von dem der Knoten unterschieden; selbst ihre Kleidung ist ziemlich knotenmäßig. Sie treten einher, wie Leute ohne Erziehung, und sitzen den ganzen Tag in den Bierkneipen,

wo sie ihren Guggut trinken und Tabak qualmen, bis keiner den anderen mehr sieht. Der Fleiß der Herren Wittenberger soll sehr klein sein. So viel im Vorbeigehen von Wittenberg.

In Halle mußte ich nun freilich meine Stunden wieder annehmen, und diejenigen Scholaren, welche von meinen vorigen noch da waren, nahmen meinen Unterricht auch gleich wieder an. Zu diesen erhielt ich bald noch mehrere. Ich kann mich rühmen, daß ich jetzt in meinem Stundengeben weit regelmäßiger gewesen bin, als sonst. Allein ich war ja auch in meinem Betragen, in meiner Aufführung selbst, viel regelmäßiger und ordentlicher geworden. Der Trunk, meine bisherige häßliche Leidenschaft, hatte bei mir um ein merkliches abgenommen. Die freundschaftlichen Winke und die Unterredungen des Herrn Bispink hatten meine moralische Empfänglichkeit geweckt, und mich zu mehr Reflexion über mich und die Folgen meiner Handlungen angeschärft. Hierzu kam der Feldzug, der auch nicht wenig zu meiner wirklichen moralischen Besserung beitrug. Ich lernte immer selbst nachdenken und fand, daß das Unglück, ich meine das moralische Unglück, die Verstimmung der moralischen Saiten, der fatale Mißklang der inneren Gefühlsnerven und was davon in meinem Aeußern abhing, bloß in meinem Leichtsinn und in meinem schwärmenden Wesen zu suchen war. Aus Bosheit hatte ich wahrlich nie gefehlt.

So beschäftigte ich mich auf eine sehr anständige Art, und meine Herren Scholaren fanden Genüge und behandelten mich sehr freundlich. Gaben sie mir gleich

keine reichlichen Honorare, so bekam ich doch soviel, daß ich ziemlich auskommen konnte. Alle Gelage konnte ich indessen nicht ganz meiden, und wer würde das fordern; ich konnte nicht immer ungestört zu Hause arbeiten; also ging ich zuzeiten und gehe noch auf den »Keller« oder in eine andere honette Gesellschaft, wo ich Leute antreffe, die nicht alle Augenblicke den »lieben Gott«, das »liebe himmlische Väterchen« u. dgl. im Munde führen, oder die sich nicht um alle Stadtmärlein, um alle Freiereien, Schlägereien, Saufereien u. dgl. bekümmern. Auf dem Keller finde ich fast immer Leute, mit denen man ein gescheites Wort sprechen und sich anständig, auch lehrreich, unterhalten kann. Aber die niedrigen Kneipen, die »Knochenkammer« und andere heillose Löcher, vermeide ich schon seit langer Zeit.

Hätte ich nur auch noch das Glück haben können, mir den Beifall und die Achtung des Herrn D. Semler durch meine Besserung ganz wieder zu erwerben! Allein der edle Mann starb im Frühling 1791. Auch ich habe an diesem großen Manne viel, viel verloren. Er hat es gewiß recht gut mit mir gemeint, hat mich gern retten wollen, und hat meine Kenntnisse beträchtlich vermehrt. Ich bin ihm also Dank schuldig, und meine Verehrung gegen ihn wird erst dann aufhören, wenn die feine Modifikation meiner Seele, die jetzt »Denken« heißt, sich verändern und in eine andere Form übergehen wird. Daß diese aber länger dauern wird als die gröbere Organisation meines Körpers, davon bin ich überzeugt.

Im vergangenen Winter (1791) gab Herr Bis-

vink die Bücherverlagsverbindung auf, in der er seit 1788 mit Herrn Franke gestanden war. Ich entdeckte ihm in seiner neuen Lage mein Vorhaben, meine Lebensgeschichte zu schreiben, und zeigte ihm den Plan an, den ich befolgen wollte; er billigte ihn und versprach, den Verlag davon selbst zu übernehmen. Ich fing also an zu arbeiten, und gegenwärtiges Werkchen kam trotz der Exerzierzeit in vier Monaten zustande.* Ob es dabei dem Publikum nun auch das sein werde, was ich gern wollte, daß es sein möchte, muß erst die Zeit lehren.

Nun steht mir ein harter Stand vor, indem unser Regiment bestimmt ist, mit an den Rhein zu gehen, um die Inkursionen zu verhindern, womit die Neufranken dem Kaiser gedroht haben. Ich fühle schon im voraus, daß ich da manche unangenehme Stunde haben werde, allein es ist meine Pflicht, sie zu übernehmen, und was Pflicht ist, muß einem nie als böse vorkommen.

Uebrigens habe ich den besten Vorsatz, immer nach mehr moralischer Besserung zu streben, und wenn nicht noch ganz gut zu werden, doch der moralischen Vollkommenheit so nahe zu kommen, als es mir möglich ist. Ich habe doch gefunden, daß man, so man nur will, manche Unart ablegen kann; warum sollte ich mit der Zeit nicht alles wieder gut machen, was die lange Uebung in Possen und Ausschweifungen verdorben hat!

Sollten meine lieben Leser kein Mißfallen an meiner

* Die 2 Bände dieser I. Abteilung umfassen im Original 57 Druckbogen; also eine ganz gute Leistung für vier Monate. P.

Biographie finden, sollte diese vielleicht ihrer Aufmerksamkeit und ihres Beifalls nicht ganz unwürdig sein, so werde ich ihnen, wenn ich lebe, mit der Zeit die Folge meiner Begebenheiten darlegen.

Außerdem habe ich mir vorgenommen, ein Tagebuch auf dem bevorstehenden Marsch zu halten. Finde ich viel Merkwürdiges, so teile ich dereinst einen Auszug daraus mit.

Ich schrieb für die akademische Jugend vorzüglich, daher die eigene Art von Anlage, Ausführung und Tun: alles rasch, vieles studentisiert, burschikos und einiges gar renommistisch. Irren würde gewiß der, welcher aus dem allen folgern wollte, daß ich noch immer Behagen an meinen Verirrungen finden müßte. Du lieber Gott! Behagen an dem, was mich unglücklich gemacht hat. O, im Gegenteil, es war keine Kleinigkeit, da im Studententon zu schildern, wo gepreßter Kummer mein Herz oft zerriß und mich zuweilen, vorzüglich bei Nachrichten über meinen biederen edlen Vater, nötigte, die Feder hinzulegen, um mein Inneres zu lüften. Es ist etwas Schreckliches um ein Gespenst in der Seele!

Vielleicht finden einige in meiner Biographie manches als überflüssig, ja einiges gar als schädlich; hierher rechne ich meine Bubenstreiche, die Eulerkappereien und Erzählungen von ähnlicher Art. Ich stellte sie aber hin, um mich ganz zu zeigen, und dann, um Leuten, die immer das Alte loben, das Neue herabsetzen, den ehemaligen Studententon anzugeben, und ihnen dadurch das Bekenntnis abzunötigen: Nein, so

toll treiben's doch jetzt die Studenten nicht mehr! Heutzutage sind sie wirklich zivilisiert. Wem indes das nicht behagt oder wem meine Gründe dafür nicht genug tun, und der also den gekünstelten Laukhard lieber hätte haben mögen, als den natürlichen, den bedaure ich geniert zu haben, und bitte ihn bei seiner Delikatesse und Präzision um Verzeihung. „Nicht immer," sagt Herr Schiller im Vorbericht zum Ersten Teil seiner »Kleineren prosaischen Schriften«, „ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt; zuweilen gewinnt sie ihn bloß durch charakteristische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart." Ein Schiller bin ich nun freilich nicht!

Da steht nun Laukhard, wie er leibt und lebt, von vorzeiten und von jetzt, so individualisiert von innen und von außen, nach Anlage, Ausführung, Folge — Grundsätzen, Maximen, Gesinnungen, Handlungen, Sprache — so, daß in der Galerie der Menschen noch keiner sich ihm gleich hingestellt hat! Begaffe und begucke ihn denn jetzt, wer da will und kann! Mitleiden erregen wollte er nicht; nur ein wenig warnen, zurückscheuchen und — bessern!

Und so, meine teuersten Leser, leben Sie wohl und gönnen Sie mir's, wenn mein moralischer und ökonomischer Zustand sich bessert! Nach dem Feldzuge sprechen wir uns vielleicht wieder.

Ende des Ersten Bandes.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Erinnerungen der Kaiserin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben

Neu herausgegeben von G. Kuntze

343 Seiten, mit 4 Porträts

Preis geh. M. 6.—; in Lwd. geb. M. 7.—; in Halbfranz M. 8.—

7. Auflage.

Die Memoiren enthalten des Interessanten genug, um ein Dutzend Romanbände damit zu füllen. Ja, es liest sich direkt wie ein Roman, wie ein ganz unglaublicher Roman jener Sorte, die sonst über die Hintertreppen geschmuggelt zu werden pflegt, was diese Fürstin von sich und ihrer Umgebung in ihrem Geheimbuche berichtet. — — — Dies Memoirenbuch ist ein kulturhistorisches Dokument, das mit einer Klarheit wie kaum ein zweites die halbwilden russischen Zustände des 18. Jahrhunderts beleuchtet.

Rudolf Herzog in den Berliner Neuest. Nachrichten.

Diese unzweifelhaft von der Hand der Kaiserin herrührenden Aufzeichnungen sind in ihrer Art ein klassisches Erzeugnis ihrer Gattung: ein menschliches Dokument, das die Entwicklung eines jungen, dürftigen, deutschen Prinzeßchens zur Amoureuse größten Stils und zu einem der mächtigsten Monarchen, die je auf Europens Thronen gesessen haben, ungefähr mit derselben Aufrichtigkeit schildert, die die Lebensbeichte des Bürgers von Genf weltberühmt gemacht hat.

Bühne und Welt.

Ein seltsam naives und aufregendes Buch, ein offenherziges Bekenntnis — — — — ein beinahe lasterhaftes Buch und doch ein Buch, das uns die geistige Größe einer Frau voll erfassen läßt: ein solches Buch sind die „Erinnerungen“ der Kaiserin Katharina, der „nordischen Semiramis“.

Bohemia, Prag.

Wer heute die Memoiren Katharinas liest, wer die Entwicklung ihrer Persönlichkeit unter dem Zwang der Verhältnisse begreift, wird bewundernd und erschüttert vor diesem gewaltigen Leben stehen.

Neue Hamburger Zeitung.

Memoirenbibliothek

II. Serie Band 15

Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale

II

Alle Rechte, auch das Übersetzungsrecht
dieser Bearbeitung, vorbehalten.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Magister

F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale

Von ihm selbst beschrieben

Deutsche und französische Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert

Bearbeitet von

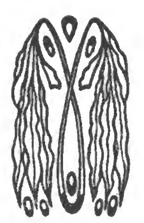
Dr. Viktor Petersen

Einleitung von Paul Holzhausen

Band II

Vierte unveränderte Auflage

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1908



Erstes Kapitel.

Ausmarsch in den französischen Feldzug 1792. — Der Abschied von Halle. — Koblenz. — Wozu es gut ist, wenn man Latein kann. — Schlechte Meinung der Koblenzer von den Preußen. — Güte des Herzogs Friedrich von Braunschweig gegen mich. — Das Manifest des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. — Die Herren Emigranten. — Anmaßung der Franzosen. — Verschwendung. — Unsittlichkeit. — Spione. — Ausweisung der Emigranten aus Koblenz.

Ich schloß den ersten Teil meiner Lebensbeschreibung mit der Nachricht, daß ich bestimmt wäre, mit dem Thaddenschen Regiment und mit den übrigen preußischen Truppen den berühmten und berüchtigten Feldzug gegen die Neufranken mitzumachen; was ich nun seit jener Zeit, oder seit dem Frühling 1792 bis auf meine Zurückkunft nach Halle im Herbst 1795, Merkwürdiges mitgemacht und erfahren habe, soll den Inhalt der Fortsetzung meiner Lebensgeschichte ausmachen.

Es war wirklich schade, daß ich auf dem endlich im Ernst angetretenen Wege zu einer regelmäßigeren und konsequenteren Lebensart durch den Feldzug aufgehalten und allen Verführungen zu einem wüsten Leben, das mit Feldzügen allemal verknüpft ist, wieder preisgegeben wurde. So wollte es aber das Schicksal.

Niemand ist dem Eigenlob mehr feind als ich; ich fühle zu sehr meine eigene Unwürdigkeit und weiß, wie viel ich von der Achtung anderer durch meine ehemalige Lebensart habe verlieren müssen. Ja, ich sehe das Bestreben, diese Achtung mir wieder ganz zu erwerben, beinahe als einen Versuch an, das Unmögliche möglich zu machen. Mein Individuum ist indes immer das Geringste, was dieses Werk dem Publikum interessant machen soll. Ich war Zuschauer und Mitakteur, obgleich einer der geringsten, wenngleich nicht gerade einer der kurzsichtigsten, auf einem Theater, worauf eine der merkwürdigsten Tragikomödien unseres Jahrhunderts aufgeführt worden ist. Freilich haben andere da auch mit zugesehen, aber da jeder seine eigene Art, zu sehen und zu bemerken, hat, so will ich das, was ich gesehen und wie ich es gesehen habe, nun herерzählen.

Mein Abschied aus Halle hat mir sehr wehe getan. Ich trennte mich zwar nicht, wie die meisten Soldaten, von einer Frau, oder, was noch weher tun soll, von einem Mädchen, aber ich verließ Freunde, welche es wahrlich gut mit mir meinten und die ihre Freundschaft mir so oft und so tätig bewiesen hatten.

Ich hatte mich mit allem Nötigen, insofern ein Tornister es fassen kann, hinlänglich versehen, und durch die Bemühungen des wackeren Bispink war meine Börse in gutem Stande.

Den letzten Abend, es war den 13. Junius 1792, brachte ich in Gesellschaft einiger anderen Bekannten noch recht vergnügt bei Herrn Bispink zu. Ueber die Kirschsuppe, die mir damals als mein Leibessen Ma-

dame Bispink vorsetzte, haben hernach unsere königlichen Prinzen, denen ich davon erzählte, mehrmals mit mir gespaßt.

Morgens, den 14. Junius, zog unser Regiment von Halle aus; es schwebten allerlei Empfindungen auf den Gesichtern der Soldaten, die wenigsten zogen freudig davon, doch ließen nur wenige Tränen erblicken; und die, welche ja nasse Augen sehen ließen, wurden von ihren Nachbarn bestraft, die es für unanständig halten wollten, daß der Soldat weine.

Wir kamen den 9. Juli 1793 in Koblenz an, und hier hörte die Art von Subsistenz auf, welche wir bis dahin genossen hatten; denn bis hierhin waren wir von Bürger und Bauer ernährt worden und hatten kein Kommißbrot erhalten, jetzt aber erhielten wir dieses und mußten für unsere Subsistenz von nun an selbst sorgen.

Ich und noch drei Mann wurden in ein Haus einquartiert, worin weder Tisch, noch Stuhl, noch Bank zu sehen war; der Hausherr war gestorben, und dessen Erben wohnten weit von Koblenz. Es war also unmöglich, dazubleiben. Ich lief zum Hauptmann, und dieser wirkte uns einen Zettel aus, nach welchem wir in ein Benediktinernonnenkloster verlegt wurden.

Hier war es nun ganz erträglich, und nachdem ich mir durch mein bissel Latein die Gunst des Klosterökonomen erworben hatte, reichte er mir vom echten Moselwein mehr, als ich verlangte, wenn er ihn gleich den übrigen sehr sparsam mitteilte. „Pecus hauriat undam," sagte er, „sed doctus vinum." Oder: „Vinum

da docto, laïco de flumine cocto" — ganz nach der Kirchenökonomie der katholischen Geistlichkeit, bei welcher pecus und laicus dem doctus und clericus gegenüberstehet.

Da unsere Leute nicht so viel Geld hatten, wie die französischen Emigranten, so konnten sie nicht so viel verschleudern als diese, und wir waren daher bei den eigennützigen Koblenzern gar niedrig angeschrieben; die Leute sagten uns unverhohlen, wir wären schroffe, garstige Preußen und hätten die französische Eleganz ganz und gar nicht. Ein Kaufmann, in dessen Laden ich mich über die schlechte Beschaffenheit seines Tabaks beschwerte, sagte mir gerade heraus, die Emigranten rauchten beinahe gar nicht, sonst würden die Koblenzer für guten Tabak gewiß gesorgt haben; dieser da sei für die deutschen Völker vollkommen gut. Die hätten ohnehin nicht viel wegzuwerfen und könnten den teuren Tabak nicht bezahlen.

Ich hatte mich über diese und andere Impertinenzen der Koblenzer eines Tages sehr geärgert, als ich bei meiner Nachhausekunft alle Ursache fand, meine muntere Laune zurückzurufen. Der Herzog Friedrich von Braunschweig, jetzt regierender Fürst zu Oels, hatte für gut gefunden, mir auf einen lateinischen Brief gleichfalls lateinisch zu antworten. Diesen Brief fand ich in meinem Quartier, und war über die edlen Gesinnungen des Fürsten beinahe außer mir. Der Herzog versicherte mich nebenher, daß man mir den ganzen Feldzug hindurch auf seine Veranstaltung doppelte Löhnung reichen würde, und diese habe ich auch bis zu meinem Uebergang nach Frankreich im Herbst 1793 richtig bezogen.

Hier ließ nun auch der Herzog Ferdinand von Braunschweig, als Generalissimus der vereinigten Armeen, jenes Manifest an die Bewohner Frankreichs ausgehen, welches so viel Lärmen weit und breit erregt, den Politikern so reichen und mannigfachen Stoff zu Räsonnieren und Deräsonnieren geliefert hat, und eine der Hauptursachen geworden ist an dem Verfall des Königtums in Frankreich, an dem Unglück der preußischen Armee und an dem Tode des unglücklichen Louis Capet und seiner Familie.* — Ich enthalte mich

* Das Manifest, das ankündigte, daß der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen die Absicht hegten, der Anarchie in Frankreich ein Ende zu machen, die gegen Thron und Altar gerichteten Angriffe zu hemmen, die gesetzliche Gewalt wieder zu errichten, dem König seine Freiheit und Sicherheit, deren man ihn beraubt habe, wiederzugeben und seine rechtmäßige Herrschaft wiederherzustellen, enthielt folgende Stellen:

„Die Einwohner der Städte, Flecken und Stellen, die es wagen, sich gegen die Truppen Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestät zu verteidigen und auf dieselben zu schießen, sollen auf der Stelle nach der Strenge des Kriegsrechts bestraft und ihre Häuser eingerissen und verbrannt werden."

„Ihre Kaiserl. und Königl. Majestäten machen alle Beamten bei ihrem Kopfe nach Kriegsrecht und ohne Hoffnung auf Pardon für alle Ereignisse verantwortlich. Ferner erklären sie auf Ihr kaiserliches und königliches Wort, daß, wenn das Schloß der Tuilerien angegriffen wird oder Ihren Majestäten von Frankreich die kleinste Unbill widerfährt, oder nicht auf der Stelle für ihre Freiheit und Sicherheit gesorgt wird, sie eine exemplarische, auf ewige Zeiten unvergeßliche Rache nehmen . . . werden."

Das Volk von Paris empfand den Inhalt und mehr noch den Ton des Manifestes als blutige Beleidigung. Am 10. August erstürmte es die Tuilerien und warf den Thron der alten Bourbonen-Dynastie in den Staub. P.

aller Anmerkungen über diese Schrift, denn ich bin kein Politiker, kein Aristokrat, kein Demokrat. Aber selbst in unserem Heere wurden viele Bedenken dagegen ausgesprochen; manche fanden den Ton darin zu derbe und die Aeußerungen des Verfassers zu voreilig. Uebrigens ist noch nicht ausgemacht, wer der eigentliche Verfasser davon sei. Der Ton und die Denkungsart Calonnes ist mehr als zu sichtbar darin. Was für Meinungen über die Entstehung und die Absicht dieser berüchtigten Schrift zu meiner Zeit in Frankreich kursierten, werde ich an Ort und Stelle anbringen. Der Gang der Zeit wird noch mehr darüber aufhellen. Bis dahin bleibt es auf Rechnung des Herzogs von Braunschweig. Ein Fürst von so viel Einsicht und Ruhm hätte niemals einwilligen können, daß etwas unter seinem Namen vor aller Welt diplomatisch kursiere, das er nicht von Wort zu Wort geprüft und gebilligt hätte.

In Koblenz bin ich mit einer großen Menge von den ausgewanderten Franzosen so genau bekannt geworden, daß ich mich nicht enthalten kann, ihnen einen längeren Abschnitt zu widmen; dieses schändliche und schreckliche Ungeziefer kann noch immer nicht genug an den Pranger gestellt werden.

Diejenigen Deutschen, welche diesen Auswurf der Menschheit zur Zeit ihres sardanapalischen Hochlebens nicht gesehen haben, können sich ihre damalige Impertinenz leicht vorstellen, wenn sie nur als Impertinenz die betrachten, mit der ein Ludwig XVIII. samt Konsorten durch wiederholte unsinnige Manifeste und

Proklamationen dem gesunden Menschenverstande jetzt noch immer Trotz bieten, auch nachdem alle Hoffnung für sie verschwunden und sie selbst aufs äußerste gedemütigt und verächtlich geworden sind. Noch jetzt sind diese ci-devant abgeschmackten Großsprecher voll Dünkel und dummer Rachsucht.

Wie tief muß diesen elenden Hofinsekten der alte diplomatische Hofschlamm ankleben, und wie verpestet muß die Luft ehedem um sie gewesen sein, da sie es jetzt noch immer ist! Die härtesten Schläge des Schicksals haben ihre adligen Halbseelen noch immer nicht zur Besinnung bringen können, und so wandern sie wie verdammte Scheusale zur exemplarischen Belehrung für alle die, welche, auf Vorrechte des Standes gestützt, die Rechte der Menschheit ihrer usurpierten Konvenienz aufopfern, und alles wie Sklaven behandeln möchten, was nicht zum Hof, zum Adel oder zur Söldnerei gehört.

Vielleicht meinen einige meiner Leser, daß man doch nun der Emigranten schonen müsse, da sie, von der ganzen Welt verlassen, die Strafe ihrer rachsüchtigen oder leichtgläubigen Entweichung aus ihrem Vaterlande nur gar zu sehr fühlen; allein, so wahr und ehrwürdig das alles für jeden Unglücklichen im allgemeinen ist, ja auch für manchen Emigrierten im besonderen, so wahr ist es auch, daß die Häupter der Emigrierten und deren erster tätiger Anhang durchaus es nicht verdienen, unter dieser menschenfreundlichen Bemerkung mitbegriffen zu werden.

Unser General hatte uns zwar verbieten lassen, mit den Emigranten zu sprechen oder uns sonst mit

ihnen einzulassen; er glaubte nämlich, diese gesetzlosen Herren möchten durch ihr Geld unsere Leute zur Desertion auffordern und sie unter ihr Korps verleiten, welches einige damals schon die französische Spitzbubenarmee nannten. Das hatten die Herren auch schon getan, und manchen, sogar von den trierischen Soldaten, zu sich herangekirrt.

Ich ging aber doch schon den ersten Tag in ein Weinhaus, wo Franzosen ihr Wesen trieben, und ließ mich in ein Gespräch mit ihnen ein. Aber abgeschmacktere Großsprecher habe ich mein Tage nicht gefunden, und ich kann es noch immer nicht spitz kriegen, wie irgendein Deutscher für solche Franzosen einige Achtung hat haben können! Diese elenden Menschen verachteten uns Deutsche mit unserer Sprache und unseren Sitten ärger, als irgendein Türk die Christen verachtet. Im Wirtshaus machte die Haustochter beim Aufwarten ein Versehen; und — sacrée garce d'allemande (verfluchter deutscher Nickel), chienne d'allemande, bête d'allemande, con de garce d'allemande waren die Ehrentitel, die diese sacrés bougres d'émigrés uns Deutschen anhängten. Unsere Sprache verstanden sie nicht und mochten sie auch nicht lernen: sie nannten sie jargon de cheval, de cochons — Pferde- und Schweinesprache!

Ich sagte einmal bei Gelegenheit einer schönen Tabaksdose, daß ich nicht Geschmack genug hätte, um von dem darauf gemalten Porträt zu urteilen.

„Que dites-vous, monsieur!" erwiderte ein Emigrant; „c'est assez que de savoir le français, pour avoir le goût juste: un homme qui sait notre langue

ne peut jamais manquer d'esprit." Das war doch ein sehr anmaßliches Kompliment!

Die Emigranten hatten damals Geld noch vollauf, und folglich die Mittel, sich alles zu verschaffen, was sie gelüstete. Aber sie haben's auch toll genug verschleudert! Die kostbarsten Speisen und der edelste Wein, der bei ihren Bacchanalen den Fußboden herabfloß, waren für sie nicht kostbar und edel genug. Für einen welschen Hahn zahlten sie fünf große Taler ohne Bedenken. Mancher Küchenzettel, nicht eben eines Prinzen oder Grafen, sondern manches simpeln Edelmanns, kostete oft vier, fünf und mehr Karolins*. Die Leute schienen es ganz darauf anzulegen, brav Geld zu zersplittern; sie zahlten gerade hin, was man verlangte. Ich sagte einmal zu einem, daß er etwas zu teuer bezahlte. „Le Français ne rabat pas," (der Franzose handelt nicht ab), erwiderte er und gab sein Geld.

Die Emigranten waren alle lustige Brüder und Windbeutel von der ersten Klasse. Den ganzen Tag schäkerten sie auf der Straße herum, sangen, hüpften und tanzten, daß es eine Lust war anzusehen. Sie gingen alle prächtig gekleidet und trugen schreckliche Säbel. Die Säbel wurden größtenteils in Koblenz verfertigt, und so hatten die dasigen Schwertfeger Arbeit und Verdienst genug.

Unter den Emigrierten gab es jedoch einige, welche sich mit ihrem Emigrieren übereilt hatten und gerne zurück gewesen wären, wenn es ohne Gefahr und mit

* Ein Karolin war zirka $6^1/_2$ Taler. P.

Ehren hätte geschehen können. Dahin gehörte in Koblenz besonders der ehemalige französische Gesandte, Graf von Vergennes, welcher die heimlichen Anstalten zu seiner Rückkehr nach Frankreich endlich bloß darum aufgab, weil man ihm seine Privilegien weigerte. Ich habe den Bedienten dieses Grafen oft gesprochen und einen Mann an ihm gefunden, welcher von den neufränkischen Angelegenheiten weit richtiger urteilte, als alle Häupter und Unterstützer der Emigrierten.

Unter anderen vernünftigen Aeußerungen dieses Mannes war auch die, daß nicht alle Ausgewanderten willig und frei ihr Vaterland verlassen hätten. „Stellen Sie sich," sagte er, „an die Stelle des Edelmanns oder des Geistlichen, und fragen Sie sich selbst, was Sie unter ähnlichen Umständen hätten tun können oder wollen? Die Prinzen, ein Condé, ein Artois, ein Monsieur fordern den Adel auf, auszuwandern, um die armée contrerévolutionnaire formieren zu helfen. Sie sprechen von einem Einverständnis des Hofes mit den Hauptmächten Europas, und schildern die Wiederherstellung der alten Verfassung durch deren Hilfe für gewiß. Sie erklären alle, welche sich weigern, hieran teilzunehmen, als infam, als Verräter an dem Throne und bedrohen sie mit den schrecklichsten Strafen. Was soll der Adlige nun tun, zumal der im Dienste des Hofes? Bleibt er zurück und gelingt das, was ihm als so leicht ausführbar geschildert wird, so wird er ein Opfer der Rache, wird als ein Feind des Monarchen entweder gefänglich eingezogen, seines Standes, seines Postens und seiner Güter fiskalisch beraubt oder über die Grenze gejagt; und er, wie seine Familie, ist be-

schimpft, arm und dem Schicksal preisgegeben. Dies Verhältnis hat wirklich sehr viele Adlige angetrieben, ihr Vaterland zu verlassen, und zwar solche, welche sonst immer bereit gewesen wären, zu bleiben und auf die Vorrechte ihrer Geburt Verzicht zu tun. — Mit den Geistlichen hatte es eben diese Bewandtnis. Ein Geistlicher, der im Lande bleiben wollte, mußte der Nation den Eid der Treue ablegen. Aber schon dieser Eid machte, daß er von den rechtgläubigen Katholiken, deren es anfänglich noch immer sehr viele gab, als ein widerrechtlicher unregelmäßiger Priester angesehen wurde, dessen geistliche Verrichtungen man als gotteslästerliche Handlungen betrachtet, und sie selbst als Gottesschänder gemieden und, je nachdem unser Staatslos gefallen wäre, exemplarisch bestraft hätte."

So dieser sachkundige Mann.

Daß die französischen Adligen schon lange die Blutegel gewesen waren, welche ihren Landsleuten das Blut aussaugten und eine ihren Regenten, auch dem allerschwächsten, wie einem Louis XV., so getreue und bis zum Enthusiasmus ergebene Nation endlich in Harnisch jagten, und folglich die Revolution gewaltsam herbeizogen — ist klar am Tage und bedarf keines Beweises.

Nun rannten diese elenden Menschen aus ihrem Lande und posaunten in der ganzen Welt herum aus: Frankreichs Verfassung sei zugrunde gerichtet, in Frankreich herrsche Anarchie, und wenn nicht alle Monarchen hälfen, hier Einhalt tun, so stände ihnen das nämliche bevor. Dadurch nun, daß die Emigranten die allerlügenhaftesten Vorstellungen von der Lage ihres

Vaterlandes verbreiteten, sind sie eigentlich die rechten Stifter, die rechte fax und tuba des fürchterlichen Krieges und aller seiner greuelvollen Folgen geworden. Man hat ihnen, leider, auf die unverantwortlichste Art geglaubt.

Von dem greulichen Sittenverderben, welches die Emigrierten in Deutschland gestiftet haben, bin ich auch Zeuge geworden. „Hier in Koblenz," sagte ein ehrlicher alter Trierscher Unteroffizier, „gibt's vom zwölften Jahr an keine Jungfer mehr; die verfluchten Franzosen haben hier weit und breit alles so zusammengekirrt, daß es Sünde und Schande ist."

Das befand sich auch in der Tat so; alle Mädchen und alle noch etwas brauchbaren Weiber, selbst viele alte Betschwestern nicht ausgenommen, waren vor lauter Liebelei unausstehlich.

Gerade gegen dem Kloster über, wo ich im Quartier lag, war ein Weinhaus, dessen drei Töchter die Franzosen haufenweise an sich zogen. Ich ging eines Tages mit einem Emigranten auch hinein; da saßen die drei Hausnymphen den Franzosen auf dem Schoß und hörten ihren unsauberen Reden mit dem größten Vergnügen zu. Bald hernach fanden sich noch mehr Dirnen ein, und es ging da wenigstens so arg her, als in der »Talgfabrike« oder »Tranpulle« in Berlin wohl nimmer: man ging ab mit den Menschern und kam mit ihnen zurück, mir nichts, dir nichts. — Mein Begleiter, der ohne Zweifel glaubte, daß ich kein Geld hätte, um eine Buhldirne für ihr Verdienst zu begnügen, erbot sich, dreißig Sous für mich zu bezahlen;

denn mehr, meinte er, würde eine solche Mamsell von einem pauvren Prüssien doch nicht verlangen. Der Ausdruck »pauvre Prussien« würde mich im Munde eines Emigrierten sehr geärgert haben, aber wegen seiner Gutmütigkeit lachte ich darüber und nahm das Anerbieten nicht an.

Die Mädchen in Koblenz reichten nicht hin für die Emigranten und für die daselbst hernach häufig durchziehenden deutschen Völker: es kam daher von weit und breit viel Gesindel zusammen und teilte mit den Koblenzerinnen ihre verdienstliche Arbeit. Anfänglich gingen die lockeren Tierchen schlecht gekleidet, warfen sich aber, durch die Freigebigkeit der Franzosen, bald ins Zeug, und erhöhten hernach auch, wie billig, den Preis ihrer Reize, welche zwar an innerer Konsistenz durch den starken Gebrauch sehr verloren hatten, doch aber immer mit besseren Lappen ausstaffiert wurden.

So wie in Koblenz hatten die Emigrierten es an allen Orten gemacht, wohin sie nur gekommen waren. Der ganze Rheinstrom von Basel bis Köln ist von diesem Auswurf des Menschengeschlechts vergiftet und verpestet, und die Spuren der greulichen Zerrüttung in den Sitten werden in jenen unglücklichen Gegenden noch lange erschrecken. Die infame Krankheit, welche man schon in den Rheingegenden »Emigrantengalanterie« nennt, ist allgemein und allen Ständen mitgeteilt. Hätte auch jeder ausgewanderte Franzose ganze Kasten voll Gold mit nach Deutschland gebracht, so wäre das doch lange kein Ersatz für das Elend, worin sie unsere deutschen Weiber und Mädchen, und durch diese einen

so großen Teil unserer lüsternen Jugend gestürzt haben. Man gehe nur an den Rhein und frage, und man wird über die Antwort erstaunen und erschrecken. Schon allein in Koblenz fand man über siebenhundert infizierte Weibspersonen, als man ihnen nachher unentgeltliche Heilung anbot.

Obgleich die Emigranten alle schrecklich bramarbasierten und ganz impertinent enthusiastisch für ihren König, ihren Adel und ihre Pfafferei sprachen, so merkte man doch bald, daß manche gute »Patrioten« unter ihnen herumschlichen. Wie konnte dies auch anders sein! Es war ja so leicht, die Gänge der Emigranten auszuspähen und die Nationalversammlung darüber zu belehren. Dieser Gedanke mußte schon den einen und den andern von den Patrioten anreizen, sich unter die wahren Emigranten zu mischen, und durch Ausspähung ihrer donquichottischen Anstalten dem Vaterland zu nützen.

Als der Herzog von Braunschweig inne ward, was er leicht voraus hätte sehen können, daß sich unter den Aristokraten Patrioten aufhielten, befahl er, niemanden in Koblenz ein- oder auszulassen, ohne einen Paß, entweder vom französischen Kommandeur oder vom preußischen General Courbière. Allein dieses half wenig: denn Pässe waren bald nachgemacht. Man griff daher zu anderen Mitteln und ließ alle zu Koblenz befindlichen Emigranten namentlich aufschreiben. Ich habe dieses Geschäft einige Male mitverrichtet. Die Emigranten gaben zwar, weil es einmal so sein mußte, ihre und ihrer Weiber und Töchter Namen an; allein

sie wurden über dieses Aufschreiben als etwas, das sie erniedrige, sehr erbost.

Das Aufzeichnen der Namen war auch fruchtlos, also befahl der Herzog, daß sich alle Emigranten, ihre Kranken allein ausgenommen, sofort aus Koblenz und allen Orten, wo Preußen wären, wegbegeben sollten. Einen ähnlichen Befehl gab auch der Kurfürst von Trier, aber der Befehl von diesem hätte ohne den des Herzogs wenig gefruchtet.

Der ernstliche Befehl des Herzogs machte gleichfalls viel Bewegung unter den Emigranten; aber vergebens. Selbst die Herren Koblenzer wollten es höchst unbillig finden, daß man so viel brave, um das Trierland (durch ihre Verschwendung) so wohlverdiente Leute fortjagen wollte. Die Emigranten schwuren hoch und teuer, daß es höchst schimpflich sei, von den Preußen vertrieben zu werden, aber jetzt müsse man sich in die Zeit schicken. Nach langem Zaudern also — denn der Befehl des Herzogs wurde nicht stracks befolgt — zogen die Emigranten endlich aus Koblenz. Es waren ihrer mehrere tausend. Der Abzug geschah des Nachts, weil sie sich schämten, am hellen Tage eine Stadt zu verlassen, wo sie so lange den Meister gespielt hatten. Ihnen folgte vieles Lumpengesindel, besonders weiblichen Geschlechtes, nach. Sie nahmen ihren Weg nach Neuwied, Limburg, Bingen oder sonst wohin.

Man hätte denken sollen, die Koblenzer würden nach dem Abzuge der Franzosen höflicher gegen uns geworden sein; aber sie blieben grob, ja sie wurden noch gröber, denn sie sahen uns als die Ursache der Entfernung von Leuten an, die zwar ihre Weiber und

Töchter mit der venerischen Krankheit nach allen Graden angesteckt, aber zur Schadloshaltung doch brav Geld in die Stadt und in die umliegende Gegend geschleppt hatten.

Zweites Kapitel.

Eine Koblenzer Frau Potiphar. — Unverschämtheit der französischen Prinzen. — Unser Marketenderjude und seine Frau. — Abmarsch nach der Grenze. — Das Lager bei Trier. — Erste Ursachen der Ruhrseuche. — Die Emigrantenarmee. — Verfahren des französischen Generals Moncey gegen Spione. — Einmarsch in Frankreich. — Regen! — Rauben und Plündern. — Gemeine Vernichtungswut. — Warum ich mir auch ein Schaf nahm. — Marodierende Weiber. — Der Profos. — Früchte der »verteutschten« Deutschheit.

Ich persönlich befand mich in Koblenz ganz gut, und da ich meinem Hauptmann und anderen Offizieren als Dolmetscher diente, sobald man mit Franzosen zu tun hatte, so war ich von allen Diensten frei und konnte meine Zeit nach Wohlgefallen anwenden. Meistens saß ich bei Emigranten im Weinhaus, oder bei einem gewissen preußischen Feldjäger, der ein ganz heller Kopf und braver Mann war.

Eines Tages erlebte ich in Koblenz eine unerwartete Schnurre. Ich kam früh aus meinem Quartier und wollte aus einem Laden an der Moselbrücke Tabak holen. Eine Frau von wenigstens vierzig Jahren lag am Fenster und rief mir zu: Wohin, Mosjeh?

Ich: Tabak holen, Madam!

Sie: Ei, und das so eilig?

Ich: Allerdings, ich habe kein Korn mehr.

Sie: Kommen Sie doch ein wenig herein!

Ich tat's, um zu sehen, was Madam wollte, und da ging unser Gespräch in folgender Gestalt fort:

Sie: Haben Sie denn keinen Schatz zu Koblenz?

Ich: Bewahre mich der Himmel vor den Koblenzer Schätzen; die Menscher sind ja alle venerisch!

Sie: Das ist auch wahr; aber es gibt doch noch welche, die nicht so sind. Das können Sie mir glauben.

Ich: Jawohl; aber wer noch nicht ganz und gar des Teufels ist, hängt sich nicht an einen Soldaten.

Sie: Warum denn nicht? — Ich selbst bin keine Feindin von den Herren Preußen.

Ich stutzte, schaute der Dame ins Gesicht und bemerkte, daß sie beinahe keine Zähne mehr hatte, folglich physisch ebenso häßlich war, wie moralisch. Ich griff also nach der Tür und wollte fort, erhielt aber nicht eher die Erlaubnis dazu, als bis ich ihr versprochen hatte, noch denselben Tag zu ihr zurückzukommen. Ich hielt indes mein Wort nicht, erzählte aber den Vorfall einem Burschen von unserer Kompanie, der gleich nachher hinging, sie aufzusuchen, um die Stelle bei ihr einzunehmen, die sie mir zugedacht hatte. Der Bursche hat sich, wie er mir eingestand, recht gut dabei befunden. — So arg war die Delikatesse der Koblenzer Damen abgestumpft!

Ueberhaupt war es sehr leicht, bei den dortigen Damen und Mamsellen anzukommen; durch die Zügellosigkeit der Emigranten selbst zügellos geworden, trieben sie ihre Frechheit und Unverschämtheit ins Wilde. Eine Kaufmannstochter — ich meine das pockige Mädchen neben dem Barbarakloster — sagte ganz öffentlich, daß sie ihre Jungfernschaft für 6 Karo-

lins oder 39 Taler an einen Franzosen verkauft hätte; andere gestanden ebenso frei heraus, daß sie so und so viele Liebhaber unter den Franzosen zugleich gehabt hätten. — Nein, so verdorben waren die deutschen Mädchen sonst nie! — Doch genug davon.

Nach ungefähr zwölf Tagen rückten wir in ein Lager, eine Stunde von Koblenz, wo der König seine Armee musterte. Bei dieser Musterung äußerten die groben französischen Prinzen, daß diese Parade für Deutsche schon ganz gut sei. — Ich wundere mich, daß der Herzog von Braunschweig, gegen welchen der Graf von Provence so gesprochen, diesem Patron nicht auf der Stelle eine derbe Rückantwort gegeben hat; aber er strafte ihn nur mit Verachtung. Man sieht indes, wie hoch diese Leute sich und ihre Horde taxierten! Und doch waren eben sie es mit, um derenwillen wir uns zur Schlachtbank anschickten.

Ueber den geringen Aufwand, den der Herzog machte, räsonnierten die Emigranten auch nicht wenig. Sie meinten, er müsse ein sehr armer Teufel von Fürst sein, daß er nicht mehr aufgehen ließe. Aber so urteilten Menschen, denen weise Sparsamkeit ganz fremd war, und die ihr Lob und ihre Größe in der unsinnigsten Verschwendung suchten.

Der Marketender unseres Bataillons war ein Jude, der aber gar nicht anstand, am Schabbes Geld einzunehmen, Speck zu verhandeln, und was der Siebensachen mehr sind, die das Mosaische Gesetz den Juden untersagt. Dieser Jude aus Neuwied hat uns jämmer-

lich geprellt; ich sagte dem Schuft einmal so meine Meinung, daß er das Bier für 12 Kreuzer verkaufte, und gab ihm die Titel, welche er verdiente. Da lief er hin zum Herrn von Mandelsloh, meinem Hauptmann, fand aber kein Gehör, weil dieser brave Mann recht wohl wußte, daß der Jude ein abgefeimter Schuft war. Also überlief er gar den Obristen von Hunt, welcher mir denn befehlen ließ, den schuftigen Juden ferner nicht mehr Schuft zu heißen. Aber wie konnte ich wider die Wahrheit?

Unser Weg von Koblenz nach Trier war sehr beschwerlich; wir mußten über Berge und Täler, deren einige von unglaublicher Höhe und Tiefe sind. Die Sonnenhitze hat uns auf diesem Wege recht gemartert, aber desto angenehmer waren uns die vielen Röhrenbrunnen mit dem schönsten Wasser an der dortigen Chaussee.

Eine Stunde von Trier wurde unser Lager aufgeschlagen, nahe an der Mosel, da, wo die Saar in diesen Fluß einfällt. In ganz Deutschland, soweit ich wenigstens darin herum gewesen bin, gibt es wohl keine schönere Gegend, als da, wo unser Lager stand; aber leider machte die entsetzliche Hitze, daß wir den Anblick der schönen Natur beinahe gar nicht genießen konnten. Ich erinnere mich nicht, von der Sonne jemals mehr gebrannt worden zu sein, als damals; und wenn wir noch gutes Wasser gehabt hätten, so hätten wir die Leiden der Hitze mildern können. Aber da wurde alles Wasser zum Kochen und Trinken aus der Mosel geholt, und dieses war bis zum Ekel schlam-

mig und unrein. Das Wasser dieses Flusses ist an sich schon ein schlechtes, garstiges Wasser, und wurde durch das stete Pferdeschwemmen, das Baden und Waschen darin noch mehr verdorben. Man denke sich ein Wasser, worauf der Pferdemist überall herumschwimmt; worin die Soldaten haufenweise sich baden, und wo deren Weiber und Menscher die schmutzigen Hemden auswaschen. Solches Wasser kann niemand ohne Ekel trinken; und eben in dieser Sauferei, vermehrt durch jene entsetzliche Hitze, liegt wohl die erste Ursache von der fürchterlichen Ruhr, welche nachher so viele Menschen in der preußischen Armee weggerafft hat.

Die Emigranten hatten ihr Heldenheer nun auch zusammengestoppelt und vereinigten sich mit uns bei Trier. Wie stark sie wirklich gewesen sind, hat man nie mit Gewißheit sagen können; wenigstens haben sie sich immer stärker angegeben, als sie in der Tat waren. Sie selbst haben die Menge ihrer Leute wohl nie recht gewußt wegen des ewigen Ab- und Zulaufens. Schon bei Trier rissen ihre Soldaten haufenweise aus, und das nach Frankreich, wo man sie damals noch ohne weiteres aufnahm; nachher haben sie noch weit mehr verloren, endlich nach dem Rückzug aus Champagne verliefen sie sich beinahe ganz, so daß sie im Frühling 1793 wieder sozusagen von neuem errichtet werden mußten.

Gegen die Mitte des August brachen wir von Trier auf und lagerten uns nach einigen schweren Märschen in der Nähe der Stadt und Festung Luxemburg.

Bisher hatte man immer gehofft, das Manifest des Herzogs von Braunschweig würde eine gute Wir-

kung auf die Franzosen haben und uns der Mühe überheben, in ihr Land selbst einzudringen. Dieses war sozusagen die allgemeine Erwartung fast aller Offiziere und Soldaten; denn diese alle waren schon jetzt des Krieges müde.

Aber wie sehr sahen sich die guten Leute in ihren Erwartungen betrogen, als sie von der mächtigen Veränderung hörten, welche am 10. August mit dem Tuileriensturm in Paris vorgefallen war! Die Begebenheit dieses für Frankreichs und seines Königs Schicksal so merkwürdigen Tages zerstörte alle ihre Erwartungen, und nun hieß es: „Jetzt ist kein Mittel; wir müssen geradeswegs nach Paris marschieren! Die verfluchten Hunde, die Patrioten, müssen aufgehängt und gerädert werden." — Das war nun schon so gewiß, wie Amen in der Kirche, mir aber fielen dabei immer die Nürnberger ein, welche, wie man sagt, niemanden hängen, den sie nicht erst haben. —

Hier bei Luxemburg wurde ein Spion aufgehängt; man sagte, die Franzosen hätten ihn abgeschickt, um unsere Lager auszuspähen.

Ich habe über die Spione und deren Bestrafung so meine ganz eigenen Gedanken, und es kommt mir vor, als wenn das Gesetz, welches sie so geradewegs zum Strang verdammt, sehr ungerecht sei. Denn wenn man einen General, der sich aller Kriegsliste bedient, deswegen nicht für unehrlich und noch weniger für strangfähig erklärt, weil er durch List dem Feinde zu schaden trachtet — warum soll man einen armen Teufel aufknüpfen, der sich zur heimlichen Entdeckung der Absichten des Feindes bereden oder gebrauchen läßt? Man

muß alles nur so einrichten, daß kein Spion uns durch Entdeckung dessen, was er sieht oder hört, schaden könne, und dann hat die Spionerie keine bösen Folgen. Da gefällt mir der französische General Moncey, welcher die Neufranken in diesem Kriege gegen die Spanier anführte, besser. Als diesem zwei spanische Spione zugeführt wurden, sagte der edle Mann zu ihnen: „Hört, ihr Leute, ich könnte, wenn ich nach der gemeinen Art verfahren wollte, euch alle beide gleich hängen lassen; aber ich verachte einen Spion zu sehr, als daß ich denken sollte, aus seiner Hinrichtung Vorteil zu ziehen. Geht hin zu eurem General und sagt ihm, ich sei 32 000 Mann stark und erwartete bloß noch Verstärkung; sobald ich die würde erhalten haben, würde ich ihn angreifen, schlagen und dann Navarra erobern. Das sind meine Anschläge, welche euer General ohne Zweifel durch euch hat erfahren wollen. Nun könnt ihr sie ihm berichten und ihm noch sagen, wenn er künftig etwas von meinen Absichten wissen wolle, so dürfte er sich nur an mich wenden; ich wolle ihm allemal richtige Nachricht geben. Jetzt packt euch!" Ich glaube, daß der brave Moncey recht hatte, wenigstens handelte er edel, und es wäre schade, wenn diese edle Handlung vergessen würde.

Von Luxemburg bis an die französische Grenze hatten wir noch zwei Märsche, die aber gut gemessen waren. Wir plünderten unterwegs die Erbsen- und Kartoffeläcker, ob diese gleich noch im Kaiserlichen lagen, und rückten am 19. August 1792 über die Grenzen in Welschlothringen ein.

Daß man uns den Tag vor unserem Einmarsche

in Frankreich es noch erlaubte, die in der Nähe des Lagers befindlichen Aecker der österreichischen Untertanen, wenngleich ihr Landesherr mit uns verbündet war, auszuplündern, war mir eine seltsame Erscheinung. Ich erkundigte mich deshalb danach und erfuhr, daß die Bewohner jener Gegend neufränkisch gesinnt wären, ob sie gleich Untertanen des Kaisers seien, und da wäre es schon recht, daß man sie etwas züchtige und die Folgen des Krieges mitempfinden lasse. Die Angabe dieses Grundes schien mir damals nur so ersonnen, aber in der Folge habe ich gefunden, daß sie nur gar zu begründet war. Auch die Untertanen in diesen Gegenden litten vielen willkürlichen Druck, wie beinahe alle auf den Grenzen Frankreichs. Es war also natürlich, daß das Entgegenstreben dieses Landes sich zunächst auf alle die Grenznachbarn verbreitete, welche den Grund des allgemeinen Aufstandes in Frankreich durch eigene Erfahrung in ihrem Lande kennen gelernt hatten. Es konnte demnach nicht anders sein, als daß man auch ähnliche Wirkung da finden mußte, wo auch ähnliche Ursache vorausgegangen war. Und wer steht uns dafür, daß dies nicht noch weiter greifen wird? Den Krieg der neufränkischen Waffen kann man beendigen, aber nicht den Krieg ihres Systems; dieses hat so viel unversöhnliche Verbündete, als es despotisch Bedrückte und helle warme Menschenfreunde gibt, zumal in Ländern von Fürsten, welche es behaglicher finden, den Schlendrian als orientalischen und langobardischen Despotismus unbekümmert fortzusetzen, ohne die für ihr eigenes Interesse so wichtige Wahrheit einzusehen: daß kein Fürst groß, mächtig, sicher und glücklich sein kann,

wenn er nicht vernünftige Völker gerecht regiert.

Den Tag, an welchem wir in Frankreich einrückten, werde ich nicht vergessen, so lange mir die Augen aufstehen. Als wir früh aus unserem Lager aufbrachen, war das Wetter gelinde und gut, aber nach einem Marsch von zwei Meilen mußten wir Halt machen, um die Kavallerie und Artillerie vorzulassen, und während dieses Halts fing es an, jämmerlich zu regnen. Der Regen war kalt und durchdringend, so daß wir alle rack und steif wurden. Endlich brachen wir wieder auf und postierten uns neben einem Dorfe, das Brehain la ville hieß, eine gute Meile von der deutschen Grenze.

Der Regen währte ununterbrochen fort, und weil die Packpferde weit zurückgeblieben waren, indem sie wegen des gewaltig schlimmen Weges nicht voran konnten, so mußten wir unter freiem Himmel aushalten und uns bis auf die Haut durchnässen lassen. Da hätte man das Fluchen der Offiziere und Soldaten hören sollen!

Endlich wurde befohlen, daß man einstweilen für die Pferde fouragieren und aus den nächsten Dörfern Holz und Stroh holen sollte.

Das Getreide stand noch meistens im Felde, weil dieses Jahr wegen des anhaltenden Regens die Ernte später als gewöhnlich fiel. Das Fouragieren ging so recht nach Feindesart: man schnitt ab, riß aus, zertrat alles Getreide weit und breit, und machte eine Gegend, woraus acht bis zehn Dörfer ihre Nahrung auf ein ganzes Jahr ziehen sollten, in weniger als einer Stunde zur Wüstenei.

In den Dörfern ging es noch weit abscheulicher her. Das unserm Regiment zunächst liegende war das genannte Brehain la ville, ein schönes großes Dorf, worin ehedem ein sogenannter Bailli du Roi seine Residenz gehabt hatte. Um durch Laufen mich in Wärme zu setzen, lief ich mit vielen anderen auch nach diesem Dorf, wo wir Holz und Stroh holen sollten. Ehe aber diese Dinge genommen wurden, untersuchten die meisten erst die Häuser, und was sie da Anständiges vorfanden, nahmen sie mit, als: Leinwand, Kleider, Lebensmittel und andere Sachen, welche der Soldat entweder selbst brauchen oder doch an die Marketender verkaufen kann. Was dazu nicht diente, wurde zerschlagen oder sonst verdorben. So habe ich selbst gesehen, daß Soldaten vom Regiment Woldeck ganze Service von Porzellan im Pfarrhof und anderwärts zerschmissen; alles Töpferzeug hatte dasselbe Schicksal. Aufgebracht über diese Barbarei, stellte ich einen dieser Leute zur Rede, warum er einer armen Frau, trotz ihrem bitteren Weinen und Händeringen, das Geschirr zerschmissen und ihre Fenster eingeschlagen habe? Aber der unbesonnene wüste Kerl gab mir zur Antwort: „Was, Sakkerment, soll man denn hier schonen? Sind's nicht verfluchte Patrioten? Die Kerls sind ja eigentlich schuld, daß wir so viel ausstehen müssen!" Und damit ging's mit dem Ruinieren immer vorwärts. Ich schwieg und dachte so mein Eigenes über das Wort Patriot in dem Munde eines — Soldaten.

Die Männer aus diesen Dörfern hatten sich alle wegbegeben und bloß ihre Weiber zurückgelassen, vielleicht weil sie glaubten, daß diese den eindringenden

Feind eher besänftigen könnten. Aber der rohe Soldat hat eben nicht viel Achtung für das schöne Geschlecht überhaupt, zumal bei Feindseligkeiten, und es gibt wüste Teufel unter ihnen, welche einem Frauenzimmer allen Drang antun können, die aber vor jedem Mannsgesicht aus Feigheit gleich zu Kreuze kriechen. Ich habe davon einmal eine Probe gesehen bei Homburg an der Höhe in einem Dorfe. Es kam hier nämlich ein Offizier vom Regiment Hohenlohe in ein Haus, worein ich getreten war, um Wasser zu trinken. Mit dem größten Ungestüm forderte er Butter oder Käse, und als ihm das Mädchen versicherte, daß sie weder das eine noch das andere hätte, ward er grob und sagte: „Euer Haus sollte man euch anstecken, ihr verfluchtes Patriotengrob!" usw. Dies hörte des Mädchens Bruder vor der Türe, trat hinein und schaute dem Herrn Leutnant ins Gesicht: „Herr, was räsonniert Er da von Patriotengrob? Den Augenblick zur Tür hinaus, oder ich schwuppe Ihn hier herum, wie einen Tanzbär!" Dies sagte er, und der Herr Leutnant schob ab und sagte kein Wort. Mich hatte er nicht bemerkt, denn ich saß hinterm Ofen. Dies im Vorbeigehen.

Unsere Leute hatten auf den Dörfern die Schafhürden und Schweineställe geöffnet, und so sah man auf den Feldern viele Schafe und Schweine herumlaufen. Diese wurden, wie leicht zu denken steht, haufenweise aufgefangen und nach dem Lager geschleppt. Ich muß gestehen, daß ich mich auch unter den Haufen der Räuber mischte und ein Schaf nach meinem Zelte brachte; ich dachte: wenn du's nicht nimmst, so nimmt's ein anderer, oder es verläuft sich, und dieser Grund

bestimmte mich, an der allgemeinen Plünderei teilzunehmen. Der rechte Eigentümer, dachte ich ferner, gewinnt doch nichts, wenn ich auch sein Eigentum nicht berühre, ja, ich werde dann noch obendrein für einen Pinsel gehalten, der seinen Vorteil nicht zu benutzen wisse. Kurz, alle Imputabilität des Plünderns gehört, wie mich dünkt, für die Aufseher über die Disziplin und den Lebensunterhalt; diese haben zunächst alles zu verantworten.

Das Hammel- und Schweinefleisch wurde gekocht oder an den Säbel gesteckt und so in der Flamme gebraten, und hernach ohne Brot und ohne Salz verzehrt, denn das Brot war uns ausgegangen, und hier zum erstenmal fühlten wir Brotmangel, der uns nach dieser Zeit noch oft betroffen und bitter gequält hat.

Das Dorf Brehain la ville und alle anderen, in dessen Nähe, sahen bald aus wie Räuberhöhlen, selbst das Dorf nicht ausgenommen, worin unser König logierte.

Endlich, als es fast dunkel war, kamen die Zelte an, worin wir uns, durchnaß und überaus besudelt, niederlegten und auf dem nassen Boden und Stroh eine garstige Nacht hinbrachten. Die Bursche, welche auf der Wache waren, gingen des Nachts von ihrem Posten in die Dörfer auf Beute.

Das abscheuliche kältende Wetter und das schlechte nasse Lager hatten die Folge, daß schon am anderen Tage gar viele Soldaten zurück in die Spitäler gebracht werden mußten, weil sie das Fieber hatten und nicht mehr mitmarschieren konnten.

Die armen Leute in den Dörfern, die sich ihres

Auskommens nun auf lange Zeit beraubt sahen, schlugen die Hände zusammen und jammerten erbärmlich, aber unsere Leute ließen sich von dem Angstgeschrei der Elenden nicht rühren und lachten ihnen ins Gesicht oder schalten sie Patrioten und Spitzbuben.

Wegen des Plünderns hörte ich noch am nämlichen Tage zwei Offiziere — es war ein Kapitän und ein Major — dieses miteinander reden:

Major: Aber, bei Gott, es ist doch eine Schande, daß gleich am ersten Tage unseres Einmarsches solche Greuel verübt werden!

Kapitän: O, verzeihen Sie, Herr Obristwachtmeister, das ist eben unser Hauptvorteil, daß dies gleich geschieht.

Major: Nun, so lassen Sie hören, wie und warum.

Kapitän: Sehen Sie, das geht heute vor, und zwar etwas stark, ich gestehe es; aber nun macht das auch einen rechten Lärm in ganz Frankreich. Jeder spricht: So machen's die Preußen! So plündern die Preußen! So schlagen die Preußen den Leuten das Leder voll!

Major: Das ist eben das Schlimme, daß man nun so in ganz Frankreich herumschreien wird. Das wird uns wahrlich wenig Ehre machen.

Kapitän: Ei was Ehre! Es schreckt doch die Patrioten ab. Sie werden denken: machen's die Preußen schon am ersten Tage so, was werden sie noch tun, wenn sie weiter kommen? Da werden die Spitzbuben desto eher zum Kreuze kriechen.

Major: Meinen Sie? Nein, mein Lieber, es

wird die Nation erbittern und selbst die wider uns aufbringen, die es bisher noch gut mit uns gemeint haben. Und wirklich, das heißt doch nicht Wort halten!

Kapitän: Wieso, Herr Obristwachtmeister?

Major: Hat nicht der Herzog im neulichen Manifest den Franzosen versprochen, daß er als Freund kommen und bloß die Herstellung der inneren Ruhe zum Zwecke haben wolle? Das heißt aber schön als Freund kommen, wenn man die Dörfer ausplündert, die Felder abmäht, und Leuten, die uns nichts getan haben, das Fell ausgerbt. Pfui, pfui!

Kapitän: Das ist aber doch Kriegsmanier!

Major: Der Teufel hole diese Kriegsmanier! Ich sage und bleibe dabei: das heutige Benehmen der Truppen und ihr verdammtes Marodieren wird uns mehr schaden, als wenn wir eine Schlacht verloren hätten!

Kapitän: Herr Obristwachtmeister, innerhalb drei Wochen ist die ganze Patrioterei am Ende: in drei Wochen ist Frankreich ruhig, und wir haben Frieden. Wollen Sie wetten? Ich biete 10 Louisdor.

Major: Topp! wenn in drei Wochen Friede ist, so haben Sie gewonnen!

Der Hauptmann schlug ein — und zahlte hernach bei Luxemburg auf dem Rückzug 10 Louisdor!

Der Herzog erfuhr die Plündereien nicht so bald, als er sie gleich aufs schärfste untersagen ließ. Allein was half's! Anfangs folgte man, aber hernach, besonders auf dem Rückzug, ging's, trotz mancher exemplarischen Bestrafung, oft sehr arg.

Sogar Weiber ließen sich beigehen, in die Dörfer

zu laufen und da zu marodieren. Wir hatten nämlich einige solcher Kreaturen, größtenteils unverehelichte Menscher, welche sich an Soldaten gehängt hatten und so mitzogen; sie marodierten derb, und dies schon in den trierschen und luxemburgischen Dörfern und Feldern. Da befahl denn der Herzog, daß sie künftighin jedesmal von den Profosen der Regimenter geführt werden sollten.

Ein preußischer Profos ist aber eine gar traurige Personage; der kaiserliche Profos ist ein angesehener Mann, welchen die Soldaten und Offiziere ihren »Herrn Vater« heißen. So ein Profos hat auch gutes Traktament und artige Kleidung; hingegen ein preußischer ist gewöhnlich ein alter Invalide, der schlechten Sold erhält und eine ausgezeichnete Uniform trägt, grau mit grüner Garnitur, auch keinen Steckenjungen hat, der die Gefangenen schließe oder die Stecken und Ruten schneide u. dgl. Das muß der preußische Profos alles selbst tun. Daher ist er auch bei jedem Soldaten verachtet und verspottet; keiner trinkt mit ihm, und er darf sich nicht unterstehen, in ein Wirtshaus oder in eine Marketenderhütte zu kommen, wo Soldaten sind; sogar die Packknechte wollen den Profos nicht um sich leiden. Wenn man endlich weiß, daß auch die Packknechte von den Soldaten verachtet und bei jeder Gelegenheit mißhandelt werden, so kann man sich so ziemlich den Begriff machen, was der arme Profos bei den Preußen gelten müsse.

Die Weiber, oder vielmehr die Menscher der Armee, wollten nun schlechterdings das Kommando der Profose nicht anerkennen, und widersetzten sich ihnen

aufs tätigste, kurz, sie betrugen sich so, daß man genötigt war, das Kommando über sie einem Unteroffizier aufzutragen. Aber auch diese Anstalt ging bald wieder ein, und die Nickel marodierten wieder, wo und wie sie wollten.

So also trieben es unsere Soldaten, so auch deren Weiber und Menscher! Auftritte von schlimmer Art waren daher nicht selten, und ich werde nicht ermangeln, sie in der Folge gehörigen Orts anzubringen, damit man wisse, daß die Deutschen in Frankreich das erst taten, was die aufgebrachten Franzosen nachher in Deutschland dafür wieder taten. Hätten die meisten unserer deutschen Zeitungsschreiber, Journalisten und Almanachsschmierer das Betragen der Neufranken nach dem gleichartigen Betragen der Deutschen etwas kälter gewürdigt und sie anfänglich nicht immer wie blinde Kannibalen zu tief herabgesetzt, so hätten viele deutsche Fürsten, wie ihre Minister, wohl etwas heller dreingesehen, und hätten dann es gewiß nie so weit kommen lassen, daß sie meist flüchtig und nach dem Ruin ihrer Länder endlich sich genötigt sahen, unter jeder, auch noch so nachteiligen oder schimpflichen Bedingung in aller fürstlichen Herablassung und Blöße um Frieden gleichsam zu betteln bei denen, welche sie vorhin wer weiß wie tief verachteten. Und das waren dann die Früchte von der »verteutschten« Deutschheit.

Ich hasse zwar die französischen Räuber und ihre Barbareien in der Pfalz so sehr als nur einer, denn ich bin ja selbst ein Pfälzer; aber die Invasion und die Räubereien der Deutschen in Lothringen und in Champagne kann ich auch nicht loben. Man muß jedem

sein Recht widerfahren lassen, dem Deutschen und dem Franzosen, damit wir selbst billiger und toleranter werden und uns so gegenseitig desto eher wieder aussöhnen.

Drittes Kapitel.

Einnahme von Longwy. — Die Welschlothringer. — Das Landvolk und die Revolution. — Angst der Soldaten vor vergifteten Speisen. — Brunnenvergiftung. — Die Soldatenstrümpfe. — Uebergabe von Verdun. — Held Beaurepaire. — Die heilige Jungfrau von Verdun. — Präsident George von Varennes. — Die schöne Kaufmannsfrau. — Ein gefälliger Ehemann. — Beginn unseres Elends in der Champagne. — Das Drecklager. — Hunger, Nässe und Ungeziefer. — Die Ruhr.

Am 20. August hatten wir schönes Wetter, allein wir wurden doch erst gegen Abend völlig trocken, weil wir den Tag vorher gar zu naß geworden waren.

Der Herzog befahl, erst Brot herbeizuschaffen, ehe das Lager abgebrochen werden sollte, und dieses hinderte uns, früh aufzubrechen.

Als wir das Lager geräumt hatten, lag alles voll Schafshäuten und Kaldaunen von Schafen und Schweinen, welche den Tag vorher geschlachtet waren; ebenso voll Federn von den geraubten Hühnern und Gänsen.

An eben diesem Tage forderte der Herzog von Braunschweig mit einer nicht starken Avantgarde die Festung Longwy zur Uebergabe auf. Dieses Städtchen ist sehr artig gebaut und hat treffliche große Häuser und einige schöne öffentliche Gebäude. Die Befestigungswerke sind von dem berühmten Vauban. Longwy ist beträchtlicher als Verdun, ob es gleich viel kleiner ist.

Bei der ersten Aufforderung weigerte sich der Kommandant, das Städtchen aufzugeben. Als aber das grobe Feuern hinzukam, da drang die Bürgerschaft auf die Uebergabe, damit das Oertchen nicht ganz zerschossen werden möchte, und so kam diese Festung in die Hände der Preußen. Longwy hätte sich in der Zeit ohnehin schwerlich so lange halten können, bis Entsatz gekommen wäre. Die Uebergabe dieses Platzes und der Festung Verdun haben indes eigentlich viel Unglück über die deutschen Armeen verhängt, denn wären die Franzosen hier nur standhafter geblieben und hätten sie uns mehr dabei beschäftigt, so wären wir nicht so weit vorgedrungen und hätten wenigstens bessere Anstalten für unsere Erhaltung getroffen.

Die Emigrierten hatten unter anderm uns vorgeschwatzt, daß die Franzosen vor lauter politischem Trubel den Ackerbau fast gar nicht mehr betrieben. Daß aber dieses eine offenbare Lüge war, habe ich selbst bald gesehen, wie alle unsere Leute. Das ganze Land in Lothringen und im kleinen Ländchen Clermontois, ja sogar in der armen unfruchtbaren Champagne, zeigte das Gegenteil. Der Ackerbau blühte hier sichtbar, die Gärten waren gut angelegt, und die Dörfer verrieten den Fleiß und den Wohlstand ihrer Bewohner.

Ich habe mich mit Lothringern mehrmals unterhalten und mit Vergnügen vernommen, daß sie durch die Revolution von jeder Seite durchaus gewonnen hätten. Die schrecklichen Abgaben, sagten sie, wären nicht mehr; jetzt könnten sie auch an sich denken, bauen, anderen aushelfen, ihres Lebens wie ihrer Arbeit froh

werden, einen Notpfennig ersparen. Die vielen Akzisen hätten aufgehört, das grobe Wild verwüstete ihre Fruchtfelder nicht weiter, kurz, sie fühlten jetzt, daß sie Menschen wären und nicht mehr Sklaven des Edelmanns und der Priester usw. usw.

Man muß, dünkt mich, bei einer Revolution nicht die vornehmen Kasten der Städter, noch weniger die Kaufleute, Juden, Wucherer, besoldeten Gelehrten und Dienstleute, am allerwenigsten diejenigen fragen, welche bloß vom alten System, von den Vorurteilen, dem Aberglauben und von dem Luxus der Nation sich zu nähren vorher gewohnt waren. Diese Leute sind alle nicht in der Lage, einen richtigen Begriff von der Staatsänderung anzugeben, denn sie haben dabei verloren, und ihr Verlust hindert sie, den Gewinn des Ganzen gehörig zu würdigen. Man frage den Landmann, den Handwerker, der nötige Sachen macht, kurz, die erwerbende Klasse, nicht die verzehrende, nicht den Höfling, den Priester, den Friseur oder das Modemädchen, und man wird von der Revolution richtiger urteilen lernen. Dabei aber denke man ja beständig, daß man eine Revolution vor Augen habe, und daß bei einer Revolution, besonders wenn sie von allen Seiten her durch in- und ausländische Angriffe bestürmt wird, gar viel Abscheuliches und Grausiges vorfallen müsse. Dies nebenher!

Ich weiß nicht, wer anders als das alte barbarische Vorurteil, seinem Feinde alles mögliche Böse zuzufügen, und die übertriebene Furcht, dieses vom Feinde bewerkstelligt zu sehen, das Gerücht vom Vergiften

auch während dieses Krieges verbreitet haben mag. Mehr als einmal habe ich es bei uns äußern hören, und sah sehr viele sich ängstlich darnach richten. Daß es bei dem Eindringen der Franzosen in unsere Gegend vielleicht von ihren kurzsichtigen deutschen Anhängern in Gang gebracht sei, läßt sich denken, und man hörte es, als sie in die Pfalz eindrangen. Bei uns wenigstens war es hier gang und gäbe.

Eines Tages nahm mich als Dolmetscher Herr von Sojazinsky, unser Oberleutnant, mit nach einem Dorfe, wo er die Schutzwache machen sollte. Wir traten in ein Haus, wo sich der Hausherr zwar anfangs verleugnen ließ, hernach aber erschien, als ich die Frau im Namen des Leutnants versicherte, daß er sich nicht zu fürchten hätte und wir ihn nicht im geringsten kränken, vielmehr überall schützen würden. Unser gutes Benehmen erwarb uns endlich Zutrauen, und der Wirt, nebst seiner Frau, welche in mich als ihren Vermittler viel Vertrauen setzten, reichten mir Brotsuppe und Speck. Ich bot meinen hungrigen Kameraden davon an, aber sie dankten, weil sie fürchteten, die Speisen möchten vergiftet sein. Sie rieten mir sogar, ja nicht davon zu kosten, denn es sei den Patrioten auf keinen Fall zu trauen. Aber ich aß unbekümmert, und als die Leute hernach sahen, daß mir wohl blieb, so verzehrten sie, was ich übrig gelassen hatte. — Man hat sogar von Vergiften der Brunnen radotiert; aber wer könnte das veranstalten? Kein mineralisches Gift, auch in noch so großer Quantität, in einen Brunnen geworfen, kann, wie ich gehört habe, das Wasser infizieren, und wieviel Pflanzengift müßte man haben,

um einen Brunnen voll Wasser schädlich zu machen! Gift, in einen Brunnen geworfen, soll vielmehr das Wasser verbessern. — Freilich, wenn man vorzeiten an die Juden wollte, gab man ihnen das Brunnenvergiften schuld, aber was tat man vorzeiten nicht alles!

Die französischen Magazine zu Longwy waren recht gut versehen; da sie nun in die Hände der Preußen fielen, so ließ der Herzog uns einigemal Tabak, Branntwein, gesalzenes Fleisch, Speck u. dgl. daraus reichen. Aber leider wurde der Wille des vortrefflichen Mannes nur halb ausgeführt, denn manches, was zum Austeilen mitbestimmt war, wurde an die Marketender verkauft, und zwar von Herren, welche die Aufsicht über die Magazine führen sollten. Die Marketender verkauften alles uns armen Teufeln hernach wieder für schwere Münze.

Noch mehr habe ich mich geärgert, als ich sehen mußte, daß Strümpfe, welche der Herzog auch unter die Soldaten verteilt wissen wollte, teils in den Händen der Offiziere blieben, teils nach Luxemburg an Kaufleute verhandelt wurden. Das war doch auf jeden Fall unanständig, und ich wundere mich sehr, daß es nicht zu den Ohren des Herzogs gekommen ist, der in solchen Fällen keinen Spaß zu verstehen pflegt. Alle Offiziere, welche davon hörten, haben die Köpfe geschüttelt, mit einem: Pfui Teufel!

Wir brachen nach einem ungefähr zehntägigen Aufenthalt aus dem Lager bei Longwy auf und marschierten querfeldein auf Verdun zu. Der Boden war

sehr feist, hing an, und wir sahen aus, wer weiß wie. Schon bei Luxemburg hatte die preußische Reinlichkeit ein Ende; jeder putzte sich, wie er für gut fand, und niemand sagte was, wenn auch einer einhertrat, wie es ging.

Der Herzog ließ, nachdem wir unser Lager vor Verdun aufgeschlagen hatten, auch diese Stadt sofort zur Uebergabe auffordern; allein hier würde er weit mehr Widerstand gefunden haben als bei Longwy, wenn anders der brave Beaurepaire nach seinen patriotischen Empfindungen hätte handeln können. Beaurepaire erklärte gleich anfangs, er könne mit dem Herzog sich nicht einlassen, noch weniger die Stadt übergeben, denn eine Festung sei das Eigentum nicht derjenigen Bürger allein, welche sie bewohnten, sondern der ganzen Nation, und dürfe daher bloß im Falle der höchsten Not dem Feind übergeben werden.

Nach dieser deutlichen Erklärung ließ der Herzog auf einem Weinberg, gerade der Zitadelle gegenüber, Schanzen aufwerfen und die Stadt beschießen. Dieses hatte die Folge, daß einiger Brand entstand, und nun forderte der Bürgerausschuß, daß Beaurepaire die Stadt durchaus öffnen sollte. Als Beaurepaire sah, daß für ihn nichts mehr zu tun sei, erklärte er, daß wenigstens *er* frei sterben wolle, und erschoß sich im Beisein mehrerer Bürger und Offiziere.

Diese heldenmütige Aufopferung des braven Kommandanten brachte die Verduner nicht zur Besinnung, und so wurde die Stadt von dem nachher auch emigrierten Nyont den Preußen übergeben.

Es gab unter unseren Offizieren einige, welche

meinten, daß man Beaurepaires Körper auf den Schindanger werfen müsse, aber zur Ehre aller übrigen muß ich sagen, daß alle Edeldenkenden unter ihnen laut bekannten, daß der Tod dieses wirklich großen Mannes, auf welchen man anwenden kann, was Lucanus von Cato sagt:

Victrix causa Deis placuit, sed victa Catoni

Mitleid, Bewunderung und im ähnlichen Falle Nachahmung verdiente. — Beaurepaire wurde demnach ganz ehrlich begraben und ist hernach zu Paris auf dem Nationaltheater apotheosiert worden.

Also wurde Verdun von den Preußen besetzt, und die französische Garnison, welche, wie die zu Longwy, größtenteils aus damals noch ungeübten Nationalgarden bestand, erhielt freien Abzug.

Herr von Mandelsloh, mein Hauptmann, schickte mich gleich am folgenden Tage nach Verdun, und ich begab mich recht gern dahin, weil ich begierig war, diese alte berühmte Stadt näher kennen zu lernen.

Verdun liegt an der Maas, welche da durchfließt, und war ehemals des Deutschen Reiches, aber Heinrich II., jener erzorthodoxe katholische König, welcher sich mit den Protestanten in Deutschland verbunden hatte, ob er gleich die Protestanten in Frankreich verfolgte, riß Metz, Toul und Verdun, die drei besten Städte im damaligen Lothringen, von Deutschland ab und behielt sie nachher im Friedensschluß. In den Hugenottenkriegen ist Verdun von den Ketzern belagert, und nach einer alten Sage von der heiligen Jungfrau sichtbarlich beschützt worden. Seitdem aber hat die heilige Jungfrau ihre Wunderkraft verloren, denn

die Franzosen machen's mit ihr und ihrer ganzen heiligen Sippe doch wahrlich ärger, als es die Ketzer, selbst die Manichäer und die berüchtigten Bilderstürmer nimmermehr gemacht haben. Aber so ist es! Wenn die Sonne der Vernunft höher hinaufsteigt, sinken die Nebel einer verpfafften Phantasie, und die Produkte von dieser verschwinden, sobald der Glaube an sie lächerlich wird. Nur Geduld, die Zeit gibt alles!

Wir fanden auch in Verdun recht gut versehene Magazine an Heu, Stroh, Mehl, Wein, Speck, Branntwein, Erbsen, Käse usw., ferner vielen Vorrat an Kleidungsstücken und Pferdegeschirr. Von diesen Vorräten haben unsere Leute sich manches zugeeignet, besonders von den Lebensmitteln.

Da ich sehr oft, beinahe täglich, nach Verdun geschickt wurde, so hatte ich Gelegenheit, auch für mich manches aus dem Magazin mitzunehmen. Oft habe ich meine Zeltbursche mit Schnaps und Wein versehen, und einmal habe ich sogar einen schönen neuen Offiziermantel mitgebracht. Ich ließ ihn einem Leutnant für vierzehn Taler, obgleich die goldene Tresse darauf allein mehr wert war. Ich dachte, nimmst du ihn nicht, so nimmt ihn ein anderer, und nach dieser Regel bestimmte ich damals manche individuelle Handlung.

Auf die eifrigsten Verteidiger der Freiheit hat man hier auch stark Jagd gemacht, und unter anderen den Präsident des Distrikts von Varennes, einem kleinen etwa vier Stunden von Verdun gelegenen Städtchen, gefänglich hingesetzt. Das Verbrechen dieses

würdigen Mannes bestand meist darin, daß er sein Vermögen hingab, um einige Anstalten durchzusetzen, für welche er ehemals in Paris gestimmt hatte. Der Herzog ließ ihn anfänglich sehr hart an, aber George, so hieß der Präsident, benahm sich so edel und freimütig, daß der Herzog selbst endlich schwieg. Die Emigranten hätten ihn gern zernichtet und gaben ihm schuld, daß er an der Arretierung ihres flüchtigen Königs zu Varennes teilgehabt habe. Aber die Preußen schützten den George, und er wurde bald darauf ausgewechselt.

Die gefangenen Franzosen saßen auf der Zitadelle, wo man sehr leicht mit ihnen sprechen konnte. Ich benutzte diese Gelegenheit und fand, daß die Leute den Mut noch gar nicht verloren hatten. „Les ennemis se retireront et nous voilà libres,“ riefen sie und pfiffen eins dazu.

Der Verfasser der »Briefe eines preußischen Augenzeugen«, welcher ebenfalls den Feldzug des Herzogs von Braunschweig mitgemacht hat, erwähnt einer sehr schönen Kaufmannsfrau in Verdun. Diese Dame habe ich auch mehrmals gesehen, welches sehr leicht war, da sie gewöhnlich am Fenster paradierte. Sie war, wie mich dünkt, eine vollendete Schönheit, aber auch eine tüchtige Kokette. Anfangs flatterten unsere jungen Offizierchen um sie herum, aber bald fanden sich recht große junge Herren — ich sage j u n g e Herren — bei der Madame ein und die Offizierchen fuhren ab. — Wie herablassend Madame gewesen sei, weiß ich nicht; sie hatte aber recht viel preußisches Gold. Ihr Mann hat als Kaufmann das Ding so genau nicht genommen.

Im Lager bei Verdun hatten wir noch immer so halb und halb zu leben, aber von nun an litten wir auch Elend und Mangel, bis wir auf die deutsche Grenze zurückkamen.

Wir brachen von Verdun mitten im Regen auf, und marschierten den ersten ganzen Tag im Regen fort; unser Brot hatten wir größtenteils im Lager liegen lassen, weil wir ohnehin genug belastet waren und durch den abscheulichsten Kot waten mußten.

Den zweiten Tag kamen wir der französischen Armee oder vielmehr einem Korps derselben nahe; wir marschierten zwar den ganzen Tag, aber so jämmerlich, daß wir jedesmal eine halbe Stunde vorwärts machten, und hernach wieder eine Stunde, auch wohl länger, im Kote herum stille lagen wie die Schweine. Ich wurde, so wenig mich sonst Strapazen niederbeugen, auf diesem elenden Marsch so unmutig, daß ich meine Lage verwünschte und gewiß, wäre ich nicht so erschöpft gewesen, zu den Franzosen übergegangen wäre, so sehr ich die Desertion sonst auch hasse.

Endlich erreichten wir ein Dorf, L'Entrée genannt, worin der König sein Hauptquartier nahm, und wobei wir unser Lager aufschlagen sollten. Aber unsere Packpferde waren aus Furcht vor den Franzosen zurückgeblieben, und wir mußten nun da unter dem freien Himmel liegen bleiben bis nachts zwölf Uhr. Wir machten freilich Feuer an und holten dazu aus dem Dorfe L'Entrée heraus, was wir in der finstern Nacht von Holz finden konnten, Stühle, Bänke, Tische und anderes Geräte. Aber diese Feuer, so höllenmäßig sie auch aussahen, waren doch nicht hinlänglich, uns gegen

den fürchterlichen Wind und den abscheulichen Regen zu sichern. Dieser Regen fing sogleich an, als wir die Zelte aufgerichtet und uns auf die blanke Erde — denn Stroh konnten wir in der Nacht doch nicht holen — hineingelegt hatten, und er wurde so heftig, daß das Wasser von allen Seiten in die Zelte eindrang und uns alle durchnetzte. Niemand konnte liegen bleiben, noch weniger schlafen; man setzte sich also auf die Tornister und Patronentaschen, und jeder fluchte auf sein Schicksal. Man denke uns in dieser Gruppe! Sogar hörte man die gräßlichsten Lästerungen auf Gott und sein Regenwetter. „Es ist Strafe Gottes," sagten die Vernünftigeren. „Gott hat keinen Gefallen an unserem Kriege; er will nicht, daß wir sein Werk in Frankreich stören sollen. Die Revolution ist sein Werk. Die Patrioten tun seinen Willen, und die Emigranten sind Spitzbuben. Es hole sie alle der Teufel!"

Unsere Munition an Pulver wurde selbige Nacht größtenteils naß und zum Schießen unbrauchbar. Einige warfen auch schon bei ihrem Ausmarsch aus diesem Lager ihre Patronen weg und ließen sich hernach bei der Retirade, als wir sogar mehrere Pulverwagen verbrannten, andere geben.

Endlich ward es Tag, und die Soldaten krochen aus ihren Zelten, wie die Säue aus ihren Ställen, sahen auch aus wie diese Tiere, wenn sie aus Ställen kommen, die in sechs Wochen nicht gereinigt sind. Der Kot, worin man sofort patschen mußte, wenn man aus den Zelten heraustrat, lief gleich in die Schuhe, denn er war dünn und tief, worüber denn einige Soldaten dumpf brummten, andere laut fluchten, alle aber darin

übereinkamen, daß dieses abscheuliche Lager hinfort *Drecklager* heißen sollte.

Nun wurde befohlen oder vielmehr angesagt, daß Stroh sollte gelangt werden. Stroh holen hieß aber damals den ungedroschenen Weizen. Also man nahm diesen aus den Scheunen, warf ihn, wer weiß wie hoch, ins Zelt und legte sich dann auf ihn hin. Dieses konnte um so viel leichter geschehen, da einem jeden erlaubt war, soviel Stroh, d. i. Weizen zu nehmen, als er gerade wollte oder konnte. Da nun auch die Kavalleristen ihre Fourage aus den Scheunen der Bauern holten, auch die Pack- und andere Pferde daraus versehen wurden, so kann man leicht denken, daß in den Dörfern in der Nähe nichts übrig blieb, als Jammer und Leere. In L'Entrée war nach drei Stunden keine Weizengarbe mehr anzutreffen, und es ging ebenso in den übrigen Dörfern. Daß alle Häuser obendrein rein ausgeplündert wurden, versteht sich von selbst.

Ich hätte bei diesem Stroh- oder Garbenholen beinahe den Hals zerbrochen, denn ich fiel in einer Scheune von einem hohen Gerüste, jedoch ohne Schaden. — Das Schicksal hat mich noch immer so ziemlich geschont, aber vielleicht, um mich noch einmal weit härter mitzunehmen. Indes: „Mori nolo," sagt ein Philosoph, „sed me mortuum esse, nihil curo" * — und der Mann hatte wohl recht. Warum sollte ich es denn für ein Glück halten, daß ich in L'Entrée den Hals nicht brach, in Landau oder Mâcon nicht guillotiniert wurde, und daß mich der Franzose in Lyon

* „Sterben will ich nicht, aber aus dem Todsein mach' ich mir nichts." L.

— wie die Folge lehren wird — nicht niederstach? Ich sehe das noch nicht recht ein, aber soviel ist gewiß, daß, wenn einer von diesen Fällen mich weggerafft hätte, ich nachher mancher trüben und kummervollen Stunde überhoben geblieben wäre.

Die Lebensmittel waren hier entsetzlich rar und teuer; ich zwar für meine Person litt von hier an — die beiden Nächte bei der Kanonade nur ausgenommen — bis nach Grandpré zurück, keinen eigentlichen Mangel, bei weitem nämlich den nicht, welchen andere Soldaten ertragen mußten. Ich hatte bei der Kompanie einen guten Freund an dem Furierschützen Lutze; dieser gab mir, als die Lebensmittel seltener wurden, den Anschlag, mich zu ihm ins Zelt zu legen, weil er doch immer eher imstande sei, etwas herbeizuschaffen, als die andern. Ich tat das, und Lutze hat mich, so oft er da war — denn auf der ernstlichen Retirade mußte er oft fünf bis sechs Tage abwesend sein — immer mit allerlei versehen und selten sich dafür zahlen lassen; wenigstens gab er allemal das umsonst her, was er umsonst bekommen hatte.

Der Mangel an Lebensmitteln konnte auch durch die wirklich große Menge von Kühen, welche man den Landleuten dort herum genommen und der Armee nachgetrieben hatte, nicht sehr erleichtert werden. Was war auch ein halb Pfund elendes altes Kuhfleisch für den Soldaten, der kaum in drei Tagen für einen Tag Brot hatte, da mußte er ja doch hungern! Zudem wurde das beste Vieh von den Treibern an die Bauern, welche von weitem herbeischlichen, verkauft; das beste Fleisch, wie auch alles Schweine- und Hammelfleisch

war übrigens für die Offiziere und ihre Bedienten.

Ich kann nicht begreifen, wie man damals ein so absurdes Gerücht, wie das von der Annäherung des armen Ludwigs XVI., für wahr halten konnte, und doch war es lange Zeit, schon von Verdun her, allgemein und wurde sogar von den Offizieren geglaubt — die großen ausgenommen, welche recht gut wußten, daß Louis Capet zu Paris seit seiner Flucht in einer schrecklichen Sklavenlage gehalten wurde.

Ich widersprach solchen Gerüchten immer, gab sie höchstens für erdichtet zu unserem Troste aus, und wendete alle meine Beredsamkeit an, meine Kameraden, auch unsere Offiziere, welche sich gerne mit mir abgaben, von der augenscheinlichen Absurdität solcher Geschwätze zu überzeugen. Aber statt meinen Gründen Gehör zu geben, nannten mich viele einen Patrioten oder Jakobiner und meinten, daß ich bald sehen würde, wie die Franzosen sich trollen sollten. Doch fand ich auch damals schon mehrere, sogar unter den gemeinen Soldaten, welche nichts Gutes mehr erwarteten und mehr Unglück als Glück prophezeiten.

Bisher waren wir in der Wäsche noch ziemlich rein geblieben; aber nun, da sich nicht mehr waschen ließ, da sogar das Leinenzeug im Tornister vermoderte, fanden sich auch sehr unangenehme Tierchen, diese schreckliche Plage des Soldaten im Felde, bei uns unerträglich ein. Selbst die Offiziere konnten ihnen nicht mehr entgehen und lernten nun auch erst recht das volle Elend des Krieges erkennen.

Aber nichts nahm unsere Leute ärger mit, als der Durchfall, der allgemeine Durchfall, und die darauf

folgende fürchterliche Ruhr. Delikate Leser würde es aufbringen und ihren Ekel rege machen, wenn ich über diesen Gegenstand alles sagen wollte. Aber für delikate Leser ist dieser Teil meiner Schrift nicht, sondern für Männer, deren Absicht es ist, das Elend unserer Feldzüge gegen die Neufranken in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen; und diese suchen nur Wahrheit, auch ekelhafte Wahrheit, wenn sie nur Resultate daraus ziehen können. Also — die Abtritte, wenn sie gleich täglich frische gemacht wurden, sahen jeden Morgen so mörderisch aus, daß es jedem übel und elend werden mußte, der nur hinblickte. Alles war voll Blut und Eiter, und einigemal sah man sogar Unglückliche darin umgekommen. — Ebenso lagen viele blutige Exkremente im Lager herum, von denen, die aus nahem Drange nicht an den entfernten Abtritt hatten kommen können.

Ich bin versichert, daß nicht drei Achtel der ganzen Armee von dem fürchterlichen Uebel der Ruhr damals frei waren, als wir das Sumpflager verließen. Die Leute sahen alle aus wie Leichen und hatten kaum Kräfte, sich fortzuschleppen, und doch klagten nur wenige über Krankheit — aus Furcht vor den Lazaretten oder vor jenen Mordlöchern, worin man die Erkrankten schleppte, und worin so viele, viele um ihr trauriges Leben noch trauriger gekommen sind. Es wurden also nur die dahin gebracht, die gar nicht mehr fort konnten, und deren war eine sehr große Menge.

Viertes Kapitel.

Vor der Schlacht. — Die Kanonade von Valmy. — Der König im Kugelregen. — Aberglaube der Soldaten. — Nach der Schlacht. — Kein Brot! — Parolebefehle. — Auch der König hungert. — Das königliche Kreidegeschenk. — Waffenstillstand. — Wie wir Soldaten aussahen. — Ein neues Kriegsmanifest. — Bedenkliche Lage des Heeres. — Dumouriez läßt uns entkommen. — Der Rückzug. — Schlimmes Wetter. — Verzweifelte Stimmung. — Die Krankentransporte. — Im Walde bei Châtillon. — Brief des Generals Dillon an den Landgrafen von Hessen. — Unser Schuhzeug. — Wieder auf deutschem Boden!

Aus dem Sumpflager hatten wir noch ungefähr 16 Stunden nach La Lune, wo die bekannte Kanonade vorfiel, jene nämlich, welche das Ziel unserer Heldentaten in Frankreich gewesen ist; denn nach dieser Zeit, bis auf unseren Separatfrieden, ist gegen die Franzosen auf französischem Boden von uns beinahe nichts mehr getan worden; und was die Kaiserlichen darauf taten, ist eben auch nicht weit her.

Wir machten diesen Weg trotz unseren ausgemergelten Körpern in wenig Tagen und hatten immer mit Mangel zu kämpfen, weil der Feind uns hier in der Nähe war und kein Marketender uns zu folgen sich getraute. Einige Weiber und Menscher zogen zwar mit, aber die hatten leider selbst nichts, konnten also auch nichts verkaufen.

Am 19. September mußten wir nachmittags noch spät aufbrechen und vorwärts marschieren bis nachts um neun Uhr, und hernach brachten wir ohne Zelte und beinahe ohne Infanteriewachen die Nacht unter offenem Himmel zu.

Der Wind brauste diese Nacht fürchterlich, und es war gewaltig kalt. Waldung war dort in der Nähe nicht; wir liefen also scharenweise in die Dörfer und holten, was von Holz uns in die Hände fiel, ins Lager, und machten Feuer wie in der Hölle. In den Dörfern selbst wurde Feuer in die Bauernhöfe getragen, und man zündete mit Strohfackeln in den Scheunen und Ställen herum.

Was von Vieh noch übrig war, wurde mitgeschleppt und im Lager in Töpfen und Kesseln, die man gleichfalls in den Dörfern gelangt hatte, gekocht und verzehrt. Unter allen zeichneten sich die Soldaten vom Regiment Romberg als brave Beutemacher und Köche aus.

Einer unserer Offiziere, Major von Massow, wollte dem greulichen Plündern und Anzünden steuern, aber seine Bemühungen waren fruchtlos; man stellte ihm vor, daß jetzt, den Tag vor einem wahrscheinlichen Angriff auf den Feind, ein scharfes Verfahren wider die Beutemacher am unrechten Orte sein würde.

So dachten alle, denn ich sah die Generale selbst ganz ruhig am Feuer sitzen und den Soldaten zusehen, ohne ein Wort darüber zu sagen, als diese ihre geraubten Hühner usw. zurecht machten. In solchen Tagen kann man ihnen das auch gar nicht zumuten, ob ich gleich überzeugt bin, daß die wenigsten von ihnen diese Greuel billigen.

Sobald der Tag anbrach, wurde abmarschiert. Es hatte erst geschienen, als wenn das Wetter sich halten würde, aber gegen sieben Uhr fing es heftig an zu

regnen, und wir wurden bis auf die Haut naß. Dennoch ging der Zug weiter bis gegen die Höhen von Dampierre, worauf Dumouriez sich postiert hatte, und hier fiel die bekannte Kanonade von Valmy vor.

Warum wir bei dieser Kanonade keinen Vorteil erhielten, ist handgreiflich. Der Feind hatte mehr Volk, mehr und besseres Geschütz und eine weit bessere Stellung als wir. Besonders machte eine Batterie an einer Windmühle, wenn diese gleich von unserem Geschütz und auffliegenden Pulverkarren zusammengeschmissen wurde, es völlig unmöglich, den Feind mit Infanterie anzugreifen.

Unsern König sah ich hier in Begleitung einiger Generale mitten unter den feindlichen Kugeln hinreiten und freute mich über das herrliche Beispiel. Aber da mußte ich ein Gespräch zweier alter Unteroffiziere mit anhören, die ich A. und B. nennen will.

A.: Siehst du den Alten* dort?

B.: Seh 'n wohl. Schau, wie die Kugeln ihm um den Kopf fliegen!

A.: Wenn er nur nicht getroffen wird!

B.: Narre, denkst du denn, daß er das könne?

A.: Warum nicht? Wenn ihm eine Kugel an den Kopf fährt, ist er weg.

* In Sachsen und anderwärts spricht man vom Regenten mit komplimentvolleren Ausdrücken; da sagt man: der gnädigste Kurfürst, Ihre Durchlaucht der Landgraf, Ihre Erzbischöfliche Gnaden usw. Hingegen der Preuße sagt schlechtweg: der Alte und legt auf diese Benennung doch mehr, als der Sachse, der Hesse, der Mainzer auf ihre prunkvollen Titulaturen. L.

B.: Ah, warum nicht gar! Eine eiserne Kugel trifft den König nicht.

A.: Und wie das?

B.: Schau, Bruder, das will ich dir sagen: ich bin ein alter Soldat und hab den Siebenjährigen Krieg mitgemacht; du kannst mir also glauben, daß ich's verstehe. Ein gekröntes Haupt wird von keinem Blei oder Eisen getroffen; das fällt weg, und wenn der König gerade unter die Batterie dort ritte.

A.: Aber es sind doch schon, wie man so hört, Könige vorm Feinde erschossen worden.

B.: Jawohl, Bruder; aber das waren auch andere Kugeln, es waren Kugeln von Silber! Und siehst du, Bruder, wenn die Franzosen unseren Alten treffen wollen, so müssen sie silberne Kartätschen einladen, und dann wird er bald weg sein.

A.: Wenn das so ist, dann hat der Alte gut dahinreiten!

B.: Freilich wohl! Zudem haben die Könige von Preußen das Privilegium, daß ihnen weder Hieb noch Schuß schaden kann. Deshalb hat der alte Fritz im Siebenjährigen Krieg oft ganze Hände voll Bleikugeln aus seinen Ficken geholt und die Kanonenkugeln mit dem Hut aufgefangen.

A.: Höre, Bruder, du kannst recht haben! Drum gehen die Könige in Preußen wohl auch nur noch allein ins Feld; sie würden aber wohl hübsch zu Hause bleiben, wenn sie sich vorm Totschießen fürchten müßten. Dann würden sie's machen, wie der Kaiser, der König in Spanien und die anderen Könige. Die bleiben alle

hübsch zu Haus und lassen ihre Leute für sich tot, krumm oder lahm schießen. —

Durch solche absurden, abergläubigen Ideen entkräftet ein solcher Märchentrödler ein Beispiel von Tapferkeit, welches der König seinem Heere gibt, und das für sich ganz unwiderstehlich wirken würde.

Es ist hier der Ort nicht, zu beweisen, daß der damalige französische General Dumouriez weder uns noch seiner Nation ganz gewogen war. Dumouriez hätte uns noch am Tage der Kanonade viel schaden können, wenn er gewollt hätte; das ist eine Wahrheit, welche unsere eigenen Befehlshaber gern eingestanden und die auch aus der Natur unserer Lage deutlich genug erhellt.

Nach einem wechselseitigen Feuer von ungefähr vier Stunden wurde abmarschiert, und wir zogen uns auf verschiedene Hügel, welche wir besetzten. Der König nahm sein Quartier auf dem Vorwerk La Lune.

Unser Verlust an Toten und Blessierten belief sich auf 160 Mann; freilich ein ganz geringer Verlust bei einer vierstündigen Kanonade, aber allemal groß genug bei einer Kanonade, welche nach dem Zeugnis aller verständigen Kriegsmänner ganz ohne alle Hoffnung eines Sieges oder reellen Vorteils unternommen war.

Die Verwundeten wurden auf ein Vorwerk gebracht, wo sie wegen der elenden Pflege schon meistens in der ersten Nacht unter den heftigsten Qualen hinstarben. Gar wenige von allen bei La Lune verwundeten Soldaten sind mit dem Leben und kein einziger ist mit geraden Gliedern davon gekommen. Das ist freilich schrecklich, aber daran ist auch meistens unsere medizinische Anstalt schuld, welche bei keiner Armee

elender sein kann, als sie damals bei unserer war. Das machte aber, weil man steif und fest geglaubt hatte, die Franzosen würden uns keinen Finger entzwei schießen. Man hatte sich aber verrechnet, und zwar garstig!

Es war entsetzlich kalt den Abend nach der Kanonade, der Wind ging scharf und mit Regen vermischt, und wir mußten da unter freiem Himmel stehen bis den anderen Tag gegen Abend, aus Furcht, Dumouriez möchte sich seines Vorteils bedienen und uns angreifen.

Der Hunger quälte uns alle; denn unser Brot war schon lange verzehrt, und wenn man so unter freiem Himmel in Kälte und Nässe kampieren muß, hat man immer mehr Appetit, als in der warmen Stube. Ebenso fehlte es uns an Wasser; die Nähe des Feindes gestattete nicht, es herbeizuholen, und so litten wir gewaltigen Durst. Einige Bursche, welche mehr Herz hatten als andere, gingen aber doch hin und holten welches, das sie hernach teuer genug verkauften. Einmal wurde ein Trupp Wasserholer von einer feindlichen Patrouille aufgefangen; sie entgingen ihr aber wieder, weil die Finsternis sie begünstigte.

Gegen Tag sorgte der Himmel selbst für Wasser, denn es regnete gewaltig, und die Gräben füllten sich. Da aber hätte man die durchnäßten hungrigen und schmutzigen Soldaten hinrennen und trinken oder vielmehr saufen sehen sollen.

Als es Tag wurde, verbreitete sich Angst und Schrecken in der ganzen Armee von neuem; jedermann vermutete, daß nun abermals ein neuer Angriff auf die Franzosen würde gemacht werden. Aber die Herren

Franzosen postierten sich bloß vorteilhafter und verschanzten sich noch besser als den Tag vorher.

Dieser Tag war zwar unser Brottag, aber wir hofften vergeblich auf Speise. Unsere Brotwagen waren aus Furcht vor den Franzosen zurück geblieben und kamen erst am späten Abend. Der Hunger quälte uns jedoch nicht so sehr, als die immerwährende Furcht uns ängstigte, der Feind möchte uns angreifen. Ich suchte auf alle Art, meinen Kameraden diese Furcht zu benehmen, und nicht ohne Erfolg; und nachdem sie mit der Zeit sahen, daß ich recht hatte, hielten sie mich von nun an für einen Propheten und fragten mich in Zukunft über alle Vorfälle, welche sie befürchteten oder wünschten.

Gegen Abend stießen die Oesterreicher zu uns. Man hatte, ich weiß nicht warum, ausgesprengt, daß ihre verspätete Ankunft eigentlich schuld an unserm schlechten Erfolg bei der Kanonade gewesen sei. So redeten sogar viele Offiziere; aber jetzt weiß man's anders.

Gegen sechs Uhr schlugen wir endlich unsere Zelte auf, erhielten Brot und ruhten nun von den großen Strapazen aus. Ich habe niemals erquickender geschlafen als diese Nacht.

Am dritten Tage nach der Kanonade änderten wir die Stellung unseres Lagers.

Als der Brottag wieder kam, war kein Brot da. Man gab vor, die Wagen könnten nicht vorwärts wegen des entsetzlichen Kotes, und da wir den Weg, welchen die Wagen von Grandpré kommen mußten, sehr wohl kannten, so beruhigten sich die Leute. Die wahre Ursache aber war, daß die Franzosen viele

Wagen weggenommen hatten und die anderen sich nun nicht getrauten, vorwärts zu fahren, und also liegen blieben. Es wurde daher bei der Parole — man denke doch an die Fürsorge! — befohlen, Weizen zu dreschen, ihn bis zum Zerplatzen zu sieden, mit Butter und Speck zu schmälzen und dann zu essen. Das war nun so ein Stück von Parolebefehl, deren es in der Art mehrere gab!

Weizen war zwar noch in den Dörfern, aber wo sollte man den dreschen? Der Kot war knietief, und darin drischt sich's gar übel! Und woher sollte man Speck, Butter und Salz nehmen, welches alles in der ganzen Armee nicht zu haben war? Kein Marketender war da, sogar der Jude war bei Grandpré zurückgeblieben: wer also sollte uns da das Nötige zum Schmelzen besorgen? — Einige sotten jedoch Weizenkörner und aßen sie ohne Salz und Schmalz vor lauter Hunger hinein. Optimum ciborum condimentum fames!

Es gab zwar dortherum auf einigen Aeckern noch Kartoffeln, welche man auch holte und kochte; aber leider war dies eine gar geringe Hilfe; die Kartoffeln waren von der Art derer, die man in Deutschland dem Vieh gibt; sie vermehrten auch noch die damals alles zerstörende Ruhr.

Selbst im königlichen Hauptquartier zu Hans war Mangel über Mangel; auch da war kein Brot, und an Leckerbissen vollends gar nicht zu denken. Dieser Mangel ward indes dem französischen General bekannt, welcher dann frisches Obst und andere Dinge ins Hauptquartier schickte, um wenigstens den König von Preußen,

seinen Feind, und dessen hohe Generalität vor Hunger zu sichern. Dieser Zug von Edelmut vermehrte bei unseren Soldaten die gute Idee, welche sie seit der Kanonade von den Franzosen schon hatten. Von nun an hörte man auch fast allgemein auf, sie Spitzbuben, Racker, dumme Jungen u. dgl. zu schelten.

Man hatte auch von allen Seiten her soviel Vieh zusammengetrieben, als man nur konnte, und da erhielt denn freilich der Soldat auch Fleisch, aber mageres, elendes, anstatt des Brots: und Brot muß der Soldat haben, wenn er nicht hungern oder an Nebenspeisen nicht erkranken soll.

Am allerlächerlichsten war der Parolebefehl wegen der Kreide. In Champagne gibt es ihrer viel, und nachdem man auf einem Hügel recht schöne entdeckt hatte, mußten Leute hin, sie auszugraben, und nun wurde befohlen, daß man diese Kreide unter die Soldaten verteilen solle mit dem Zusatz: Seine Majestät der König schenke diese Kreide den Soldaten! In Champagne, dort bei Hans, war freilich der Ort, wo man Hosen und Westen mit Kreide weißen sollte!

Der Herzog von Braunschweig machte gleich einige Zeit nach der Kanonade einen Waffenstillstand mit dem General der Franzosen. Unsere Vorposten fanden während dieser Zeit allerorten Zettel, welche die französischen Patrouillen ausstreuten, um unsere Leute zur Desertion aufzumuntern. Diese Zettel, die in französischer und deutscher Sprache gedruckt waren, machten doch nur schwachen Eindruck, obgleich sie im Lager und in der ganzen Armee stark zirkulierten, und verleiteten

nicht viele Soldaten zur Desertion; wenigstens sind von unserem Regiment kaum 30 Mann in Frankreich vermißt worden. Das kam aber von der ganz natürlichen Ursache, daß jedermann glaubte, der Friede sei im Werke, und darum hoffte, bald wieder zu Hause bei den Seinigen zu sein. Hätten die guten Leute damals schon wissen sollen, daß sie erst noch einige Jahre herumziehen müßten, so will ich das Leben verwetten, das Drittel der Armee wäre bei Hans ausgerissen. Man sah dies im Jahre 1793 bei der Retirade im Herbst!

Das Wetter war die ganze Zeit über, die wir bei Hans im Lager standen, abscheulich; es regnete ohne Unterlaß, und dabei war es sehr kalt. Alle Tage mußte frisches Stroh oder vielmehr ungedroschener Weizen aus den Dörfern geholt werden. Das Wasser lief immer in die Zelte und machte das Lagerstroh zu Mist: also frisches!

Sollte nach Wasser oder Holz gegangen, oder das elende Kommißfleisch gekocht werden, so zankte man sich erst eine halbe Stunde in den Zelten herum, wer gehen sollte, an wem die Reihe wäre? Denn das Wasser sowohl wie das Holz mußte eine gute halbe Stunde vom Lager gelangt werden, und bis dorthin mußte man bis an die Knie im Kot kneten. Feuer zum Kochen war sehr schwer anzumachen, weil man, nach geschlossenem Waffenstillstande, kein dürres Holz aus den Dörfern mehr nehmen durfte, folglich mit grünem Weiden- und Pappelholz sich behelfen mußte. Dieser Umstand machte, daß, als das Brot ankam, die Bursche in zwei Tagen gar kein Kochfeuer machen wollten.

Die preußische Reinlichkeit hatte zwar schon längst aufgehört, aber bei Hans hätte man die Herren Preußen, die sonst so geputzten Preußen, Offiziere und Soldaten, schauen sollen. Die weißen Westen und Hosen waren über und über voll Schmutz, und noch obendrein vom Rauche gelb und rußig; die Gamaschen starrten von Kot, die Schuhe waren größtenteils zerfetzt, so daß manche sie mit Weiden zusammenbinden mußten; die Röcke zeigten allerlei Farben von weißem, gelbem und rotem Lehm, die Hüte hatten keine Form mehr und hingen herab wie die Nachtmützen; endlich die gräßlichen Bärte — denn wer dachte da ans Rasieren! — gaben den Burschen das leidige Aussehen wilder Männer. Kurz, wenn die Hottentotten zu Felde ziehen, so müssen sie reinlicher aussehen als damals wir. Die Gewehre waren voll Rost und würden gewiß versagt haben, wenn man hätte schießen wollen.

Es ist ganz gewiß, daß der Herzog von Braunschweig notgedrungen den ersten Vorschlag zum Waffenstillstand getan hat. Dumouriez nahm diesen aus Gefälligkeit gegen uns an, und hatte, wie mich dünkt, hinlängliche Ursache dazu; er konnte nämlich hoffen, daß der König von Preußen Frieden mit den Franzosen machen würde, und so hatte die Republik — Frankreich war damals schon eine — einen mächtigen Feind vom Halse. In dieser Absicht schickte er eine Erklärung ins preußische Lager, worin er mit den besten Gründen und starker männlicher Beredsamkeit die Vorteile darlegte, die Preußen aus einem Frieden mit Frank-

reich ziehen könnte. Der Herzog schickte aber, ohne auf des französischen Generals Vorstellungen zu achten, demselben am 28. September abermals ein Manifest, welches zwar den gebieterischen Ton des Koblenzer Aufsatzes nicht mehr führte, doch aber noch immer die Herstellung Ludwigs XVI. und des erblichen Königtums erwähnte.

Und diesem Manifest, welches zu gar nichts nützen konnte, ist denn auch der tragische Rückzug der Deutschen, der Einfall Custines in die diesseitigen Rheinländer und das daraus entstandene Elend so vieler Tausende von Menschen zuzurechnen.

Es ist unbegreiflich, wie ein Fürst, ein so hellsehender Fürst, als der Herzog von Braunschweig ist, es übersah, daß er mit einem Feinde zu tun hatte, den er mit Gewalt nicht mehr zwingen konnte, und daß er, trotz unserer jämmerlichen Lage, es dennoch wagte, diesem Feinde eine abermalige Kriegserklärung zuzuschicken.

Dumouriez indes nahm das Manifest auf, wie er mußte. Er erklärte in einem Brief an den General Manstein, daß nun aller Waffenstillstand aufgehoben sei, und daß die Feindseligkeiten ihren Anfang wieder nehmen müßten. Der General Manstein, ein kluger, erfahrener Mann, fühlte schon im voraus die traurigen Folgen einer abermaligen Feindseligkeit und suchte daher den General der Franzosen auf jede glimpfliche Art zu besänftigen, allein Dumouriez blieb unerbittlich, bis endlich Herr Graf von Kalkreuth nach seiner ihm ganz eigenen Klugheit durch seine überzeugende und gewandte Beredsamkeit bei Dumouriez und den

übrigen fränkischen Heerführern soviel bewirkte, daß man die Preußen — abziehen ließ.

Es stand wahrlich bei den französischen Generälen, ob sie die Preußen abziehen lassen oder sie gefangen nehmen wollten. Warum sie das letztere nicht taten oder wenigstens den Rückzug nicht noch mehr erschwerten, ist mir ein Rätsel, welches aber seinerzeit vielleicht noch gelöst werden dürfte. Herr Graf von Kalkreuth könnte den besten Schlüssel dazu hergeben. Niemals aber ist die preußische Armee und ihr guter König in größerer Gefahr gewesen, als am 29. September 1792.

Am 29. September, also an eben dem Tage — man merke das Dringende! — wo Kalkreuth und Dumouriez Traktaten gemacht hatten, brach unsere Armee schon auf, und rückte zurück, oder vielmehr, sie änderte nur ihre Position rückwärts, und am 30sten ging's wirklich — zurück.

Das Wetter war anfangs recht gut, nämlich vom 29sten an; allein am 3. Oktober fiel wieder das Regenwetter ein und nahm kein Ende, solange wir noch in Frankreich uns schleppten. Den 4. Oktober war ein ganz abscheulicher Marsch. Wir waren schon frühe aufgebrochen, aber der jämmerliche Weg hinderte das Geschütz, vorwärts zu kommen; also mußten wir den ganzen Tag bis in die späte Nacht unterwegs bleiben und uns von dem unaufhörlichen kalten Regen bis auf die Haut näßen lassen. Spät in der Nacht, ungefähr nach zehn Uhr, kamen wir auf dem Platz bei Besancy an, wo wir unser Lager schlagen sollten, oder vielmehr es kam nur ein großer Teil unserer Armee

dort an; denn gar sehr viele waren zurückgeblieben, weil sie nicht mehr fortkonnten, teils auch, weil sie sich in der stockfinstern Nacht verirrt hatten. Den nächsten Tag war Ruhe; man mußte nämlich Halt machen, um den zurückgebliebenen Leuten Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. Hier sah man das erste Mal viele ohne Gewehr und Patrontasche ankommen. Die armen Leute hatten schon vollauf Mühe, nur ihren Körper fortzuschleppen, warfen also die Waffen weg, unter deren Last sie sonst hätten erliegen müssen. Einige schmissen sogar ihre Tornister fort. Der König selbst hat auf diesem jämmerlichen Rückzug allen Soldaten, die er durch Hunger, Kälte, Regen und Ruhr abgemattet und wie Skelette gestaltet einzeln unterwegs antraf, den Rat gegeben, ihr Gewehr wegzuwerfen, mit dem Zusatz, er wollte ihnen schon wieder andere schaffen. Eben dieses rieten den abgematteten Kriegern alle Generäle und Offiziere, in deren Busen noch Menschlichkeit rege war.

Der Soldat im Lager ist gewöhnlich lebhaft und munter: er singt und treibt sonst allerlei, um die Zeit hinzubringen und das Lästige zu vergessen. Aber in den Lagern, welche wir besonders auf dem Rückzuge aus Frankreich aufschlugen, herrschte Totenstille: kein lautes Wort hörte man, wenn nicht hier und da einer fluchte oder mit seinem Kameraden zankte. Freundlicher Zuspruch war ganz außer Mode.

Von da marschierten wir einige Tage hintereinander, oder vielmehr, wir wateten durch Wasser und Kot bis auf den 9. Oktober. Wegen der gewaltigen Wege und des beinahe immer anhaltenden Regens

konnte man nur ganz kleine Märsche von 3, 4, höchstens 5 Stunden machen, und doch brach man jedesmal mit dem Tage, oft auch noch vor Tage, auf, und marschierte bis zur sinkenden Nacht. Das Elend wurde täglich größer, die Wege wurden immer schlechter, und die Mannschaft, wie die Pferde, matter und kränker. Die Kranken — mir schaudert noch die Haut, wenn ich an das Uebermaß alles Elends denke, das unsere armen Kranken auf dieser verfluchten Retirade überstehen mußten! — sie mehrten sich jeden Tag, so daß endlich kaum Fuhren genug zu haben waren, sie wegzubringen.

Auf den Wagen, worauf man die Kranken transportierte, fehlte es an aller Bequemlichkeit; die armen Leute wurden darauf geworfen — wenn sie sich nicht selbst noch helfen konnten —, wie man die Kälber auf die Karren wirft — und damit war es dann gut. Niemand bekümmerte sich, ob so ein Kranker etwas unter dem Leibe oder dem Kopfe hatte, ob er bedeckt war oder nicht; denn die, welche sich um dergleichen hätten bekümmern sollen, waren meistens selbst krank und hatten kaum Kräfte genug, sich fortzuschleppen. Starb einer unterwegs, so warf man ihn von dem Wagen auf die Seite und ließ ihn unbegraben liegen. Oft warf man noch lebende mit herunter, die dann aufs jämmerlichste im Schlamm verrecken mußten. — Verrecken ist freilich ein sehr unedles Wort, es paßt aber vollkommen, um die Todesart unserer Brüder zu bezeichnen. — Meine Leser müssen hier nicht an Uebertreibung denken, ich würde, wenn ich auch noch abscheulicher schilderte, doch lange nicht genug sagen.

Um diese Zeit fing man auch an, die Munitionswagen zu verbrennen und die Kanonen einzugraben. Viele Offiziere haben dies zwar bestritten, vor übertriebener Ehrbegierde, aber ich muß es hier bekennen, und jeder Augenzeuge muß es mit mir bekennen, daß diese Sache ihre Richtigkeit hat. In der Gegend von Conconvoir wurde eine Haubitze versenkt und hernach mit toten Körpern überdeckt, damit das Grab der Haubitze für ein Grab menschlicher Leichname angesehen und von den Franzosen nicht untersucht werden möchte. In der Folge sind aber, um einer Pest vorzubeugen, von den Franzosen alle Leichen der Preußen in tiefe Löcher vergraben worden; und da haben sie denn alles eingegrabene Geschütz entdeckt und zu ihrem Gebrauch umgegossen.

Am 13. Oktober war ein ganz besonders schrecklicher Marsch. Wir konnten kaum in einer Stunde zweihundert Schritte vorwärts kommen; man marschierte fort bis nachts um elf Uhr, oder vielmehr die Leute tappten herum in der stockfinsteren Nacht, bis man endlich in einem Hochwald bei der Abtei Châtillon Halt machte. Hier standen wir nun bis zum 17ten ohne Zelte, weil die Bagage unmöglich hatte vorwärts können. Kaum waren einige elende Zelte für den König und die Prinzen aufzubringen.

Ein Korporal kam hier ganz krumm nach dem königlichen Zelte, und sah wegen seiner Ruhr aus wie ein Gerippe. Der König stand da und sah mit mitleidig gebeugtem Blick dem übergroßen Elend seines Volkes zu. Als er den Unteroffizier erblickte, sagte er zu ihm: „Wie geht's, Alter?"

Unteroffizier: Wie Sie sehen, Ihre Majestät, schlecht!

König: Jawohl, schlecht! Daß Gott erbarm! (Lange Pause.) Die Spitzbuben!

Unteroffizier: Jawohl, die Spitzbuben, die Patrioten!

König: Ei was, Patrioten! Die Emigranten, das sind die Spitzbuben, die mich und Euch ins Elend stürzten. Aber ich will's ihnen schon gedenken!

So sah also der gutmütige König jetzt besser ein, wer ihn mißleitet hatte. Er hatte das nämlich schon in Hans dem Monsieur (dem Grafen von Provence) und dem General Clairfait gesagt. „Ihr habt," waren seine Worte, „mich alle beide hintergangen; diesmal will ich euch noch aus der Not helfen, worin ihr steckt, aber ihr sollt an mich denken."

Hätten die Franzosen uns damals ernstlich angegriffen, als wir im Walde bei Châtillon standen, ich glaube, wir wären verloren gewesen. Daß sie unsere Lage genau kannten, erhellt aus folgendem:

Eine hessische Patrouille wurde von einer französischen attackiert. Die Hessen wehrten sich verzweifelt, doch wurde ihr Führer, Leutnant von Lindau, gefangen. Der General Dillon schickte diesen Braven an den Landgrafen zurück, mit einem Schreiben, welches ich seiner Merkwürdigkeit wegen hier einrücke:

Ich habe die Ehre, Sr. Durchlaucht dem Landgrafen von Hessen-Kassel den Leutnant Lindau zurückzuschicken. Aus dem Zeugnis, das ich diesem Offizier habe geben lassen, werden Sie ersehen können, daß die allezeit große, allezeit großmütige

französische Nation eine schöne Tat zu schätzen weiß und auch an ihren Feinden Tapferkeit hochschätzt. Ich ergreife diese Gelegenheit, Ew. Durchlaucht einige Gedanken vorzulegen, welche Vernunft und Menschenliebe eingeben. Sie können nicht in Abrede stellen, daß eine ganze zusammengenommene Nation das Recht habe, sich diejenige Regierungsform, die sie für ratsam hält, zu geben, und daß folglich kein Privatwille den Willen der Nation hemmen könne. Die freie und auf ewig ganz unabhängige französische Nation hat ihre Rechte wieder an sich genommen und ihre Regierungsform abändern wollen: das ist in wenig Worten der Inbegriff desjenigen, was in Frankreich vorgeht. Se. Durchlaucht von Hessen-Kassel haben auch ein Korps Truppen nach Frankreich geführt. Als Fürst opfern Sie Ihre Untertanen für eine Sache auf, die Sie nichts angeht, und als Krieger müssen Sie die Lage einsehen, worin Sie sich jetzt befinden. Sie ist gefährlich für Sie: Sie sind umringt; ich rate Ihnen, morgen früh den Rückweg nach Ihrem Lande anzutreten und das französische Gebiet zu räumen. Ich will Ihnen die Mittel angeben, sicher an den französischen Armeen vorbeizukommen, die sich verschiedener Posten, durch welche Sie müssen, bemächtigt haben. Dieser Antrag ist freimütig, ich verlange eine kategorische und förmliche Antwort. Die französische Republik entschuldigt einen Irrtum, sie weiß aber auch einen Einbruch in ihr Gebiet und die Plünderung desselben ohne Erbarmen zu rächen. Dillon.

N. S.: Ich sende Ihnen diesen Brief durch meinen Generaladjutanten Gobert, der auf Ihre Antwort warten wird. Ihre Beschleunigung ist dringend notwendig; ich bin im Begriff, zu marschieren.

Dieses Schreiben beweist hinlänglich, daß Dillon die üble Lage der deutschen Völker genau kannte. Das Schreiben war aber in einem Ton abgefaßt, welcher einem Fürsten, wie der Herr Landgraf von Hessen ist, unmöglich gefallen konnte. Nachdem also dessen In-

halt durch einen Zufall bekannt geworden war, so wurde, auf Befehl des Landgrafen, ausgesprengt, es sei erdichtet oder doch wenigstens nicht in die Hände Seiner Durchlaucht gekommen, noch weniger aber habe er es beantwortet. — General Dillon erfuhr dieses und ließ nun unter seiner Bürgschaft das Schreiben nebst der Antwort, welche auf Befehl des Herrn Landgrafen darauf gegeben und freilich eines auf seine Fürstenehre höchst eifersüchtigen Mannes würdig war, durch den Druck und durch Zuschreiben an preußische Generäle bekannt machen.

Ich überlasse es meinen Lesern, die hierher gehörigen Anmerkungen selbst zu machen — einmal über unsere damalige Lage, dann über den offenen und edlen Republikanersinn und endlich über die diplomatischen Kunstgriffe des Dünkels der Macht und des Schlendrians.

Es war schon, ehe wir die Standquartiere verließen, befohlen worden, daß man besonders für gutes Schuhwerk der Soldaten sorgen und hinlänglich dazu mitnehmen sollte, um die abgehenden gleich wieder ersetzen zu können. Aber unsere Herren hatten so für sich auskalkuliert, daß der ganze Krieg wohl nur ein Vierteljahr dauern könnte, und waren eben darum auch in Befolgung dieses Befehls sehr nachlässig gewesen. Die Folgen zeigten sich bald. In der ganzen Armee fingen die Schuhe auf einmal so an zu reißen, daß beinahe kein einziger Soldat gutes Schuhwerk noch hatte. Sogar die Offiziere trugen zerrissene Stiefel, und die armen Packknechte gingen vollends gar bar-

fuß. Es war schändlich anzusehen, wie die Preußen da ohne Schuhe durch den Kot zerrten und ihre Füße an den spitzen Steinen blutrünstig rissen. Viele hatten ihre zerfetzten Schuhe auf die Gewehre gehängt, andere trugen sie in der Hand; manche hatten Lappen und Heu um die Füße gewickelt.

Unser Feldwebel hatte immer seine wahre Not, wenn er die Wache kommandieren sollte: von vier Mann hatten allemal drei keine Schuhe und konnten doch barfuß nicht aufziehen. Marschieren durfte man wohl barfuß, aber nicht barfuß auf die Wache ziehen!

Der schlechte Zustand des Schuhwesens machte mehr scharfe, meuterische Reden bei der Armee rege, als selbst der Hunger. Die Soldaten klagten laut und brachen in Aeußerungen aus, welche zu jeder anderen Zeit wären bestraft worden; aber auf einem Rückzug, wie dieser war, mußten unsere Offiziere schon schweigen und die Leute murren und schimpfen lassen nach Belieben.

Ich habe oft in deutschen Büchern gelesen, daß die französischen Volontairs oder Sansculotten elend seien gekleidet gewesen. Das ist sehr wahr, aber kein Deutscher hätte über ihren schlechten Aufzug spotten sollen, da die Herren Preußen ja auch zigeunermäßig genug aus Frankreich zogen, und die Herren Oesterreicher und messieurs les émigrés nicht minder.

Nachdem wir den 18ten gerastet hatten, d. i. stille gelegen waren, weil alle unsere Wagen im Kote waren stecken geblieben, so brachen wir am 19ten wieder auf und schleppten uns noch zwei gute Stunden ins Lager

dicht bei Longwy, wo wir endlich gegen Nacht müde und hungrig ankamen.

Am 20sten war Ruhetag, und wir erhielten aus dem Magazin von Longwy Fleisch, Wein, Branntwein und Zwieback. Das war denn wieder zum erstenmal gehörig gegessen und gelabt.

Hier wurden auch die Soldaten wieder munter, denn nun hieß es: noch einen Marsch, und wir sind aus Frankreich! Die guten Leute bildeten sich ein, daß, wenn sie nur aus Frankreich wären, alles Elend gleich ein Ende haben würde, und bedachten nicht, daß der Same zu unbeschreiblichem Unglück, welches in der Folge auf unser liebes Vaterland fallen mußte, schon ausgestreut war und schon Keime gewonnen hatte.

Unsere Armee kam den 21. Oktober auf deutschen Boden zurück, aber auch hier hatte das Elend und die Not noch kein Ende. Wir lagerten uns in dem Kot, und zwar ohne Lagerstroh, und doch sollten wir hier auf Order stehen bleiben.

Am ersten Ruhetag, den 22sten, desertierten einige Soldaten vom Regiment Woldeck. Man setzte ihnen nach, weil man ihre Spur wußte, aber die Nachsetzenden mochten sich wohl etwas zu weit verlaufen haben und über die Grenze gekommen sein. Genug, sie stießen auf eine französische Patrouille, welche sie angriff und gefangen nahm; sie wurden zwar bald zurückgeschickt, jedoch mit dem Vermelden des französischen Generals, daß man künftig, wenn wieder ein so anomalisches Verfolgen der Deserteure statthaben sollte, die Nachsetzer nicht als Preußen, sondern als

Störer der allgemeinen Sicherheit und Ruhe ansehen und als solche behandeln würde. Das war freilich derbe und dient als Wink über die Qualität unseres Rückzuges.

Auch in diesem Lager war das Wetter abscheulich, aber der Gedanke, daß wir doch wieder auf deutschem Boden wären, versüßte den meisten alles Elend, und die armen Teufel von Soldaten freuten sich, daß sie bald wieder in ihre Heimat kehren würden. Mir schien diese Hoffnung schlecht gegründet, ob es mir gleich nicht ganz unglaublich vorkam, daß der König von Preußen mit den Franzosen habe Frieden machen können. Ihre Nachsicht mit uns auf unserm Rückmarsch schien mir dies zu bestätigen.

Den 24sten kamen wir bei Luxemburg an, wo wir bis den 29sten stehen blieben. Hier erholten wir uns wenigstens wieder mit Essen und Trinken, obgleich das Wetter auch hier schrecklich und abscheulich war. Wir waren indes an das schlimme Wetter schon gewöhnt, und da wir hier in diesem Lager hinlänglich zu essen haben konnten und hatten, so waren wir wenigstens wieder munterer als vorher. Bisher hatten die Soldaten wenig kaufen können, weil nichts zu kaufen da war, und so konnten sie ihre Löhnung aufsparen und hatten daher alle Geld, mehr als gewöhnlich. Aber im Lager bei Luxemburg war das Geld bald alle, indes man hatte auch was dafür.

In diesem Lager wurde nun auch die Nachricht allgemein bekannt, daß General Custine in Deutschland eingefallen wäre und Mainz erobert hätte. Daraus schlossen nun die Verständigeren, daß der Krieg

noch kein Ende haben würde, und unser ganzes Volk wurde mit Schreck und Entsetzen erfüllt. Die Fortsetzung des Krieges, besonders eines Krieges gegen die Franzosen, war in den Augen der klügeren Preußen nun das höchste Uebel.

Fünftes Kapitel.

Die preußischen Feldlazarette. — Besuch im Lazarett zu Longwy. — Unsauberkeit und Unordnung. — Die Kranken auf den trierschen Straßen. — Warum die Lazarette so erbärmlich sind. — Die Krankenwärter. — Die Feldscherer. — Die höheren Ärzte. — Diebe und ihre Mitschuldigen. — Besuch im Spital zu Bingen. — Ein unmenschlicher Chirurg. — Ich sage ihm meine Meinung. — Die Verpflegung in den Lazaretten. — Wo die guten Sachen bleiben. — Was die Kranken bekommen. — Wer Geld hat, wird behandelt; wer keins hat, krepiert. — Fürstenspiel und Menschennieten.

Die unendlichen Krankheiten, besonders die Ruhren, welche unser unglückliches Militär auf diesem unseligen Feldzug befielen, machten die Anlegung vieler Feldlazarette nötig, welche alle mit Kranken vollgestopft waren. Ich habe mehrere dieser Mördergruben selbst beobachtet, und was ich da gesehen habe, will ich dem Leser ehrlich mitteilen, jedoch mit dem Bedinge, daß der zu delikate Leser dieses Kapitel überschlage.

Ich hörte, daß mein Freund, der Unteroffizier Koppel, zu Longwy im Lazarett krank läge: ich wollte ihn also besuchen und ging hin und hinein, ohne von der Schildwache angehalten oder nur über etwas befragt zu werden. Dies ließ mich gleich anfangs nicht viel Ordnung im Lazarett selbst erwarten. Aber wie

entsetzte ich mich, als ich gleich beim Eingang alles von Exkrementen blank sah und nicht einmal ein Fleckchen finden konnte, um unbesudelt hinzutreten. Der gemeine Abtritt reichte für so viele ruhrhafte Kranke unmöglich zu, auch fehlte es den meisten an Kräften, ihn zu erreichen, und Nachtstühle sah ich beinahe gar nicht. Die Unglücklichen schlichen sich also nur bis vor die Stube und machten dann alles hin, wo und wie sie konnten. Es ist abscheulich, daß ich sagen muß, daß ich sogar tote Körper in diesem Unflat liegen sah.

Ich schlüpfte schnell durch ins erste beste Zimmer, aber da drängte sich mir auch sogleich ein solch abscheulicher mefitischer Gestank entgegen, daß ich hätte mögen in Ohnmacht sinken. Es war der Duft viel ärger, als wenn man ein Privet ausräumt oder des Sommers über einem vollen Schindanger steht. An Räuchern dachte man gar nicht, auch wurden die Fenster niemals geöffnet, und wo hie und da eine Scheibe fehlte, da stopfte man die Oeffnung mit Stroh und Lumpen zu.

Das Lager der Kranken war dem vorigen ganz angemessen: die meisten lagen auf bloßem Stroh, wenige auf Strohsäcken, und viele gar auf dem harten Boden. An Decken und andere zur Reinlichkeit dienende Dinge war vollends nicht zu denken. Die armen Leute mußten sich mit ihren elenden kurzen Lumpen zudecken, und da diese ganz voll Ungeziefer waren, so wurden sie beinahe lebendig gefressen.

Ich stand da und wußte nicht, was ich vor Mitleid und Aerger sagen sollte. Ich fragte endlich nach der Krankenpflege, erfuhr aber, daß hier außer ein

bissel Kommißbrot nichts vorfalle. An Arzneien fehlte es beinahe ganz.

Ich wollte den Unteroffizier Koppel sehen, aber weder Feldscherer noch Krankenwärter konnten mir sagen, in welchem Zimmer ich ihn treffen könnte. So sehr fehlte es an aller besonderen Aufsicht. Sogar hörte ich einen sagen: „Wen hier der Teufel holt (er wollte sagen: wer hier stirbt), der ist geliefert; kein Kuckuck fragt weiter nach ihm."

Voll Ekel und Abscheu ging ich fort und verwünschte das Schicksal der Krieger, welche bei eintretender Krankheit oder Verwundung in solche Mordlöcher gesteckt und so schlecht verpflegt werden, daß sie ihr Achtgroschenleben elender aufgeben müssen, als das elendeste Vieh.

Aber bald bedachte ich, daß dort in Longwy vielleicht die Not selbst eine solche elende Lage der armen Leute nötig machte. Ich wußte, daß der König selbst Befehl gegeben hatte, die Kranken gut zu behandeln und für ihre Wiederherstellung, und wenn es des Monats 1000 Taler mehr kosten sollte, gehörig zu sorgen. Ich beschloß daher, mehrere Feldlazarette zu untersuchen, um ein richtiges Urteil darüber fällen zu können.

Ich tat dies schon in Trier. Aber da sah ich noch mehr Greuel! Die Lazarette waren ebenso schmutzig, die Pflege ebenso elend, und die Lagerstätten ebenso abscheulich wie in Longwy. Außerdem aber mußten noch vom 30sten bis zum 31. Oktober mehr als 280 Kranke in Trier unter freiem Himmel auf der Gasse liegen bleiben. In den Hospitälern war für sie kein Platz

mehr, und niemand wollte sie in die Häuser aufnehmen, weil es allgemein hieß, die Preußen hätten die Pest. Es krepierten — ja, es krepierten! — diese Nacht mehr als 30 auf der Gasse. Seht, Menschen, soviel gelten euresgleichen im Kriege!

Die anderen Lazarette, die ich sah, waren alle von dieser Art. — Woher kommt denn aber dieses schreckliche Uebel, wodurch der König, oder vielmehr der Staat, so viel Leute verliert? Denn in diesem Feldzug sind sehr wenig Preußen vor dem Feinde geblieben, aber mehrere tausend in den Hospitälern verreckt, deren meiste man gewiß hätte retten können, wenn man ihnen gehörige Pflege hätte können oder wollen angedeihen lassen.

Der Hauptfehler der preußischen Lazarette ist, wie mich dünkt, in der Anlage selbst zu suchen. Die Aufseher sind lauter Leute vom Militär, ohne angemessene Erfahrung und Kenntnisse, und meist lauter solche, die sich da bereichern wollen. Ihre Besoldung ist schlecht, und doch kommen sie, wenn sie auch nicht lange darin sind und blutarm hineinkamen, allemal mit vollem Beutel heraus. Es muß also an der Subsistenz der Kranken defraudiert und die ganze Einrichtung so konfus und unordentlich gemacht oder geführt werden, daß man die Defraudation nicht so leicht entdecken kann.

Bei dergleichen Einrichtungen pflegt alles zusammenzuhängen und für den gemeinschaftlichen Vorteil gemeinschaftliche Sache zu machen. Selten findet sich ein Mann von Rechtschaffenheit, der seinen Einfluß zur Verbesserung tätig machen möchte, und

wenn er sich findet, so wird er bald unterdrückt. Herr von Sonaczinsky, Leutnant bei unsrem Regiment, wollte einige gute Anstalten in Frankfurt für das Lazarett durchsetzen, aber er hatte soviel Verdruß dabei, daß seine ohnehin schwache Gesundheit noch mehr dadurch litt und er bald verstarb. Er besuchte uns einst bei Mainz. „Nun, Herr Leutnant," fragte ich ihn, „wie schlägt Ihnen das Lazarett zu?" — „Ach," war die Antwort, „die Fickfackereien, die ich da sehen muß und nicht hindern kann, bringen mich noch um."

Dem König wird freilich genug angerechnet, aber für die Kranken wird das wenigste verwendet. Ich habe gesehen, daß Feldscherer und Krankenwärter den Wein fortsoffen, der für die Kranken bestimmt war, und die guten Essenzen selbst verschluckten. Zwei Menscher in Koblenz, welche den Feldscherern zur Liebschaft dienten, verkauften den Reis aus dem Hospital, und die Kranken mußten hungern. In Frankfurt am Main kaufte man Reis, Graupen, gedörrtes Obst u. dgl. im Spital sehr wohlfeil. So war es auch in Gießen.

Um nun den Betrug nicht so sehr sichtbar zu machen, geht alles mysteriös und unordentlich in den Lazaretten zu.

Die Krankenwärter sind Soldaten, welche bei den Kompanien nicht mehr fortkönnen, alte steife Krüppel, die sich zum Krankenwärter schicken, wie das fünfte Rad am Wagen. Diese, deren teilnehmender Menschensinn durch den militärischen Korporalssinn abgestumpft ist, lassen den armen Kranken eine Pflege angedeihen, daß es eine Schande ist. Daß sie sich mit den Feldscherern und den anderen Meistern, die in den Laza-

retten etwas anzuordnen haben, allemal einverstehen, versteht sich von selbst; denn auf die geringste Vorstellung eines Vorgesetzten würde der Herr Krankenwärter fortgejagt.

Für Reinlichkeit, dieses erste Hauptstück der Krankenpflege, worauf mehr ankommt, als selbst auf die medizinische Verpflegung, wird so wenig gesorgt, daß ich Kranke weiß, denen die Hemden auf dem Leibe verfault und denen von den Läusen tiefe Löcher in den Leib gefressen waren. Freilich sollen die Krankenwärter entweder selbst waschen oder waschen lassen, aber dies geschieht nicht.

Die Feldscherer, oder, wie man sie seit einigen Jahren nennen soll, die Chirurgen, sind meistens Leute, welche gar wenig von ihrem Handwerk inne haben, und daher das Elend in den Spitälern durch ihre Unwissenheit und Unerfahrenheit noch vergrößern. Für die Besetzung der Regimenter durch Oberchirurgen ist ziemlich gut gesorgt, ob es gleich auch da Leute gibt, die nicht viel mehr wissen als jeder gemeine Bartkratzer. Die Generalchirurgen sind Männer von Einsicht und Verdienst, aber die gemeinen oder Kompaniechirurgen sind größtenteils elende Stümper, die bei ihrem Lehrherrn nicht mehr gelernt haben, als Rasieren und Aderlassen, beides elend genug noch obendrein. Wer freilich sein Brot sonst verdienen kann und nicht für das kindische Vergnügen ist, in Uniform einherzuschreiten und einen Spießling an seiner Pfuscherseite herumzuschleppen, wird sich hüten, für das geringe Gehalt, das so ein Mensch gibt, den beschwerlichen Feldschererdienst bei einer Kompanie zu übernehmen.

In die Feldlazarette nimmt man zwar dann und wann die geschicktesten, die man noch bei den Regimentern findet, aber eben dadurch entblößt man die Regimenter ihrer brauchbarsten Wundärzte. Was kann aber einer von dieser Art allein ausrichten, sobald ihm alle übrigen Mitoffizianten entgegen sind oder entgegen handeln.

Die Oberchirurgi, welche die Aufsicht über die Lazarette führen, können teils jeden Kranken nicht selbst untersuchen und behandeln, wegen der Menge, teils sind sie dazu zu kommode oder zu delikat. Sie schauen daher nur dann und wann, und nur so obenhin, in die Krankenstuben, lassen sich vom Feldscherer, sehr oft auch nur von den Krankenwärtern referieren, verordnen dann so was hin im allgemeinen, werfen — um sich respektabel zu machen — mit einigen fehlerhaften lateinischen Wörtern und Phrasen umher, überlassen hier alles den Unterchirurgen und gehen in Offiziersgesellschaften, L'Hombre zu spielen oder sich sonst zu vergnügen.

Mir sind ganz schändliche Beispiele bekannt geworden, wie selbst Oberchirurgen die medizinische Pflege deswegen vernachlässigten, weil sie das Geld, das für Arznei, Essig, Wein u. dgl. bestimmt war, an die Offiziere, die in den Lazaretten als Inspektoren angestellt waren, verspielt hatten und folglich diese Sachen nicht mehr kaufen konnten. Die Offiziere hätten freilich nach ihrer Pflicht darauf inquirieren und den Chirurgus zur Herbeischaffung der Arznei anhalten sollen; aber eben sie hatten ja das Geld gewonnen, welches sie, im Fall das Ding zur Sprache gekommen wäre, hätten heraus-

geben müssen. Sie schwiegen also, und die armen Leute waren geprellt.

So ungeschickt die preußischen Feldscherer gewöhnlich zu sein pflegen, so wenig sind noch obendrein in den Spitälern angestellt; zwei, drei solcher äskulapischen Büffel sollen eine Anzahl von 200, 300 und mehr schwerkranken Personen pflegen, wie dies in dem jetzigen Kriege gar oft der Fall war.

Ich kam einst in Bingen am Rhein ins dortige Hospital, um die bei der Belagerung von Mainz Blessierten und Krankgewordenen aufzunehmen. Auch hier lief mir die Galle gar ärgerlich über. Da lagen Leute, die schon seit vier und mehr Tagen hierher gebracht und noch nicht verbunden waren. Dem einen war der Arm, dem andern der Fuß entzwei geschossen, und die Leute jammerten, daß einem die Brust vor Teilnahme beklommen ward. Aber die Herren Feldscherer und die bübischen Krankenwärter sprachen den armen Leuten nur mit Flüchen und Verwünschungen zu.

„Kann ich was dafür," hörte ich einen Feldscher sagen, „daß Ihr blessiert seid? Ich wollte, daß dem Teufel die Kugel in den A— gefahren wäre, so hätte ich jetzt keine Schererei mit Euch. Ich will Euch schon verbinden, aber warten müßt Ihr! Sakkerment, ich habe mehr zu tun!"

Und damit ging der Bube zur Tür hinaus. Ich sagte zu einem Krankenwärter, das sei doch abscheulich, ob denn das so geschehen dürfe? Er antwortete mir, die Feldscherer wären nun mal nicht anders, besonders dieser; der sitze den ganzen Tag im Wirtshaus zum »Wilden Mann« und trinke. Ich gleich hin

und fand den unmenschlichen Firlefanz wirklich bei einer Flasche Wein. Ich setzte mich ihm gegenüber und redete ihn an. „Herr Chirurgus," sagte ich, „wie können Sie aber die armen Leute so unverbunden liegen lassen? Die Kerls jammern einen ja in der Seele!"

Er: Hab heute schon sechse verbunden; will auch einen Augenblick Ruhe haben!

Ich: Aber wenn Ihre Kranken so schrecklich leiden und obendrein den kalten Brand befürchten müssen, so müßten Sie, denk' ich, bis Sie ihnen Hilfe geschafft haben, gar nicht an Ruhe denken.

Er: So? Wer nicht warten will, mag hinlaufen!

Ich: Ja, wenn das die armen Leute könnten, so wollt' ich ihnen verdenken, wenn sie nicht längst aus dem Mordloch gelaufen wären!

Er: Mordloch? Herr, das ist zu viel gesprochen! Wenn ich das dem Offizier sage, kommt der Herr in Arrest; versteht mich der Herr?

Ich: O ja, ich verstehe den Herrn, und sehe wohl, daß der Herr ebenso bösartig als unwissend ist; versteht mich der Herr auch?

Er: Tausend Sakkerment: ich glaube gar, der Herr will mich tuschieren! Weiß der Herr, wer ich bin?

Ich: O ja, ich weiß und sehe, daß der Herr weiter nichts ist, als ein gefühlloser Bartkratzer. Wenn uns die Franzosen unsere Feldscherer vorgeschlagen hätten, um unsere Truppen durch sie zu ruinieren, so hätten sie uns keine angemesseneren geben können, als der Herr ist.

Er (aufstehend): Nein, in 's drei Teufels Namen,

der Hacke will ich schon einen Stiel machen, oder mein Name soll nicht ehrlich sein. Ich gehe hin und sag's dem Offizier, der soll mir schon Satisfaktion schaffen!

Er ging wirklich, aber dabei blieb es auch. Ich indes blieb ruhig, denn ich traute keinem Offizier zu, daß er dem Unmenschen recht hätte geben sollen.

Da man in Verpflegung der Lazarettkranken schon ohnehin sehr ökonomisch zu Werke geht, und da noch obendrein jeder von dieser Subsistenz das Seine ziehen will, so kann man leicht denken, daß die Diät der armen Kranken sehr schlecht sein muß. An zweckmäßige Einrichtung der Speisen wird gar nicht gedacht, noch weniger an deren zweckmäßige Verteilung. Etwas elende Brühe — Brühe größtenteils, die kaum ein Windspiel fressen möchte — ist die Suppe, worin dann und wann ein bissel Graupen, Mehl, Grütze oder Brot getan wird. Die Krankenwärter wissen alles schon so einzurichten, daß nicht ein Auge Fett darauf zu sehen ist, und daß die Brühe aussieht und schmeckt wie die elendeste Jauche.

Das Fleisch in den Lazaretten ist schon das elendeste, das man finden kann, und nicht selten stinkt es schon und hat Maden gezogen. Dieses elende Luder wird nun auf die elendeste Art zurecht gemacht, ganz unsauber in die Kessel geworfen und oft nur kaum halb gar gekocht. Ebenso steht es mit dem Zugemüse — und was für Zugemüse! Ein wenig Reis und Gerste, nebenbei auch Rüben, Kartoffeln, Erbsen, Linsen, Bohnen u. dgl. für todkranke Menschen.

„Wer in den Lazaretten nichts zuzusetzen hat, muß

rein krepieren," ist ein bekannter Satz bei der preußischen Armee. Das mag aber doch eine treffliche Anstalt sein, wo der kranke Feldsoldat Geld haben muß, um im Lazarett, wo seine Gesundheit, die er für seinen Herrn zugesetzt hat, hergestellt werden soll, nicht Hungers zu krepieren! — Ich kenne Feldscherer, welche sich Geld geben ließen, damit sie dem gebenden Kranken die nötige Hilfe leisten möchten, und welche den, der nichts geben konnte, liegen und krepieren ließen.

Aufsicht über die Kranken selbst fehlt ebenso, wie die über die Feldscherer und Krankenwärter. Sie können beinahe tun, was sie wollen. Daher saufen sie denn Branntwein, fressen Heringe und was sie sonst haben können, und machen durch diese üble Diät die wenige Hilfeleistung an sich noch vollends vergeblich.

Von den vorfallenden Diebereien in den Lazaretten mag ich gar nicht reden. Genug, wer etwas hineinbringt, muß wohl darauf acht haben, daß es ihm nicht von den Krankenwärtern oder von den anderen Kranken gemaust wird.

So sehen die Feldlazarette der Preußen aus; aber die der Oesterreicher sind um kein Haar besser! Auch da herrscht der nämliche Geist, die nämliche Unordnung, der nämliche Mangel. — Und hieraus läßt sich nun erklären, warum so viele Menschen in den Hospitälern elend umkommen, und warum die Armeen durch diese Mordlöcher so schrecklich leiden!

Jetzt finde ich nur noch nötig, noch eine Erinnerung zu dem Vorigen hinzuzufügen, und diese besteht darin: daß man jede Sache, die man nach Belieben

und ohne vielen Aufwand leicht und bald haben kann, eben darum meist gleichgültig behandelt. „Wenn die Fürsten spielen, ich meine Krieg führen,“ sagt irgendwo Friedrich der Große, „so sind die Menschen ihre Nieten; und wenn diese zu Hunderttausenden verloren gehen, so werden weder die Fürsten noch die Menschen klüger. Sie spielen immer von neuem, und von neuem fehlt's nie an Nieten.“ Und dies scheint mir eine von den Hauptursachen mit zu sein, warum man sich die Gesundheit der Soldaten, zumal der fernerhin für ihren Beruf unbrauchbaren, so wenig ernstlich angelegen sein läßt. Ist aber das politisch und moralisch recht? Wie viel kommt nicht bei jedem Militär darauf an, die unbrauchbar gewordenen Krieger stets so zu behandeln, daß die noch brauchbaren an ihnen nicht lernen, sich fein klug zu schonen und alles das zu meiden, wodurch sie ebenso unglücklich werden können, als ihre abgenutzten traurigen Vorbilder.

Sechstes Kapitel.

Montabaur. — Custines Verfahren gegen die deutsche Bevölkerung. — Wiedereinnahme von Frankfurt am Main durch die Deutschen. — Deutschtümelei der Frankfurter. — Die Frankfurter Zeitungsschreiber. — Winterquartiere. — Unwürdige Verhöhnungen des Feindes. — Liebeleien von hoch und niedrig. — Wucher der Regimentsquartiermeister. — Die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten. — Das Recht der Völker, ihre Herrscher zu richten. — Ersatz unserer verlorenen Mannschaften. — Neue Monturen. — Übergang über den Rhein. — Besuch bei meiner Mutter.

Unser Regiment marschierte den 10. November nach Montabaur, einem ganz mit Pfaffen und Klöstern angefüllten Trierschen Städtchen; ich aber konnte wegen

meiner Füße nicht nachkommen, mußte daher im Dorfe Neuhäusel über Nacht bleiben. Den folgenden Tag schlich ich nach Montabaur, wo man mich noch gar nicht vermißt hatte, so sehr war man noch der Unordnung gewohnt.

Die Regimenter wurden sehr auseinander gezogen und in die Gegenden an der Lahn in Kantonierung gelegt.

Custine hatte indessen, zur Schadloshaltung seiner Nation, nicht nur jenseits des Rheins gehauset, er hatte auch Frankfurt weggenommen, die Saline bei Friedberg zu Nauheim geplündert und dem Fürsten von Weilburg starke Kontribution auferlegt. Aber die Bürger und Bauern waren überall verschont worden, und eben diese Schonung machte, daß diese Leute die Franzosen nicht für gar zu schlimm hielten. Damit aber der Fortgang der fränkischen Waffen nicht noch weiter um sich reißen möge, beschloß der König, sobald es möglich sein würde, die Gäste über den Rhein zurück zu treiben und ihnen die besetzten Plätze wieder wegzunehmen. Aber unsere Leute waren zu müde, zu sehr abgemattet; man mußte also Halt machen und sie ruhen lassen; auch mußte frische Munition herbeigeschafft werden, denn die alte war völlig verdorben.

Endlich am 25. November brachen wir auf und zogen nach der Lahn zu auf der Frankfurter Straße. Die Wege waren hier zwar gut, das Wetter aber kalt, und die Luft rauh und voll Schnee. Auf diesem Marsche haben wir abermals sehr viel ausgestanden und nicht wenig Not gelitten an Lebensmitteln. Es

sollte aber einmal vorwärts gehen, und so gestattete man uns nicht einmal einen Rasttag.

Der Herzog eroberte am 2. Dezember die Stadt Frankfurt am Main. Ich habe dieser Wiedereroberung nicht beigewohnt, kann also nichts darüber berichten. Einer Bemerkung kann ich mich jedoch hier nicht enthalten:

Custine hat dem Nationalkonvent zu Paris eine falsche, meist unbegründete Nachricht von dem Betragen der Frankfurter Bürger gemacht, indem er sie beschuldigte, daß sie während der Wiedereroberung drei Bataillone Franzosen mit gewissen, dazu besonders gemachten Messern, ermordet hätten. Das tat Custine, um sein Versehen der Frankfurter Bürgerschaft zuzuschieben. Allein der Bericht, den die Frankfurter zu ihrer Verteidigung an den Konvent nachschickten, ist auch nicht ganz richtig. Es sind, wie mir selbst Frankfurter Augenzeugen erzählt haben, viele Barbareien auch von Bürgern, folglich nicht allein von Handwerksburschen, gegen die Franzosen verübt worden.

Unser Bataillon wurde nur gebraucht, um die Franzosen bei Eschersheim wegzutreiben, wo sie noch um zwei Uhr nachmittags standhielten. Die Franzosen ließen uns das Dorf bald über, denn ein panischer Schrecken schien sie ergriffen zu haben; wir büßten bei dieser Aktion nur einen Kanonier und vier Mann ein.

Nun war Frankfurt wieder im Besitz der Deutschen, und unser Regiment rückte abends um 10 Uhr in Vilbel ein, wo wir vierzehn Tage stehen blieben.

Frankfurt war, solange die Franzosen darin waren,

von diesen wenig oder gar nicht gekränkt worden, und wenn Custine zur Entschädigung für unsere Invasion nach Frankreich nicht eine so starke Kontribution gefordert hätte, so würde die Stadt noch Vorteile von seiner Gegeninvasion gehabt haben. Aber dennoch war gleich nach der Wiedereinnahme auf einmal alles wieder deutsch, was vorher französisch in Frankfurt gewesen war. Sogar die Marqueurs auf den Kaffeehäusern markierten auf deutsch; die Mamsellen hießen Jungfern, ohne es indessen immer zu sein; aus Toilette ward Putztisch, aus Pique Schippen, aus Cœur Herz und aus Carreaux Eckstein usw. Dieses läppische Zeug sollte, wie viel anderes von eben der Art, Beweis des deutschen Patriotismus sein, und die Frankfurter trieben es, bis sie endlich selbst preußische Offiziere französisch sprechen hörten, wo sie sich dann schämten und die Jungfer wieder in Mamsell umtauften usw.

Die Frankfurter Zeitungen, besonders die »Reichs-Oberpostamtszeitung« — denn in dem einen Frankfurt kommen mehrere heraus! — waren während des Aufenthalts der Franzosen ganz auf ihrer Seite und nahmen alles dienstwillig auf, was Custine, van Helden und andere dem Publikum mitteilen wollten. Sobald aber die Preußen Frankfurt inne hatten, läutete das Ding aus einem anderen Tone: die Zeitungsschreiber erklärten einhellig in ihren ersten Blättern, daß sie von den Franzosen gezwungen und aus Furcht vor der Guillotine (ohé!) eins und 's andere gegen ihre Ueberzeugung und gegen ihren deutschen Patriotismus — als wenn ein deutscher Zeitungsschreiber deutschen Patriotismus haben könnte! — in ihre öffent-

lichen Blätter aufgenommen hätten, welche die Neufranken zu terrorisieren schienen; nun aber, da diese Tyrannei aufhörte, würden sie sich auch als wahre deutsche Patrioten zeigen usw.

Wer aber die Zeitungsschreiber nur von ferne kennt, der weiß gar wohl, daß dieses saubere Volk samt und sonders allemal den angestimmten Ton nachstimmt, und daß es ihnen um nichts weniger zu tun ist, als um Wahrheit und Publizität. Wenn aber übrigens die Verbreitung der gröbsten und gefährlichsten Lügen zugunsten der deutschen Armeen und schamloses hämisches Herabsetzen der feindlichen — wenn das Beweise des deutschen Patriotismus sind, so muß ich den Frankfurter Zeitungsschreibern das Lob zugestehen, daß sie große Patrioten sind.

Nirgends hatte man die Patrioten besser und freudiger aufgenommen, als in den mainzischen Dorfschaften am Main. Man muß nämlich wissen, daß die dortigen Leute gewaltig steif noch päpsteln, dabei aber von der wahren Beschaffenheit der neufränkischen Händel gar nicht unterrichtet waren. Sie glaubten daher, die jetzigen Franzosen würden das Spiel bei ihnen wiederspielen, das die ehemaligen dort herum spielten, wenn sie Krieg im Reiche führten, d. h. alle Ketzer zur römischen Religion zwingen. Also sahen sie im Geiste schon das ganze Darmstädter, Weilburger und anderes Land, an welches sie grenzen, zum wahren Glauben durch die Franzosen gezwungen. Als aber die garstigen Leute bei ihrer Dahinkunft sich um nichts weniger bekümmerten, als um die verschiedenen Abstiche im An- und

Ausputzen der Gehirnidole, so sah man verächtlich von ihnen weg, haßte sie, und dies um so mehr, je greller ihnen ihre Pfaffen den Greuel der neufränkischen Einrichtung beschrieben und verdammten.

Die preußischen Truppen wurden dort in der ganzen Gegend am Main und am Gebirge in die Winterquartiere verlegt. Unser Regiment bezog Höchst, Nied und Grießheim.

Am 6. Jänner 1793 schlugen die Preußen die Franzosen bei Hochheim, und von dieser Zeit an wurde Hochheim von unseren Truppen besetzt. Die gefangenen Franzosen wurden mit Trommeln und Pfeifen durch die Dörfer und Städte bis nach Frankfurt gebracht, und dem Janhagel stand es allerorten frei, diese Gefangenen mit Schreien und Schimpfen zu insultieren. Die Frankfurter, eine äußerst neugierige und fabelhafte Nation, zogen ihnen zu mehreren Tausenden entgegen, und begleiteten sie mit unbändigem Jubel und Geschrei bis in die Stadt. Einige schmissen sogar mit Steinen und Kot auf sie. Ich war selbigen Tag gerade in Frankfurt und ärgerte mich recht sehr über den Unfug, den der vornehme und geringere Frankfurter Pöbel an den Kriegsgefangenen beging.

Das Schimpfen auf die Franzosen war überhaupt ebenso beliebt wie wohlfeil. Unter anderem Troß, welcher, um etwas zu verdienen, der Armee nachgezogen war, befand sich auch eine Bande Marionettenspieler, welche das Volk mit Fratzen amüsierte. Das Meisterstück dieser Bande, deren Direktor der Sohn des ehemaligen mainzischen Hofrats Schott war, war eine

Farce, betitelt: »Der betrogene Custinus«. In diesem Ding beging Custine mit seinem Bedienten, dem Hanswurst, allerhand Greuel. Da sah man Morden, Brennen, Sengen, Notzüchten, schwangeren Weibern den Bauch aufschneiden usf. Hierauf erschien ihm ein Engel und ermahnte ihn, Buße zu tun und den Rosenkranz zu beten; Custine aber läßt den Engel zur Tür hinausschmeißen, eben dies widerfährt dem Tode. Endlich kommt der Teufel, macht burr, burr, und zerreißt den Custine in tausend Fetzen. Dieses elende Zeug und anderes von derselben Art, dessen Gegenstand aber allemal die Franzosen waren, wurde in Frankfurt, Höchst, Rödelheim und an anderen Orten häufig gespielt, und von Herren und Damen, von Mamsellen und Huren beklatscht und belacht, bis endlich einige Herren Generale, worunter auch Herr von Thadden war, das Unanständige dieser öffentlichen Beschimpfung eines feindlichen Generals und seiner Nation fühlten und den Spaß verboten. Die Marionettenspieler ließen nun den Custinus und legten sich aufs Zotenreißen, welches ihnen nicht minder einbrachte.

Seitdem wir Koblenz und Verdun verlassen, zum erstenmal verlassen hatten, hatten unsere Leute, sowie unsere Offiziere, sich um das liebe Frauenzimmer wenig bekümmern können, aber jetzt, nachdem sie sich nach und nach erholt hatten, regte sich auch das Geschlechtsbedürfnis wieder bei ihnen, und dazu fanden sie in und um Frankfurt Nahrung genug. Dem hochweisen Magistrat dieser Reichsstadt muß man es zwar nachrühmen, daß er die Hurerei unter dem Schutz der Ge-

setze nicht so erlaubt, wie z. B. Berlin, wo noch 1792 eine Verordnung, die Lohnhuren betreffend, herauskam; aber demohnerachtet hat es in Frankfurt an feilen Schwestern niemals gefehlt. Seit der Emigrantenzeit war auch dort in der Gegend das Sittenverderben sehr eingerissen, und das Frauenzimmer, welches ohnehin in den Rheingegenden fürchterlich verliebt ist, hatte nun alle Scham und Scheu abgelegt und war für jeden. Frankfurt war besonders der Sammelplatz feiler Menscher von hohem Kaliber und niederer Ordnung, wie man sie haben wollte, von 6 Kreuzern an bis zu 6 Talern rheinisch. Auf den Dörfern liefen auch Nymphchen dieser Art in Menge herum, welche meist aus dem Darmstädtischen hinkamen; selbst Bauernweibel und Bauernmädel machten sich kein groß Gewissen daraus, einem lüsternen Kerl aus der Not zu helfen.

Aus diesem liederlichen Wesen entstanden nun häufige venerische Krankheiten, welche bisher lange unbekannt bei uns gewesen waren, und gaben den Feldscherern, die sich seither nur mit der Ruhr und dem Durchfall beschäftigt hatten, neue Arbeit.

Aber warum sollte der Soldat sich nicht auch einen Zeitvertreib mit dem Frauenzimmer machen, da er große Herren es nicht besser machen sah, sogar ganz große Herren!* In Frankfurt laufen noch auf die

* Laukhard spielt jedenfalls auf das Liebesverhältnis des Königs mit der Frankfurterin Bethmann an. Der König blieb fast ein ganzes Jahr lang in Frankfurt, wo er sich sehr gefiel, und war den Einwohnern, besonders den Damen, ein überaus liebreicher Herr. Manche der Damen nannten ihn nur »unsern lieben dicken Wilhelm«. Von besonderer Bedeutung war sein

Stunde Histörchen von allerlei Art herum, worunter auch einige nicht sehr erbauliche sind, besonders die von einer gewissen reichen und schönen Mamsell, welche aus bloßer Eitelkeit — denn weder Liebe noch Eigennutz konnte sie bewogen haben, die traurigen Reste einer kräftigen Konstitution zu genießen —, also aus bloßer Eitelkeit einem jungen, reichen und schönen Liebhaber, mit dem sie versprochen war, und von dem sie aufs zärtlichste geliebt wurde, Hörner aufsetzte. Ob man alle Frauenzimmer durch Wollust verführen könne, weiß ich nicht, daß aber alle der Eitelkeit oder dem Eigennutz weichen, davon belehrt uns außer den alten und neuen Geschichten die tägliche Erfahrung.

Daß die verliebten Späße unseren Herren die Beutel derb geleert haben, versteht sich von selbst. Den Schönen zu gefallen, mußten Bälle gegeben und andere Lustbarkeiten angestellt werden, und damals durfte kein Herr Offizier, wie zu Halle, mit 12 Groschen

Verhältnis zu Fräulein Bethmann, einer Cousine des reichen Bankiers. Hinterlistig und ehrgeizig, hatte sie den König glauben machen wollen, sie liebe ihn wirklich um seinetwillen, was bei keiner anderen je der Fall gewesen. Dies hatte ihn vermocht, alle Schritte, selbst den bis zu einer Heirat zur linken Hand, durchzumachen; aber die Sache nahm ein Ende durch einen anonymen Brief, den ihr Vetter (»der kleine Bethmann«) an Madame Lucchesini schickte, um den Charakter und die Absichten seiner Verwandten darzulegen. Da Lucchesini daraus ersah, daß sie seinem Zwecke nicht entsprechen und nicht lenksam sein würde, tat er alles, um sie zu stürzen. — Sie folgte dem König nach Berlin und heiratete nachher den bekannten hannöverschen Diplomaten Schwarzkopf. Es haben sich übrigens auch noch andere »große Herren«, der berühmte Prinz Louis Ferdinand z. B., damals in Frankfurt nicht minder trefflich amüsiert. P.

zu Balle kommen; das Ding kostete ungleich mehr. Wer überhaupt dort herum brillieren wollte, mußte schwer Geld haben.

Die Herren Regimentsquartiermeister müssen öfters den Offizieren aushelfen, wenn die Kasse leer ist. Der königliche Befehl will freilich, daß sie keinem Offizier etwas voraus geben, und wenn sie es tun, sie sich hernach nicht an das Gehalt des Offiziers halten sollen. Dennoch können sie ihren Regimentsoffizieren ohne Gefahr Geld vorstrecken; freilich müssen sie ihre Leute kennen; denn mancher Offizier würde sich des Privilegiums bedienen, einige Wochen in Arrest gehen und den Quartiermeister prellen. Aber ein ehrliebender Offizier tut so was nicht, und der Quartiermeister ist seiner Zahlung wegen in Sicherheit. Da aber doch die Sache immer gesetzwidrig ist, so wissen sich die Herren auch gegen die Gefahr der Verantwortung dadurch zu sichern, daß sie sehr starken Abzug machen, so oft sie Geld vorschießen, denn eigentliche Interessen mögen sie doch nicht fordern.

Ein Offizier wurde zu einem Ball nach Frankfurt eingeladen. Er hatte nicht so viel Geld, als hierzu erforderlich war, schickte also seinen Burschen zum Regimentsquartiermeister. Er hatte ihm eine Quittung auf 20 Taler mitgegeben, und der Bediente brachte ihm 3 Friedrichsdor oder damals 17 Taler 6 Groschen. Ich war eben beim Wirt des Offiziers anwesend, als der Bediente zurückkam. „Nun, das geht noch," sagte der Offizier, „heute zieht er mir doch nur 2 Taler 18 Groschen an 20 ab, neulich hat er mir, hol's der Teufel, auf die gleiche Summe 4 Taler abgezogen."

Es versteht sich, daß durch diese Oekonomie die ökonomischen Umstände mancher Offiziere sich merklich verschlimmern, die der Quartiermeister sich aber sehr bessern. Wenn daher letztere einmal eine Schlappe bekommen, so bedauert sie keine Seele.

Die Hinrichtung des armen Ludwigs XVI. verbreitete, sobald sie bekannt wurde, und das wurde sie sehr bald, in der ganzen Armee anfänglich Schreck und Unwillen gegen ein Volk, welches sogar seinen König hatte hinrichten können. „Nun," hieß es, „kann es den Franzosen nicht mehr gut gehen; nun muß Gottes Zorn und Rache sie verfolgen; man wird das bald genug sehen!" In allen Gesellschaften, in allen Wirtshäusern und Schenken wurde von nichts gesprochen, als von der abscheulichen Hinrichtung. Aber je mehr man von dieser ungewöhnten Trauerszene sprach, je mehr man das Grausende derselben ruminierte, desto mehr verschwand das Gräßliche, und die ruhige Untersuchung darüber folgte auf die Deklamationen. Viele meinten, die Franzosen müßten doch wohl Ursache gehabt haben, so was vorzunehmen, es müßten doch auch gescheite und gewissenhafte Leute in Paris sein.

Während dieser Epoche war ich einst im »Schwan« zu Höchst. Das Gespräch kam von Ludwig XVI. auf die hingerichteten Könige. Ich sprach, daß ihrer nur drei wären, die durch das Gesetz seien hingerichtet worden: Agis von Lakedämon, Karl I. von Großbritannien und Ludwig XVI. von Frankreich. Viele Monarchen seien zwar ermordet worden, mir sei aber doch kein

Exempel von gesetzlich hingerichteten weiter bekannt, als von den drei angegebenen.

Was den Lakedämonier anlangt, fuhr ich fort, so war der ein Untertan der Gesetze, folglich auch der Poenalverordnungen. Seine Hinrichtung war zwar höchst ungerecht, denn Agis war unschuldig, aber es war doch keine Frage in jener Republik, ob man den Vorsteher derselben, welchem man sehr uneigentlich den Namen König gab, hinrichten könnte, sobald er nach den Gesetzen des Todes schuldig wäre erkannt worden.

König Karl I. von England wurde zwar unter gerichtlicher Form getötet, aber die, welche sich über ihn zu richten erkühnten, waren nicht die englische Nation; es waren die Anhänger Cromwells und seiner Partei. Die Nation hatte diese Fraktion nicht als Vertreterin ihrer Rechte aufgestellt, folglich konnte sie auch nicht das Todesurteil sprechen, ihr Spruch war folglich ungerecht, so schuldig der Fürst auch sein mochte.

Aber mit Ludwig XVI. scheint mir das Ding eine ganz andere Bewandtnis zu haben. Der Nationalkonvent vertrat wirklich die ganze Nation, und hatte folglich das Recht, Gesetze zu machen, ohne jemanden, selbst den König nicht ausgenommen, um Rat zu fragen. Dieses Gesetz, daß das Volk, durch die Nationalversammlung repräsentiert, eine Aenderung in der Regierungsform machen könnte, hatte selbst der König angenommen und sanktioniert. Von nun an war also die Souveränität des Königs aufgehoben. Ludwig XVI. war also damals, was eigentlich jeder wahre König nur sein sollte, gesetzlicher Verwalter der Nationalkraft nach dem Nationalwillen oder nach den

Gesetzen, welche die Nation selbst entworfen und gutgeheißen hatte. Verwaltete er nun sein Oberstaatsamt nach dem allgemeinen Staatswillen, so tat er seine Pflicht und war des Gehorsams, der Ehre und seiner Besoldung bei der französischen Nation sicher und wert. Handelte er aber dawider, besoldete er nach der Zivilliste, wie man ihn beschuldigt, die rebellischen Emigrierten, und war er mit den Feinden der Nation sogar einverstanden, so war er der erste, der den Nationalkontrakt brach, der sich selbst seiner Vorzüge nach demselben verlustig machte, der als der ärgste Meineidige und Hochverräter an der Nation dieser für seine gesetzwidrigen Handlungen verantwortlich blieb. Hieraus ergibt es sich nun von selbst, daß Ludwig XVI. vor das Gericht der Nationalversammlung gehörte, und die einzige Frage wäre noch aufzulösen: ob er wirklich Staatsverbrechen begangen habe, welche den Tod verdienten. Ich will dem armen Ludwig keine Verbrechen schuld geben, denn ich habe die Akten seines Prozesses nicht gelesen*; aber behaupten muß ich, daß der Konvent das Forum competens war, wovon er gerichtet werden mußte, und da dieser die Nation vertrat, so wissen die, welche von einer Apellation an das Volk reden, nicht recht, was sie wollen.

Ueberhaupt, ob ein Volk seinen Souverän richten könne, scheint sogar zu den despotischen Zeiten der römischen Kaiser kein Problem gewesen zu sein. Der römische Senat erklärte den Claudius Nero für einen

* Dies trug ich im Winter 1793 vor, konnte folglich von dem noch nicht Gebrauch machen, was ich nachher in Frankreich von Ludwig XVI. erfuhr. L.

Feind des Vaterlandes und bestimmte ihn zum Tode. Nero entging der gesetzlichen Hinrichtung nur durch eine Entleibung. Die Deutschen haben Karl den Dicken abgesetzt, und kein Kluger hat es mißbilligt. Die Dänen forderten von ihrem Christian II. Rechenschaft und setzten ihn ab. — Kurz, die Geschichte wie der gesunde Menschenverstand lehrt, daß bei jeder wohl und rechtmäßig eingerichteten Menschenregierung der Regent seinen Untertanen verantwortlich bleiben muß.

Ich ließ mich damals noch weitläufiger über diese wichtige und zu der Zeit sehr interessante Materie aus. Ein Offizier von der Kavallerie, ein Rittmeister, saß in einiger Entfernung von mir und schien eben auf meine Reden nicht sehr zu merken. Einige Tage hernach kam ein Reiter, und bat mich, zu seinem Herrn nach Rödelheim zu kommen. Hier fand ich meinen Rittmeister, nebst noch einigen anderen Offizieren. Diesen Herren mußte ich mein ganzes System, so wie ich es mir damals geformt hatte, weitläufig bei einem Glase Rheinwein erklären. Sie schienen mit meiner Behauptung und Auseinandersetzung zufrieden, nur warnten sie mich, behutsam damit zu sein; denn von preußischer Seite, meinten sie, müsse man sich wenigstens noch immer stellen, als wenn man schrecklich böse auf die Buben wäre, welche ihren König hingerichtet hätten.

Unsere Armee hatte an allem entsetzlichen Verlust gelitten, besonders an Mannschaft. Man mußte daher schlechterdings die Regimenter wieder suchen vollzählig zu machen, und dazu wurden die jungen Leute von den Depots genommen, die zwar nicht hinreichten,

den Regimentern alle abgegangene Mannschaft zu verschaffen, doch aber den Abgang so ziemlich ersetzten. Beiher ist es aber auch unbeschreiblich, welch schlechtes Zeug von den Depots zu den Regimentern geschickt wurde.

Recht eifrig sorgte der König für anständige Kleidung des Heeres und für Wiederanschaffung aller verdorbenen und zugrunde gegangenen Gerätschaften. Auch wurden die Pferde wieder ersetzt, welche teils auf dem Feldzug geblieben, teils den Winter über so zahlreich nachkrepiert waren.

Schade war es für unsere Leute, daß die neue Montur gerade erst den Tag vor dem Abmarsch ausgegeben wurde; denn die alte konnte man doch nicht mitnehmen, und zum vorteilhaften Anbringen war keine Zeit mehr; man mußte sie also an die Juden verkaufen, wie man nur konnte.

Als unsere Leute wieder gekleidet und mit ihrem Zubehör hinlänglich versehen waren, so schien es, daß sie wieder neuen Mut bekommen hatten. „Nun sind wir gekleidet," hieß es, „jetzt können wir die Franzosen nur wieder angreifen." Aber die Klügeren unter uns meinten, daß die neuen Röcke auch wieder alt werden würden, und daß man die Gewehre wohl abermals von sich werfen könnte. Das Ende eben des Jahres 1793 hat diese traurige Weissagung wahr gemacht.

Ich hatte diesen Winter über keine Not gelitten; einmal hatte ich durch die Großmut des Herzogs Friedrich von Braunschweig doppeltes Traktament, und

dann hatte Herr Bispink mich reichlich mit Geld versehen, wobei er, weil die Post in Halle kein bares Geld zur Armee annahm, ebensoviel Mühe als Kosten gehabt hat. Mein bester Zeitvertreib diesen Winter über, in meines Wirtes immer gut geheizter Stube, war Lesen und Schreiben; letzteres bestand in allerhand Aufsätzen, welche ich an Bispink schickte, und die er unter den Materialien seiner eigenen Lebensgeschichte unter der Ueberschrift »Laucardiana« noch aufhebt.

Den 21. März brachen wir endlich auf und marschierten abwärts, um den Rhein bei Caub zu überschreiten. Ich kann es mir noch nicht recht erklären, warum die Franzosen uns so ganz ungehindert über den Rhein gehen und bis Kreuznach und Stromberg vorrücken ließen. Es war wohl bloß Sorglosigkeit ihrer Anführer und gar zu großes Zutrauen des Generals Neuwinger auf seine Schanze bei Kreuznach und auf die Postierungen bei Stromberg und Bingen. Bei Stromberg und Bingen kostete es den Preußen wenig Mühe, die Franzosen wegzujagen; ein panischer Schreck hatte sie einmal befallen.

Ich übergehe alle Vorfälle, wodurch wir Meister des Rheinstroms in so kurzer Zeit geworden sind; sie sind hinlänglich beschrieben und in allen Zeitungen so sehr ausposaunt worden, daß selbst Preußen, die dem ganzen Katzenjagen beigewohnt hatten, lächelten, wenn man Kleinigkeiten, z. B. die Bagatelle bei Odernheim, den winzigen Anfall auf dem Rindertanz bei Steinbockenheim, das Plackern bei Flonheim und dergleichen für signalisierte Viktorien ausgab.

Unser Regiment war zu keiner eigentlichen Attacke gekommen, ob es gleich, wie die andern alle, dem Feinde nachrennen mußte.

Weil ich so nahe an meinem Geburtsorte war, so wollte ich einmal dahin gehen und meine gute Mutter besuchen. Die gute Alte konnte anfänglich vor Tränen nicht reden; als sie aber der Sprache wieder mächtig ward, bewies sie mir ihre Freude über meinen Besuch durch tausend Manieren. Auch meine alte Tante lebte noch.

Meine Mutter hatte meine Lebensgeschichte gelesen, und da war ihr denn besonders aufgefallen, daß ich da so öffentlich hingeschrieben hätte, daß mein Vater nach seinem Tode spuken ginge. Ich machte ihr begreiflich, daß die Schande dieses Märchens gar nicht auf den braven Vater fiele; denn dieser ginge ebensowenig spuken als Samuel, Lazarus, der Jüngling zu Nain oder selbst Christus der Herr jemals nach ihrem Tode gespukt hätten; kein Vernünftiger glaube an Gespenster. Die Schande falle vielmehr auf den Pfarrer Schönfeld zu Wendelsheim, welcher aus Feindschaft gegen seinen würdigen Vorgänger und aus Dummheit solche nächtliche Spukerei ausgebrütet hätte. Hiermit schien die gute Frau sich zu beruhigen. Bei dieser Gelegenheit erkundigte ich mich auch nach unseren alten Dorfgespenstern, und hörte zu meiner großen Erbauung, daß der Schlappohr, der alte Schulz Hahn, das Muhkalb, der feurige Mann, der Sanktornus und alle anderen Gespenster ihr Unwesen noch immer so gut trieben als vorzeiten; ja, bei der Invasion der Franzosen sollte der Schlappohr sogar am hellen Tage

sichtbar gewesen sein. So finster ist's noch in der Pfalz, selbst unter Protestanten. —

Meine alte, damals schon 87jährige Tante begleitete mich wohl eine gute halbe Stunde und weinte bittere Tränen, als sie mich verließ; sie hat mich hernach in Alzey nochmals besucht. Ich vergebe herzlich gern der guten Tante, daß sie mich so schlecht erzogen hat; ihre Affenliebe gegen mich hat sie dazu verleitet.

Siebtes Kapitel.

Die Klubistenjagd. — Belagerung von Mainz. — Schanzarbeiten. — Die Verdienstmedaillen. — Die Mordgrube. — Schimpfunterhaltungen zwischen Deutschen und Franzosen. — Kartell. — Roher Witz des Obersten von Rüchel. — Das Kaffeezelt. — Ein Pastor von schwachem Fleisch. — Die Übergabe von Mainz.

Zu dieser Zeit raste jenseits des Rheines die wildeste Klubistenjagd. Das Wort Klubist hat eine zwiefache Bedeutung. Einmal im engern Verstande bedeutet es ein Mitglied irgend eines Klubs, d. i. einer zur Verbreitung der französischen Grundsätze von Freiheit und Gleichheit errichteten Volksgesellschaft. Im weiteren Sinn bezeichnet es jeden, der dem neufränkischen System hold und ein Verteidiger irgend eines Menschenrechts ist. Im letzteren Sinn hat also das Wort Klubist mit den Wörtern Demokrat, Jakobiner und anderen ähnlichen beinahe gleiche Bedeutung.

Wir lernten dieses Wort erst am Rhein kennen, nachdem wir vom Mainzer Klub nähere Nachricht einzogen. Wie verhaßt die Klubisten bei den Preußen größtenteils gewesen sind, läßt sich leicht denken.

Ich bin überzeugt, es würde unserm guten König niemals eingefallen sein, Jagd auf die Klubisten zu machen, wenn nicht übelgesinnte, herrschsüchtige, rachekochende, hämische Menschen, deren es dort überm Rhein nur gar zu viele gibt, auf eine recht teuflische Art ihre Mitbürger und Landsleute denunziert hätten.

Man weiß, daß gleich nach Custines Ankunft in Mainz die ganze dortige Gegend — Kurpfalz ausgenommen — durch den Repräsentanten Merlin und seine Anhänger, besonders durch Georg Forster, zur Teilnahme an einer neuen Verfassung entweder beredet oder gezwungen wurde. Man mußte, mochte man wollen oder nicht, zur Freiheitsfahne schwören, Freiheitsbäume errichten und sich bis dahin, dem neuen System gemäß, organisieren. Ich verabscheue diese präzipitierte Organisation ebenso sehr als der ärgste Aristokrat, und weiß, daß eben diese viel Unglück über jene Länder gebracht hat, und daß besonders Georg Forsters hitzige Afterpolitik vorzüglich schuld am Verderben so vieler gewesen ist.

Man hatte dem König den Wisch eines Mainzer Klubisten gezeigt mit der Ueberschrift: »An Friedrich Wilhelm Hohenzollern«. — Der gütige Monarch lachte darüber und legte das unsinnige kindische Geschwätz ruhig auf den Tisch. Aber nachher hat man dem König stärker zugesetzt und auf alle Weise gesucht, ihn wider die Klubisten aufzubringen. Von allen Seiten her kamen Libelle und Denunziationen, welche entweder an den König selbst oder an unsere Generale gerichtet waren. Die Herren Grafen, Fürsten, Edelleute, Dompfaffen u. dgl. in der dortigen weiten Gegend er-

mangelten nicht, Seiner Majestät vorzustellen, wie die infamen Kerls, die Klubisten, die Rechte der Fürsten zernichtet und allerhand demokratischen Unfug getrieben hätten. Sie forderten daher im Namen aller deutschen Fürsten den König auf, die beleidigte Hoheit zu rächen. Der König, umgeben von rechtschaffenen einsichtigen Männern, versicherte anfangs, daß er sich mit dergleichen Untersuchungen nicht befassen könnte. Aber die Herren verlangten ja auch keine gesetzliche Untersuchung, sondern faktische militärische Prozeduren.

Sie steckten sich daher nebst ihrem aristokratischen Anhang hinter die preußischen Offiziere, ja sogar hinter Unteroffiziere und Soldaten, und ließen die Klubisten, gegen alle Form Rechtens, wonach auch der ärgste Bösewicht erst gehört und dann nach dem Gesetze gerichtet werden muß, militärisch ängstigen und verfolgen. Die winzigen Monarchen in der Pfalz — den einzigen Fürsten von Nassau-Weilburg ausgenommen —, die Fürsten von Leiningen, von Usingen, der Bischof von Speier, die Beamten des Kurfürsten von Mainz, die Rheingrafen von Grehweiler und Grumbach und noch viele solcher Sultane jenseits des Rheins, machten nun, unter dem Schutz der Preußen, Jagd auf Klubisten, verfolgten und drängten sie bis aufs Blut. Besonders mußten viele Pfarrer leiden, welches auffallend erscheinen könnte, aber bei näherem Betrachten es doch nicht so sehr ist.

Wer den Hirten hat, der hat die Herde — dies ist die Maxime, deren Befolgung das Befremden darüber mildert, daß auf dem Lande am Rhein gerade die ansehnlichsten Klubisten Pfarrer waren, oder Amts-

leute und Wirte. Daß aber protestantische Pfarrer und überhaupt Protestanten am ersten und meisten demokratisierten, lag teils an dem tiefen Gefühl, wie despotisch man sie immer und überall behandelte, und dann an der größeren Gewandtheit, sich in Zeit, Ort und Personen zu schicken, welche Gewandtheit man um so mehr lernt, je mehr man geneckt und je ärger einem das Auskommen erschwert wird. Alle grasfressenden Tiere, wie Gänse, Schafe und Kühe, sind dumm und träge; aber der Fuchs ist schlau, weil er wacker raffinieren muß, um sein Federvieh ergiebig zu haschen.

Die Belagerung der Festung Mainz habe ich selbst mitgemacht, trotzdem bin ich keineswegs gesonnen, eine vollständige Beschreibung davon zu liefern; ich erzähle hier, was mich betrifft, und über die Begebenheiten selbst mache ich nur hier und da Anmerkungen.

Wir rückten am 14. April ins Lager vor Mainz, welches aber nur von weitem, jenseits des Rheins über eine starke Stunde, beinahe gegen zwei Stunden, eingeschlossen wurde. Die Mainzer Besatzung war damals 18 000 Mann. Dieses war wirklich viel zu schwach für eine Ausdehnung, wie damals die Mainzer Werke sie hatten, wozu noch Kastel und die Petersaue, eine Rheininsel, und noch verschiedene andere Inseln zu der Zeit gehörten. Custine hatte hier einen argen Fehler begangen, daß er sich mit seinem Korps, welches nach Germersheim zog, nicht in Mainz warf. Den Deutschen war es übrigens zu verzeihen, daß sie im Anfange der Belagerung nur langsam zu Werke gingen: es fehlte ihnen an allem — an Geschütz und an Mannschaft.

Damals, als wir anrückten, war unsere Belagerungsarmee am linken Rheinufer höchstens 16 000 Mann stark. Freilich kamen hernach, aber ziemlich spät erst, die königlichen Garden, mehrere Bataillone kaiserlicher Truppen, dann Darmstädter und Pfälzer, wodurch denn 37 000 Mann herauskamen.

Das Wetter war während der ganzen Belagerung gut und den Schanzarbeiten günstig, welche denn auch stark betrieben wurden. Zu diesen Arbeiten brauchte man Soldaten und die Bauern aus der ganzen dortigen Gegend. Aber sowohl die Soldaten als die Bauern schicken sich zu solchen Arbeiten gar schlecht.

Der Soldat arbeitet überhaupt nicht gern. Wenn ich hätte arbeiten wollen, spricht er, wäre ich nicht Soldat geworden. Und wahrlich, ein Graben, woran 150 Mann zwei volle Tage arbeiten, kann in einem gar füglich durch 30 oder 40 ordentliche Schaffer fertig werden.

Die Bauern sind bei militärischen Werken ebenfalls schlechte Arbeiter. Einmal sind die Leute immer gezwungen, und da schicken sie Kreti und Pleti, Kinder, Weiber, Mädchen, kurz alles, was nur gehen kann. Bei der Arbeit selbst wird entweder geflucht oder gekackelt und wenig oder nichts ausgeführt. Es scheint auch nicht sehr billig zu sein, den armen Bauern, welche ohnehin ihre liebe Not mit Lieferungen, Fuhren u. dgl. haben, auch noch die Last der Schanzarbeiten aufzulegen. Sollen sie aber desungeachtet doch arbeiten, so sollte man den armen Leuten wenigstens Tagelohn geben. Ich habe bei Mainz und bei Landau arme Menschen arbeiten sehen, welche in 24 Stunden nichts

essen konnten, weil ihr Vorrat alle war und sie keinen Kreuzer Geld hatten.

Daß man die Bauern bei solchen Arbeiten auch noch mißhandelt, davon bin ich selbst Zeuge gewesen; dumme unverständige Korporäle und unmündige Offiziere schlugen die armen Leute, daß es eine Schande war. Barbarisch ist es vollends, daß man Landleute da arbeiten läßt, wo Gefahr ist, verwundet oder erschossen zu werden. Gefährliche Arbeiten müssen bloß dem Soldaten überlassen werden, der einmal für dergleichen besoldet wird; aber auch dieser müßte nebenher dafür belohnt werden.

Daß wir während der ganzen Belagerung sehr stark geplagt wurden, läßt sich denken. Tag für Tag beinahe im Dienst, und Nacht für Nacht fast in den Schanzen, das war freilich hart, aber wegen der überall zu schwachen Belagerungsarmee notwendig.

Als Anspornung für die Soldaten fing man damals bei Mainz an, Medaillons auszuteilen. Es waren goldene und silberne Denkmünzen mit der Aufschrift: »Verdienst um den Staat«, und sollten jenen Unteroffizieren und Soldaten zuteil werden, welche sich besonders auszeichnen würden. Die Oesterreicher hatten schon seit dem Türkenkriege, wo Joseph II. das Ding aufbrachte, dergleichen Medaillen, aber mit vermehrtem Traktament. Allein bei den Preußen bleibt ein so bezierter Achtgroschenmann, wie einst ein Soldat sich darüber ausdrückte, immer ein Achtgroschenmann. Da soll bloß die Ehre gelten und das Verdienst belohnen.

Ueberhaupt haben diese Medaillons wenig genützt,

aber durch erregte Eifersucht und Uneinigkeit desto mehr geschadet. Es war dies ganz natürlich. Mancher, oder vielmehr die meisten, erhielten die Medaillen aus Gunst, weil sie bei den Offizieren gut standen, ihnen kalfakterten usw. Die bemedaillierten Bursche wurden daher von den übrigen verachtet und verhaßt. Man gab dem Dinge sogar allerhand unedle Beinamen, und noch jetzt in Halle mokieren sich sogar die Soldatenweiber darüber. So hörte ich noch neulich eine zu ihrem Kinde auf dem Arme sagen, als gerade ein Bemedaillierter an ihr vorüber ging: „Sieh, Fritzchen, auch ein Kamerad mit einem Pfennig zur Semmel."

Lange hatte unser Bataillon auf der linken Rheinseite gestanden, und rückte den 17. Juni auf die andere Seite ins Lager, unweit Bischofsheim, wo der damalige Oberst, von Rüchel, das Oberkommando hatte. Hier war unser Dienst weit schwerer und gefährlicher als auf der linken Seite.

Wir hatten unter anderen schlimmen Posten auch die sogenannte Leimgrube, dicht an einer Rheininsel, zu besetzen. Diese Grube wurde von unseren Leuten bald die Mordgrube genannt, weil alle Tage mehrere daselbst erschossen wurden; denn auf der Insel, welche nur durch einen schmalen Kanal davon getrennt war, standen die Franzosen, und sobald sich nur einer von uns über den aufgeworfenen Damm mit dem Kopf erhob, schossen sie so gewiß, daß sie ihm allemal das Hirn zerschmetterten. In diesem Mordloch liegen viele von den Unsrigen begraben; von unserem Bataillon allein büßten mehr als 30 Mann ihr Leben da ein.

Die Franzosen waren, wie gesagt, nur durch einen schmalen Kanal von unserem Posten getrennt, und sonach konnte man gegenseitig alles hören, was auf dieser oder jener Seite gesprochen wurde, wenn man nur vernehmlich sprach. Merkten nun die Deutschen, daß auch Deutsche unter den Franzosen waren, so ging sofort das Geschimpfe an, welches zuweilen viele Stunden immer im nämlichen Tone fortging, endlich bloß zum Spaße. Ich will einen solchen Schimpfdialog hier anführen, nur um zu zeigen, daß auch die kühnsten Ideen ohne Wirkung bleiben, sobald sie familiär werden, zumal Ideen vom Feinde.

Preuße: Höre, du sakkermentscher Patriot, wirst du bald die Schwerenot kriegen?

Franzose: Elender Tyrannenknecht, sag, wird dich dein Korporal bald lahm oder tot prügeln müssen?

Preuße: Du verfluchter Königsmörder!

Franzose: Du niederträchtiger Sklav!

Preuße: Ihr Spitzbuben habt euren König ermordet, und dafür müßt ihr alle zum Teufel fahren.

Franzose: Wenn ihr keine Hundsfötter wäret, so würdet ihr es allen Tyrannen ebenso machen! Wenn ihr das tätet, so wäret ihr noch Menschen, so aber seid ihr Tyrannensklaven und verdient alle Prügel, die ihr bekommt.

Preuße: Ihr habt noch alle eure Strafen vor euch. Die ganze Christenheit wird euch angreifen und eure gottlosen Taten bestrafen.

Franzose: Laß sie doch kommen, die ganze Christenheit mit dem ganzen Heer des Teufels und mit

der Armee des Erzengels Michael: wir fürchten uns nicht!

Preuße: Aber Mainz müßt ihr hergeben; das soll euch der Teufel nicht danken!

Franzose: Laß auch Mainz zum Teufel fahren; glaubt ihr denn, wir scheren uns um so ein Rackernest, wie Mainz ist? Da steckt noch alles voll Pfafferei und Adel. Aber so leicht sollt ihr's doch noch nicht kriegen!

Preuße: Wenn ihr nur euren König nicht umgebracht hättet.

Franzose: Kamerad, sei kein Narr! Es ist nun einmal so, und weil's einmal so ist, daß wir keinen König mehr haben, so wollen wir auch dafür sorgen, daß weder euer König, noch der Kaiser, noch der Teufel uns einen wieder geben soll.

Preuße: Aber wo kein König ist, da sind auch keine Soldaten.

Franzose: O, du armer Kerl du, wie räsonnierst du so dumm! Ja freilich, solche Soldaten gibt es dann nicht, wie du und deinesgleichen. Ihr seid Sklaven, leibeigene Knechte, die einen Tyrannen über sich haben müssen, der ihnen kaum halb satt zu essen gibt und sie prügeln, Spießruten laufen und krumm schließen läßt, wenn's ihm einfällt. Solche Soldaten sind wir nicht. Wir sind freie Leute, republikanische Krieger!

Preuße: Das ist aber bei uns anders; wir haben einen Herrn, dem wir gehorchen müssen.

Franzose: Weil ihr gehorchen wollt. usw. usw.

Solche Gespräche fielen oft vor, und man hatte seinen Spaß daran und lachte darüber. Der Mensch,

im Durchschnitt, ist eine passive Gewohnheitsmaschine, die endlich — solange es ihm bei heiler Haut nur halbwegs erträglich geht — sich an Mordszenen und die Zeitungsberichte darüber gewöhnt, ohne davon nur noch menschlich gerührt zu werden; warum denn nicht auch an Schimpfen und Brandmarken! Man muß die Menschen gar wenig kennen, wenn man glaubt, daß Schriftsteller auf sie bis zum Aufstand wirken können; dies ist nur der Erfolg von dem Harpyiensystem der Fürsten oder ihrer Finanzminister. Wie richtig ist doch das Wort: „Fürsten, seid gerecht! und eure Throne stehen unerschütterlich!"

Wie gesagt, unsere Soldaten lachten über die Invektiven der Franzosen und reizten sie oft dazu, bloß nur zum Spaß. Als endlich die öftere Wiederholung das Interesse daran schwächte, wurden sie gegenseitig sanfter und nannten sich zuletzt gar Kamerad und Bruder. Sie machten oft sogar Kartell unter sich, versprachen sich, nicht zu schießen, und traten sodann auf die Verschanzung, wo sie sich ganz freundschaftlich miteinander unterhielten.

Einmal hatte ein Soldat von unserem Regiment mit den Franzosen auf der Insel auch auf die erwähnte Art Kartell gemacht. Während desselben stellten wir den Weg durch das Wasser wieder her, der ganz unbrauchbar geworden war, und die Franzosen brachen ihr Wort nicht, sondern ließen uns unter ihren Augen den Weg ohne Hindernis ausbessern.

Herr von Rüchel versprach einmal einem Burschen einen Taler, wenn er den Franzosen, nach Kostheim zu, den bloßen Hintern weisen wollte. Herr von Rüchel

war damals von Wein etwas begeniert. Der Bursche sagte ganz kalt: „Gern verdiente ich den Taler, aber es schickt sich doch nicht, den Feind so zu behandeln." Herr von Rüchel, statt das zu fühlen, suchte flugs einen andern, der für den Taler den Hintern entblößen, ihn den Franzosen hinweisen und dazu rufen mußte: „Hier leckt mich im A—, ihr hundsföttischen Patrioten! kommt her, leckt!"

Von diesem unanständigen Verfahren hat man sogar in Frankreich gesprochen. Auch ist es richtig, daß man durch dergleichen mehr sich, als den Feind beschimpft.

Ehe ich meine Erzählung von der Mainzer Belagerung schließe, muß ich noch etwas von der Hurenwirtschaft im Lager anführen. Daß dahin von allen Orten her feile Dirnen heranschlichen, versteht sich von selbst; das ist in den Standlagern nicht anders. Bei unserem Regiment gab es eine ordentliche Hurenwirtschaft, das heißt ein ordentliches Bordellzelt, worin sich vier Dirnen aufhielten, welche, um doch einen Vorwand zu haben, Kaffe schenkten und dann jedem zu Dienste waren. Sie hatten sich förmlich taxiert, und

Lieschen, die schönste, galt	45	Kreuzer,
Hannchen	24	„
Bärbelchen	12	„
die alte Katherine . . .	8	„

Ein Pastor aus der dortigen Gegend besuchte mich eines Tages, und da ich von seiner Orthodoxie überzeugt war, so wollte ich doch auch eine Probe machen,

ob er das donum continentiae hätte. Ich führte ihn also ins Bordellzelt, und wir fingen an, zu zechen. Nachdem sein Kopf nur etwas heroisch geworden war, ward schön Lieschen seine einzige Unterhaltung; er schäkerte mit ihr auf die unanständigste Art im Beisein der Soldaten, welche sich über den unverschämten Pfaffen teils ärgerten, teils freuten. Endlich ging er fort, und Lieschen folgte ihm — ins nahe Getreide.

Unser Oberst, Herr von Hunt, machte endlich dem Skandal des Bordellzeltes ein Ende und jagte die Menscher fort; sie zogen darauf zu den sächsischen Dragonern, wo sie ihr Wesen weiter trieben.

Mainz wurde den 23. Juli 1793 an die Deutschen übergeben, aber wahrlich, diese Uebergabe war nicht so sehr die Folge der deutschen Tapferkeit oder der Not der Franzosen, als vielmehr Folge gewisser geheimer Unterhandlungen, bei denen Merlin vorzüglich interessiert war. Das Gesetz seiner Republik erlaubt erst dann die Uebergabe einer Festung, wenn es ihr an den Lebensmitteln mangelt oder wenn der Feind eine brauchbare Bresche geschossen hat. Keins von beiden war in Mainz der Fall, und doch ließ Merlin es fahren. Er hatte also offenbar gegen das Gesetz gesündigt, und daher nachher seine Schwindelei und Lügen in den Berichten über die Uebergabe, daher das Entfernthalten der militärischen Geiseln, wie auch der bürgerlichen Geiseln oder Klubisten, welchen letzteren er den so feierlich versprochenen Nationalschutz nicht einmal in der Kapitulation förmlich bewirkt hatte, und dies, um sich gegen ihre Beschwerden über

seine Unterschleife, geheimen Unterhandlungen u. dgl. vor Robespierre zu sichern.

Achtes Kapitel.

Weitermarsch. — Wiedersehen mit Therese. — Die französische Revolution in der Bibel geweissagt. — Das Hauptquartier. — Erlebnisse mit vornehmen Herren. — Das Lager vor Landau. — Greuel der Kroaten. — Gesellschaft im Zelt des Prinzen Hohenlohe. — Welchen Zweck man dabei hatte. — Gespräch mit dem Prinzen Louis von Preußen. — Ein gefährlicher Auftrag.

Den 27. Juli nachmittags brachen wir von Mainz auf, marschierten die Nacht hindurch, und kamen den anderen Morgen früh um acht Uhr nach Alzey. Dort besuchte ich meinen Freund, den Pfarrer Walther, einen sehr liebenswürdigen Geistlichen. Als ich wieder in mein Quartier kam, hörte ich, daß ein Mädchen schon zweimal dagewesen sei, welches mich in den »Ochsen« hätte rufen sollen, wo ein Herr mit mir zu sprechen wünschte. Ich lief hin und fand in der oberen Stube — meine mir ewig teuere Therese. Das edelmütige Mädchen war allein; sie kam mir entgegen und nahm mich bei der Hand. Ich konnte kein Wort heraus bringen.

„Gott!" sagte sie endlich, „was habe ich Ihnen getan, daß Sie in Ihrer Lebensgeschichte mich und meine Schwachheit gegen Sie der Welt so öffentlich bekannt gemacht haben? Habe ich, hat meine Liebe das um Sie verdient?"

Ich: Sie sind ja nicht mit Namen genannt!

Therese: Was tut mein Familienname zur Sache! Sie hätten mich jetzt immer auch nennen

können. Jedermann weiß doch, wen Sie mit Theresen meinen. Ihr Buch ist hier in jedermanns Händen, und wohin ich komme, liest man mir die Stelle über mich daraus vor. — Doch was hilft's! ich habe Ihnen vergeben.

Ich: Gute, edle Therese!

Therese: Sie sind unglücklich, aber wahrlich nicht durch meine Schuld; wenn ich Sie hätte glücklich machen können, Sie wären es gewiß. Aber ach, Sie haben sich und mich auf immer unglücklich gemacht!

Therese war immer noch, wie ehedem im Jahre 1775, das gutmütige, treuherzige sanfte Mädchen. Ihr Gesicht war nicht viel verändert, doch waren die Züge desselben schwermütiger und die Farbe etwas blässer. Sie wohnte damals noch in ihrem Geburtsorte; ihr Vater, der redliche Amtmann, war längst gestorben, und nach dessen Tode hatte sie manche Freier gehabt, wie ich von anderen hörte — Therese rühmte sich der Freiereien niemals —, hatte sie aber alle abgewiesen. Warum? Das weiß ich nicht. — Genug von der Unvergeßlichen!

Gegen Abend besuchte mich auch meine alte Tante, mit welcher ich aber nicht viel sprechen konnte, weil wir bald marschieren mußten.

Unser Marsch führte über Forst. Dort hatte der Zöllner, der auch Krämer war und Wein schenkte, eine lutherische Bibel. Er durfte sie zwar nicht öffentlich zeigen, denn sonst würden ihm die Pfaffen — Forst gehört dem Bischof von Speier — ihre schwere Hand gewiß haben fühlen lassen. Der Mann war echt katholisch, doch war ihm die lutherische Bibel deswegen

lieb, weil er die ganze französische Revolution darin fand, und zwar in der Offenbarung Johannis und im Propheten Ezechiel vorzüglich. Unsere Soldaten hatten ihm gesagt, daß ich so ein Stück von einem Studierten sei; er machte mir also seine Weisheit bekannt, und fragte mich um mein Gutachten. Da ich ihm aber nach meiner Einsicht antwortete, erboste er heftig und sagte mir gerade ins Gesicht, daß er gar nicht verstünde, wie man so einen gottlosen Freigeist bei der Armee leiden könnte. Dann könnte freilich Gott der Herr kein Glück und Segen geben, wenn dergleichen abscheuliche Menschen, die gar nichts glaubten und die Bibel für ein heilloses Schwärmerbuch hielten, bei dem Heere geduldet würden. Ich schmunzelte und ließ ihn, nach dem praktischen Spruch:

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens straft man einen Toren,
Der Mohr bleibt schwarz, der Tor bleibt dumm.
Sie bessern, ist nicht meine Sache,
Ich laß die Narren sein und lache:
Das ist mein Privilegium.

Nach acht Tagen veränderten wir das Kantonierungsquartier, und unser Bataillon kam nach Niederkirchen, einem speierschen Dorfe, wo ich mein Lager bei einem Schuster bekam, der ein sehr possierlicher Mensch war. Seine Frau zankte und nörgelte den ganzen Tag; er aber lachte nur, wenn sie ihre Stimme fürbaß hören ließ. Darüber erboste das Weib gewöhnlich so sehr, daß sie dem guten Kerl in die Haare fiel. Geschah dieses, so packte er sie an und

führte sie, mir nichts dir nichts, ordentlich zur Haustür heraus und schloß diese dann zu. „Warte, Karundi, du sollst nicht wieder rein," war alles, was er hinzufügte. Darauf setzte er sich an seine Arbeit und machte nicht eher wieder auf, als bis die Tochter, ein Mädchen von 17 Jahren, ans Fenster kam und im Namen der Mutter Besserung und Gehorsam versprach.

Den 14. August rückte unser Bataillon nach Maikammer, eine gute Stunde von Edenkoben, wo damals das königliche Hauptquartier stand, welches vorher in Dürkheim gewesen war. Um diese Zeit kamen viele Gesandte im Hauptquartier an, welche aber zum Teil in Maikammer logierten. Die Nähe des Hauptquartiers ist für die Armee allemal eine fatale Sache. Sie verteuert die Lebensmittel gar sehr, denn wer etwas zu verkaufen hat, trägt es hin, wo die Leute Geld genug geben können, und der arme Soldat kann mit seinem wenigeren Geld zu Hause bleiben. — Die Gesandten ließen viel aufgehen, und besonders die der französischen Prinzen, welche, nebst ihren Leuten, eine unbändige Ueppigkeit sehen ließen.

Was die Gesandten eigentlich wollten? Je nun, man wollte einen Plan machen, wie von nun an die Franzosen angegriffen, geschlagen und hernach regiert werden sollten; auch wie man Frankreich beschränken und ein gut Stück davon reißen wollte. Man hatte aber die Rechnung auch hier, wie im vorigen Jahre, ohne den Wirt gemacht.

Eines Tages saß ich in einem gewissen Dorfe vor

der Tür und rauchte mein Pfeifchen. Ein recht großer Herr ritt vorüber, grüßte mich, sprach mit mir — wir kannten uns schon lange —, und da es heiß war, bat er um Milch. Ich rief die Hausfrau, und diese, weil es ein Herr mit einem Stern war, erbot sich, sogleich welche herzugeben. Der Herr stieg ab und ging in die Stube. Die Hausfrau war recht derbe; ich meine im Physischen. Der Herr schäkerte mit ihr immer traulicher und befahl mir dann endlich, sein Pferd ins Wirtshaus zu führen und mir da auf seine Rechnung eine Bouteille vom Allerbesten geben zu lassen. Ich verstand den Wink und führte mich ab. Lange hernach kam der Herr ins Wirtshaus, lachte schelmisch, fragte mich: ob wir wohl Schwäger wären, zahlte die Zeche, gab mir noch einen Laubtaler, und dahin ritt er. Ich fragte hernach die Gefällige, wie ihr der Herr mit dem Stern gefallen hätte? Sie konnte des Lobens und Rühmens kein Ende finden: da war's ein schöner, allerliebster Herr! usw. Endlich rühmte sie sich sogar der Vertraulichkeit, womit er sie beehrt hätte. So sind die Weiber meist eitle Dinger, und was ihrer Eitelkeit schmeichelt, ist ihnen willkommen. Was also Wunder, daß eine Bauernfrau, sogar eine katholische, die Umarmungen eines hohen, mit einem großen Stern prangenden Herrn für hohe Ehre schätzte, zumal da der Herr obendrein nicht geizig war.

Ein andermal nahm mir ein ähnlicher Herr ein Buch aus der Hand, worin ich vor dem Wirtshaus zu Maikammer las. Es war Bahrdts Nachlaß, unter dem Titel: »Anekdoten und Charakterzüge aus der wahren Geschichte«. Ich war gerade an einer zoto-

logisch-blasphemischen Stelle auf Seite 35, wo es heißt: „Wäre der Hänseler unseres gottseligen Ludwigs ein Chapeau gewesen, so hätte der Herr Jesus die Ehre gehabt, von ihm“ usw. Der Herr las das gleich auch, lachte laut auf und fragte, was ich für das Buch haben wollte. Ich antwortete, daß es mir jetzt noch nicht feil sei, daß er es aber in einigen Tagen haben könnte, denn ich hätte mir vorgenommen, es dem Kaplan zu leihen. „Ei was,“ erwiderte er, „ich behalt' es, das ist ein exzellentes Buch! Hier nehm' Er.“ Und sofort warf er mir zwei Taler hin und galoppierte mit dem Buche weiter. Dieses Buch ist hernach im Hauptquartier gelesen und belacht worden; sogar dem König hat der Prinz Louis daraus vorgelesen. Und so kommt manchesmal durch einen Zufall etwas vor die Ohren der Fürsten und stiftet da vielleicht Gutes. Man nehme dieses merkwürdige Büchlein zur Hand, und meine Leser werden sich über diesen Zufall freuen wie ich.

Einen recht festlichen Tag hatte ich, als mich der jetzt regierende Herzog von Pfalz-Zweibrücken, damals noch Pfalzgraf Maximilian oder Prinz Max*, zu sich kommen ließ. Er logierte in Maikammer. Dieser menschenfreundliche Fürst ist ganz das Gegenteil von seinem verstorbenen Bruder, dem Herzog. Dieser war bekanntlich ein Freund der Jäger, der Jagdhunde, der Frauenzimmer, der Katzen und der Eulen, aber ein Feind seiner Untertanen, und eben dadurch eine der Hauptursachen des Parteigeistes, der das arme Zweibrücker Land so elend gemacht hat.

* Der spätere Kurfürst und erste König von Bayern. P.

Herzog Maximilian sagte mir, daß er von mir gehört habe und mich gern persönlich kennen möchte. Ich mußte mich niedersetzen, Wein trinken und erzählen. Ich erzählte ohne Winkelzüge, ganz frei, und rügte alles gerade heraus, was ich an dem pfälzischen Wesen zu tadeln fand. „Ich weiß es," fuhr ich fort, „daß ich mit dem künftigen Kurfürsten von Pfalzbayern rede, und eben deshalb rede ich frei. Gott gebe, daß Ew. Durchlaucht die Wunden heilen mögen, welche ein anarchisch-aristokratisch-pfäffisch-despotisches Regierungssystem dem guten Vaterlande geschlagen hat!" Der Herzog lächelte, wendete sich etwas zur Seite, kehrte dann wieder freundlich zu mir und sagte: „Wenn die Vorsehung mich dereinst regieren läßt, so sollen Sie gewiß nicht mehr so bitter zu klagen finden!" — Man muß wissen, daß der Herzog mit Leuten, die er seiner Unterredung würdigte, nicht per »Er« oder »Ihr« spricht. — Der edle Fürst unterhielt sich lange mit mir, und nachdem ich mich beurlaubt hatte, erhielt ich von seiner Hand folgendes Billett mit einem Goldstück: „C'est pour soulager un peu votre situation, que je vous prie de recevoir ce petit présent. Si un jour vous trouvez que je puis vous être utile, comptez sur l'amitié de votre Maximilien."

Viele von unseren Offizieren waren neuerdings von dem gänzlichen Ruin der Franzosen so gewiß, daß sie sogar Wetten anstellten, daß in so und so viel Zeit die Deutschen in Paris sein, Ludwig XVII. einsetzen, die Glieder des Nationalkonvents aufhängen, den Adel herstellen und den Pfaffen ihre alte Pfafferei

wieder verschaffen würden. Die Einnahme von Toulon durch die Engländer, die Rebellion in Lyon, der Tod der Repräsentanten de Pelletier, Chailler und Marat, die Fortschritte der sogenannten Armée royale in der Vendee und mehrere solcher Begebenheiten waren die Anlage zu dieser Rechnung.

Aber nun kam die Trauerpost von der Hinrichtung der Königin Antoinette, des Generals Custine und vieler anderer, auf welche man gerechnet hatte, die Schlappe der Engländer bei Dünkirchen und die Fortschritte der Franzosen in den Niederlanden nebst denen gegen die Spanier und Sardinier. Diese unangenehmen Nachrichten schlugen unseren Mut sehr wieder nieder, so daß man sogar verbot, davon zu reden; aber je mehr man dies verbot, desto mehr geschah es, und so wurden diese unangenehmen Dinge immer bekannter.

Wir zogen den 18. September ins Lager bei Landau und schlossen es jetzt rundum vollends ein. Dieser Platz ist eine von den Festungen, welche der berühmte Vauban angelegt hat; sie ist trefflich verwahrt, hat ein Fort und ein Hornwerk und kann sich unter Wasser setzen, welches aber die Ingenieure in Landau diesmal nicht für nötig fanden.

Ohnerachtet Landau schon seit langer Zeit von den Deutschen blockiert war, so hatte man doch zu einer ernsthaften Belagerung sich wenig angeschickt. Es waren noch keine Schanzen aufgeworfen; aber wozu hätten auch diese nützen sollen, da man kein Geschütz hatte! Es ist ganz unbegreiflich, wie man nur den Gedanken hat fassen können, das mit Festungen gleich-

sam angefüllte und ganz umzingelte Frankreich ohne hinlängliches Geschütz anzugreifen.

Schon im Sommer hatte General Wurmser, welcher in der dortigen Gegend sein Wesen trieb, mit dem französischen General Gillot unterhandelt, aber vergebens. Ebenso ging es unserem Kronprinzen* auch mit dem neuen Landauer Kommandanten Laubadère. Dieser war als ein guter ehrlicher Republikaner bekannt, und eben deshalb ließ ihn der Kronprinz anfänglich nur einmal aufbieten.

Die Stadt war so eingeschlossen, daß nichts herein, nichts heraus konnte, und da man sich vorstellte, daß die Garnison und die Bürgerschaft nicht gut mit Proviant versehen wären, so hoffte man, daß die Uebergabe sich höchstens bis gegen das Ende des Novembers verziehen könnte, und erwartete nichts weniger, als daß die Republikaner die Festung entsetzen würden.

Inzwischen verübten die Oesterreicher in den dort herum liegenden französischen Dörfern alle möglichen Greuel. Ich bin völlig überzeugt, daß der Kaiser dergleichen nicht allein nicht billigt, sondern sie aufs schärfste ahnden würde, wenn sie ihm bekannt wären. Aber wie dringt die Stimme der Unschuld und der bedrängten Menschheit zu den Ohren der Monarchen! — Man hatte den Kroaten einen Dukaten für jeden Franzosenkopf versprochen, den sie einliefern würden. Das Versprechen selbst war schon abscheulich an sich, denn es setzte einen Krieg ad internecionem voraus und machte schonende Menschlichkeit gegen die, die sich er-

* Der spätere König Friedrich Wilhelm III. P.

gaben oder die vor Verwundung nicht mehr schaden konnten, unmöglich. Aber was kümmert sich ein Kroat um Menschlichkeit, zumal, wenn seine Vorgesetzten so unmenschlich sind, ihn, der sich auf eigene Faust ernähren muß, gegen einen Blutsold zu Unmenschlichkeiten aufzufordern. Um diesen Blutsold treufleißig zu verdienen, töteten die Soldaten hier und da auch Bauern: sie weckten sie des Nachts auf, um sie nach diesem oder jenem zu fragen, und wenn die Unglücklichen ihre Tür oder Fenster öffneten, um ihnen Auskunft zu geben, so ergriffen sie dieselben, schnitten ihnen den Kopf ab und ließen ihn als einen Sansculottenkopf sich bezahlen. Und nun wollen wir noch fragen, warum so viele Barbareien von den Franzosen in Deutschland hernach begangen wurden!

Der König machte hier vor Landau Anstalt zu seiner Abreise nach Berlin; die polnischen Händel nötigten ihn, sich an Oerter zu verfügen, wo er denselben näher sein konnte. Er ist auch wirklich den 30. September von uns abgefahren.

Ich habe in der ganzen bisherigen Erzählung der Kriegsbegebenheiten keine Rolle von Bedeutung gespielt, und hatte nur selten Gelegenheit, von meinem kleinen Ich etwas zu sagen. Von nun an aber erzähle ich hauptsächlich wieder von mir. Die Veränderung meiner Lage, welche hier bei Landau vorging, hat auf alle meine nachherigen Schicksale Einfluß gehabt. Man wird mir also verzeihen, wenn ich jetzt wieder von mir selbst weitläufiger werde.

Ich war unseren Prinzen und den großen Gene-

ralen schon lange dem Namen nach bekannt, aber viele von ihnen hatten auch schon mehrmals mit mir gesprochen. Ich muß öffentlich gestehen, daß ich von diesen Herren immer human und freundlich bin behandelt worden, und kann mich insbesondere rühmen, daß Prinz Louis von Preußen, der Herzog von Weimar, der General Prinz von Hohenlohe und dessen Vetter, der Oberst Prinz Hohenlohe, die Herren Generale von Manstein, von Kalkreuth und mehr andere mir ganz besonders gut begegnet sind.

Der Prinz von Hohenlohe, der damals Oberst bei dem Regiment von Wolfsramsdorff war, hatte in Dürkheim gehört, daß ich mit dem Bürger Dentzel, Volksrepräsentant und zu der Zeit in Mission bei der Rheinarmee, ehemals bekannt gewesen sei. Diese Nachricht war ihm aufgefallen, und er beschloß deswegen, mit mir zu sprechen.

Ich war eben auf einer Schanze, als man mir sagte, der Prinz von Hohenlohe wolle mich sprechen. Da ich seine Art, Leute zu behandeln, kannte, so lief ich mit Freuden hin, wie ich war. „Ihre Durchlaucht," sagte ich, „müssen mir verzeihen, daß ich komme, wie ich war, als ich hörte, daß Sie mich sprechen wollten. Ich konnte mich nicht überwinden, durch Anziehen und Putzen einen Augenblick zu verlieren." „Das war recht, mein Lieber," erwiderte der Prinz, „nur herein! Bei mir muß man keine Komplimente machen."

Ich trat ins Zelt und fand da mehr Gesellschaft, welche recht munter war. Ich mußte mit Tabak rauchen und Wein trinken, welchen der Prinz ganz trefflich hatte, da er ein Liebhaber von gutem ist. Der Prinz

war, wie immer, sehr aufgeräumt und erzählte Anekdoten vom alten König, z. B., daß er selbst mehrmals lächelnd bekannt hätte, wie er sich in seiner Jugend vor den Hexen gefürchtet habe, aber bald nachher von dieser törichten Vorstellung abgekommen sei. — Unser Gespräch fiel bald auf die Franzosen, und der Prinz fragte mich, was ich von ihren Angelegenheiten dächte. Aber ehe ich antworten konnte, fiel ein Offizier von unserem Regiment lächelnd ein: „Ah, gnädiger Herr, den da müssen Sie nicht fragen; das ist ein Patriot!"

Prinz: So? Ist's wahr, Laukhard?

Ich: Verzeihen Sie, Monseigneur! Ich bin kein Patriot im gehässigen Sinn: ich liebe den König und die Deutschen, aber ich liebe auch die Menschen und muß daher oft anders denken, als die zu denken gewohnt sind, welche nichts sehen und hören wollen als Fürsten und Sklaven.

Prinz: Schön! Das ist brav. Aber glaubt Er denn, daß die Franzosen jetzt auf dem letzten Loche blasen?

Ich: Nein, das glaube ich nicht. Die Franzosen haben noch zu viele Hilfsmittel, sich zu behaupten, und es wird noch schwer werden, sie zu bezwingen, geschweige denn ihre Macht ganz und gar zu tilgen.

Prinz: Er hat doch die römische Historie studiert, Laukhard?

Ich: Ja, gnädigster Herr.

Prinz: Nun, so weiß Er ja auch, daß die Soldaten, welche an der Wohlfahrt des Vaterlandes zweifelten, gestraft wurden!

Ich: Ei, gnädigster Herr, ich zweifle an der Wohlfahrt des Vaterlandes gar nicht; ich wünsche und hoffe, daß es Deutschland und besonders Preußen recht gut gehen möge; aber ich kann doch auch nicht behaupten, was unmöglich und was unwahrscheinlich ist; und von dieser Art wäre die gänzliche Niederlage der Franzosen durch uns.

Prinz: Lassen wir das jetzt. Es denkt ein jeder, was er will; man muß nur ein ehrlicher Mann sein. — Aber à propos, Laukhard, ich habe gehört, Er kenne den Repräsentant zu Landau, den Dentzel?

Ich: Ja, Ihre Durchlaucht, den kenne ich schon seit vielen Jahren.

Prinz: Genau?

Ich: So ziemlich; wir haben manchesmal miteinander gezecht und sonst Abenteuer bestanden. Ich glaube gar, daß wir noch Vettern sind.

Prinz: Was ist denn das für ein Mann?

Ich: Gnädigster Herr, in der Lage, worin ich und Dentzel uns befanden, habe ich seinen Charakter nicht kennen lernen; ich habe mich auch nicht einmal darum bekümmert. Er ist, soviel ich weiß, ein unternehmender Kopf und sonst kein falscher Kerl.

Prinz: Je nun, wir sprechen vielleicht ein andermal mehr davon. Jetzt getrunken und lustig!

Es wurde getrunken, aus großen Gläsern, scharf, und die Zotologie wurde ziemlich herumgeholt; erst gegen Abend ging ich in mein Zelt.

Gleich am folgenden Morgen schickte der Herr Hauptmann von Nieweschütz, welcher die Kompanie

des Prinzen damals kommandierte*, zu mir, und ließ mich holen, traktierte mich mit Malaga, und nach einem ziemlich langen Gespräch über wissenschaftliche Gegenstände wurde die Rede ganz unmerklich wieder auf Dentzel gelenkt. Ich sagte ihm, was ich wußte.

„Hören Sie," sagte der Hauptmann, „Sie können Ihr Glück machen, der Prinz wird mit Ihnen sprechen, und dann machen Sie Ihre Sachen klug!"

Ich stutzte und drang in den Hauptmann, sich näher zu erklären; aber er sagte, daß er nichts mehr sagen könnte: ich sollte nur klug sein. Ich versprach ihm, mich allen Befehlen des Prinzen zu unterziehen.

Ich war kaum wieder bei meiner Kompanie, als ich aufs neue gerufen wurde. Es war zum Prinzen Louis von Preußen, der hinter der Brandwache auf mich wartete. Hier hatte ich folgende merkwürdige Unterredung.

Prinz Louis: Guten Tag, Laukhard; ich hab' ein Wort mit Ihm zu sprechen.

Ich: Bin immer Ew. Hoheit zu Diensten.

Prinz: Eh bien! Aber jetzt fordere ich keinen Dienst im eigentlichen Sinne; ich fordre was, das Uns und Ihm großen Vorteil bringen soll. Er kennt Dentzel zu Landau?

Ich: Ja, Ihre Königliche Hoheit.

---

* In der preußischen Armee behielten alle höheren Offiziere bis zum Generalleutnant aufwärts ihre Kompanie, oder sie bezogen vielmehr die Einkünfte derselben, die sich auf etwa 4000 Taler jährlich beliefen. Die Geschäfte der Kompanie und deren eigentliche Führung besorgte ein Hauptmann zweiter Klasse, der nur das Gehalt von 500 Talern erhielt. P.

Prinz: Glaubt Er wohl, dem Manne beizukommen?

Ich: Ich verstehe Sie nicht ganz.

Prinz: Ich werde mich erklären. Seh Er, Dentzel ist Représentant du peuple bei der französischen Rheinarmee; der Mann hat also vielen Einfluß, der dann erst recht sichtbar sein wird, wenn von der Uebergabe der Festung die Rede sein soll. Diese Uebergabe kann nicht lange mehr anstehen, allein sie wird und muß auf alle Fälle noch viel Blut kosten. Wir haben also einen Plan erdacht, wie wir ohne Blutvergießen zu unserem Zweck gelangen könnten.

Ich: Das wäre ja herrlich!

Prinz: Ja, sieht Er: Und dazu soll Er nun helfen!

Ich: Und wenn ich mein Leben dabei aufopfern sollte, gern!

Prinz: Schön! so spricht ein braver Soldat. Laukhard, es ist beschlossen, Ihn nach Landau zu schicken.

Ich (betroffen): Nach Landau, mich?

Prinz: Ja, Ihn nach Landau, lieber Laukhard. Sieht Er: Er kennt den Repräsentant Dentzel, dieser vermag alles; kann Er ihn gewinnen, so ist Sein und Unser Glück gemacht.

Ich: Aber auch mein Unglück, Ihre Hoheit, wenn ich entdeckt werde.

Prinz: Ah, Er muß sich nicht fürchten! Pardieu, die Franzosen werden Ihm den Hals nicht brechen!

Ich: Aber die Franzosen sind Vokativusse, Ihre Hoheit; die Kerls spaßen eben nicht viel!

P r i n z: Ueberleg' Er die Sache, lieber Laukhard. Findet Er, daß es nicht geht, à la bonne heure, so haben wir gespaßt, und alles bleibt entre nous. Findet Er aber, daß Er Mut genug hat, die Gefahr nicht zu achten und Sein Glück zu befördern, so entschließe Er sich und sage mir Bescheid. Adieu. Aber alles bleibt noch unter uns.

Ich schlich unruhig und mürrisch ins Lager zurück; tausend Ideen, tausend Grillen liefen mir durch den Kopf, und ich war doch nicht imstande, einen festen Entschluß zu fassen. Die Sache schien mir zu wichtig.

Einmal war es mir freilich erwünscht, endlich eine Gelegenheit zu bekommen, mich mit Ehren von den Soldaten loszuwickeln. Bisher nämlich hatte ich das Lästige und Drückende dieses Standes mehr als zu viel erfahren und empfunden. Davon kam ich also weg, wenn ich den Vorschlag Seiner Hoheit annahm; und dann hatte ich mit Herren zu tun, welche mir eine Laufbahn eröffnen konnten, worauf ich wenigstens eher und besser für mich sorgen konnte, als bei den Soldaten. Herr Bispink hatte mir zwar, als wir vor Mainz standen, angetragen, daß er mich, sobald ich nur einwilligte, von dem Regimente entweder loskaufen oder einen Rekruten von meiner Größe für mich stellen wollte. Er hatte diesen Punkt mit einem Hauptmann bei unserem Depot in Halle schon besprochen, auch an unseren Feldprediger Lafontaine geschrieben und ihn um seine Vermittlung ersucht. Aber ich konnte mich durchaus nicht überwinden, eine Güte dieser Art von einem Mann anzunehmen, der mich schon lange mehr als brüderlich unterstützt hatte, und die ich ihm viel=

leicht niemals hätte vergelten können. Ich lehnte also sein Anerbieten unter dem Vorwande ab, daß der Krieg gegen die Franzosen mich zu sehr interessierte, als daß ich nicht wünschen sollte, ihm bis zu Ende mit beizuwohnen. Im Grunde aber war ich das Soldatenleben herzlich satt, und so war es mir lieb, endlich hier eine Gelegenheit vor mir zu sehen, meinen Abschied durch eine eklatante Dienstleistung selbst zu verdienen. Dadurch erwürbe ich mir, dachte ich damals, auch zugleich ein Recht auf eine sorgenlose Existenz im Preußischen, und wäre nicht genötigt, mich auf eine prekäre Lebensart dereinst irgendwo einzulassen. Freilich war viel Gefahr bei der ganzen Unternehmung, allein, wenn sie gelang, so war auch viel Vorteil auf meiner Seite zu erwarten.

Auf der anderen Seite mochte ich den Vorschlag auch schon deshalb nicht verwerfen, weil ich dadurch Ursache werden konnte, daß eine blutige Belagerung in eine friedliche Uebergabe verwandelt würde, wodurch man das Leben vieler Menschen sowohl bei den Unsrigen als bei den Franzosen gewann.

Freilich hätte ich den Salto mortale niemals gewagt, wenn ich den Geist der Nation schon damals so gekannt hätte, wie bald darauf, welcher vorzüglich dahin geht, daß dem Feind nicht eine Spanne breit in der Republik eingeräumt werde oder bleibe. Das erste Grundgesetz der Nation ist die Unteilbarkeit des Reichs: diese muß erhalten bleiben, oder die Nation muß vernichtet werden. Aber ich kannte damals die Franzosen von dieser Seite ebensowenig, als der König von Preußen und alle koalisierten Mächte sie kannten.

Aber die Gefahr, welcher ich mich notwendig aus-

setzen mußte, schreckte mich immer nicht wenig. Ich hatte gehört, daß die Franzosen einige Tage vorher einen Emigrierten, der von den Kaiserlichen desertierte, in Landau aber als französischer Flüchtling erkannt wurde, ohne langen Prozeß hatten totschießen lassen. — Ueberdies verdammten meine eigenen Grundsätze die mir zugedachte Unternehmung: Spionerei habe ich überhaupt immer für etwas sehr Unanständiges gehalten, und Verräterei für das abscheulichste Verbrechen. Und dennoch sollte ich mich in die augenscheinlichste Gefahr stürzen? dennoch gegen meine eigene Ueberzeugung handeln, weil ich mir dadurch Nutzen schaffen konnte, wenn ich mit heiler Haut davon kam?

Was das letzte, oder die Ueberzeugung von Recht und Unrecht betrifft, so wäre das die geringste Frage gewesen. Denn ich hatte Beispiele genug zu meiner Rechtfertigung. Der Eigennutz ist das große Triebrad der menschlichen Handlungen; davon zeugt die Geschichte aller Zeiten und Völker, und alle wahren Biographien sind davon der klarste Beweis. Ein Herr Philosoph kennt und rühmt die Wahrheit und ist überzeugt, daß diese, verbunden mit einer ihrer würdigen Lebensart, die höchste Würde des Menschen ausmacht; er lehrt dies in allen seinen Büchern — und seine Handlungen sind gewöhnlich das Gegenteil von seiner Lehre. Auch der größte Philosoph kalkuliert meistens à la Pitt, und ist Kaufmann auf Geld, Ehre und Gewissen, wie dieser. — Mit den Herren Moralisten konnte ich also bald fertig werden.

Aber die Gefahr lag mir mehr im Sinne. Ich mußte befürchten, daß Dentzel meinen Antrag mit Ver-

achtung verwarf und mich in Untersuchung nehmen ließ. Auch liefen täglich Deserteure nach Landau über; konnte die Sache nun nicht durch so einen dahin gebracht und verraten werden? Und wo blieb dann Laukhard?

Diese Gedanken bekümmerten mich Tag und Nacht und raubten mir alle Ruhe.

Neuntes Kapitel.

Der Adjutant des Kronprinzen. — Ich entschließe mich als Emissär nach Landau zu gehen. — Gespräch mit dem Kronprinzen von Preußen. — Meine Instruktion. — Der Kronprinz entläßt mich aus dem Soldatenstande. — Desertion auf höheren Befehl. — Die französische Patrouille. — Die Wachtstube. — Unterhaltung mit den Patrioten.

Den Tag nach meiner Unterredung mit dem Prinzen Louis kam der Adjutant des Kronprinzen zu mir, nahm mich mit hinter die Brandwache und fragte mich, ob ich dem Antrag des Prinzen Louis nachgedacht hätte. Ich bejahte.

Adjutant: Nun, was denkt Er davon?

Ich: Ich denke, daß es ein sehr gefährliches und halsbrechendes Stück Arbeit ist.

Adjutant: Weiter nichts?

Ich: Das aber doch für mich und für uns alle nützlich werden könnte.

Adjutant: Das auf alle Fälle nützlich werden muß. Denn, gesetzt auch, Er richtet nichts aus, so lernen wir doch die Gesinnungen der Leute kennen, und das ist schon viel. Versteht Er mich?

Ich: O ja, ich verstehe Sie wohl! Also wenn ich nichts ausrichte, so sehen die Preußen, daß auf diese

Art dem Repräsentanten nicht beizukommen war, und nehmen ihre Maßregeln auf eine andere Art. Ich zahle indes mit meinem Leben, und die Herren haben einen Maßstab ihrer Unternehmungen mehr. Allerliebst!

Adjutant: Ei, lieber Laukhard, ich meine das nicht so. Wenn Er auch nichts ausrichtet, so ist Er deswegen doch noch nicht verloren. Er muß nur Seine Sachen gescheit anfangen. Und kommt Er wieder aus Landau zu uns, so ist Sein Glück auf alle Fälle gemacht.

Ich: Ja, wenn die Festung durch mich in unsere Hände kommt.

Adjutant: Und wenn das auch nicht geschieht: Er ist auf alle Fälle gedeckt und seiner Belohnung sicher. Das wäre schön, die Uebergabe der Festung zur Bedingung Seiner Belohnung zu machen. Er wird auf alle Fälle königlich belohnt und auf immer vor Armut und Not in Sicherheit gesetzt. Aus einem Mann, wie Er ist, muß noch mal was in der Welt werden, pardieu!

Ich: Alles gut, Herr Adjutant, aber das Ding bleibt immer kitzlich.

Adjutant: Freilich wohl! Aber was ist Er denn, Laukhard? Ist Er nicht Soldat, und muß ein braver Soldat nicht vor die Kanonen gehen?

Ich: Natürlich.

Adjutant: Ist Er noch nicht vor den Kanonen gewesen?

Ich: O ja, schon mehr als einmal.

Adjutant: Hat Er sich da wohl gefürchtet und geängstet?

Ich: Herr Adjutant, wenn mir ein anderer diese Frage vorlegte, ich weiß nicht, ich —

Adjutant: Ich schmiss' ihm hinter die Ohren, nicht wahr? — Das ist recht gesprochen, mein Lieber, so hör' ich's gern. Nun sieht Er, wenn Er ohne Furcht vor die Kanonen ging, wo Er doch nicht viel tun konnte, warum wollte Er jetzt eine Gelegenheit vorbeilassen, wo weniger Gefahr ist, und wo Er viel tun kann?

Dieser Grund bestimmte mich beinahe; ich sagte dem Adjutanten, daß ich für den Kronprinzen alles zu tun und alles zu wagen bereit wäre. Er möchte also Seiner Hoheit meinen Entschluß melden und versichern, daß ich nur Ihren Befehl erwartete.

Es war mir, wie es sich versteht, verboten worden, diese kitzliche Sache irgend jemandem bekannt zu machen; aber dies forderte schon meine eigene Sicherheit. Ich hatte nicht einmal das Herz, sie meinem Hauptmann anzuvertrauen; dieser fragte auch ganz und gar nicht, was die großen Herren mit mir gesprochen hätten.

Am 25. September wurde ich aufs Piket nach Nußdorf geschickt; kaum aber war ich dort, so kam schon ein Bote aus dem Lager mit dem Befehl, daß ich sogleich zurückkommen sollte. Ich lief nach meiner Kompanie und fand da jemand, der mich nach dem Zelt des Kronprinzen begleitete.

Der Kronprinz empfing mich nach seiner edlen Gewohnheit freundlich, drückte mir die Hand und fragte mich, ob ich dem Vorschlag nachgedacht hätte? Ich bejahte dies und versicherte Seine Hoheit, daß ich alles für die Ehre und den Vorteil der preußischen Waffen tun würde.

Kronprinz: Ich habe schon viel Gutes durch meinen Vetter (den Prinzen Louis, Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen) von Ihm gehört, lieber Laukhard, und hatte mir vorgenommen, für Seine Loslassung von den Soldaten zu sorgen. Nun zeigt sich aber eine Gelegenheit, wobei Er dem Staate noch nützlich sein kann, und bei dieser denke ich auch Sein Glück zu machen. Er ist frei — von diesem Augenblick an ist Er kein Soldat mehr. Jetzt erkläre Er, ob Er das noch tun will, wovon die Rede ist?

Ich: Ja, gnädigster Herr; ich werde mein Möglichstes tun, den Auftrag Eurer Königlichen Hoheit pünktlich auszuführen.

Kronprinz: Nun wohl, in Gottes Namen. Er soll sehen, daß ich nicht undankbar bin, und daß ich Wort halte. Morgen früh um 7 Uhr komme Er zu mir; dann soll Er Seine Instruktion haben.

Ich ging, der Adjutant folgte mir und gab mir einen Louisdor, um mir mit meinen Kameraden, wie er sagte, einen guten Tag zu machen. Als ich ihm aber vorstellte, daß es notwendig Aufsehen machen müßte, wenn ich heute lustig lebte und die Nacht zum Feinde überginge, so gab er mir recht, und ich ging mißmutig nach der Kompanie.

Wir hatten einen Burschen, welcher gar nichts verschweigen konnte. Diesen nahm ich mit zum Marketender, war aber immer still und unruhig. Auf sein Befragen, was mir denn wäre, antwortete ich, daß er mir ja doch nicht helfen könnte.

Er: Wer weiß auch, Bruder!

Ich: Nein, du kannst mir nicht helfen, aber wenn

du mich nicht verraten willst, so kann ich dir wohl sagen, was mir eigentlich ist.

Er: Gott straf mich, Bruder, wenn ich ein Wort sage.

Ich: Sieh, du weißt, daß ich immer gut patriotisch war.

Er: Ja, mein Seel, du hast oft geschwatzt wie 'n Franzos.

Ich: Nun schau, das Ding hat der Kronprinz erfahren und läßt nun Untersuchung anstellen. Er meint gar, ich habe mit den Patrioten zu Neustadt unter einer Decke gesteckt.

Er: Aha! deshalb sind die Herren immer bei dir gewesen.

Ich: Freilich. Glaub nur, das Ding geht mir höllisch im Kopf herum. Aber daß du ja nichts ausplauderst!

Er: Der Teufel soll mich holen, Bruder! Nein, was ich weiß, erfährt kein Mensch, da soll mir lieber die Zunge erlahmen!

Ich hatte dem Menschen den Unterricht von meiner Lage bloß in der Absicht gegeben, daß er das Ding unter den Soldaten verbreiten sollte, und hatte mich nicht betrogen. Denn ehe eine Stunde verging, wußte die ganze Kompanie, daß ich der Patrioterei wegen angeklagt wäre und nun schwere Strafe zu erwarten hätte. Einige behaupteten, ich müßte Gassen laufen, andere aber, welche das Ding besser wissen wollten, sagten, daß ich gar könnte gehängt werden, wenigstens müßte ich zeitlebens in die Karre. Ich hörte die täppischen Urteile und freute mich baß darüber. Denn nun fand

das Vorgeben von meiner Desertion Glauben, und kam dann ein wirklicher Deserteur von uns nach mir in Landau an, so war ich vor ihm auch da sicher. Mein Hauptmann wußte das alles, sprach aber mit mir nicht ein Wort davon.

Die Nacht brachte ich sehr unruhig hin; um 7 Uhr ging ich zum Prinzen von Hohenlohe, der mich erst mit Malaga traktierte und hernach zum Kronprinzen führte. Hier erhielt ich meine Instruktion. Da es meinen Lesern gleichviel gelten kann, worin die Natur dieser Instruktion bestanden habe, so werde ich ihnen nur ganz kurz melden, daß mein Auftrag dahin ging, die Festung Landau ohne militärische Angriffe an die Preußen zu bringen, und zwar durch Geld. Ob ich gleich viel Vertrauen auf den Mut und die Ehrlichkeit der Republikaner hatte, so wußte ich doch auch, daß Geld alles vermag, und da man eine sehr große Summe bestimmt hatte, um zum Ziele zu gelangen, so verzweifelte ich nicht ganz an dem guten, d. h. gewünschten Ausgang meines Auftrags.

Der Kronprinz sprach weitläufig, über zwei gute Stunden, während ich mit ihm frühstückte, über die Angelegenheiten, welche mich zunächst angingen, und dann über das Allgemeine. Alle seine Urteile waren richtig und bestimmt, und man merkte wohl, daß er sich in den öffentlichen Geschäften fleißig umgesehen hatte. Besonders hat mich der herablassende, sanfte, von allem Stolz entfernte Charakter dieses Fürsten entzückt.

„Wir sehen uns gewiß noch vor Weihnachten wieder,“ sagte er zu mir, „und dann reist Er mit mir nach Berlin und geht dann nach Halle, wenn Er will.“

Der treffliche Prinz konnte nicht voraus sehen, daß ich, von damals an, 18 Monate in der Gewalt der Franzosen würde bleiben und unter steter Todesgefahr herumirren müssen.

Nachdem ich über den ganzen Inhalt meiner geheimen Sendung unterrichtet war, empfahl ich mich und ging. Der Prinz von Hohenlohe begleitete mich und händigte mir eine Handvoll Goldstücke ein, wovon ich in Landau leben sollte. Ich ging mit dem Prinzen nach seinem Zelte, wo er mir ein Billett einhändigte, das ich an den Herrn Major von Wedel, der damals unser Bataillon kommandierte, abgeben sollte.

Dieser rechtschaffene Mann sah mich sehr mitleidig an, als er das Billett gelesen hatte, und sagte weiter nichts als: „Wenn's dann so sein muß, so mag es so sein! Guter Laukhard, Er geht diesen Abend nach Nußdorf; es wird Ihn niemand aufhalten; das übrige werd' ich schon bestellen.“

Den Tag über hielt ich mich sehr ruhig; gegen Abend ging ich aus dem Lager mit Sack und Pack, denn ich gab vor, ich müßte jemand auf dem Pikett ablösen. Man ließ mich ohne Umstände passieren. In Nußdorf fand ich meinen Hauptmann, Herrn von Mandelsloh, welcher durch den Major von Wedel von allem unterrichtet war. Er zog mich auf die Seite und sagte: „Ich weiß alles, also brauchen wir nicht viel Erklärung. Jetzt geh Er nur nach der unteren Wache und bleib' Er da, bis ich komme.“

Unsere Leute hatten eben einen Keller aufgewittert, worin noch Wein war, und holten diesen in großen Häfen auf die Wache, wo er unmäßig gesoffen wurde;

ich aber hatte nicht das Herz, einen Tropfen mitzutrinken, und ging daher in ein Nebenhaus, wo ich mir eine Mostbrockel machen ließ. Von meinen Sachen wollte ich nichts mitnehmen, als meine Wäsche und einen hebräischen Psalter, welchen mir Herr Bispink auf meine Bitten geschenkt hatte. Ich habe diesen hernach auf meinen Touren durch Frankreich immer mit herumgetragen und erst nach meiner Rückkunft einem Freunde geschenkt. Die hebräische Sprache hat mir immer gefallen, nicht wegen des in derselben verfaßten Alten Testaments, wo freilich manche hübsche Urkunde, vermischt mit unzähligen Fratzen und Torheiten, vorkommt, sondern wegen der großen Simplizität derselben.

Gegen 12 Uhr des Nachts kam Herr von Mandelsloh und noch ein Major vom Regiment von Wolframsdorff. „Laukhard kann mit uns gehen," sagte der Hauptmann, „er kann Ordonnanz machen; wir wollen ein wenig die Posten visitieren." Ich legte meine Tasche ab, nahm nichts als Tornister und Seitengewehr und begleitete die Herren. Wir gingen gerade zum Dorf hinaus auf die Landauer Straße, und meinem braven mitleidigen Hauptmann war das Herz so beklommen, daß er kaum reden konnte. Der Major führte also das Wort und sprach sehr viel über die Schuldigkeit des Soldaten, sein Leben für seinen Herrn zu wagen. Ich fand dieses Gespräch für mich damals eben nicht sehr passend.

Unter diesem Gespräch kamen wir eine gute Strecke von Nußdorf ab. Es begegnete uns eine Patrouille, welche uns berichtete, in der Tiefe sei alles ruhig.

„Nun," sagte Herr von Mandelsloh, „so begleiten wir unseren Laukhard noch eine Strecke. Die Franzosen werden uns nicht gleich haschen." — Es war herrliches Wetter und lichtheller Mondschein. Wir gingen sachte weiter; endlich ermahnte ich die Herren selbst, zurückzugehen, indem man nicht wissen könne, was hier oder da aufstoße oder im Hinterhalt laure. Die Herren sahen die Notwendigkeit, zurückzukehren, selbst ein, gaben mir noch manch nützlichen Rat, wünschten mir gute Verrichtung, und damit Gott befohlen. Der letzte Handdruck meines biederen Hauptmanns war herzig, aber noch herziger sein Antrag, hier noch mit umzukehren, wofern ich in meinem Entschlusse nur das mindeste wankte oder ihn bereute. Allein meine Antwort war, ebenso kurz als entschlossen, diese: „Ein ehrlicher Mann hält Wort, und wenn es sein Leben kosten sollte."

Kaum war ich dreißig Schritte vorwärts gegangen, als eine französische Patrouille von drei Dragonern auf mich zukam und mir ihr: „Qui vive" zurief. Ich gab mich sofort für einen preußischen Deserteur an. „Sois le bien-venu!" rief ein Dragoner, „komm näher! Aber Kerl, du sprichst Französisch? Bist wohl gar ein Franzose?"

Ich: Warum nicht gar! Ich bin ein Deutscher.

Dragoner: Aber sacré mâtin*, du sprichst ja Französisch! Wo hast du das gelernt?

* Sacré mâtin, chien, sacrée garce, sacristie, sacré foutage, sacrée merderie und tausend andere Floskeln sind die Würze für die republikanische Sprache des gemeinen Volks in Frankreich. Im Jahre 1793 und 1794 waren diese Floskeln mit ein Beweis des echten Robespierreschen Patriotismus. L.

Ich: Meint Ihr denn, daß die Deutschen nicht auch Französisch können?

Dragoner: Vive la nation, Kamerad! Du mußt ‚du‘ sagen. Foutre! Du bist bei Republikanern, die sagen alle du. Also du bist kein Franzos?

Ich: Nein, ich hab's ja schon gesagt!

Dragoner: Gut, du bist ein braver Junge, daß du deinen Tyrannen verlassen hast (d'avoir foutu le camp à ton tyran). Aber wo sind denn deine Kameraden?

Ich: Was für Kameraden?

Dragoner: Sacré mâtin, ich habe doch welche sprechen hören.

Ich: Ich habe so für mich geträllert.

Dragoner: Nein; es waren mehrere Stimmen. Ich muß wohl nachsuchen.

Zwei Dragoner sprengten wirklich fort und suchten, ob noch jemand in der Nähe wäre. Man stelle sich meine Angst vor, denn es war ja leicht, sehr leicht möglich, daß mein Hauptmann und der Major erhascht und eingebracht wurden, und dann — war Laukhard geliefert. Ein Dragoner blieb inzwischen bei mir und sprach sehr freundlich. Endlich, nach langem Hin- und Hersuchen, kamen die beiden anderen zurück und versicherten, daß doch nichts da wäre; es müßte vielleicht eine feindliche Patrouille gewesen sein. — Nach meiner Zurückkunft nach Halle erfuhr ich von Herrn von Mandelsloh, daß ihnen die Dragoner wirklich auf den Hals gekommen wären, daß sie sich aber in die Weinberge versteckt hätten, um nicht entdeckt zu werden. Sie waren beide unbewaffnet, hatten nichts als ihre Degen, und

wären da ohne Umstände gezwungen gewesen, sich nach Landau führen zu lassen. Gut nur, daß dieses nicht geschehen ist.

Meine Dragoner führten mich auf die kleine Schanze vor dem »Deutschen Tor«, wo ein Hauptmann und ein Leutnant das Kommando hatten, und wo 50 Mann zur Wache waren. Der Hauptmann war froh, daß ich mit ihm reden konnte, und unterhielt sich mit mir die ganze Nacht. Der Leutnant saß da und las in der französischen Uebersetzung des »Fräulein von Sternheim«. Die Soldaten legten mir hundert Fragen vor, welche ich beantworten mußte, die ich aber so beantwortete, wie es mir zuträglich schien. Ich bediente mich hier der Ausdrücke: „Monsieur, Messieurs, avoir la grâce, la bonté, de permettre" u. dgl., aber der Hauptmann bat mich, alle freiheitstötenden Ausdrücke (termes liberticides) nicht mehr zu gebrauchen. „Du bist jetzt," sagte er, „im Lande der Freiheit, mußt also auch reden wie ein freier Mann."

Es waren keine gemeinen Wachtstubengespräche, die da geführt wurden, sondern wir unterhielten uns über hohe Gegenstände, z. B. über Befehlen und Gehorchen, Freiheit, Gerechtigkeit und Achtung vor dem Gesetz. Wir kamen natürlich auch auf den gegenwärtigen Krieg, und da sagte ich, man sei doch im Kriege niemals des Erfolges sicher; es könnte doch geschehen, daß die vereinigte Macht so vieler Fürsten endlich eine allgemeine Veränderung in dem jetzigen System der Franzosen hervorbrächte.

Bisher hatten alle Soldaten geschwiegen und aufmerksam zugehört; aber bei meiner letzten Aeußerung

fingen alle an, zu murren, und ein ganz junger Volontär sagte mir in recht barschem Ton:

„Du sollst sehen, Citoyen, daß alle Könige und alle Pfaffen und alle Edelleute nicht imstande sein werden, uns zu besiegen. Frei wollen wir bleiben oder sterben!“

„Ja, das wollen wir,“ riefen alle.

„Wer uns besiegen will,“ fuhr der Volontär fort, „muß unser ganzes Volk ausrotten, aber das soll und kann weder der Teufel, noch der Papst, noch sonst ein Tyrann!“

Ich fand nicht für gut, den Volontärs die Möglichkeit einer gänzlichen Niederlage von ihrer Seite weiter zu zeigen, und versicherte sie, daß ich selbst nichts sehnlicher wünschte, als daß das angefangene gute Werk Bestand haben und alle seligen Früchte bringen möchte, welche Frankreich davon erwartete.

„Ich nehme dir's nicht übel,“ versetzte der Volontär, „daß du so sprichst, wie du gesprochen hast; du kommst von der Tyrannei her, und wie kann man in der Sklaverei lernen, vernünftig und frei zu denken!“

Ich mußte mich besonders über das anständige Betragen dieser Leute wundern. Es herrschte unter ihnen die trefflichste Ordnung und die strengste Disziplin. Ganz anders hatte man uns die französische Zucht vorgeschildert; da wären Leute, die von gar keiner Subordination wüßten, täten, was sie wollten, auf den Befehl ihres Offiziers nicht hörten, und was des albernen Vorgebens mehr war. Allein hier sah ich zum erstenmal, gegen meine Erwartung, daß es im Dienst

wenigstens so ordentlich bei den Franzosen zuging, als es bei den Preußen je zugehen kann. Der Soldat muß seine Pflicht tun, und als Patriot, im echten Wortverstand, tut er sie gern. Erlaubte Dinge dürfen ihm übrigens nicht verboten und unerlaubte nicht gestattet werden, und damit ist's alle.

Früh sagte mir der Hauptmann seinen Namen, bat mich, ihn zu besuchen, wenn er abgelöst sein würde, und darauf ließ er mich durch einen Volontär, aber ohne Gewehr, zu dem General Laubadère, dem Volksrepräsentanten Dentzel und dem Kriegskommissarius, dessen Namen ich vergessen habe, abführen.

Zehntes Kapitel.

General Laubadère. — Frugales Frühstück. — Repräsentant Dentzel. — Seine Vergangenheit. — Empfang bei ihm. — Citoyenne Lutz. — Die Deserteurs auf dem Kaufhaus. — Handmühlen. — Zwistigkeiten zwischen Dentzel und Laubadère. — Ich versuche meinen Auftrag zu erfüllen. — Gespräche mit Dentzel. — Meine Vorschläge werden zurückgewiesen. — Peinliche Lage.

Es war ungefähr fünf Uhr morgens, als ich zum Divisionsgeneral Laubadère geführt wurde. Er war schon auf, und völlig in Uniform. Ich traf ihn in Gesellschaft einiger Offiziere, mit welchen er eben frühstückte. Er freute sich, als er vernahm, daß ich seiner Sprache mächtig wäre.

Die Franzosen verstehen größtenteils nichts als französisch; als ich daher einige seiner Fragen französisch befriedigt hatte, faßte er mich bei der Hand, hieß mich niedersitzen und an dem Frühstück teilnehmen. „Scheue

dich nicht," sagte er, „du bist bei freien Leuten, bei Leuten, welche wissen, daß andere auch Menschen sind wie sie, und welche niemanden verachten, als den freiwilligen Sklaven. Der freiwillige Sklave allein verdient Verachtung, und — fuhr er mit Hitze fort — wenn dieser freiwillige Sklav deswegen Sklave wird oder bleibt, damit er andere noch mehr, als er selbst es ist, zu Sklaven machen helfe, so verdient er Abscheu und Ausrottung, wie seine Tyrannen."

Ich bezeigte dem General, wie meine Lage es erforderte, meine Einstimmung, und versicherte ihn — welches mir die Göttin Eleutheria vergeben mag, und welches ich nicht ohne Scham gestehen kann! —, daß eben diese Grundsätze mich vermocht hätten, die Preußen zu verlassen und Schutz und Beistand bei der Nation der freien Franken zu suchen. „Bravo!" sagte Laubadère und reichte mir ein Glas Wein, „du bist ein guter Kerl (bon garçon). Betrage dich, wie es einem freien Mann gebührt, und du erlangst das französische Bürgerrecht, den besten Lohn, den die Republik dir geben kann!"

Das Frühstück war sehr frugal; Brot, Knoblauch und Wein war alles. „Nicht wahr," sagte der General, „du wunderst dich, daß ich so schlecht frühstücke? Eure Generale essen wohl besser, das weiß ich: die sind nicht mit einem Stück Brot zufrieden."

Laubadère und sein Generaladjutant Doxon (sprich Dosson) befragten mich sofort über die Beschaffenheit der Belagerung der Stadt Landau.

„Du bist," sagte Doxon, „eben kein Dummkopf, das sieht und hört man dir an; also kannst und mußt

du uns Auskunft geben, wie's draußen aussieht, was unsere Feinde im Schilde führen und was wir von ihnen zu erwarten haben.“ — Ich mag nicht wiederholen, was ich damals gesagt habe, aber ich kann heilig versichern, daß ich kein Wort vorbrachte, welches für die Belagerer Nachteil hätte haben können.

Doxon führte mich nachher auf den Kirchturm, wo ich durch ein Fernrohr sehen mußte, um ihm die Stellung der feindlichen Lager und Batterien zu erklären. Er war mit dem, was ich ihm angab, zufrieden und nahm mich mit in den Gasthof »Zum Lamm«, wo wir noch eine Bouteille Wein ausleerten. Darauf ging es zum Repräsentanten Dentzel, bei welchem alle Gefangenen und Deserteure eingeführt werden mußten.

Dieser seltsame Mann war ehemals mein Bekannter gewesen, und, wenn ich nicht irre, so sind wir gar noch verwandt.* Er hatte die Schule zu Dürkheim besucht und hernach in Halle die Theologie studiert, sonst auch da recht lustig gelebt. In seinem Kandidatenstande suchte er Eingang bei Mamsell Sabinchen Michaelis, dem schönsten Mädchen in der ganzen Pfalz. Allein Mamsell Sabinchen trug damals die Nase höher, als daß ihr Dentzel hätte behagen können, sie gab der Liebelei eines Prinzen Gehör, und ward dadurch

* Georg Friedrich Dentzel (1755—1824) ist später in der »großen Armee« Napoleons bis zum General aufgestiegen. Im Jahre 1806, nach der Schlacht bei Jena, war er Kommandant von Weimar. Seine dort bewiesene Humanität hat ihm eine ehrenvolle Erwähnung in Goethes »Tages- und Jahresheften« eingebracht. P.

endlich ebenso unglücklich, als sie vorher schön war.

Dentzel, der bei Sabinchen nicht ankommen konnte, ließ seiner satirischen Laune freien Lauf und beleidigte durch allerlei Sarkasmen auf das Mädchen den Hofrat, ihren Vater, und den Herrn Prinzen von Leiningen selbst. Dies brachte ihn um alle Hoffnung, im Leiningenschen je versorgt zu werden. Er vettermichelte sich also in Landau bei verschiedenen französischen Offizieren an, und erhielt die Feldpredigersstelle bei dem Regiment Deuxponts. Da er ein heller Kopf und lustiger Bruder war, so ward es ihm leicht, dem trefflichen, äußerst humanen und liberalen Prinzen Maximilian von Pfalzzweibrück, der damals in Landau als Obrist stand, zu gefallen. Dieser Prinz war bei den Landauern sehr beliebt; als er daher den Dentzel zur Oberpfarrerstelle ihnen empfahl, erhielt dieser sie ohne Anstand. Er heiratete nachher die Tochter eines reichen Kaufmanns und lebte, einige Zänkereien mit seinen erzorthodoxen, intoleranten Kollegen abgerechnet, ganz ruhig und vergnügt bis auf den Ausbruch der Revolution.

Kaum hatte diese den Anfang genommen, so trat Dentzel sogleich auf ihre Seite und verfocht die Rechte des Volkes so stark und eifrig, daß man ihn als die höchste und stärkste Stütze des Patriotismus verehrte. Er wurde also angebetet von allen Landauer Patrioten, und was er angab, wurde gebilligt und ausgeführt. Um sich aber durch die Verwaltung seines geistlichen Amtes nicht zu schaden, gab er seine Pfarrstelle auf und hieß nun schlichtweg: Herr Dentzel.

Der erste Abgeordnete, den die Landauer nach

Paris schickten, hatte da nicht so gehandelt, wie man es gewollt hatte; er wurde also abgerufen und Dentzel statt seiner auf die damalige Nationalversammlung abgesandt. Hier hatte er nun Gelegenheit, seinen Patriotismus zu zeigen, und tat dieses auch mit einer solchen Freimütigkeit und Uneigennützigkeit, daß man ihn schon im Jahre 1792 zu Missionen gebrauchte. So war er denn auch damals, als man über das Schicksal des unglücklichen Ludwig Capet stimmte, abwesend. Ich fragte ihn einmal, was er von der Hinrichtung dieses Fürsten hielte? „Jetzt," antwortete er, „muß ich sie freilich billigen, indem sie geschehen ist; wäre ich aber am Tage der Verdammung des armen Teufels in Paris gewesen, er hätte eine Stimme für sich mehr gehabt, denn nimmermehr hätte ich für seinen Tod gestimmt."

Robespierre und Marat schätzten Dentzel, und so war es ihm möglich, bei der Gründung der Republik seinen Einfluß mannhaft zu behaupten. Er erhielt daher auch 1793 im Juli die Mission zur Rheinarmee.

Als ich zu ihm hereintrat, sah er mich eine Zeitlang starr an.

„Wie heißt du?" fragte er endlich.

„Ich heiße Laukhard."

„Von Wendelsheim?"

„Allerdings."

„Willkommen, Bruder" (mir die Hand reichend), „im Lande der Freiheit! Nun, das war doch ein gescheiter Streich von dir, daß du deine Tyrannen ver-

lassen hast. Komm', setze dich und erzähle mir was Neues!"

Ich setzte mich, und Mamsell Lutz (die man bald näher kennen lernen wird) mußte mir ein Glas Likör herbeiholen. Unser Gespräch betraf die Preußen, die Universität Halle, Jena und Gießen, den Eulerkapper, den D. Bahrdt, dessen eifriger Anhänger er gewesen war, die Revolution in Frankreich, die Belagerung und hundert andere ernsthafte Dinge und Possen. Der General Laubadère war unterdessen hinzugekommen. Gleich beim Eintritt rief ihm Dentzel entgegen: „Hier, General, ist mein Landsmann Laukhard, ein lustiger Bruder (un sacré gaillard), der mir sehr willkommen ist. Wir wollen einen tüchtigen Citoyen français aus ihm machen."

Die gute Aufnahme des Repräsentanten setzte mich in muntere Laune; der Wein, den ich getrunken hatte, machte, daß ich ins Gelag hinein plauderte, und die Gesellschaft, welche aus Dentzel, dem General Laubadère, dem General Delmas (man spricht das s am Ende aus) und der hübschen Bürgerin Lutz bestand, war mit mir zufrieden.

Ich blieb zum Essen bei Dentzel und hatte das Vergnügen, den General Delmas, einen feurigen jungen Mann, näher kennen zu lernen. Die Citoyenne Lutz war die Tochter eines reichen Fleischers. Sie lag immer bei Dentzel und vertrieb ihm in Abwesenheit seiner Frau, welche er in Paris gelassen hatte, die Zeit, war aber auch gegen andere nicht sehr hart oder spröde.

Dentzel scherzte sehr dreiste mit ihr und ließ immer, nach Pfälzer Art, einiges aus der Zotologie mit ein-

fließen. Wir sprachen natürlich Französisch, denn die beiden Generale verstanden kein Deutsch. Da ich nun oft die Wörter Monsieur und Mademoiselle hören ließ, so bestrafte man mich deswegen in Freundschaft und sagte mir, ich müßte bloß mit Citoyen und Citoyenne anreden und alles um mich her duzen, wie ich denn auch von jedem, selbst von der Lutzen, geduzt wurde.

Niemals habe ich meine Würde als freigeborener Mensch lebhafter gefühlt, als damals, da ich — dem Namen nach — verloffener preußischer Soldat, zwischen einem Repräsentanten der mächtigen französischen Nation und zwischen zwei Divisionsgenerälen saß und diesen so ganz in allen Stücken gleich gehalten wurde. Die Gedanken und Gesinnungen, welche damals bei mir rege wurden, lassen sich erraten; wenigstens gaben sie mir einen neuen Beweis zu meinem alten Prinzip, daß die Neufranken so lange unüberwindlich sein werden, als sie selbst nur es wollen. Ihr Gleichheitssystem ist ein Kitt, den nichts übertrifft.

Freund Dentzel trug mir auf, ihn fleißig zu besuchen, aber das Unglück wollte bald, daß ich von dieser mir damals gewiß sehr schätzbaren Erlaubnis keinen öfteren Gebrauch machen konnte. Als ich wegging, drückte er mir die Hand und versprach mir, auf alle Art und Weise für mich zu sorgen. Ich wußte damals noch nicht, daß mich diese Verheißung dereinst der Guillotine nahe bringen könnte.

Ich wurde auf die Liste der ausländischen Deserteure gesetzt und bekam mein Quartier auf dem ehe-

maligen Kaufhaus (Douane), wo ich noch einige zwanzig preußische, österreichische und Condésche Ueberläufer antraf. Die Verpflegung war gut, denn man gab uns wie den Volontären gutes Brot, frisches Fleisch, Speck, gesalzene Butter, Käse, Linsen, Erbsen und obendrein noch täglich zehn Sous Papiergeld. Ein Sergeant Schmid und ein Korporal hatten die Aufsicht, welche aber von keiner Bedeutung war, da ein jeder tat, was er wollte.

Ich muß diese hottentottische Gesellschaft etwas näher beschreiben: In einem allmächtig großen Gemach, wo wenigstens 100 Mann hätten logieren können, und wo Pritschen (lits de camp) in vier Reihen angebracht waren, befanden sich damals vier Kriegsgefangene und etwa 28 Ueberläufer. Einer davon war mit seiner Frau da, welche auch anderen zu Diensten stand. Der Kerl war von den Anspachschen Dragonern; wer ihm nur zu saufen gab, dem erlaubte er allen Umgang mit seinem Weibe. Die anderen waren teils Franzosen von Condés, teils von Rohans Korps; dann Polaken, Deutsche, Italiener, meist Lumpenvolk und Diebe. Nichts war vor diesem Gesindel sicher; sie stahlen einander selbst alles und verübten alle nur möglichen Exzesse. Viele waren mit ihren Pferden und Gewehren nach Landau gekommen und hatten sie dort verkauft. Da sie nun auf diese Art viel Geld hatten, so soffen sie in einem weg, und machten den fürchterlichsten Spektakel, rauften und schlugen sich wie unsinniges Vieh. Wie mir bei diesen Bestien zumute war, kann man sich leicht denken.

Die Frau des Dragoners hatte in der Stadt ein

Hurenmensch aufgetrieben, welches von da an bei ihr zu schlafen pflegte. Dieser Nickel trieb sein schändliches Gewerbe auf die allerunverschämteste Art, sogar am hellen Tage. Zuweilen brachten die Deserteure obendrein noch andere Menscher mit, und so war denn unser Kaufhaus nicht selten einem Bordell ähnlich. Die schändlichsten Zoten wurden ohne Aufhören gerissen und die abscheulichsten Lieder gesungen, so daß unser Zimmer wirklich einer Räuberhöhle gleich sah. Der Sergeant Schmid, welcher fast immer besoffen war, und der Korporal lachten zu jeder Unordnung und halfen wohl noch gar mit, Lumpenstreiche ausführen.

Diese schöne Gesellschaft nahm gar noch täglich zu; denn täglich, oder vielmehr nächtlich, kamen immer noch einige Deserteure, so daß der Haufe dieses Gesindels bei unserem Abmarsch von Landau über 60 Mann stark war; und mit der Anzahl der Deserteure vermehrte sich auch die Unordnung.

Um aber doch diese Leute zu beschäftigen und durch Beschäftigung von schlechten Streichen abzuhalten, hatte der General befohlen, daß die deutschen Deserteure, wenn sie wollten, mit in den Handmühlen arbeiten könnten. Es waren nämlich acht Handmühlen angelegt, welche täglich 16 Mann, 8 am Tage und 8 des Nachts, im ganzen also 128 Mann, beschäftigten. Jeder dieser Arbeiter oder Handmüller bekam für 12 Stunden, wovon er aber nur 6 mahlte, 50 Papiersous. Auf diese Art mußte der Proviantskommissar bloß für diese Arbeiter täglich 320 Livres oder 80 Taler in Papier auszahlen.

Es ist aber falsch, wenn man ausgesprengt hat, daß man die Deserteure in Landau gezwungen hätte, in den Handmühlen zu arbeiten. Gezwungen wurde keiner, aber wer kam, dem mußte Arbeit gegeben werden; denn das hatte der General ausdrücklich anbefohlen, um den Deserteuren Beschäftigung und zugleich Gelegenheit zu verschaffen, sich etwas nebenher zu verdienen. Wer aber nicht kam, der wurde auch nicht einmal ermahnt, zu kommen, denn es fanden sich immer Franzosen genug, welche aus purem Patriotismus gern arbeiteten und drehten. Es war überdies auch leichte Arbeit, wobei man Tabak rauchen und plaudern konnte. Ich selbst habe einige Male auch gedreht.

Bei der Bäckerei waren ebenfalls einige Deserteure angestellt; als diese aber anfingen, das Brot zu stehlen und zu verkaufen, so wurden sie alle davon entfernt. Außer den 50 Sous erhielt noch jeder Arbeiter bei den Handmühlen und in der Bäckerei täglich eine halbe Bouteille Weißwein.

Es gefiel mir in der Gesellschaft der Deserteure durchaus nicht, ich suchte daher anderen Aufenthalt. Da ich noch mit Geld versehen war, so ging ich öfters in den Gasthof »Zum Lamm«, wo ich immer französische Offiziere antraf, welche froh waren, einen Preußen aufzufinden, der ihre Sprache inne hatte. Die Offiziere klagten einhellig über die zu geringe Garnison der Stadt und behaupteten, daß Custines Verräterei oder Sorglosigkeit daran schuld wäre. Die Besatzung war damals nicht stärker als 8 Bataillone Infanterie,

also höchstens 8000 Mann, wenn die Bataillone vollzählig gewesen wären. Aber das waren sie nicht; die meisten hielten kaum 500 Mann und darunter. Zudem lagen sehr viel Leute in den Hospitälern. Die Kavallerie vollends war für einen so wichtigen Platz gar nicht hinlänglich, daher denn auch keine Ausfälle geschehen konnten. Landau hat zur gewöhnlichen Besatzung in Kriegszeiten immer 12—14000 Mann Infanterie und 1000 Mann Kavallerie nötig. — Mit Munition war Landau reichlich versehen. Die Kanoniere der Stadt, diejenigen Bürger, die seit 1790 nach der Angabe des berühmten und berüchtigten Lafayette im Artilleriewesen geübt waren, verrichteten die Dienste auf den Schanzen, Redouten usw. Ich kann diesen bürgerlichen Artilleristen das Zeugnis geben, daß sie ihr Handwerk recht tüchtig verstanden. Proviant war reichlich vorhanden, denn die Deutschen hatten versäumt, im Sommer die Felder um Landau noch vor der Ernte zu fouragieren. Das war ein großer Schnitzer, denn einer Stadt, die man belagern will — und das war mit Landau der Fall —, muß man keine Zeit zur hinlänglichen Anschaffung der Lebensmittel gestatten.

Dentzel und der General Laubadère waren keine Freunde. Woher ihr gegenseitiger Haß entstanden war, weiß ich nicht, aber sie haßten sich. Vielleicht war es dem Soldaten lästig, vom Bürgerlichen abzuhängen. Sie gingen zwar sehr freundlich miteinander um, und mußten dieses schon tun, da nach dem Gesetz ein General ohne den Repräsentant gar nichts unternehmen darf, und umgekehrt. Daher waren sie täglich beisammen.

Laubadère war ein stiller, gesetzter Mann, welcher nicht viel Wesens machte und auch niemals zu tief ins Glas guckte, ob er gleich den Wein nicht verachtete. Er war nicht mehr jung und mochte immer seine Fünfzig hinter sich haben. Außerdem suchte er nichts weniger als mit Kenntnissen zu schimmern oder gar witzig zu sein. Er war schlicht und recht, dabei ein tüchtiger Soldat, aber strenge und sehr auf seiner Hut.

Dentzel hingegen war ein feuriger, hitziger Kopf, der oft mehr schwatzte, als er verantworten konnte, und selten überdachte, mit wem er sprach oder zu schaffen hatte. Er liebte den Wein sehr und trank nicht selten mehr als zuviel, und dann plauderte er ins Gelag hinein. Er hatte gegen das Kommando des Generals Laubadère protestiert und wollte, daß Gillot es übernehmen sollte. Er sprach obendrein immer mit Herabwürdigung von Laubadères militärischen Talenten und versicherte jedem, der es nur hören wollte, Delmas sei ein ganz anderer Mann. Diese Reden wurden dem General hinterbracht, und nun läßt sich ihre Wirkung denken. Zur Aussöhnung dienten sie gewiß nicht!

Hierzu kam, daß Dentzel, so sehr er Patriot sein wollte, so sehr er auch von Freiheit und Gleichheit sprach, im Grunde doch stolz und herrschsüchtig war. Das Gesetz will, daß alle Repräsentanten, wenn sie im Namen der Republik eine Verordnung ergehen lassen, sich im Namen der Nation Wir nennen sollen, doch ohne das von Gottes Gnaden dazu zu setzen. Niemand hat sich mit dem »Wir« wohl mehr gebrüstet, als eben Dentzel.

Wegen dieser Herrschsucht widersetzte sich Dentzel den Verordnungen und Einrichtungen des Generals Laubadère sehr oft, und traf andere, welche dem General natürlich auch nicht gefallen wollten. Außerdem hatte Dentzel, um die Garnison instand zu setzen, die Belagerung aufs längste auszuhalten, die Subsistenz der Soldaten um etwas schmälern lassen. Wenn nun die Garnison sich über dies oder jenes beschwerte, so schob Laubadère die Schuld allemal auf Dentzel, und dieser wurde auf die Art der Gegenstand des allgemeinen Hasses der Garnison.

So stand es mit Dentzel, als ich in Landau ankam, und meine Leser bescheiden sich schon von selbst, daß meine Mission viele Schwierigkeiten haben mußte. Ich fühlte dies gleich selbst, und doch war ich dumm oder unbesonnen genug, einen Streich ausführen zu wollen, für andere, der mir nicht gelingen, wenigstens nur äußerst schwer gelingen konnte, und Vorteile für mich aufzugeben, die ich weit leichter und gewisser hätte bewirken können. Pfui über mich und meine kurzsichtige Gutmütigkeit! Wenn ich noch jetzt daran denke, möchte ich mir allemal vor die Stirn schlagen vor Aerger, daß ich die schickliche Gelegenheit, die ich damals auf mehr als eine Art in Händen hatte, mich bei der Republik zu insinuieren und mein Glück zu machen, so fahren ließ und einem Hirngespinst nachrannte, welches mir weiter nichts als Gefahr und Not gewirkt und mich beinahe verrückt gemacht hat! Aber wie es geht! Wenn die Sache vorbei ist, dann erst sieht man ein, wie man sie zu seinem Vorteil hätte nützen können.

Ich besuchte Dentzel zwei Tage nach meiner Ankunft förmlich, und da führten wir folgendes Gespräch:

Dentzel: Ja, ich glaube beinahe selbst, daß Landau noch am Ende den Deutschen in die Klauen fällt. Die Spitzbüberei bei uns ist gar zu groß.

Ich: Spitzbüberei? Doch wohl hier in Landau nicht?

Dentzel: Das will ich eben nicht behaupten. Aber gesetzt, daß unsere hiesige Garnison auch noch so ehrlich ist, so ist doch unsere Gefahr immer nicht klein.

Ich: Allerdings nicht, besonders wenn der Entsatz nicht bald kommen sollte.

Dentzel: Das ist eben der Teufel! Wenn Landau in den Händen der Republikaner bleiben soll, so muß es bald entsetzt werden. Wir allein sind viel zu schwach, um uns mit Vorteil lange zu behaupten. Aber glaubst du auch, Landsmann, daß wir auf Entsatz rechnen können?

Ich: Das mußt du besser verstehen als ich.

Dentzel: Den Teufel kann ich verstehen. Weiß ich denn, ob die Generale, welche uns entsetzen sollen, ehrliche Leute sind oder nicht. Wie, wenn sie sich bestechen ließen? Eure deutschen Herren sind Vokativusse, und unsere Monsieurs haben so allerhand Gesinnungen, worauf man nicht fest bauen kann.

Ich: Das weiß ich; es sind auch gar viele schon untreu worden.

Dentzel: Das ist leider sehr wahr. Schau, da war Lafayette, Luckner, Henriot und besonders die Halunken Custine und Dumouriez. Alle die Kerls und

noch eine ganze Hetze ähnlicher Schufte sind abgefallen, und man hatte so sehr auf sie gerechnet!

Ich: Also denkst du, das könnte auch hier so der Fall werden?

Dentzel: Ich fürcht' es. Mir wenigstens kommt es vor, unsere Armee müßte schon da sein, wenn keine Schurkenstreiche vorgefallen wären.

Ich: Aber dann müßtest du wenigstens für deine Sicherheit sorgen.

Dentzel: Ja, da sorgt sich's was weg, wie ihr in Halle sagt: das Jahr ist lang! Doch es mag gehen, wie es will, ich bin ein ehrlicher Kerl. Ich schere mich den Teufel drum, tue das Meinige und damit holla.

Ich: Alles gut, aber —

Dentzel: Aber? Glaubst du denn, daß die Preußen mich hängen werden, wenn ich ihnen in die Hände falle?

Ich: Das wohl nicht. Aber du hast doch viel wider dich. Sieh, du bist ein Kind des Deutschen Reiches. Du weißt, daß nach dem Conclusum des Kaisers und des Reichsgerichts alle die als Verräter des Vaterlands erklärt sind, welche Deutsche von Geburt sind und doch im Dienste der Republik verbleiben. Dabei hast du einen sehr angesehenen Posten, du bist ein Mitglied jenes Konvents, welcher den König von Frankreich zum Tode verurteilt und alle Fürsten ohne Ausnahme für Verbrecher und Tyrannen erklärt hat. Du hast selbst in deinen Zetteln sehr ehrenrührig vom König von Preußen und vom Kaiser gesprochen.

Dentzel (aufmerksam): Das ist wahr. Aber Landau kann mit Sturm nicht erobert werden, dazu

ist es zu fest. Also muß doch erst kapituliert werden, und dann erhalte ich meine Freiheit durch Akkord.

Ich: Wer steht dir dafür, daß man Landau nicht mit Sturm erobern werde? Und gesetzt, es würde bloß ausgehungert, so müßte die Garnison sich doch auf Diskretion ergeben. Aber wir wollen einmal eine Kapitulation voraussetzen: Wird Laubadère, der dir nicht grün ist, dich auch darin einschließen? Und wenn er es tut, wird er nicht, vielleicht aus Haß gegen dich, dich in die Hände der Feinde fallen lassen? Oder können die Belagerer nicht gerade auf deiner Auslieferung bestehen?

Dentzel: Du hast, meiner Seele, recht: Ich bin in einer hundsföttischen Lage!

Ich: Und, gesetzt auch, du kommst frei durch: können deine Feinde nicht falsche Klagen wider dich anbringen? Hat nicht schon mancher unter der Guillotine bluten müssen, der es nicht verschuldet hatte? Ich dächte, du sorgtest für deine Sicherheit!

Dentzel: Und würde ein Spitzbube wie Dumouriez, nicht wahr?

Ich: Nicht doch! Der ehrliche Mann sucht nur dann seine Sicherheit, wenn er der guten Sache nicht mehr nützen kann. Dann erst fügt er sich in die Zeit.

Dentzel: Das kann nicht sein! Es gehe, wie es will: ich bleibe der Republik getreu! Sie lebe oder fort von der Welt!

Die letzteren Worte sprach Dentzel mit vielem Feuer, und ich fand für ratsam, an mich zu halten, für diesmal nämlich; denn gleich am folgenden Tag hatte ich mit ihm diese neue Unterredung:

Dentzel: Freilich, wenn ich so recht Geld hätte, so ein 20 oder 30 000 Taler: Mordsakkerment, ich gäbe meinen Posten auf, setzte mich nach London oder Berlin oder sonst wohin, lebte frei und kümmerte mich um die ganze Welt nicht weiter. Es ist doch nur Hundsfötterei in der Welt!

Ich: Hast du etwa Verdruß gehabt?

Dentzel: Tüchtig! Heute habe ich mich schon mit dem Teufel und seiner Großmutter herumgezankt — da mit dem General und dort mit dem Großmaul, dem Maire; die Kerls wollen alles besser wissen.

Ich: Du sprachst zuvor von vielem Gelde: ich dächte, die Zeitumstände machten es dir leicht, soviel zu bekommen, als du nur magst.

Dentzel: Wieso?

Ich: Gestern schienst du zu glauben, daß Landau in die Hände der Deutschen fallen werde.

Dentzel: Das glaube ich auch heute noch.

Ich: Je nun, wenn es denn nicht zu retten ist, so muß man's hingeben, und das zur rechten Zeit, um einem Bombardement und Blutvergießen vorzubeugen.

Dentzel: Was gewinne ich aber dabei? Ich als Deutscher, als erklärter Rebell!

Ich: Sieh an! Wenn du jetzt Anstalt machtest, daß die Preußen Landau kriegten, so könntest du deine Sicherheit und deinen Vorteil so hoch treiben, als du willst!

Dentzel: Woher weißt du das? (Sehr nachdenklich.) Und dann die Mittel und Wege dazu, und dann ehrlich!

Ich: Landsmann, bin ich sicher vor dir? Darf ich reden?

Dentzel: Was du willst, Landsmann. Ich verspreche dir, bei allem, was dir und mir heilig ist, ich werde dich nicht verraten.

Jetzt hielt ich dafür, daß es Zeit wäre, näher zu rücken. Ich gab ihm also ein Oktavblatt mit folgendem:

> Wenn es geschehen kann, daß Mittel ausfindig gemacht werden, wie die Festung Landau, ohne gewaltsames Beschießen und Menschenblut, den gegenwärtigen Belagerern überliefert werde, so sollen die Angeber der gedachten Mittel das Recht haben, eine ehrenvolle Kapitulation nicht nur vorzuschlagen, sondern auch, neben einer vollkommenen Sicherheit ihrer Person, einer der Größe dieses Dienstes angemessenen Belohnung in Gelde gewärtig sein.

Dentzel (stutzt gewaltig): Hat das der Kronprinz von Preußen geschrieben?

Ich: Wie du siehst! In meiner Gegenwart hat er's geschrieben.

Dentzel (vergleicht den Zettel mit einem anderen Aufforderungsbillett von der nämlichen Hand): Richtig, richtig! Aber wahrlich, das ist zu arg!

Ich (mit forschendem Blicke): Nun? was denkst du dabei?

Dentzel (finster): Daß die Deutschen Vokative sind und mich zum Schurkenstreich verleiten wollen! Aber bei Gott, Laukhard! Zum Verräter bin ich noch zu ehrlich! Denn auch ich schwur Tod oder Freiheit, und eins von beiden muß mir werden wie meinen Brüdern, sonst hol' uns alle der Teufel!

Ich (verlegen): Sehr edel und großmütig.

Dentzel (mich starr in die Augen fassend): Und doch konntest du dich brauchen lassen, mich zum Gegenteil bereden zu wollen? Laukhard, Laukhard! Du bist, wie ich merke, noch immer der alte Unbesonnene, der gutmütig und schwach genug ist, sich ohne weiteres Nachdenken, wie ein unmündiges Kind, zu allem beschwatzen und verleiten zu lassen. So warst du sonst, und so, wie ich merke, bist du noch jetzt, und eben darum will ich mein gegebenes Wort für diesmal dir halten und schweigen. Aber merke dir's wohl, du bist verloren, wenn du dich noch einmal unterstehst, bei mir oder jemandem anders das mindeste zu wagen, was nur von ferne einer Verräterei ähnlich sieht. Ich rate dir, sei auf deiner Hut; von nun an werde ich auf alle deine Schritte und Tritte, auf alle deine Worte und Handlungen acht geben lassen. Und versiehst du es im mindesten, so bist du geliefert. Dies merke dir und geh'. Du wirst mir verächtlich, geh'! geh'!

Ich (entschlossen): Verächtlich? Ich bitte dich, Repräsentant, lies das Billett noch einmal, und du wirst sehen, daß du dich übereilst. Höre nur noch etwas gelassen zu. Sieh, wie du selbst einsiehst und neben dir jeder Einsichtige, eure Besatzung ist zu schwach, sich mit Vorteil gegen die Belagerer länger zu behaupten. So weit die Preußen und Oesterreicher jetzt vorgedrungen sind, und so wenig ihr auf die Ehrlichkeit eurer Generäle und den Ernst und die Bereitwilligkeit eurer Nation, wie es scheint, rechnen könnt, um Entsatz mit Sicherheit zu erwarten, so sicher mußt du einsehen, daß Landau den Preußen gewiß in die

Hände fallen wird. Fällt es durch Sturm oder Bombardement, dann wehe dir, wehe der Besatzung! Zum Sturm und Bombardement hat der Kronprinz von Preußen Beruf und Mittel, und dennoch wünscht dieser menschenfreundliche Prinz, das auf friedlichem Unterhandlungswege an sich zu bringen, was am Ende unwidersprechlich sein werden muß. Und dies wünscht er, ohne die Häuser der Landauer einzuäschern, ohne Menschenblut zu vergießen. Repräsentant, kann ein Fürst je edler, je menschenfreundlicher denken? Und sieh, zu diesem guten Werk wirst du — du, dessen Pflicht es ist, für das Beste der Landauer Bürger und Soldaten zu sorgen und im Fall der Not aus dieser Not eine Tugend der Schonung und Erhaltung zu machen, du, sag' ich, wirst zu diesem guten Werk mit aufgefordert! — Ich tue das nun, und bloß darum willst du mich verächtlich finden? Bei Gott, Repräsentant, Menschenrechte zu retten kann dir nicht heiliger — Verräterei zu verabscheuen, kann dir nicht pflichtiger sein als mir! Hätte ich nicht alles nach meiner eigenen Ueberzeugung gerade so gefunden, wie ich es hier vor dir zergliederte, wahrlich, ich stände nicht vor dir! Geirrt kann ich haben, aber um Verräter an deiner Nation durch dich zu werden — o Dentzel, wenn ich dazu fähig wäre, dann lieber tot als lebendig!

Dentzel: Alles gut, Laukhard. Aber meine Pflicht und Ehre gebieten mir, das Aeußerste abzuwarten, und geht's dann nicht anders, wohlan! ich schwur auf Tod. Genug, du würdest mich sehr verkennen, wenn du mich auf irgend einen Fall einer Verräterei fähig halten wolltest. Und damit ist es alle.

Von nun an besuchst du mich nicht weiter, gehst und bist — ich rat' es dir wohlbedächtig — forthin ganz auf deiner Hut!

Der Ton und die Miene, womit Dentzel das alles sagte, überraschte meine Erwartung sehr und brachte mich nicht wenig außer Fassung. Ich bedachte, wen ich vor mir hatte, schwieg endlich und ging. Aber von nun an war guter Rat teuer! Dentzel hatte das eigenhändige Billett des Kronprinzen von Preußen in Händen; Dentzel war nichts weniger als verschwiegen, und Wein war sein Lieblingstrank. Wie leicht war es nun möglich, ein Wörtchen fallen zu lassen, das mir meinen Kopf hätte kosten können! Den Beleg dazu hatte er in Händen. Er konnte, wenn er mir sein Wort nicht halten wollte, diesen sogar benutzen, seine Treue und Anhänglichkeit für die Republik zu beweisen und sich beim Nationalkonvent festeres Zutrauen und entschiedenes Uebergewicht über seine Gegner, vorzüglich über Laubadère, zu verschaffen. Das alles ließ sich als möglich denken. Ich dachte es ohne Unterlaß, und meine Seele schwebte auf der Folter der Furcht ohne Aufhören.

Und doch achtet man das alles in Berlin jetzt wie für nichts!

Da ich, wie die Folge zeigen wird, solange ich in Frankreich war, mehr denn einmal als der Verräterei verdächtig vor Gericht gefordert, auch zweimal förmlich deswegen eingezogen war, am Ende aber noch immer mit dem Leben davon gekommen bin, so muß man Dentzel das Verdienst lassen, daß er trotz allen seinen Schwächen dennoch der Mann gewesen ist, der französi-

schen Nation ebenso treu zu dienen, als einem Unvorsichtigen Wort zu halten und dadurch dessen Leben zu retten. Daß Dentzel in dieser Rücksicht sich ein großes Verdienst um mich erworben hat, wird die Folge erst ausweisen.

Elftes Kapitel.

Aufruhr gegen Dentzel. — Zweideutige Rede des Generals Laubadère. — Dentzel wird abgesetzt und verhaftet. — Ich bin den Franzosen verdächtig. — Mein Verhör vor dem Kriegsrat. — Freisprechung. — Privatverhör bei Laubadère. — Man glaubt an meine Unschuld. — Laubadère wird unpopulär. — Ideenkommerz in Frankreich. — Rauschegeld und Klingegeld. — Freudenfeier der Hinrichtung Marie Antoinettes. — Die Carmagnole. — Die Dekrete und wozu man sie benutzte.

Es war an einem Sonntagnachmittag, etwa vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Landau, als in allen Straßen ein gräßliches Geschrei ertönte. „Aux armes, Volontaires!“ schrie man, „aux armes! On va nous trahir. C'est Dentzel, qui veut nous livrer aux Prussiens!“ — Dieses Zetergeschrei hörte man in allen Straßen der Stadt, und ehe man sich's versah, stand die ganze Garnison unter den Waffen.

Laubadère erschien auf dem Paradeplatz und hielt eine Rede an die Soldaten, worin er sie versicherte, daß er sein Leben eher verlieren, als etwas Böses gegen sein Vaterland unternehmen würde. Dabei sagte er ganz deutlich, daß unter denen, in deren Hände viel Gewalt wäre, Spitzbuben und Schufte wären, welche man wie alte Schweine abkehlen müsse (qu'il faut égorger comme de vieux porcs). Mit diesen Worten zielte der General ganz sichtbar auf den Repräsentanten.

Woher der erste Lärm seinen Ursprung genommen hatte, weiß ich nicht genau anzugeben. Soviel ist sicher, daß Dentzel auf dem Conseil de Défense gewesen war, und da gesagt hatte, daß er nur schwache Hoffnung zum Entsatz hätte, und daß Landau wohl noch fürchterlich fallen könnte. Delmas und Laubadère waren zugegen. Ersterer gab Dentzel Beifall und lachte. Laubadère ward böse und sagte, nur Uebelgesinnte könnten an der Wohlfahrt und Rettung des Vaterlandes zweifeln! — Darauf fuhr Dentzel auf und versicherte, daß vielleicht der am wenigsten Hoffnung zur Erhaltung der Republik hegte, der sie jetzt für unbezwinglich ausgäbe. — Sie waren darauf fortgegangen, jeder aber mochte wohl noch dieses oder jenes zu anderen gesagt haben, worüber denn der Spektakel ausbrach.

Vielleicht hatte Dentzel meine Angabe von der Gefahr für ihn und die Landauer, im Falle einer gewaltsamen Eroberung, nach meinem Abschied ernstlicher überlegt, und mochte durch die lebhafte Vorstellung derselben, wie durch den Glauben an die Unmöglichkeit des Entsatzes wegen der Unzuverlässigkeit der Generäle, nachher bewogen sein, den erwähnten Vortrag auf dem Konseil zu halten, ohne auch nur aus der Ferne an die versprochene Belohnung in Geld zu denken. Vielleicht hatte er in ungeprüftem Vertrauen oder im Rausch den Antrag des Kronprinzen und meine Mitwirkung dabei schon vorher irgend einem entdeckt, z. B. seinem Freunde, dem General Delmas — denn dieser lachte nur auf dem Konseil, als Laubadère donnerte — oder jemandem anders, ja vielleicht mehreren. Etwas von allem diesen muß durch-

aus vorgefallen sein, das beweist der Aufstand und die Gefahr darin für Dentzel und für mich. Dieses »Etwas« aber liegt noch jetzt vollständig im Dunkeln, selbst in Frankreich. —

Die Volontäre also liefen wie rasend in ganzen Haufen hin nach dem Hause des Repräsentanten, und forderten mit den ärgsten Flüchen und Drohungen, daß er erscheinen sollte. Dentzel erschien am Fenster und wollte die Menge durch Zureden und Verteidigung seiner Unschuld besänftigen, aber er hatte kaum angefangen, als mehr denn zwanzig Gewehre gegen ihn losbrannten, doch ohne ihn zu treffen. Dentzel entfloh hierauf und verbarg sich, wie ich nachgehends gehört habe, in ein leeres Weinfaß im Keller.

Laubadère war bald von der Gefahr, worin Dentzel sich befand, unterrichtet. Weil er nun in schwere Verantwortung verfallen wäre, wenn die rasenden Soldaten dem Dentzel den Garaus gemacht hätten, so eilte er herbei und haranguierte die Volontäre, welche immer schrien: „A bas le foutu mâtin! A bas le foutu traître!" Endlich nach vielem Schreien, Schimpfen und Sakramentieren war Laubadère so glücklich, die wütenden Leute zu besänftigen, so daß sie abzogen und Dentzels Wohnung ruhig ließen. Es wurde aber diesem eine Schutzwache von zwölf Mann gegeben.

Die Volontäre gingen indes noch nicht nach ihren Quartieren, sondern schickten eine starke Deputation an den General, welche fordern mußte, man solle Dentzel außer aller Aktivität setzen, und, sobald es geschehen könnte, bei dem Heilsausschuß als einen Feind und Verräter des Vaterlands und der Republik angeben.

Laubadère, um sie zu beruhigen, bewilligte alles, und von dieser Zeit an, wo Dentzel in Arrest geriet, hat er einige Wochen lang ein unbeschränktes Ansehen in Landau behauptet. Die ganze folgende Nacht war fürchterlich unruhig. Kein Mensch unterstand sich, auf der Straße zu erscheinen oder herumzugehen.

Wie mir bei dieser Sache ums Herz war, mögen sich die Leser vorstellen. Ich ging indes doch ins »Lamm« zu den Offizieren, und fragte, warum denn der Repräsentant so verfolgt würde. „Warum? Er steckt mit den Preußen unter einer Decke, der sacré bougre! Er will die Stadt verraten und uns alle den Feinden in die Hände spielen. Er hat sogar seine Spione hier; aber wenn wir diese herauskriegen, so soll auch kein Fetzen an ihnen ganz bleiben." — Das war freilich kein tröstliches Avertissement für meine Wenigkeit.

Ich legte mich erst spät nieder und schlief noch weniger. Ungefähr zwei Uhr nach Mitternacht kam der Gemeindebote und forderte mich aufs Rathaus. Ich erschrak anfangs nicht wenig, faßte mich jedoch bald und fragte, was man mit mir wollte. „Das weiß ich nicht," erwiderte der Gemeindebote. „Ich soll dich hier nur abholen." Ich folgte dem Menschen bis in die Gerichtsstube.

Man hielt da gerade einen sogenannten Sicherheits- oder Kriegsrat (Conseil de défense), wobei der General Laubadère auch gegenwärtig war, aber kein Wort hören ließ. Man forderte mich sofort vor die Schranken und legte mir folgende Fragen vor: Ob und seit wann ich Dentzel kannte — ob ich ehedem

starken Umgang mit ihm gehabt — ob ich seit dem Anfang der Revolution an ihn geschrieben — ob ich Briefe von ihm erhalten — ob mich der preußische General Manstein an Dentzel geschickt und ihm durch mich eine Summe Geldes für die Uebergabe von Landau habe bieten lassen? Ich begreife noch immer nicht recht, wie man hier auf den General Manstein gekommen ist! Dieser war damals gar nicht bei Landau, wenigstens habe ich ihn nicht gesehen, und er hat überhaupt eben nicht gar großen Einfluß bei der preußischen Armee gehabt. — Ferner fragte man, ob Dentzel nicht gegen mich über die Republik räsonniert und gesagt habe, daß sie zugrunde gehen müßte. Diese und wohl noch zwanzig andere Fragen beantwortete ich so freimütig und befriedigend für das Konseil, daß es beschloß, mich auf der Stelle frei zu lassen, weil es an mir keinen Verdacht der Falschheit oder Subornation finde. — Wer war froher als ich, daß ich den Klauen einer Inquisition entgangen war, bei welcher ich gar leicht meinen besten Kopf hätte verlieren können! Ich ging nach meinem Quartier und legte mich schlafen.

Früh gegen zehn Uhr ließ Laubadère mich holen. Er war allein und sehr freundlich gegen mich, hieß mich niedersitzen und einen Becher Wein trinken. Aber dann eröffnete er mir, daß er mich und Dentzel dennoch für schuldig halte. Auch er sprach wieder vom General Manstein — und da holte ich wieder ganz frei Odem. Ich leugnete alles und blieb durchaus fest und mannhaft. Laubadère stellte mir in Aussicht, ich könnte nochmals vors Konseil kommen, und dann ginge es an meine Gurgel.

Ich: Ich fürchte nichts! Komm, ich gehe aufs Konseil, und wenn du mich nicht hinbringen läßt, so gehe ich allein hin und erzähle, wie du mich behandelst. Verstehst du mich, General? Du bist Dentzels Feind, den willst du stürzen und mich vielleicht zum Werkzeug deiner Absicht gebrauchen. Aber ich sage dir, du kommst schief bei mir an. Dentzel ist unschuldig, wenigstens weiß ich nichts, was ihm zur Last fallen könnte.

Er: Also hältst du ihn wirklich für unschuldig?

Ich: Allerdings. Ich bitte dich nochmals, General, laß mich in Ruhe, oder ich muß mir beim Konseil Ruhe schaffen.

Laubadère schien nun wirklich von meiner Unschuld überzeugt zu sein, wenigstens sagte er mir endlich, daß er mich nur für verdächtig gehalten und mich darum sondiert habe. Nun aber sei er vorderhand von meiner Ehrlichkeit überzeugt; ich solle jetzt nur gehen, mich aber um zwölf Uhr unfehlbar bei ihm zum Essen einfinden.

Ich muß dem General Laubadère nachsagen, daß er von diesem für mich gefährlichen Tage an mich besonders gut leiden konnte, und daß er mir oft gestand, er habe mir durch seinen ungegründeten Verdacht unrecht getan. — Du lieber Gott! — Doch: Praetor non judicat interiora.

Von dieser Zeit an ließ der Kronprinz von Preußen, der auf meine Vermittlung vielleicht mehr rechnete, als meine beschriebene Lage sie zuließ, Landau beinahe täglich durch Trompeter zur Uebergabe auffordern, erhielt aber immer die Antwort, daß man Entsatz erwarte

und das Aeußerste daran wagen wolle, diese wichtige Festung dem Freistaat zu erhalten.

Dentzel saß unterdessen immer in Arrest; aber nachdem die Leute kaltblütiger geworden waren, fingen schon viele unter den Bürgern und Soldaten an, ihn für unschuldig zu erkennen, und das harte Verfahren wider ihn auf Laubadères Haß zu schieben. Der General verlangte demnach, daß man die Sache nach Paris schicken solle; allein das Conseil de défense wendete dawider ein, daß dieses nicht anginge, weil die Briefschaften vom Feinde aufgefangen werden könnten, wodurch denn dieser notwendig von Landaus ganzer innerer Lage unterrichtet werden müßte. Dentzels Sache blieb also noch einige Zeit liegen.

Zu Anfang des Oktober brachten die patrouillierenden Reiter einen Menschen ein, der etwa vier Monate vorher vom 21. Regiment desertiert war. Sie hatten ihn in den Weinbergen angetroffen, wohin er sich, wie er sagte, begeben hatte, um wieder zu seinen Republikanern zurückzukehren, und dies aus Reue über seine Desertion. Aber alle diese Ausflüchte halfen ihm nichts. Laubadère ließ Gericht über ihn halten, und er wurde, so sehr sich auch General Delmas und der Obrist von der Reiterei dawider setzten, kurz hernach am »Deutschen Tore« totgeschossen. Laubadère sagte ganz kaltblütig: sie sollten ihm erst ein anderes Gesetz machen, dann wollte er dem Deserteur Pardon geben. Durch diesen Zug von gesetzlicher Gerechtigkeitsliebe hat sich aber der brave General weder bei der Garnison, noch bei der Landauer Bürgerschaft beliebt gemacht.

Laubadère verlor das Zutrauen der Landauer

Bürger durch folgenden Vorfall noch mehr. Da er mutmaßen konnte, daß die Belagerung noch lange anhalten dürfte, so wollte er ein Gesetz in Ausübung bringen, welches einen General autorisiert, aus einer blockierten Stadt alle die zu entfernen, welche bei der Belagerung unnütz sind. Er ließ daher dieses Gesetz abdrucken und anschlagen, und ermahnte die, welche sich unfähig fühlten, dem Vaterlande bei dem damaligen Zustande zu dienen, auszuwandern. Er ging noch weiter: er ließ durch einen Offizier und durch einen Munizipalbeamten von Haus zu Haus alle die aufschreiben, welche seiner Instruktion gemäß auswandern sollten. Hierdurch aber entspann sich ein gefährlicher Aufstand; denn da sollten alle Männer, Weiber, Kinder, hochhaubige Mamsellen und Damen auswandern und ihre Häuser nebst Hab und Gut im Stich lassen. Ganz Landau kam darüber in Harnisch, und Laubadère mußte nachgeben. Das Gesetz, welches auf diese Art Leute aus ihren Häusern jagt, ist hernach auch ganz und gar kassiert worden. Es war im Grunde auch unausführbar und konnte zu dem gefährlichsten Aufstande, ja zu Konspirationen mit dem Feinde Anlaß geben.

In Landau bemerkte ich — und nicht nur in Landau, sondern fast in allen Städten Frankreichs, in welchen ich gewesen bin — ein Ideen-Kommerz, das mich oft in Erstaunen setzte. Die mehrsten hatte man, wie fast alle, die ich darüber befragte, mich versicherten, schon vor der Revolution im geheim für sich gesammelt, und dies um so gieriger, je strenger man die

Bücher verbot, worin sie vorkamen. Und so ist es auch hier wahr, daß jedes Bücherverbot mehr schadet als nützt. Läßt man jedes Buch seinen Weg ungehindert wandern, so wird der geringste Teil des Publikums es seiner Aufmerksamkeit kaum für wert halten; im umgekehrten Fall — der größte; überdies, enthält ein Buch Irrtümer, auch gefährliche, und zirkuliert es frei und frank, so kommen diese desto eher und freimütiger zur Sprache, zum Pro und Kontra, und die Wahrheit behält am Ende die Oberhand.

Das Ideenkommerz der Franzosen hat selbst durch den Krieg unendlich gewonnen. Denn auch von dem weckenden Geist der Revolution abgesehen, gibt es jetzt kein Kriegsheer weiter, worin die Köpfe von jeder Art so kompliziert und vereint wären als in ihrem. Ueberall ungehinderte Mitteilung der Grundsätze, Gedanken und Erfahrungen unter den vielen Hunderttausenden von verschiedenen Gewerben, aus Landleuten, Bürgern, Kaufleuten, Gelehrten, Künstlern usw. Fürwahr, Robespierre ist durch sein allgemeines Aufgebot — in gewisser Rücksicht — der Prometheus von Frankreich geworden.

Das Papiergeld hatte damals in Landau wenig Wert. Der Repräsentant hatte zwar anschlagen und befehlen lassen, daß das Assignatengeld, oder wie man es damals gewöhnlich nannte, das Rauschegeld, im Gegensatz zum Klingegeld — so wie das Numerär- oder bare Geld, Kurs haben sollte; aber daran kehrten sich die Landauer wenig: zwei Sous in Münze wurden 10, ja endlich 20 Sous in Papier gleichgehalten.

Dentzel wollte dieses Unwesen mit aller Schärfe abstellen, aber gerade, als er daran wollte, erregte sich der Aufstand, wodurch er außer Aktivität gesetzt wurde. Der General hatte das Herz dazu auch nicht; also blieb alles bis zum Entsatz der Stadt, wonach denn freilich sehr wahrscheinlich auch dort das sogenannte Maximum * oder die allgemeine Taxe aller Waren und aller Lebensmittel gegolten hat.

Der General unterhielt immer einige Leute, welche ihm beständig, wenigstens wöchentlich einmal, Nachricht vom Zustande der feindlichen Armee überbringen mußten. Wie diese Spione, lauter Landauer Bürger, immer so ungehindert durch die Belagerer schleichen konnten, begreife ich noch jetzt nicht ganz. Die Stadt war enge eingeschlossen; also müssen die feindlichen Posten sehr geschlummert oder die Leute ganz besondere Schlupfwinkel gewußt oder sonst Um- und Auswege gefunden haben.

Einmal habe ich in Landau einem sonderbaren Schauspiel beigewohnt. Als die Nachricht von der Hinrichtung der Königin Marie Antoinette und des Generals Custine, der Laubadères und Dentzels abgesagter Feind war, in Landau ankam, ließ sie der General sofort durch Abfeuerung von 48 Kanonen feierlich bekannt machen. Darauf wurde ein großes Feuer auf dem Marktplatz angezündet, und der Schinder mußte die Bildnisse der Königin und Custines hineinwerfen. Hierauf hielt Laubadère eine Rede, worin er auf die

* Vgl. Seite 288. P.

sacrée garce fürchterlich loszog, die durch ihre Herrschsucht und ihre Hetzereien am Wiener Hofe Frankreich und ganz Europa ins Unglück gestürzt habe. Endlich dankte er dem Genius der Republik, daß diese Pest nun durch das Beil der Gerechtigkeit vernichtet sei. Die Volontäre applaudierten ihm wie rasend und sangen zum Beschluß ihre Carmagnole, welches ein skandalöses Lied auf die Königin ist, durch alle Straßen. In ganz Frankreich nannte man die Königin schon lange nicht anders als »Madame Veto«, und daher heißt es in der »Carmagnole«:

Madame Veto a mal au cul,
C'est Lafayette, qui l'a foutue;
De son Con tout brulé
Fayette en porte la clef.
Dansons la Carmagnole,
Vive le son
Du Canon usw.

In den »Pièces fugitives et républicaines«, wie auch im »Parnasse républicain«, findet man eine Menge skandalöser Lieder auf den König, die Königin, die Emigranten, die Priester und die treulosen Generäle; ich kenne nichts Beißenderes, als diesen kaustischen Zuchtspiegel für recht viele von denen, welche sich Götter der Erde dünken.

Ueberhaupt sind die Franzosen auf die Königin Antoinette weit mehr aufgebracht, als auf sonst jemand, selbst den verabscheuungswürdigsten Egalité, sonst Herzog von Orléans, nicht ausgenommen. Sie sehen diese Dame als die Hauptursache alles Unglücks und Elends an, das über ihre Nation gekommen ist;

ja, sie nennen ihren Namen nicht, ohne auszuspucken!

Ich sprach lange nachher einmal in Dijon über die Standhaftigkeit, mit welcher diese Prinzessin gestorben ist, und rühmte es wenigstens, daß sie ohne Aengstlichkeit und ohne Trotz auf der Blutbühne erschienen sei, auch alle Schmähungen des Pariser Pöbels, ohne eine Miene zu verziehen, männlich verschmerzt habe. „Ist das wohl lobenswert?" erwiderte mir ein Chirurgus. „Starb nicht auch Mandrin mit der größten Standhaftigkeit sogar auf dem Rade? Ich leugne gar nicht," fuhr er fort, „daß Antoinette einen großen Geist gehabt hat: sie war ja die Tochter der berüchtigten Maria Theresia! Aber eben deswegen war sie für Frankreich desto schlimmer und gefährlicher; denn Größe ist nicht immer Güte. Genug, wir sind froh, daß sie nicht mehr ist."

Auf dem Gemeindhause waren alle Wände bedeckt mit Dekreten und Verordnungen, täglichen Nachrichten u. dgl. Nun fand es sich, daß manche, wenn sie oben das Bedürfnis, aufs Häuschen zu gehen, spürten, im Herabgehen einen Zettel von der Wand abrissen. Es wurde also öffentlich durch den Ausrufer angesagt, daß, wer künftig auf der Straße oder auf dem Rathause einen angeschlagenen Zettel abreiße, eine achttägige Haftstrafe zu gewarten habe. Herrmann, ein Zuckerbäcker und Mitglied der Munizipalität, wurde darüber ertappt und nun nicht nur auf acht Tage eingesteckt, sondern auch seines Amtes entsetzt.

Zur Zeit des Terrorismus oder des Schreckenssystems in Frankreich wurde die Abreißung der angeschlagenen Zettel allemal mit dem Tode bestraft, in-

dem man das als ein Zeichen des Mißfallens an der Verfassung und als ein Signal zur Meuterei ansah. In Landau war man damals nicht so strenge. Ueberhaupt konnte man ziemlich laut sagen, was man an der neuen Verfassung zu tadeln fand. Einige taten dies auch freimütig genug, weil sie als gewiß voraussetzten, daß die zu schwach besetzte Stadt in die Hände der Preußen fallen würde. Die öffentliche Meinung war und blieb indes immer für die Republik. Landau zählte nur wenig Aristokraten.

Zwölftes Kapitel.

Die Volontärs und ihr Patriotismus. — Begeisterung! — Mein Freund Brion. — Die Volksgesellschaften. — Die Königskommissare. — Französische Sprache im Elsaß. — Die Jakobiner. — Beginn des Landauer Bombardements. — Dentzel wird freigelassen und wieder eingesetzt. — Angst der Bürger. — Unser Quartier in der Stadtkirche. — Die Heiligen und ihre Bilder. — Es geschehen keine Wunder mehr.

Ich war nach der überstandenen Gefahr ziemlich ruhig und suchte die Zeit, so gut als ich konnte, hinzubringen. Da man mit niemand in der Welt eher Bekanntschaft machen und Freundschaft und Umgang errichten kann, als mit den gutmütigen, jovialischen und offenen Franzosen, so war es auch sehr leicht, viele von der Landauer Garnison näher kennen zu lernen.

Ich hatte noch immer allerlei Vorurteile gegen die französischen Volontärs mitgebracht, welche ich hier aber bald und gerne ablegte. Ihre Miliz war durchaus kein Haufen roher Buben und Zigeuner, wie sie uns geschildert wurden. Freilich waren sie nicht so

nach der Schnur gezogen und geübt, wie die Preußen; sie marschierten nicht so nach und auf der Linie, sie konnten kein Minutenfeuer machen und preßten sich nicht in ihre Röckchen ein, wie diese. Dagegen aber verstanden sie ihren Dienst hinlänglich und hatten eine unbegrenzte Anhänglichkeit an ihre Sache — was allen unseren Lohnsoldaten fehlt.* Ich habe von fast allen dort gehört, daß sie wüßten, wofür sie kämpften, und daß ihnen der Prozeß ihrer Nation lieber und teurer sei als ihr Leben. Das einzige Wort: „Es lebe die Republik!" ist bei den Volontärs allemal das erste und letzte, und alle ihre Gesinnungen und Anstrengungen erhalten von dieser Hauptidee Leben und Feuer. Freiheit oder Tod ist ihre einzige und ewige Alternative.

Ich habe sehr viele französische Soldaten gekannt — ich ward ja selbst noch einer — und habe das an ihnen gefunden, was die edlen Verteidiger des alten Griechenlands auch an sich hatten, nämlich warme Liebe zu ihrem Vaterlande, eine Liebe, die der Deutsche deswegen nicht kennt, weil er als Deutscher kein Vaterland mehr hat. Der Enthusiasmus für ein Phantom

* Sehr wahr für die damalige Zeit. Am Vorabend der Schlacht bei Jena, 1806, sangen preußische Soldaten an ihren Wachtfeuern:

Fürs Vaterland zu sterben
Wünscht mancher sich,
Zehntausend Taler erben,
Das wünsch' ich mich!
Das Vaterland ist undankbar —
Und dafür sterben? — O du Narr! P.

verraucht bald, aber der Enthusiasmus für ein wahres Gut dauert, solange dieses Gut selbst dauert, und wird durch die Bemühungen derer, die es uns entreißen wollen, nur noch mehr angefacht.

Auf dem zerschossenen Schiffe »Le Vengeur«, da denkt die Mannschaft an nichts weniger, als an ihre Rettung, unter dem anhaltenden Kanonendonner der Engländer, mit allgemeinem Jubelgeschrei, gibt sie diesen noch einmal die volle Ladung, allgemein jauchzt sie: „Vive la Nation!", sinkt unter und erklettert im Untersinken noch die Mastbäume, stimmt unaufhörlich die Schlachthymne zum Anfeuern ihrer übrigen fechtenden Brüder an, bis der Abgrund das Schiff und sie verschlingt. Zwölfhunderttausend Krieger werden vom Ruf der Freiheit aufgeboten und vereinigt, bieten allen Gefahren Trotz, überwinden alle Hindernisse, und segnen sterbend auf dem Schlachtfelde die Republik noch mit dem letzten Hauch! Sogar Weiber eilen haufenweise verkleidet ins Feld, auch der Tagelöhner gibt zur Rettung des Vaterlandes das Seine gern und zuvorkommend hin. Nun, wenn diese Heroen, dies eine einzige Volk, von den fürchterlichsten Mächten Europas angegriffen und von Verrätern so oft hintergangen, dennoch gegen sie alle, wie gegen Natur und Kunst siegreich dasteht — dann wissen wir jetzt, wodurch!

Das frohe Wesen des französischen Militärs ist zum Erstaunen. Außer dem Dienste sind sie fast immer guter Dinge. Mitteilend, sind sie recht brüderlich, und die vielen Freiwilligen von reicher Abkunft, die sich selbst beköstigen, helfen den Minderbegüterten überall durch. Wo ihrer 6, 8 oder mehrere einquartiert sind,

da ist der Wirt für seinen Haustisch meist geborgen. Sie geben ihre Portionen alle zum Zukochen hin, und so mäßig und genügsam sie bei Tische gewöhnlich sind, erhält der Wirt das übrige, oder er und die Seinen müssen es gleich mitverzehren helfen. Und schon dies macht, daß die gemeinen Leute die Franzosen fast überall lieber sehen, als die Truppen der starkappetitischen Deutschen.

In Landau machte ich mit einem jungen munteren Mann Bekanntschaft, welcher Korporal bei den Stadtkanonieren war; er war ein Sohn des Büchsenmachers Brion, der zu Paris geboren war, aber sich zu Landau verheiratet hatte. Brion fand deswegen Geschmack an mir, weil ich, wie er sagte, die Revolution in Frankreich aus dem rechten Gesichtspunkt ansähe und nicht in den Tag hinein räsonnierte. Ich trug noch immer meine preußische Uniform. Brion aber gab mir einen dunkelblauen Rock und eine scharlachrote Weste; dazu kaufte ich mir lederne gelbe Beinkleider, neue Schuhe und einen eckigen Hut, und sah nun, indem ich auch die Kokarde trug, aus wie ein Citoyen français.

Durch eben diesen Brion kam ich noch in Bekanntschaft mit mehreren anderen Bürgern, welche seine Freunde waren und gerade so dachten wie er. Besonders war ein Kaufmann Delisle darunter, ein gewaltig scharfer Republikaner; dieser versicherte, daß er an dem Tage, wo die Preußen nach Landau kommen würden, erst sein Haus in Brand stecken und dann sich erschießen wolle.

Brion nahm mich einigemal mit in den Klub,

oder in die »Société populaire«, welche damals in Landau noch jedem offen stand. Das Wesen dieser Klubs muß man notwendig etwas näher kennen, um von der Lage der Dinge in Frankreich und ihrer Veränderung richtig urteilen zu können.

Bei dem Anfange der Revolution gab es gleich durch ganz Frankreich viele Anhänger des neuen Systems, aber es gab auch viele, welche dem treuen Freunde dieses neuen Systems angst und bange machten. Die Nationalversammlung war selbst geteilt, und die redlichen Anhänger der neuen Ordnung sahen ein, daß alle Bemühungen, dem Staate eine bessere Form zu geben, fruchtlos sein würden, wenn die öffentliche Meinung sich nicht bestimmt zeigte, um daraus abzunehmen, was man von der Nation erwarten könne. Sie autorisierte daher im Jahre 1790 die Volksversammlungen, d. h. sie erlaubte und ermahnte sogar, daß diejenigen, welche zum Besten des Vaterlandes beratschlagen wollten, an bestimmten Tagen zusammenkommen und einander ihre Gedanken mitteilen möchten, welche dann, wenn sie wichtig genug wären, allemal sollten in Betracht gezogen werden, wenn man sie der Versammlung in Paris selbst vorlegen würde. Diese Konventikel hießen gleich anfangs »Sociétés populaires«, oder auf englisch-deutsch: Klubs. Sie waren völlig frei, und jeder konnte Anteil daran nehmen, sogar Fremde und Ausländer. Damit aber eine Ordnung darin erhalten wurde, wählten die ordentlichen Mitglieder derselben, d. i. diejenigen, welche ihre Namen in das Buch der Société hatten eintragen lassen, alle Monate einen Vorsteher. Dieser Vorsteher mußte

bei jedesmaliger Zusammenkunft die Berichte von allem abstatten, was im ganzen Reiche vorgefallen war, und besonders mußte er die neuen Gesetze und Verordnungen erklären und seine Meinung darüber sagen. Ohne seine Erlaubnis durfte niemand im Klub reden; wer aber reden wollte, forderte das Wort, und er mußte es ihm gestatten.

In dieser Volksversammlung liegt der wahre Kern des Republikanismus, welcher sich in ganz Frankreich so schnell verbreitet hat. Die Ehrbegierde der Präsidenten spornte sie an, sich mit der Lage der Dinge und besonders mit dem Unterschied des Despotismus und der Freiheit bekannt zu machen, und die Neugierde trieb jung und alt in die Versammlungen, um sich da erzählen und belehren zu lassen. So voll der Saal in Landau auch beständig war, so war doch alles äußerst still: alles war auf das, was der Redner vorbrachte, erpicht; sogar die Frauenzimmer hörten in aller Stille zu, wenn sie gleich sonst, auch bei den rührendsten Auftritten in der »Emilia Galotti« oder in »Romeo und Julie« kaum eine Minute schweigen können.

Ludwig XVI. oder vielmehr sein unsinniger aristokratischer Anhang merkte bald, daß er keine größeren Feinde hatte, als eben die in den tausend und tausend Klubs befindlichen Patrioten. Um sie zu stören, sollte ein Gesetz gemacht werden, vermöge dessen die Klubs sich monatlich nur einmal, und zwar unter der Aufsicht eines commissaire royal, versammeln sollten; und wo ein solcher commissaire royal nicht existierte, sollten auch keine Klubs weiter gehalten werden.

Die commissaires royaux waren königliche Krea-

turen; der König ernannte sie allemal selbst, und sie waren eben darum da, um sein Interesse zu unterstützen. Und nun diese — sollten die Volkssozietäten dirigieren! Sie maßten sich dieses Recht hin und wieder auch an. Sogar in Landau selbst und in Weißenburg hatte der Maire wegen des Klubs einen so heftigen Streit mit dem Königskommissar, daß dieser den Maire gegen alles Gesetz gefangen nehmen ließ, aber dabei auch in Gefahr geriet, vom Volk auf der Straße ermordet zu werden.

Die Kommissare waren, wie sich's versteht, lauter geborene Franzmänner und lauter Adlige. Freilich hatten die Distrikte im Elsaß und in Deutschlothringen ganz billig gefordert, daß man ihnen d e u t s c h e Kommissare geben möge. Allein da dem König das Recht ausschließlich zustand, diese Leute zu ernennen, so schickte er, wie natürlich, Franzosen. Da nun diese nicht Deutsch konnten, so werden sie im Elsaß, sowohl auf den Gerichtsstuben als in den Klubs, die sie doch dirigieren sollten, nicht verstanden worden sein und überhaupt eine traurige Figur gespielt haben. Die Kommissare forderten daher, daß man alles auf französisch verhandeln und in den Klubs nie anders als französisch reden solle. Das hieß nun mit einem Worte, dem Kommissar im Klub alles unterwerfen, denn da verstand nicht der Zehnte ein Wort Französisch.

Man darf sich nämlich nicht einbilden, als sei die französische Sprache im Elsaß und in dem deutschen Teil von Lothringen sehr gemein; auf den Dörfern versteht fast niemand ein Wort davon. Alle Beamten, die dieser Sprache unkundig waren, sollten demnach

entfernt und Sprachkundige an ihre Stelle gesetzt werden. Aber in der Nationalversammlung wurde von Elsässern das Ding von der rechten Seite dargestellt, und sie beschloß, daß künftig die gewöhnliche Landessprache, also im Elsaß das Deutsche, bei Gerichtssachen gebraucht werden sollte, und daß in den Klubs daselbst auch Deutsch gesprochen werden dürfte; wollten die Kommissäre daran teilnehmen, so möchten sie selbst erst Deutsch lernen.

In Paris war die vornehmste Volksgesellschaft, und sie wurde, weil sie ihre Zusammenkünfte aux Jacobins oder in dem ehemaligen Kloster der Jakobinerkirche hielt, Jakobinerklub (Assemblée des Jacobins, auch Jacobins schlichtweg) genannt.

Die Sociétés populaires im ganzen Reiche, d. i. die echten Logen der Freiheit, machten mit der Zeit gemeinschaftliche Sache mit den Jakobinern zu Paris, und nahmen alle dieselben Gesinnungen an. Endlich kam der schreckliche Tag, der 10. August 1792, wo das Königtum gestürzt, und der 22. September, an dem die Republik errichtet wurde. Die gräßlichen Szenen, welche überall dabei vorfielen, waren zum Teil in dem Plan der Jakobiner, einmal um die Hauptfeinde der Nationalvertretung wegzuschaffen, und dann, um andere von ähnlichen Versuchen zurückzuschrecken.

Die Nation war unter der Gewalt des Jakobinismus nichts weniger als frei, das fällt von selbst in die Augen. Allein im Jakobinismus lag doch der Grund, und zwar der einzige Grund, zur entschiedenen Entjochung und zur ernsthaften Begründung einer gesetzlichen Freiheit für Frankreich.

Frankreichs Freiheit war durch die Despotie der Könige und durch den Stolz und den Uebermut des Adels und der Geistlichkeit längst zugrunde gegangen und vernichtet worden. Der Anhang dieses alten Systems war noch sehr stark, und diesem allein arbeitete der Jakobinismus entgegen, und zwar so glücklich, daß er ihn völlig unterdrückte. Erst mußte der alte Schaden ausgeschnitten oder vielmehr ausgebrannt werden, erst mußten die alten Beulen, die alten Geschwüre des Staatskörpers gereinigt und geheilt werden, ehe man eben diesem Staatskörper eine ungehinderte Wirksamkeit gestatten konnte.

Aber nachdem dieses geschehen war, mußten seine violenten Mittel, die man bei der Vorkur angewandt hatte, auch aufhören. Bei wildem Fleisch ist lapis infernalis oder Höllenstein notwendig; wer aber auf das frisch anwachsende, gesunde und die Wunde zuheilende Fleisch noch kaustische Mittel bringen wollte, wäre ein ausgemachter Narr oder Tyrann.

Daß der Jakobinismus an schrecklichen Auftritten schuld war, ist außer allem Zweifel; ich selbst habe Szenen gesehen und von anderen, die ich nicht gesehen, Folgen wahrgenommen, bei deren Andenken mir die Haut noch schaudert. Also war der Jakobinismus allerdings ein Uebel, ein schreckliches Uebel, aber man muß bedenken, daß sein Ursprung nicht sowohl in der ersten französischen Konstitution, noch überhaupt in den billigen Forderungen der Nation, als vielmehr in den Bemühungen der Feinde, die Freiheit der Nationen niederzudrücken, in den Angriffen der Ausländer, in den Wirkungen des aristokratischen Anhangs in Frank-

reich und in der Untreue und der Verräterei der französischen Generäle, besonders des Dumouriez, zu suchen sei.

Es ist ebenfalls gar schwer, über den wahren Charakter und das wahre Verdienst oder Mißverdienst eines Marat, Robespierre oder anderer Terroristen zu urteilen. Sie mögen aber gewesen sein, was sie wollen — man muß ihnen das immer lassen, daß sie eine der Hauptursachen gewesen sind, daß die Republik Frankreich noch besteht.

Es ist nun Zeit, daß ich wieder zu den Begebenheiten zurückkomme, wovon ich in Landau Zeuge war.

Der Kronprinz von Preußen hatte sich einmal vorgesetzt, Landau wegzunehmen, es möchte kosten, was es wollte; und nachdem er den General Laubadère fast täglich um die Uebergabe angegangen war, aber in Güte seinen Zweck nicht erreichen konnte, entschloß er sich, Anstalten zum gewaltsamen Angriff dieses Platzes zu machen. Worauf er hierbei weiter rechnen mochte, läßt sich denken.

Laubadère wurde sehr bald von diesen tätigen Anstalten unterrichtet, und suchte sich, so gut er konnte, in Verteidigungsstand zu setzen. Er ließ die Kasematten bewohnbar machen, um darin die Garnison zu sichern, und dann mußte das Pflaster in der ganzen Stadt aufgerissen werden, um die Wirkung der Bomben unschädlicher zu machen.

An einem Sonntag früh hörte man in der Ferne ein gewaltiges Kanonenfeuer: die Franzosen versuchten damals schon, durch die Linien, welche kurz vorher von

den Oesterreichern waren erobert worden, durchzubrechen, um Landau zu entsetzen. Um nun der Garnison Schreck einzujagen und sie zu verhindern, einen, bei solcher Gelegenheit sehr ratsamen, Ausfall zu wagen, ließ der Kronprinz einige Haubitzen aus einer an der Ostseite von Landau angelegten Batterie Bomben in die Stadt werfen. Diese taten sofort ihre Wirkung und schlugen einige Häuser zu Schaden; auch wurden eine alte Frau, ein Kanonier und ein Pferd getötet.

Da die Landauer so was niemals erfahren hatten, so fuhren sie gar mächtig zusammen und glaubten nun, der jüngste Tag sei vorhanden. Aber der General ließ in allen Straßen ausrufen, daß er gewiß wisse, daß die Preußen für dieses Mal das Bombardieren nicht fortsetzen würden, denn sie hätten noch keine hinreichende Munition dazu; dies sei ihm durch zuverlässige Spione hinterbracht worden. Er hatte sich auch nicht geirrt, denn gegen Mittag hörte das Bombardieren von seiten der Preußen schon auf.

Da aber doch das Schießen bei den Weißenburger Linien noch immerfort gehört wurde, so entschloß sich der General Delmas, mit zwei Bataillonen einen Ausfall zu wagen. Allein dieser Ausfall mißglückte gar garstig, denn die Preußen schossen ihm ungefähr acht Mann tot, verwundeten mehrere, und zwangen ihn, spornstreichs wieder nach Landau zurückzukehren.

Dieser Mißerfolg kam Dentzel zustatten. Der Oberst der Reiterei machte nämlich Laubadère Vorstellungen, daß man ihn für alle derartigen Schnitzer verantwortlich machen würde, und daß es daher bei den jetzigen

bedenklichen Zeiten besser wäre, wenn man den Repräsentanten wieder in Mitwirkung setzte, zumal, da die Beschuldigung gegen ihn gar nicht bewiesen sei. — Laubadère gab nach, und noch denselben Abend wurde Dentzel seines Arrestes entlassen und war wieder Repräsentant. Ich sah ihn einige Tage nachher auf dem Wall; er grüßte mich freundlich und sprach mir unbefangen zu, aber über unsere Sache wurde von jetzt an auch kein Wort mehr erwähnt.

Nun blieb es noch einige Zeit ganz ruhig in Landau. Die Bürger machten indes ihre Häuser bombenfest, d. i. sie trugen Mist auf die Böden, damit die Bomben, welche etwa durchs Dach fielen, da liegen bleiben und platzen möchten.

Endlich erhielt der Kronprinz soviel Belagerungsgeschütz, daß er Landau einige Tage ziemlich heftig beschießen konnte. Den 27. Oktober, an einem Sonntagnachmittag, hatte er unter scharfer Bedeckung von drei Bataillonen, hinter Nußdorf, eine Viertelstunde von Landau, eine Batterie errichten und alles zum Beschießen der Festung instand setzen lassen. Montags früh, den 28sten um halb sieben, fing das Feuer schon an und währte, wiewohl mit einigen Pausen, bis den 31sten um 8 Uhr des Abends. Das Feuer tat viel Schaden, manche Häuser gerieten in Brand, aber durch die guten Anstalten wurde das Feuer jedesmal sehr bald gelöscht.

Die Landauer, welchen dergleichen Spektakel ganz neu war, gerieten in große Bestürzung, und viele hielten sich für verloren. Einige sprachen gleich anfangs ganz laut von der Uebergabe, und hielten es für ratsamer,

das Städtchen den Deutschen zu überlassen, als zuzugeben, daß die Preußen es zusammenschössen.

Dentzel, welcher jetzt wieder in vollem Ansehen stand, ließ die Bürger, wenigstens die vornehmsten oder angesehensten derselben, aufs Gemeindhaus fordern. „Landau," sagte er, „ist eine Grenzfestung, ist der Schlüssel zum Elsaß und ein Eigentum der Republik. Wir müssen nun, da an Landau soviel liegt, dafür sorgen, daß dieser Platz erhalten werde. Ein Gesetz befiehlt, daß der, welcher bei Belagerungen von Uebergabe spricht und dadurch Verzweiflung unter seinen Mitbürgern verbreitet, mit dem Tode bestraft werde, und ihr mögt euch darauf verlassen, daß ich jeden, der gegen dieses Gesetz sündiget, nach aller vorgeschriebenen Strenge behandeln werde." Diese Rede, welcher ein öffentlicher Anschlag auf allen Straßen folgte, der dasselbe besagte, stellte die unvorsichtigen Reden von Uebergabe u. dgl. zur Ruhe.

Laubadère hatte seine Volontäre und alle Pferde nach den Kasematten bringen lassen, er selbst aber war in seinem Quartiere geblieben und ging ganz unbefangen auf den Straßen herum. Dentzel bezog ein bombenfestes Gewölbe auf dem Wall.

Wenn es abscheulich ist, sich bei einer Belagerung auswärts zu befinden, so ist es gewiß noch fürchterlicher, in einer Stadt zu sein, die eben beschossen wird. Nirgends ist man beinahe sicher, wenigstens ist es gefährlich, auf der Straße oder in Gemächern zu sein, die nicht bombenfest gemacht sind; denn man kann nicht wissen, wo eine Kugel oder eine Haubitze hinfällt. Das Kaufhaus, worauf wir lagen, wurde stark beschädigt,

und eben darum ließ uns der General in die Pfarrkirche ziehen, welche vorher fest gemacht war. Hierhin wurden nun auch die Handmühlen gebracht.

Die Kirche war völlig leer, und die Bilder, welche ehemals zur öffentlichen Verehrung gedient hatten, waren alle in die Sakristei gebracht worden. Die Volontäre, welche mit den Deserteuren an den Handmühlen arbeiteten, witterten die Heiligenbilder aus und warfen sie nach und nach ins Feuer, welches sie wegen der Kälte in der Kirche Tag und Nacht unterhielten. Da wurde denn der heilige Stephan, der heilige Joseph, eine Mutter Gottes und einige heilige Engel zum großen Aergernis einiger kaiserlicher Deserteure dem Vulkan aufgeopfert. Die Volontäre machten jedesmal die spöttischsten Anmerkungen, wenn so ein Heiligenkloß zu brennen anfing, die Kaiserlichen dagegen vergaßen nicht, zu bemerken, daß der liebe Gott unmöglich einem Volk Glück und Segen bringen könne, das so der Heiligen spotte und ihre geweihten Bilder so beschimpfe und zerstöre.

Ueberhaupt müssen die gutkatholischen, auch manche gutprotestantischen Christen, an der göttlichen Regierung bei der neueren französischen Geschichte ganz irre geworden sein. Sonst tat der liebe Gott, und besonders seine Heiligen, unzählige Wunder; ja, Himmel und Erde wurden oft um einer nichtswürdigen Kleinigkeit willen in Bewegung gesetzt. Ein Prophet wurde von losen Buben Kahlkopf gescholten; flugs kommen zwei Bären und zerreißen zweiundvierzig von diesen Spöttern. Jerobeam, der König, wollte einen fanatischen Propheten einstecken lassen, aber seine Hand verdorrte

plötzlich. Wegen einer kleinen Lüge fielen Ananias und sein Weib tot danieder; ja eine ganze Stadt ging in Indien unter, weil die Einwohner dem heiligen Xaverius den Eingang verwehrt hatten.

Aber in Frankreich — du lieber Gott! da wurden die lieben Heiligen aufs ärgste gemißhandelt. Ihre Lieblinge, die Mönche und Nonnen, wurden fortgejagt, ihre Kirchen wurden zerstört, ihre Bilder, sogar die, wobei sie sonst vorzüglich Wunder getan hatten, wurden zerschlagen, und sie — sie saßen im Himmel ruhig und konnten das Unwesen so unbekümmert mit ansehen, ohne Feuer, Pech und Schwefel auf die Gottesschänder herabzuschleudern! Da nun doch wohl keine Revolution im Himmel vorgefallen sein wird, wonach der bisherige Schlendrian darin abgeändert sein möchte, so muß jeder gute Christ stutzen und an seiner eigenen Religion zu zweifeln anfangen. — Mir ist das Ding freilich nicht aufgefallen, denn ich war schon lange über alles das hinaus — aber nicht alle Menschen sind solche Bösewichter, wie ich!

Dreizehntes Kapitel.

Aufforderungen zur Uebergabe. — Bedenkliche Stimmung der Bürgerschaft und Garnison. — Der Trompeter. — Panik. — Aufruhr gegen Laubadère. — Absetzung des Generals. — Ein braver Offizier. — Die Uebergabe wird verweigert. — Laubadères Wiedereinsetzung. — Plan aus Landau zu entkommen. — Leider vereitelt. — Die Weißenburger Linien. — Sieg der französischen Rheinarmee. — Der Entsatz von Landau. — Freude des Generals Laubadère.

Der Repräsentant Dentzel war, wie ich oben erzählt habe, wieder in seine Betriebsamkeit eingesetzt

und konnte wieder agieren wie vorher. Da Dentzel ein lebhafter Mann ist, so kann man denken, daß er dem General Laubadère den letzten Streich, den er ihm gespielt, nicht leicht vergeben konnte; wenigstens suchte er, wie es schien, das Zutrauen der Garnison zum General zu schwächen, und dazu fand sich bald Gelegenheit.

Der Kronprinz von Preußen, nachdem er die Stadt vergeblich hatte bombardieren lassen, ließ nun täglich den General durch Trompeter zur Uebergabe auffordern. Die Belagerer machten sehr oft Freudenfeuer wegen einiger Vorteile, die die Verbündeten über die Franzosen erhalten hatten, und jedesmal wurden diese Viktorien — freilich um ein merkliches vergrößert — den Belagerten kund und zu wissen getan.

Man weiß, daß ein General der Franzosen verbunden ist, von allem, was er vom Feinde schriftlich oder mündlich erfährt, genaue Nachricht seinem Korps mitzuteilen, und daß jeder Volontär das Recht hat, sie von ihm zu verlangen. Dies hat die Nation darum verfügt, damit man dem General auf die Spur kommen möge, wenn er etwa mit dem Feinde Unterhandlungen zum Nachteil der Republik pflegen sollte. Also mußte auch Laubadère nicht nur auf dem Conseil de défense, sondern auch auf dem freien Markte den Soldaten, die zuhören wollten, allemal vorlesen, was der Kronprinz und nach dessen Abzug der General von Knobelsdorff hineingeschrieben hatte. In den Schreiben der Belagerer war gewöhnlich ein sehr imposanter Ton, der einen üblen Eindruck auf die Garnison und die Bürgerschaft gemacht hat.

Wenn — so hieß es darin — der General jetzt, da es noch Zeit wäre, die Stadt übergeben würde, so solle er mit der ganzen Garnison freien, ehrenvollen Abzug haben; auch sollte das Eigentum der Einwohner, die Einrichtung der Regierungsform, geschützt und gesichert sein. Man versprach, die Gesetze der Republik zu respektieren und Landau als eine Stadt, die man in depositum genommen habe, nicht aber als einen eroberten Platz zu betrachten und zu behandeln. Würde aber der General dieses nicht tun und das Aeußerste abwarten, so würde man hernach nicht mehr kapitulieren, sondern nach der Strenge des Kriegsrechts mit der Garnison und der Stadt verfahren. Ueberhaupt sei es ihnen nicht möglich, Landau länger zu behalten: Entsatz sei vollends gar nicht zu erwarten, denn die Armeen der Republik würden allerorten geschlagen und seien beinahe ganz vernichtet: die Engländer hätten Toulon, Lyon sei nicht mehr republikanisch, und Paris würde von der Vendee nächstens verschlungen werden. Diese lieblichen und tröstlichen Briefe kamen beinahe täglich hinein.

Der General versicherte indes jedesmal, wenn er so einen Schreckbrief vorgelesen hatte, daß ihm gar nicht angst sei, und daß er Landau nicht hergeben würde, es möchte auch werden wie es könnte. Der Repräsentant aber, welcher oft auch gegenwärtig war, und welcher außer der angedrohten harten Behandlung aller bei einer gewaltsamen Eroberung als erklärter Rebell die härteste für sich von den Deutschen befürchten mußte, zuckte allemal die Achseln und sagte weiter nichts, als, da man seinen redlichen Eifer, der

Republik zu dienen, zu verkennen schiene, er allein auch nichts entscheiden könnte, so überließe er alles der Einsicht und der Entscheidung des Generals. — Das bedenkliche Gesicht des Repräsentanten machte aber viel Gärung bei der Bürgerschaft und bei der Garnison.

Auch hatte die Nachricht, daß Fort Louis, oder wie es jetzt zu Ehren seines Erbauers heißt: Fort Vauban, von den Kaiserlichen erobert und die ganze dortige Garnison zu Gefangenen gemacht sei, Schreck und Bestürzung in Landau verbreitet. Die Kaiserlichen hatten die Kriegsgefangenen freilich hart genug behandelt, aber in Landau hatte man, nach Nachrichten von außen, alles noch vergrößert, und gar ausgesprengt, die Kaiserlichen hätten mehr als 600 Mann auf der Stelle niedergemacht, und die übrigen würden nach der Türkei geführt und da als Sklaven verkauft werden.

Ein großer Teil der Bürgerschaft glaubte denn, daß ihrer Stadt ein gleiches Schicksal bevorstände, und zitterte. Viele von ihr schlossen und sagten ziemlich laut, daß es doch besser sei, den Platz herzugeben, als ihn nachher ausplündern und verbrennen zu lassen.

Auch war es einem Teil der Garnison nicht gut zumute. Ich muß hier etwas von mir erzählen, das freilich einem Filoustückchen nicht sehr unähnlich sehen würde, wenn ich Landaus Rettung für möglich gehalten hätte, so sehr es sonst mit dem Plane übereinstimmte, den ich bei meiner Mission vor Augen haben mußte. Ich hatte mit einigen Kavalleristen ziemlich genauen Umgang. Eines Tages ging ich mit noch dreien auf dem Wall spazieren. „Was meinst du wohl, Citoyen,“

fragte mich der eine, „wenn die Preußen endlich doch hereinkommen, was es geben wird?“

Ich: Ja, das weiß ich nicht. Was mich betrifft, so werde ich gehenkt.

Kavallerist: Gehenkt? wie denn so?

Ich: Weil ich ein Deserteur bin. Aber sie sollen mich gewiß nicht lebendig kriegen. Wenn's soweit kommt, so nehme ich ein Pistol und jage mir eine Kugel durch den Kopf; besser so, als am Galgen gestorben!

Kavallerist: Aber sag', sind denn die Preußen so schlimm?

Ich: Das sind gottlose Gevatterleute! Die kennst du noch nicht, mein lieber Citoyen!

Kavallerist: Was wird denn mit uns werden?

Ich: Nicht viel Gescheites!

Kavallerist: Sollten wir denn wirklich Gefahr laufen?

Ich: Höre, Citoyen, kommen die Preußen ohne Kapitulation durch Gewalt herein, so müßt ihr alle über die Klinge springen, müßt alle ins Gras beißen, so gewiß, als zweimal zwei viere sind!

Kavallerist: Das sind schlimme Aspekten!

Diese Unterredung machte sehr sichtbaren Eindruck auf die Reiter, und in kurzer Zeit erfuhr ich, daß das Gerücht davon durch die ganze Garnison verbreitet war. Die Preußen, hieß es überall, werden alles niederhauen, werden alles verwüsten, wenn wir nicht kapitulieren.

In dieser Not liefen nun Bürger und Soldaten zum General und baten ihn, er wolle ihre Häuser und

ihr Leben schonen und die Stadt lieber jetzt aufgeben, als sie alle in so große Gefahr sinken lassen. Aber Laubadère wies jeden solchen Antrag mit Unwillen und Verachtung von sich. „Laßt die Stadt zugrunde gehen!“ sagte er immer. „Ich bin ein ehrlicher Mann, ich kenne das Gesetz und werde der Republik nie untreu werden.“

Bei dem Repräsentanten Dentzel, der vielleicht hoffen mochte, durch Kapitulation sein und der Stadt Unglück abzuwenden, hatten die Bedrängten mehr Trost. Aber schließlich hieß es doch auch bei ihm immer, er könne nichts machen, und müßte sich alles gefallen lassen. — Auf diese Weise kam denn ein Aufstand zum Gären, der auch bald ausbrach.

Eines Tages erschien ein Trompeter vom General Knobelsdorff — der Kronprinz war abgegangen, um seine Vermählung mit der Prinzessin Luise von Mecklenburg in Berlin zu vollziehen — im Fort Landau und verlangte, daß man dem General seine Ankunft melden möchte. Laubadère ließ ihm zurücksagen: er möchte nur dem General Knobelsdorff zu wissen tun, daß er keine Briefe von ihm mehr annähme. Ein solcher Briefwechsel sei illegal und hier ganz unnütz, weil man doch nichts weiter als die Uebergabe von Landau vor Augen habe, woraus aber durchaus nichts werden könnte.

Der Trompeter ritt zurück, kam aber nach einer Stunde wieder und forderte, daß der General wenigstens seinen Brief annehmen sollte. Aber auch dies schlug Laubadère ab, und so blieb der Trompeter, der nicht abziehen wollte, den ganzen Tag im Fort.

Indessen verbreitete sich das Gerücht in Landau, der General sei bösen Sinnes, er wolle die Garnison

und die Stadt unglücklich machen, er höre nicht einmal den feindlichen Trompeter. — Darauf schickten die Bataillone Deputierte an den General und bestanden darauf, daß er den Trompeter hören solle. Laubadère aber geriet in Hitze, besonders, da ihn die Deputierten ziemlich stark angegangen waren, und jagte sie mit groben Worten fort. Im Zorne sagte er: „Qu'importe que Landau soit foutu et que vous soyez foutus aussi, pourvu que je sauve mon honneur!“ (Was liegt daran, daß Landau und ihr alle zum Henker fahrt, wenn ich nur meine Ehre rette!)

Diese Worte waren das entscheidende Signal zum Aufstand. Die Deputierten liefen nach den Kasernen und zu den auf allen Straßen zusammengerotteten Volontären und sagten ihnen, wie verächtlich sie eben wären empfangen worden, und daß der General nichts anderes im Sinne habe, als sie alle ins Verderben zu stürzen. Hierauf ging's in hellen Haufen vor das Haus des Generals, welches förmlich bestürmt wurde. Es war ungefähr fünf Uhr abends.

Die Dragoner nur, welche auch herbeigeeilt waren, widersetzten sich der rasenden Wut der Volontäre, welche schlechterdings den General erschlagen wollten, und aus vollem Halse schrien, daß er ein Verräter sei, der mit dem Feinde ein verwickeltes Verständnis habe, der die braven Republikaner den Preußen zum Morden hinliefern wolle usw. Der Lärm wurde fürchterlich, sogar die Bürgerschaft kam in Harnisch, und alle kamen darin überein, daß Laubadère nicht ferner mehr Kommandant sein könne. Gegen acht Uhr wurde endlich der Trompeter eingelassen, und seine Depeschen nahm der

Oberst der Reiterei an, welcher von den Volontären hierzu war ersucht worden. Die Volontäre forderten, daß er sofort die Depeschen öffnen sollte; er aber versicherte, daß ihm dies nicht zustehe, das müsse der General durchaus tun. — „Was General!“ rief alles überlaut, „Laubadère, der Verräter, ist unser General nicht; er soll die Depeschen nicht öffnen. Du, du sollst sie öffnen!“ — „Nein!“ rief der Obrist, „das darf ich nicht. Das Conseil de défense soll sie öffnen; man rufe es gleich zusammen.“

Er begab sich hierauf sofort aufs Gemeindhaus, wo denn auch das Konseil zusammentrat und die Briefe erbrach. Der Oberst trat bald darauf ans Fenster und rief der versammelten Menge zu:

„Die Preußen wollen Landau!“

„So gebe man ihnen Landau, und erhalte unser Leben!“ war die einförmige Stimme aller Zuhörenden.

„Ich werde morgen antworten!“ schrie der Oberst entgegen. „Was morgen!“ erwiderte der Haufen. „Heute noch übergebe man Landau und erhalte unser Leben!“

„Freilich soll euer Leben und eure Freiheit erhalten werden,“ war des Obristen Antwort; „aber die Preußen sind noch nicht hier, und wären sie hier, so würden sie gewiß weder eure Freiheit noch euer Leben kränken. Die Preußen sind keine Oesterreicher.“

Hierauf schickten alle Bataillone der Volontäre, sowie auch die Reiter und die Dragoner Deputierte an den Obersten der Reiterei und ersuchten ihn, das Kommando der Festung statt des Verräters Laubadère zu übernehmen.

„Es ist zwar wider das Gesetz," erwiderte der würdige Mann, „daß ich in euer Begehren willige; aber die Not zwingt mich, der bedrängten Stadt und des Vaterlandes mich anzunehmen. Ihr wollt mir also gehorchen?"

„Ja!" erwiderten alle einhellig.

„Gut, ich nehme das Kommando an, und morgen sage ich euch, was weiter geschehen soll. Jetzt geht nach Hause und seid ruhig! Es steht braven Republikanern schlecht an, durch Tumult und Aufruhr Ruhe und Ordnung zu stören."

Die Menge verlief sich nach und nach — es war schon sehr spät —, aber alle riefen laut, daß sie keine 48 Stunden mehr in diesem verfluchten Nest eingesperrt bleiben wollten.

Der Oberst ging zu Dentzel und sagte ihm, daß er sich nun der gemeinschaftlichen Sache tätig annehmen müßte. Dentzel fing sein altes Lied wieder an, daß er in ungerechtem Verdacht gewesen wäre, daß er sich erst zu Paris verteidigen müsse usw. Aber der Oberst fertigte ihn kurz ab.

„Hängst du," sprach er, „von deinen etwaigen Feinden ab oder gab die Republik dir deine Macht und dein Ansehen? Wem willst du folgen? Sag' mir nur, ob du dein Amt als Repräsentant tun willst oder nicht! Im letztern Fall wanderst du ins Gefängnis, aber nicht nach dem Willen der Aufrührer, wie neulich, sondern nach dem Gesetz. Rede!"

Dentzel merkte, daß er mit einem entschlossenen Mann zu tun hatte, und versprach, alles zu leisten, was in seinen Kräften stände, um dem verrückten Zu-

stand der Stadt und der Garnison zu Hilfe zu kommen. „Das ist auch nicht mehr als deine verfluchte Schuldigkeit!" versetzte der Oberst und ging.

Früh morgens ritt der Oberst mit noch einigen Offizieren ins preußische Lager, wo er dem Kommandeur kurz und nervös zu Gemüte führte, daß man, ohne die Gesetze der Republik zu beleidigen, noch an keine Uebergabe denken könnte; es wäre deshalb auch ganz überflüssig, daß man so oft Trompeter in die Festung schickte. — Der General der Preußen ließ die französischen Offiziere aufs freundlichste bewirten, und nachdem sie lange miteinander gesprochen hatten, ritten die Franzosen zurück.

Die Volontäre und Bürger in Landau glaubten nun, daß die Uebergabe keinen weiteren Aufschub leiden würde, aber der rechtschaffene Oberst erklärte, daß nur ein Feind des Vaterlandes die Uebergabe dieser wichtigen Festung betreiben könne. Die Preußen müßten sie niemals oder nur im Augenblick der höchsten Not bekommen. Es würde aber gegen jeden, der forthin darauf dringen würde, nach der Strenge der Gesetze verfahren.

General Laubadère war indessen aus seinem Hause aufs Gemeindehaus in Verwahrung gebracht worden. Es wurde ein Gericht zur Untersuchung seiner Sache eingesetzt, welches aus dem Maire von Landau, dem juge de paix, dem Kriegskommissar und allen Obersten der Bataillone, bestand. Der Repräsentant Dentzel und der oft erwähnte Oberst von der Reiterei waren auch gegenwärtig, ohne jedoch am Verhör oder an der Beratung teilzunehmen. Zuhören konnte übrigens jeder.

Die Untersuchung wurde zwei Tage fortgesetzt und mit aller Strenge betrieben.

Das Ende vom Ganzen war, daß die Untersuchung den General von allem Verdacht, verräterisch gehandelt zu haben oder nur übel gesinnt zu sein, lossprach und ihn sofort wieder in Freiheit setzte, aber seine Aktivität als General und Kommandant konnten ihm seine Richter nicht wiedergeben. Dies war das Vorrecht des Militärs. Der Oberst ließ deswegen der ganzen Garnison die Unschuld des Generals und die Notwendigkeit, ihn ohne Verzug wieder in seine Stelle einzusetzen, bekannt machen, und Laubadère fing seine Verrichtungen wieder an nach wie vor.

Daß diese Wendung mir eben nicht gefiel, versteht sich von selbst; denn ich dachte, bei dieser Gelegenheit doch noch zu meinem Zweck zu kommen. Aber es sollte einmal nicht sein!

Mir wurde die Zeit besonders lang, und ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Landau den Deutschen zuteil werden möchte. Ich wünschte dieses bloß um meinetwillen, denn ich befürchtete, wenn Entsatz käme, so möchte die Sache des Repräsentanten nachher noch einmal genauer untersucht und ich nicht aufs angenehmste hinein verwickelt werden. Es zeigte sich mir auch bald eine Gelegenheit, aus Landau zu entkommen. Mein Freund Brion nämlich, welcher an meiner guten Gesinnung gegen die Republik gar nicht zweifelte, gab mir zu verstehen, da ich doch alle Schliche durch die deutschen Posten kannte, so möchte ich es übernehmen, durchzuschleichen, und dem General Feuvre, den man

in der Nähe vermutete, Nachricht von der Lage Landaus zu bringen; dadurch könne ich mich bei der Republik gar sehr insinuieren.

Diesen Antrag nahm ich mit Freuden an, und Brion sprach deswegen auf der Munizipalität und hernach auch mit dem General, der mich kommen ließ und mir meine Instruktion schon gab. Es kam nur noch auf den Repräsentanten an, aber dieser wollte nicht einwilligen. Man könnte und dürfte, gab er vor, keinem Fremden so etwas anvertrauen, und hierauf zerschlug sich, zu meinem größten Verdruß, der ganze Anschlag.

Ich kann meine Leser heilig versichern, daß ich einen doppelten Plan im Kopfe hatte. Ich hätte wirklich alles aufgeboten, um durch die Preußen durchzuschlüpfen. Hätte mir dies aber nicht gelingen wollen, je nun, so hätte ich mich zum General von Knobelsdorff begeben und hätte ihm das gesagt, was er ohnehin schon wissen mußte, daß Landau noch nicht so bald sein werden würde. Wenn ich aber, ohne bemerkt zu werden, zu den Franzosen hätte kommen können, so hätte ich durch ehrliche Erzählung von der Lage der Festung mir ihren Kommandanten verbindlich gemacht und dadurch allen Verdacht zerstreut, den man nachher noch gegen mich hätte fassen können.

Man muß das Ding kaltblütig überlegen, um zu finden, daß ich den Preußen keine Verbindlichkeit mehr schuldig war*, wohl aber den Franzosen, und vor-

* Laukhard war ja auch hier nicht mehr preußischer Soldat und konnte tun und lassen, was er wollte. P.

züglich dem braven Brion, und daß ich dabei die Pflicht hatte, auf meine Selbsterhaltung bedacht zu sein.

Warum aber Dentzel meine Mission nicht billigen wollte, läßt sich leicht erraten. Er traute mir nicht, und konnte, als gescheiter Mann, mir wirklich nicht trauen. Ich sah das selbst ein, fand seine Vorwürfe unter vier Augen billig, und war schon zufrieden, als er mir versprach, daß er für mein Durchkommen in Frankreich sorgen wolle. Und vielleicht hätte er Wort gehalten, wenn ihn die Robespierresche Partei nicht verfolgt hätte.

General Laubadère hatte durch einen Spion von der Rheinarmee Nachricht erhalten, daß man alle Kräfte aufbiete, die Weißenburger Linien durchzubrechen, um Landau zu deblockieren; und die bei der Armee befindlichen Repräsentanten hatten ihm befehlen lassen, täglich früh um 6 Uhr eine Anzahl Vierundzwanzigpfünder abzufeuern, zum Zeichen, daß die Festung noch außer der Gefahr sei, sich der Gewalt zu ergeben. Diese Order wurde auch täglich aufs pünktlichste befolgt und das Signal allemal durch ein Gegensignal von der sich immer mehr nähernden Armee erwidert.

Die französischen Truppen, bisher von königlichgesinnten oder aristokratischen Verrätern verräterisch behandelt und schlecht angeführt, waren vor einigen Monaten der Uebermacht gewichen, und hatten die Linien von Weißenburg schändlich verloren. Dadurch war sogar Straßburg bedroht, und dies war um so bedenklicher, als dort eine Konspiration zugunsten der Kaiserlichen bestand. Es kann sein, daß Eulogius

Schneider bei der Entdeckung dieses Komplotts mehr Verbrecher entdeckt hat, als wirklich da waren; aber es ist unleugbar, daß ein solches Komplott wirklich stattgefunden, und daß der Maire Dietrich, sonst Herr von Dietrich, starken Anteil daran genommen hat.* Wäre Straßburg damals in die Hände der Kaiserlichen gefallen, so war zwar Landau noch nicht erobert, aber alsdann mußte erst Straßburg wiedererobert werden, und die Linien der Deutschen waren noch sicher.

Daher bemühten sich die Republikaner, unaufhaltsam vorzudrängen, trotz den entsetzlichen Mordgefechten bei Lautern. Sie fanden es unumgänglich notwendig, die Elsasser Linien anzugreifen und da durchzubrechen. Den 22. Dezember vereinigte sich der größte Teil der Moselarmee mit der Rheinarmee, und nun begann das Riesenwerk. „Toulon ist wiedererobert, also auch hier: Landau oder der Tod!" — war das Losungswort, unter welchem sie wie wilde Bären fochten und auf die Kaiserlichen einfielen. Aber am 26sten, als am anderen Christtag, wagten sie endlich eine Hauptschlacht und fochten, besonders auf dem Geisberg bei Weißenburg, wie Wütende. Der Erfolg davon war, daß die Kaiserlichen und die Reichsvölker, welche in Weißenburg und in den angrenzenden Oertern standen, weichen mußten. Die Franzosen wurden Meister von den Linien im Elsaß, d. i. von einer großen Reihe von Schanzen, Verhauen u. dgl., welche oberhalb Hagenau anfängt und herunter bis nach Bergzabern hinläuft und wenigstens 12—14 Stunden Länge hat. Die Franzosen eroberten viele Kanonen, machten viele

* Dietrich endete auf der Guillotine P.

Gefangene, und der Verlust der Kaiserlichen an Menschen, Magazinen, Pulver, Waffen, Kleidungsstücken und dergleichen war unermeßlich.

Der Rückzug der Preußen und Oesterreicher wurde schon den 26. Dezember in Landau bemerkt, aber am 27sten kam die gewisse Nachricht, daß die Befreiung nahe und völlig gewiß sei. Man kann sich kaum vorstellen, welche frohe Wirkung diese Nachricht unter der Bürgerschaft und der Garnison hervorbrachte. Einer lief immer gegen den andern und schrie freudig: „Weißt du was Neues? Die Preußen ziehen ab; wir sind entsetzt!“

Der General Laubadère legte sich in sein Fenster und schrie einmal übers andere: „Me voilà au comble de mes vœux: la place est sauvée, la place est à la République!“

Endlich kamen französische Husaren und brachten Briefe an Laubadère und Dentzel. Die Landauer Bürger rissen sich um diese Husaren, jeder wollte sie in sein Haus haben, jeder wollte sie bewirten.

Abends war ich selbst in einem Hause, wo einige Husaren zusammen zechten. Ich ließ mich's 3 Livres kosten, und die Franzosen wurden mir gewogen. Da ich so ziemlich patriotisch sprach, drückten sie mir die Hände und wollten, daß ich gleich mit sollte. „Du mußt unter unsrer Eskadron dienen! Du bist würdig, die Republik verteidigen zu helfen: Frankreich muß dein Vaterland werden!“

Kein froherer Mann kann gedacht werden, als ein siegender Republikaner! Aber sein Sieg betrifft auch ihn und seine eigene Sache mit!

Vierzehntes Kapitel.

Abmarsch nach dem Innern Frankreichs. — Straßburg. — Das Palais Darmstadt. — Das Münster. — Besuch bei Eulogius Schneider. — Die Geschichte dieses Mannes. — Seine Ode auf Friedrich den Großen. — Seine Grausamkeiten. — Doktor Lobstein. — Bibelbeweise. — Weitermarsch nach Besançon. — Hauptmann Landrin. — Ich sehe zum erstenmal eine Hinrichtung auf der Guillotine. — Man gewöhnt sich dran. — Gespräch über die Freiheit. — Die Pflichten. — Zukunftsträume eines Republikaners.

Den 28. Dezember wurde Landau förmlich geöffnet, denn da waren die Preußen völlig abgezogen und hatten ihren Weg nach Germersheim zu genommen. Der General Feuvre bezog die Festung, und Laubadère nebst Delmas und der bisherigen Garnison zogen ab.

Die Deserteure, zu welchen ich damals noch gerechnet wurde, sollten in Begleitung von zwei Gendarmen nach Weißenburg und von da weiter nach Frankreich gebracht werden; mir aber wurde gesagt, daß der Repräsentant und der General befohlen hätten, ich sollte noch da bleiben. Diese Worte erschreckten mich; da man mich aber nicht festsetzte und der Befehl von Leuten kam, denen eine Untersuchung auf meiner Seite eben nicht sehr willkommen sein konnte, so beruhigte ich mich.

Die Deserteure gingen den 28sten früh um 9 Uhr aus Landau. Gleich darauf begab ich mich zum Adjutanten Doxon, um ihn zu fragen, warum ich nicht folgen sollte. — „Ei was!" sagte dieser, „da steckt gewiß ein Mißverständnis. Laubadère geht noch heute

weg und kann sich für jetzt nicht mit dir befassen. Geh' du immer nach Weißenburg und sei in Zukunft ein guter Citoyen; dann wird dir's schon noch gut gehen."

Ich nützte diesen Wink und verließ Landau um 11 Uhr, nachdem ich noch vorher mit dem braven Brion gegessen und von ihm und seiner guten Familie Abschied genommen hatte.

Wir mußten bis auf den 30. Dezember nachmittags in Weißenburg bleiben, weil wir mit einem Transport Kriegsgefangener nach Straßburg wandern sollten. Wir waren an Zahl etwa 60 Deserteure und 600 Gefangene. Ein Kapitän und 50 Volontäre begleiteten uns, doch ohne auf uns scharf acht zu geben. Da hernach in Straßburg die Zahl nicht mehr ganz voll war, so glaube ich, daß mehrere weggelaufen sind.

In Straßburg lief alles auf, als wir ankamen, und schrie: Es lebe die Republik! — „Seht," rief einer dem andern zu, „hier gehen von den Leuten, welche uns unterdrücken wollen! Hört einmal, ihr Leute, was macht euer Kaiser? Ist er noch offenen Leibes?" u. dgl.

Auf dem großen Platze wurden wir gezählt und hernach in das ehemalige prächtige Palais des Landgrafen von Darmstadt geführt, wo man unsre Namen aufschrieb. Die Preußen und Oesterreicher wurden getrennt, und diese erhielten nicht so gutes Quartier als jene (wegen der von ihnen verübten vielen Greueltaten): aber Gefangene und Deserteure blieben noch immer beisammen. Wir wurden sehr gut verpflegt, erhielten Brot, Fleisch und Wein, und lagen auf guten Strohsäcken in warmen Zimmern.

Ich hatte ehemals dieses Palais oder Hotel Darm-

stadt, eins der schönsten und größten Gebäude in ganz Straßburg, schon gesehen; aber zu der Zeit war es noch die Wohnung eines Fürsten, wenigstens wohnte der Landgraf allemal da, wenn er nach Straßburg kam. Aber jetzt war das Wappen über dem Tor zertrümmert, die Gemälde und anderen Dekorationen der Zimmer waren auch nicht mehr, und in den großen Sälen lag Holz und Stroh. — Alles währt eben nur eine Zeitlang, und Paläste sind dem Verderben ebensogut ausgesetzt, wie kleine Hütten.

Ich wollte, weil ich in Straßburg Bekannte hatte, ausgehen, und wendete mich deswegen an den »Kommis«, welchem die Aufsicht über die Deserteure und Gefangenen anvertraut war; aber dieser entschuldigte sich und sagte, daß er das nicht erlauben dürfte, aber der Kriegskommissar würde wahrscheinlich am andern Morgen kommen, und der würde mir es wahrscheinlich gestatten. Früh kam dieser wirklich, und als er hörte, daß ich den Eulogius Schneider, damals öffentlichen Ankläger bei dem Tribunal zu Straßburg, besuchen wollte, erlaubte er mir nicht nur, auszugehen, sondern schenkte mir noch drei Livres in Papier, pour boire à la santé de la République.

Ich ging aus, und mein erster Gang war nach der Kathedralkirche oder dem berühmten Münster. Allein wie fand ich da alles verändert! Das ganze Münster war ausgeleert, alle Heiligenbilder, alle Wappen, prunkvollen Grabschriften, Altäre, kurz alles, was ehemals die Augen der Betrachter auf sich gezogen hatte, war weg. Man hatte aus dem Münster den

Tempel der Vernunft gemacht, d. i. den Ort, wo man zusammenkam, republikanische Reden anzuhören usw.

Ich kannte den berühmten und berüchtigten Eulogius Schneider nicht von Person, aber seine Schriften hatte ich gelesen, und er war mir als ein zu guter Patriot beschrieben worden, als daß ich hätte fürchten sollen, er möchte über meinen Besuch böse werden. Ich wollte den Mann kennen lernen, und wird er böse, dacht' ich, was liegt daran? Er ist ja nur ein Citoyen und kein großer Herr oder Fürst.

Ich fragte nach der Wohnung des öffentlichen Anklägers; man sah mich bedenklich an und wies mich dahin. Ich glaubte, auf den Gesichtern derer, die ich fragte, die Gegenfrage zu lesen: willst du etwa jemand angeben und auf die Guillotine bringen?

Ich kam zu ihm, als er eben einige Bürger bei sich hatte, mit denen er heftig debattierte. Er kam mir entgegen. „Was willst du?“ sagte er auf deutsch zu mir.

Ich: Den berühmten Mann kennen lernen, der durch Philosophie den Aberglauben besiegte, der einem unnützen Stand entsagte, um der Menschheit zu nützen, den Deutschland als einen seiner besten Dichter und Frankreich als einen der wärmsten Republikaner schätzt!

Schneider: Das sind Komplimente, Freund! Ich bin bloß stolz, daß ich der Republik dienen kann. Aber wer bist denn du?

Hier erfolgte eine kurze Biographie von meiner Seite, worauf Schneider fortfuhr:

„Schön, mein Freund, du tust recht, daß du dich

nach Frankreich begibst! Sei gutgesinnt, und du wirst glücklich sein. Aber sag' mir doch, wie spricht man von mir bei euch?"

Ich: Die Klugen loben und ehren dich; die Gelehrten und Virtuosen schätzen deine Verdienste, aber die Pfaffen, die Bigotten —

Schneider (lachend): Ich verstehe dich schon: Nicht wahr, diese sprechen, ich sei ein Apostat, ein Ketzer, ein Freigeist, ein Taugenichts und wer weiß was sonst noch mehr. Das kann ich mir alles schon recht gut vorstellen; aber ich kümmere mich nicht darum. Ich bin ein Apostat vom Kirchensystem und bin froh, daß alle braven Männer denken wie ich. Die Religion der Pfaffen ist ebenso schädlich, als der Despotismus der Fürsten; beides muß zerstört werden, wenn das Volk glücklich werden soll.

Schneider fuhr in diesem Tone noch lange fort, und seine Lebhaftigkeit, sein gesunder starker Ausdruck und seine Teilnahme an meinen Schicksalen entzückten mich. Er gab mir beim Abschied ein Assignat von 10 Livres.

Dieser Mann ist zu merkwürdig, als daß ich meinen Lesern das vorenthalten sollte, was ich nachher noch von anderen über ihn erfahren habe; denn er ist einer von denen, welche Abscheu und Achtung zugleich verdienen.

Eulogius Schneider war erst Franziskaner, dann Hofprediger zu Stuttgart, nachher Professor zu Bonn und endlich Vikarius des Bistums zu Straßburg und Professor der Theologie. Seine Verdienste um die Literatur und seine vortrefflichen Gedichte, vorzüglich

seine Ode auf Friedrich den Großen, sind bekannt. Ueber die Meinungen, die er in diesen Versen ausdrücken wollte, hat er sich später in einer Flugschrift, die seine Verwicklungen mit dem Maire Dietrich und seine bissigen Angriffe auf diesen betraf, folgendermaßen ausgelassen:

„Am württembergischen Hofe schrieb ich ein Gedicht auf Friedrich II. und sagte unter anderm von dem großen Manne:

Verkriechet euch, Despoten! was schauet ihr
Ihm ins Gesicht? Er tränkte den Schmeichler nicht
Mit Waisenblut, und feile Dirnen
Mästet' er nicht mit dem Mark des Bürgers!

In seinem Kerker faulte der Denker nicht,
Sein Zensor fraß nicht, gleich dem Getreidewurm,
Der Schriften Kern aus, daß die Hülsen
Schmachtenden Lesern den Gaumen ritzten.

Sein Glaube war nicht künstliches Wortgeweb',
Nach keines Wurmes dreistem System geformt;
Nicht millionenfach durchflochten.
Einfach, wie Gott und die Wahrheit, war er.

Verheerten Friedrichs Jäger die Hoffnungen
Des Landmanns spottend? usw.

‚Was?‘ hätte der Herzog sagen können, ‚das ist eine Satire auf Mich! Denn sehet nur, der Heuchler lobt Friedrich auf meine Kosten. Ich sehe mich in diesem Bilde wie im Spiegel. Der Despot, der sich vor dem Antlitz des großen Königs verkriechen soll, bin Ich! Mir wirft er vor, daß ich meine Spione und Schmeichler mit der Habe der Waisen nähre und

daß ich auf Kosten meines Landes Buhldirnen halte. Die zweite Strophe zielt offenbar auf meine Ungerechtigkeit gegen Schubart, den ich mir nichts dir nichts zehn Jahre auf dem Hohenasperg im Gefängnis sitzen ließ. Zugleich tadelte er meine strenge Aufsicht über das Bücherwesen und meinen Abscheu vor Publizität. In der dritten Strophe spottet er meines falschen Religionseifers und meines Aberglaubens. Denn ob ich gleich ausschweifend lebe, so glaub' ich doch alles, was mir die römisch-katholische Kirche zu glauben vorlegt. — Von der vierten Strophe will ich gar nicht sprechen; man sieht ja offenbar, daß sie auf meine Parforcejagden und Wildhegungen zielt.' — So hätte der Herzog oder in seinem Namen ein Hofjunker oder Schreiber sagen können. Aber der Herzog und seine Junker und seine Schreiber sagten kein Wort, und man glaubt, daß sie sehr weislich daran taten."

Das kam tief aus Schneiders Seele! Wahrheit wollte er reden, kühn und ohne Menschenfurcht. Schade, daß er zuviel Spott einmischte und erbitterte, wenn er bessern wollte.

In Straßburg wurde Schneider, der vorher schon Mitglied des dortigen Jakobinerklubs gewesen war und aller Augen durch seine Beredsamkeit auf sich gezogen hatte, endlich öffentlicher Ankläger. Dieses ist ein Amt, wobei es sehr schwer ist, den ehrlichen Mann zu machen, und noch weit schwerer, es ohne Verdacht der Spitzbüberei, der Rachsucht und der Ungerechtigkeit zu verwalten, aber schlechterdings unmöglich, ohne Feinde, ohne bittere, rachgierige und schreckliche Feinde zu

bleiben. Eulogius Schneider hätte so ein Amt bei seiner Lebhaftigkeit gar nicht annehmen sollen. Gleich anfangs bekam er Händel mit dem Exmaire Dietrich, der die schönste Frau im ganzen Elsaß hatte. Die skandalöse Chronik sagt, Schneider habe der Madame Dietrich schändliche Vorschläge getan, sei aber von ihr spöttisch abgewiesen worden, und daher käme sein Haß gegen ihren Mann. Indessen ist es auch wahr, daß Dietrich gegen sein Vaterland sehr konspirierte und ein Erzroyalist war.

Schneiders Wirksamkeit fiel gerade in die Zeit des Maratismus, sonst auch Terrorismus, Jakobinismus oder Schreckenssystem genannt, nach welchem jeder halbwegs Verdächtige, jeder, der nur schien, ein Aristokrat, ein Gönner des Königtums oder der Emigranten zu sein, sofort eingesteckt und nach kurzer Untersuchung auch bei nur scheinbaren oft an sich unbedeutenden Beweisen hingerichtet wurde. Und da soll Schneider sein Amt zu weit getrieben, soll blutdürstig gehandelt haben und ist wegen angeschuldeter Freveltaten und Ungerechtigkeiten mit mehreren Richtern des Tribunals zu Straßburg gegen das Ende des Germinals im zweiten Jahre der Republik (im April 1794) zu Paris hingerichtet worden.

Sein Urteil, das ich in Frankreich hin und wieder angeschlagen gefunden habe, bringt mit sich, daß Schneider einen übertriebenen Stolz und Herrschsucht geäußert habe, daß er nach seinen Leidenschaften Leute eingesteckt und hinrichten habe lassen, deren Unschuld hernach an den Tag gekommen sei; daß er andere Schuldige für Geld und für Gunstbezeugungen ihrer

Weiber und Töchter losgelassen, daß er die konfiszierten Güter an sich gezogen habe u. dgl.

Bei meiner Zurückreise aus Frankreich nach Deutschland hörte ich im Oberelsaß zu Befort und Altkirch die obigen Punkte nicht nur bestätigen, sondern noch vermehren. Die Bauern und Einwohner des Elsasses fluchen dem Andenken des Astrologius Schneider noch immer. Ich wollte auf einem Dorf bei Altkirch einen Bauern eines Besseren belehren und sagte ihm, Schneider habe mit dem Vornamen Eulogius geheißen. „Ei was!“ erwiderte der Bauer, „ich muß doch wohl wissen, wie der Tausendsabbermenter geheißen hat: Astrologius hat er geheißen! Der verfluchte Kerl hat mir meinen Schwager auch köpfen lassen, bloß weil er einem Geistlichen ein Nachtlager vergönnt hatte.“

Schneider hat freilich große Fehler begangen; ob er aber auch jene scheußlichen Ungerechtigkeiten, jene bestialischen Grausamkeiten verübt habe, läßt sich nach den Berichten der Elsässer noch nicht ausmachen: die Gärung ist dort noch zu groß, und darum ist ein unparteiisches Urteil über einen solchen Mann von dieser Seite noch immer nicht zu erwarten.

Die Schneider-Geschichte gibt aber die Regel: daß ein Ausländer auf einem Posten, wo viel gehässige Tätigkeit und viel Vorsicht nötig ist, selten sein Glück auf eine dauerhafte Art mache. Die öffentlichen Ankläger in Frankreich, die während des Terrorismus im Gange waren, sind nachher beinahe alle gestürzt worden. Selbst Fouquier-Tinville in Paris, der so viele zur Guillotine befördert hat, mußte endlich selbst hinaufsteigen. Diese Leute gleichen den Ruten, die man

ins Feuer wirft, wenn man sie genug gebraucht hat.

Nachdem ich den Eulogius Schneider persönlich kennen gelernt hatte, wollte ich auch den Erzphantasten, Johann Michael Lobstein, besuchen, weil ich ehemals in einiger Verbindung mit ihm gestanden war. Man zeigte mir sein Haus, als ich aber hereintrat, erfuhr ich von seiner Frau, der Tochter des ehemaligen Professors Diez in Gießen, daß er nicht zu Hause sei, und auf meine Frage, ob er bald kommen würde, antwortete mir das noch immer hübsche Weibchen, daß er unter einer ganzen Dekade, d. i. in 10 Tagen, nicht wiederkäme. Auf dem Wirtshaus »Zum tiefen Keller« fragte ich so unter anderm auch nach dem Doktor Lobstein. „Ja," sagte der Wirt, „der steckt fest, der sitzt auf dem Gemeindhaus!" Ich erschrak, daß auch Lobstein einsitzen sollte, fragte nach der Ursache und hörte folgende:

Lobstein war gleich beim Anfang der Revolution mit dem neuen System nicht zufrieden. Er war eines von jenen geduldigen Schafen, welche sich um Jesu Christi willen traktieren lassen, wie man nur verlangt. Er hielt dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht wert seien der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden, und daß man folglich ohne große Sünde sich keiner Schmach noch Bedrückung entziehen dürfe. Zudem sei Ludwig XVI. König und Obrigkeit, und es sei doch nach dem klaren Ausspruch Pauli (Röm. 13. 1) keine Obrigkeit ohne von Gott. Auch befehle der heilige Petrus (Bf. I, Kap. 2, 13) allen Menschen, untertan zu sein aller menschlichen Ordnung. Niemand dürfe,

laut dem Buche der Weisheit im 6. Kap. 4. Vers, fragen, wie die Obrigkeit handle noch was sie mache; es sei daher ein frevelhafter Eingriff in die Rechte der Obrigkeit, welche ihr von Gott seien gegeben worden, wenn man ihre Taten mustern wollte. Selbst der Herr Christus bekenne (Joh. 19, 11), daß Pilatus die Gewalt, unrecht zu tun und unschuldige Menschen zu geißeln und zu kreuzigen, Schuldige aber loszulassen, von oben herab, d. i. von Gott, erhalten habe. — Man sieht hieraus, daß Friedrich der Große nicht unrecht hatte, als er die Bibel eine wächserne Nase nannte, die jeder Sektierer zu drehen und zu modeln suche, wie sein Ammenglaube und sein Katechismus es wolle. Lobstein zitierte die Bibel, um die Königschaft in Frankreich aufrecht erhalten zu helfen, Cromwell zitierte sie, um in England das Gegenteil zu bewirken. Also —

Solch wunderliches Zeug, das freilich so recht aus dem verhunzten Bibelwesen entspringt, predigte der Schwärmer Lobstein im Anfang der Revolution seinen Pfarrkindern zu Straßburg ohne Aufhören. Aber als gegen das Ende des Jahres 1793 aller öffentliche Gottesdienst vollends aufgehoben und verboten wurde, da konnte er seinen Feuereifer gar nicht mehr bändigen, und er sprühte Flammen und Tod über alle die, welche den Herrn verleugneten und die heilige Religion Jesu, des Sohns des lebendigen Gottes, zerstörten. Er lief, da er nicht mehr predigen durfte und die Kirchen verschlossen waren, von Haus zu Hause, gebärdete sich ganz rasend und unsinnig und drohte im Namen des dreieinigen Gottes, daß nächstens das gottlose Frankreich gleich wie Sodom und Gomorrha untergehen und

vernichtet werden würde. Alle Anhänger der verfluchten Rotte zu Paris würden hinabfahren in den Pfuhl, der mit Pech und Schwefel brenne u. dgl.

Anfänglich ließ man den Narren gehn und faseln; als es aber zu arg wurde und einige schwache Köpfe wirklich bei dem unsinnigen Gepredige stutzten und anfingen, die göttlichen Gerichte und das vom Himmel fallen sollende Pech und Schwefel zu fürchten, so steckte man ihn ein und bekümmerte sich um ihn nicht weiter. Er ist auch, unerachtet er unaufhörlich darum bat, weil er gern ein Märtyrer für seine Fratzen geworden wäre, nicht bestraft, ja nicht einmal verhört worden. Er ist indes lange gesessen und starb erst im Anfang des Jahres 1795 im Gefängnis zu Straßburg.

Freund Herrenschneider, den ich im ersten Band als rheingräflichen Hofprediger vorgeführt habe, hat es klüger gemacht; er ließ den Mantel hübsch nach dem Winde hängen und predigte damals den Jakobinismus und den Deismus im Klub, wie ehemals die Höllenfahrt des Herrn Jesu.

Den 3. Jänner zogen ungefähr 80 Deserteure und 400 Kriegsgefangene aus Straßburg nach Schlettstadt zu. Wir wurden durch 40 Mann Volontäre, alle vom Bataillon du Var, begleitet, und ein Hauptmann, namens Landrin, führte das Kommando. Dieser Mann hatte einen äußerst feurigen roten Kopf, und ich versprach mir eben darum wenig Gutes von ihm, nach dem alten deutschen Sprichwort: „Rot Haar und Erlenholz wächst auf keinem guten Boden“. Aber ich ward bald zu meiner Freude gewahr, daß ich mich an Landrin

geirrt hatte. Einige Stunden von Straßburg hielten wir in einem Ort an, weil noch eine Fuhre herbeigeschafft werden mußte, um einige erkrankte Kaiserliche mit wegzubringen. „Es ist doch vom Teufel," sagte der Hauptmann zum Sergeanten, „daß keiner von uns Deutsch und keiner von den Gefangenen Französisch versteht. Da kann ich nun nicht einmal den Leuten sagen, was ich haben will." — Ich hörte dieses, lief hin und sagte, daß ich Deutsch und Französisch verstünde. „Das ist brav," sagte der Hauptmann, „von nun an sollst du mein Dolmetscher sein." Ich mußte sofort mit ihm trinken und den ganzen Weg bis Schlettstadt mit ihm sprechen. Er war ein sehr muntrer Mann, dem schon bei einer Attacke der linke Arm lahm geschossen war. Er war aber nicht abgegangen und hatte die Pension nicht genommen, die jedem Verstümmelten nach der Verordnung der Nation von Rechts wegen zukommt.

Ich bin in dieses Landrins Gesellschaft von Straßburg bis Besançon in der Franche Comté geblieben und habe ihm viel zu verdanken, wie ich denn beinahe allerorten, wohin ich gekommen bin, brave Leute getroffen habe.

In Kolmar sah ich zum erstenmal eine Exekution mit der Guillotine. Ein Dorfmaire wurde hingerichtet, weil er einen Geistlichen, der den Eid nicht schwören wollte, einige Zeit bei sich verborgen gehalten hatte. Er bestieg das Gerüst mit vieler Geistesgegenwart und sagte noch, ehe er niedergelegt wurde, recht laut: „Ich bin doch kein Schelm!"

Ich muß gestehen, daß die Guillotine damals einen

seltsamen Eindruck auf mich gemacht hat, den ich den ganzen Tag nicht verwinden konnte. Der Apparat und die mir ganz fremde Art, jemanden hinzurichten, erschütterten mich gewaltig, ob ich gleich einsah, daß unter den mir bekannten Hinrichtungsarten keine schneller, sicherer und weniger quälend ist, als diese. Der Hinzurichtende kann beinahe gar nichts empfinden als die Todesangst. Die meisten von denen, die ich habe auf der Guillotine sterben sehen, schienen nicht einmal Todesangst zu fühlen; sie waren unerschrocken und plauderten noch, als man sie schon aufs Brett befestigte.

Der Hauptmann bemerkte Niedergeschlagenheit an mir und fragte mich nach der Ursache. Ich gestand ihm, daß der Anblick der Hinrichtung mir durch die Seele gefahren sei. „Mir ist's auch so gegangen," sagte er, „aber nun bin ich schon dergleichen gewöhnt. Du wirst noch mehr guillotinieren sehen und nicht mehr davor erschrecken." Er hatte recht; man gewöhnt sich nach und nach auch an die allerscheußlichsten Szenen. Man denke an die Vieh- und Menschenschlächter!

Von Kolmar hatten wir zwei sehr starke Märsche nach Befort. Ich würde mich unterwegs, wie mir der Hauptmann oft riet, des Wagens bedient haben, wenn ich nicht ein böses Beispiel hätte vermeiden wollen, und wenn ich nicht immer gern mit dem braven Rotkopf gesprochen hätte. Jeden Tag erfuhr ich neue Beweise seiner Gutmütigkeit, und ich muß ihm nachsagen, daß er nicht eine Flasche Wein trank, ohne daß ich Anteil daran nehmen mußte. Früh tranken wir Wein und aßen Brot und Knoblauch dazu. „C'est le déjeuner

de Henry Quatre," sagte immer der Hauptmann. Es ist nämlich bekannt, daß dieser große und wahre König, der noch jetzt im republikanischen Frankreich als ein Vater des Volks verehrt wird, nie etwas anderes zum Frühstück genoß, als Wein und Brot.

Mein Hauptmann Landrin hatte manche seltsame Begriffe, worüber wir oft auf dem Marsche disputierten und wobei er recht in Feuer kam. Er meinte nämlich, daß persönliche und gesetzliche Freiheit die einzige Quelle aller Moralität sei, daß aber diese mit der Zeit ihre vortrefflichen Folgen so allgemein in der französischen Republik und bei allen künftighin freiwerdenden Völkern beweisen würde, daß selbst alle bürgerlichen Poenalgesetze überflüssig sein würden. Ich widersprach ihm immer und berief mich auf die Schwachheit der menschlichen Natur und auf die Geschichte aller Völker und aller Zeiten.

„Was willst du," antwortete er mir mit Feuer, „du berufst dich auf die Geschichte aller Zeiten, und du hast recht; denn bisher ist auf der weiten Erde noch kein freies Volk gewesen, wenigstens noch kein kultiviertes Volk so lange frei geblieben, daß es sich hätte moralisch bessern können. Aller despotische Zwang macht die Menschen böse, denn er macht sie zu Heuchlern und zerstört in ihnen jene Liebe zur Aufrichtigkeit im Reden und Handeln, ohne welche der Mensch unmöglich gut sein kann. Unsere Vernunft irrt sich selten in Rücksicht unserer Pflichten, das mußt du selbst gestehen. Jetzt sag' mir aber, warum wir so selten unsere Pflichten beobachten?"

Ich: Weil wir sinnliche Geschöpfe sind, weil wir,

vom Taumel unsrer Leidenschaften hingerissen, die Stimme der Vernunft nicht hören, weil wir —

Landrin: Larifari! Du sprichst ja wie der Pfaffe auf der Kanzel! Ich will dir's besser sagen. Deswegen tun wir Böses, weil wir zuviel Gutes tun sollen, weil man uns zuviel Pflichten aufbürdet.

Ich: Ich verstehe dich nicht, Kapitän.

Landrin: Will dir's erklären. Man hat von allen Zeiten her die wahren natürlichen Pflichten der Menschen nicht gehörig gekannt, und daher hat man Zeug zu menschlichen Schuldigkeiten gemacht, das niemals wirkliche natürliche Schuldigkeit war. Alle Gesetzgeber sind in diesen Fehler gefallen, indem sie von Pflichten gegen Gott und gegen den Nebenmenschen räsonniert haben. Denn schau, Bruder, es gibt keine Pflichten gegen Gott, weil wir mit Gott in keinem Kontrakt stehen, und es gibt auch keine Pflichten gegen den Nebenmenschen, mit dem wir nicht im Kontrakt stehen. Verstehst du mich?

Ich: Also dürfte ich ja einen Menschen, mit dem ich nicht im Kontrakt stehe, ermorden, bestehlen?

Landrin: Da haben wir's ja, das liebe Naturrecht, die schönen Zwangspflichten! — Pflicht besteht im Tun-müssen, nicht im Unterlassen-müssen. Sobald du etwas tun mußt, hast du eine Pflicht zu erfüllen. Wenn man dir nun viel zu tun gibt, so gibt man dir viele Pflichten. Dann merkst du aber bald, daß du manches tun mußt, was du eigentlich zu tun nicht schuldig bist, d. h. du siehst ein, daß du Pflichten hast, die keine sind. Diese übertrittst du leicht, denn dein Gewissen macht dir keine Vorwürfe. Aber da du

es doch heimlich tun mußt, aus Furcht vor der Strafe, so wirst du unaufrichtig, falsch und heuchlerisch im Reden und Handeln, und der Hauptschritt zur Immoralität ist getan. Bisher hast du bloß die Stimme der Vernunft noch gehört und eben deswegen auch keine wahre Schuldigkeit vernachlässigt, aber bald wirst du auch die Stimme der Sophisterei und der Leidenschaft hören und wirkliche Laster begehen. Du siehst dies an allen verwöhnten hitzigen Leuten. Erst verleitet sie ihr Temperament, sich über das Lästige und Zuviele der despotischen Konvenienz hinauszusetzen. Ihre Sinnlichkeit befindet sich bei dieser Lebensart behaglich. Sie gehen weiter, werden zügellos, und beruhigen sich durch die sophistische Stimme der Leidenschaft. Endlich überschreiten sie die natürlichen Pflichten und betäuben, um sich auch dabei zu beruhigen, die echte Stimme der Vernunft und sophistischen Moral und alles, was mit der Erhaltung der vernünftigen Natur des Menschen in Verbindung steht, fort und werden Scheusale. Betrachte den Wollüstling, den Trunkenbold, den Geizhals, den Tyrannen, und du wirst finden, daß ich recht habe.

Ich: Noch sehe ich nicht ein, wohin dein Räsonnement führen soll.

Landrin: Höre nur weiter! Alle Pflicht entsteht aus Kontrakt. Wer seine Schuldigkeit kennen lernen will, muß diesen auch genau kennen lernen. Nun frage ich dich: was ist besser, Freiheit oder Sklaverei?

Ich: Freiheit allerdings!

Landrin: Kann aber ein einzelner Mensch frei sein?

Ich: Auf keine Weise.

Landrin: Recht so! Freiheit einzelner Menschen existiert bloß unter freien Völkern. Ein freies Volk ist aber ein solches, das seine Rechte gegen jeden, er sei, wer und was er wolle, verteidigen kann. Die Kraft also eines Volkes, seine Rechte zu verteidigen, macht das Wesen der Freiheit aus. Also ist der Begriff von der Freiheit der Nation für den Republikaner die erste Quelle, der erste Erkenntnisgrund seiner Schuldigkeit, und aus diesem einzigen Begriffe leitet sich alles her, was irgend als Pflicht für ihn ausgegeben werden kann. Außer der Freiheit hast du aber auch dein Eigentum, du hast einen guten Namen, du hast Güter, du hast Gesundheit und noch mehr. Diese Dinge ungestört genießen zu können, heißt das Recht eines Bürgers, und wer dich darin stört, beleidigt dich und wird an dir zum Verbrecher. Also darf dich keiner stören, so wenig du andere stören darfst in dem, was ihnen zusteht. Siehe da die Quellen der wahren Pflichten, welche die Vernunft selbst anerkennt, und gegen welche selbst die Leidenschaften zu schwach sein werden, wenn einmal die Menschen diese heilsamen Grundsätze ihrer Glückseligkeit werden völlig kennen gelernt haben.

Ich: Aber wann wird das geschehen?

Landrin: Sobald die französische Republik den Völkern den Beweis gegeben hat, daß wahre Moral nur in einem freien Staat öffentlich das wahre Glück der Menschen machen kann. In Staaten, wo Despoten regieren, kann nur die Tugend, d. i. das innere Bewußtsein, Gutes getan zu haben und noch ferner Gutes

tun zu wollen, die wenigen Weisen beglücken, die sich da finden. Aber im Freistaat macht die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten auch äußerlich glücklich, gibt Wohlstand, macht geehrt, beliebt, kurz macht den Menschen so, wie er gerne sein möchte. Sag' mir einmal, warum in einer Stadt, worin 3000 Handwerksleute sind, doch wenigstens 2900 fleißig arbeiten?

Ich: Weil ihre Arbeit sie nährt.

Landrin: Schön! Nun nimm an, die Ausübung unsrer Pflichten nähre uns, d. i. mache uns, nicht im Innern — denn so ein Glück ist für die meisten Menschen zu hoch —, sondern im Aeußeren, vollkommen glücklich, versetze uns in Wohlstand usw., so wirst du finden, daß auch von 3000 Menschen allemal 2900 und noch mehrere rechtschaffene Männer sein werden.

Ich, fuhr er voll Enthusiasmus fort, ich bin völlig überzeugt, daß die künftige Generation in Frankreich besser sein wird als die gegenwärtige, und daß man in hundert Jahren die Uebung der gesellschaftlichen Tugenden und der Pflichten gegen das Vaterland für das Wohl der Menschheit allgemein ebenso notwendig halten wird, als man jetzt das Atemholen nötig für das Leben hält. Dann werden die Strafgesetze freilich noch da sein, aber kein Mensch wird sie brauchen; in Erz wird man sie eingraben, und Moos wird sie überziehen. Ihre Sprache wird so veralten, daß die Gelehrten nach Jahrtausenden Mühe haben werden, zu erklären, welche Laster man ehemals und wie man sie bestraft habe. —

Das Urteil über das Räsonnement des ehrlichen

Landrin, wie die Würdigung seiner erbaulichen Aussicht in die Zukunft überlasse ich dem Leser.

Fünfzehntes Kapitel.

Ich entschließe mich, bei den Franzosen Kriegsdienste zu nehmen. — Das Nationalkleid. — Wanderung nach Mâcon. — Die Etapes. — Die Ohnehosen. — Ich schließe mich ihnen an. — Sansculottische Gewalttätigkeit. — Lyon oder Commune affranchie. — Die Lyoner Rebellion. — Chailler. — Racheschwur gegen Lyon. — »Rebellenblut für die Hunde«. — Die Füsilladen. — Todesverachtung. — Ein heldenmütiges junges Paar. — Dienstbetrieb bei den Sansculotten. — Ihre Auffassung von ihrer Aufgabe. — Ich trete in ein Sansculottenbataillon ein. — Warum ich vergnügt war

Am 11. Jänner kamen wir nach Besançon.

Die Gesellschaft mit meinem braven Landrin sollte nun ein Ende nehmen; er war bloß beordert, die Gefangenen und Deserteure nach Besançon, oder wie dortherum die gemeinen Leute sprechen, Sanson, zu bringen und dann mit seinen Volontären nach der Moselarmee zu seinem Bataillon du Var zurückzukehren.

Ich bezeigte ihm schon unterwegs darüber mein Leidwesen und versicherte ihn, daß es mich freuen sollte, wenn er mich mit zu seinem Bataillon nehmen könnte. „Gern wollte ich das tun," antwortete er, „aber es ist einmal verboten, bei der Armee gegen den Feind feindliche Deserteure oder Gefangene anzunehmen; sei aber deshalb ohne Sorgen! Ich will mich erkundigen, wie ich dir helfen kann. Noch heute spreche ich dich wieder."

In Besançon nahm mich Landrin mit in sein Quartier und ging hernach fort auf die Munizipalität und zum Kriegskommissar. Gegen acht Uhr des Abends

kam er voller Freuden wieder, gab mir die Hand und sagte: „Du bist geborgen, Freund, du kannst in unsere Dienste treten, wenn du willst.“

Ich versicherte ihn, daß ich dies herzlich wünschte.

„Nun wohlan denn,“ fuhr er fort; „ich habe dir einen Paß nach Mâcon, oder, wenn's da nichts ist, nach Lyon, ausgewirkt; da findest du ausländische Bataillone, welche der Republik in der Armée révolutionnaire dienen. Willst du dahin?“

„Von ganzer Seele,“ war meine Antwort.

„Gut; übermorgen früh gehst du ab. Nun trink, Citoyen, und sei fröhlich: es lebe die Republik!“

Niemals hatte ich den ehrlichen Landrin munterer gesehen, als den Abend, und er versicherte mich, seine Heiterkeit käme daher, daß er mir hätte dienen können.

Den folgenden Tag verhandelte ich meinen Rock und Weste gegen einen habit de police oder habit national, d. i. einen blauen Rock mit weißen Klappen und roten Aufschlägen und Kragen nebst weißer Weste.

Frankreich war ehemals die Garderobe von ganz Europa: alles machte die französischen Flittermoden nach. Aber seit der Revolution hat die Erfindung der Moden in diesem Lande aufgehört: die Nation ist ernsthafter geworden. Jetzt geht jeder, wie er will, doch schlicht und ungezwungen, wie es freien Männern ziemt. Die meisten tragen die Kleidung der Volontäre, um im Fall der Not zur Verteidigung des Vaterlandes gleich bereit zu sein. Dies ist Pflicht für jeden, und jeder ist darauf gefaßt und eingerichtet. Das Wort Soldat ist abgeschafft, und wenn man es hier und da

auch noch hört, so hat es doch keine häßliche Nebenidee von Sklaverei, Sittenlosigkeit u. dgl.

Den Nachmittag ging ich mit dem Hauptmann zum Kriegskommissar, wo ich einen Paß nach Mâcon erhielt.

Ich blieb den Abend noch bei meinem Hauptmann; früh aber zogen wir beide auf verschiedenen Wegen aus Besançon: er nach der Moselarmee mit seinen Leuten; ich nach Dôle zu. Er drückte mir beim Abschied recht freundlich die Hand, schenkte mir noch 30 Livres in Papier und ermahnte mich zur ewigen Liebe der Freiheit, als dem ewigen Glück der Menschen. Ich weinte beim Abschied von diesem Biedermann; auch die Volontäre gaben mir die Hand und wünschten mir alles Glück.

Ich war nun ganz allein und ging bis zum ersten Etape, ungefähr fünf Stunden weit, wo ich über Nacht blieb. Das Wort Etape wird wohl meinen Lesern größtenteils unverständlich sein, ich will es daher erklären, zumal da es kein deutsches Wort gibt, das es völlig ausdrückt.

Seit der Revolution hat man aus allen Gegenden des innern Frankreich nach den Grenzen zu gewisse Stationen angelegt, welche ein reisender Soldat täglich bequem zurücklegen kann. Auf diesen Stationen muß er allemal seinen Paß zeigen und ihn unterschreiben lassen. Dann bekommt er Freiquartier, eineinhalb Pfund Brot, ein halb Pfund Fleisch und eine Bouteille Wein. Solche Stationen heißen Etapes und die Versorger derselben Etapiers. In allen größeren Städten sind Kriegskommissare, welche von Station

zu Station dem Reisenden noch obendrein 3 Sous für jede Stunde bezahlen müssen. Daß man nun gerade nach den Etapes gehen, folglich oftmals, wie es sich fügt, Ummwege machen müsse, versteht sich von selbst.

In Mâcon, einer altfränkischen Stadt an der Saône, traf ich zum erstenmal einige von den echten Ohnehosen an. Ich muß ihre Organisation ein wenig näher beschreiben.

Als im Jahre 1793 Lyon rebellierte und Toulon in die Hände der Feinde fiel, da ward dem Konvent bange, das ganze mittägliche Frankreich möge sich zur royalistischen Partei schlagen. Man hielt daher die Rebellen zu Lyon und Toulon gerade für die gefährlichsten Feinde der Republik, und das mit dem größten Recht. Die Nationalmacht war auf den Grenzen. Es wurden also in aller Eile Truppen zusammengerafft und in diese Gegenden geschickt. Jeder Offizier hatte das Recht, anzunehmen zum Dienst der Republik, was nur wollte; ja wer 20, 30 bis 40 Mann zusammen hatte, durfte sich zu ihrem Anführer aufwerfen und blieb es. Daß nun bei diesen Leuten sich allerlei Gesindel einstand, läßt sich denken; aber die Not war dringend, und man durfte auf diesen Mißstand nicht lange Rücksicht nehmen.

Diese so errichteten Korps hießen mit einem Namen die Armée révolutionnaire, und waren die echtesten aller Ohnehosen oder Sansculottes*. Daß aber mit

* Sans-culottes heißt bekanntlich Ohne-Hosen. Einmal zielte man mit dieser Benennung auf diejenigen, welche gestrickte, fleischfarbene und so glatt anschließende Beinkleider trugen, daß es schien, sie trügen gar keine oder wären ohne Hosen. Diese Glätt-

derartigen Leuten sich etwas recht Tüchtiges ausrichten lasse, beweisen die blutigen und entsetzlichen Belagerungen von Lyon und Toulon.

Nachdem Lyon erobert war, gingen viele dieser Truppen nach den Grenzen, viele aber blieben in den Städten von Lyonnais, Dauphiné, Provence usw., damit man sie, wenn ja noch einige Reste von Rebellion sich regen sollten, sogleich bei der Hand haben könnte.

Bei dieser Armée révolutionnaire waren mehrere Bataillone, welche aus ausländischen Deserteuren und Kriegsgefangenen zusammengesetzt waren, und sich den Ruhm der Tapferkeit miterwarben. Zu so einem Bataillon sollte ich denn auch stoßen nach der Absicht des braven Landrin.

In Mâcon meldete ich mich beim Kriegskommissar, und dieser sagte mir, das deutsche Bataillon sei in Lyon; ich könnte aber hier nähere Nachricht einholen, da Sansculotten in Mâcon lägen, welche erst vor einigen Tagen von Lyon gekommen wären.

Ich war über diese Nachricht froh und suchte und fand eine Schenke, worin es vor Sansculotten strotzte.

---

linge nannte man nachher »Muscadins«. Eigentlich aber nannten die Höflinge und der Adel alles, was zum Volke gehörte, und zwar zur derben, zerlumpten oder uneleganten Klasse, die den Hof- und Adelsdruck am tiefsten gefühlt hatte und darum beim Ausbruch der Revolution am bittersten auf sie eindrang, verachtungsvoll »Sansculottes«. Freilich hatten diese gemeinen Leute selten Culottes oder Kniehosen an, wie die Vornehmeren sie trugen. Der Name Sansculottes, der nachher zur Gegenverachtung als Ehrenname beibehalten wurde, hat weit schrecklichere Folgen in Frankreich gehabt, als in den Niederlanden der Schimpfname »Gueux« oder Bettler. L.

Kaum hatte ich mich hingesetzt, als ein derber Ohnehose mich anredete und fragte, wo ich herkäme und wo ich hin wollte.

Ich: Will nach Lyon und suche Dienste.

Er: Was bist du für ein Landsmann?

Ich: Ein Deutscher. Ich habe den Preußen gedient, bin aber nach Frankreich gekommen, die gute Sache unterstützen zu helfen.

Er: Bravo! (Trinkt mir zu.) Auf das Wohl der Republik. Also du gehst nach Lyon! Kannst übermorgen Gesellschaft haben; es gehen einige von hier dahin. Dienst kriegst du auf alle Fälle, foutre! Jetzt sauf!

So hatte ich denn schon Bekanntschaft mit den Sansculotten. Ich fand unter ihnen einige recht artige feine Leute; aber größtenteils waren es rohe ungeschliffene Wagehälse, wie man sie bei einem solchen Freikorps wohl nicht anders erwarten durfte. Von militärischer Disziplin mochten sie eben nicht viel halten; denn sie versicherten mehrmals unter tausend Flüchen, daß sie den Offizier in Stücke hauen würden, der ihnen etwas anderes befehlen wollte, als gegen die Aristokraten zu marschieren: sie seien bloß da, um den verfluchten Aristokraten die Hälse zu brechen. Die Leute da herum wären fast alle von dem Kaufmannschaftsteufel besessen und zwackten den armen Künstlern, Handwerkern und Taglöhnern ihren Verdienst ab bis aufs Verarmen. Wenn nur sie den vornehmen reichen Herrn spielen könnten, dann kümmerte sie die Not und Armut aller derer nicht, die Tag und Nacht bis aufs Blut für sie sich abzehren müßten. Hier wäre eigentlich der

Geldadel recht am Brett; und wo der herrschte, da gelte der Arme weniger als nichts. Das Blatt aber müßte jetzt ganz gewendet werden; das abgezwackte Gut müßte wieder an seinen rechten Herrn kommen, und da helfe kein Mitleid. Das war so der rechte Sansculottismus!

Ich hatte vom Kommissar einen Logiszettel bekommen, aber meine nunmehrigen Kameraden, die Ohnehosen, ließen mich nicht mehr von sich, und ich mußte die Nacht bei ihnen auf ihrer Kaserne, in einem ausgeräumten Kloster, zubringen. Einige Male gingen wir in Bürgerhäuser, wo die Leute uns zu trinken gaben, ohne etwas dafür zu fordern; denn die Ohnehosen waren sehr dafür bekannt, daß sie nicht gerne bezahlten. In allen öffentlichen Gesellschaften führten sie das große Wort, und: „Es lebe die Republik; der Teufel ersticke die verfluchten Sch... von Aristokraten!" war allemal ihr letztes Wort.

Den dritten Tag nach meiner Ankunft zu Mâcon ging ich mit vier Sansculotten auf Lyon. Wir blieben unterwegs in allen Kneipen wenigstens eine halbe Stunde, zechten derb und zahlten sehr selten. Ich hatte noch viel bares Geld, auch noch Geld in Papier, wollte also immer zahlen, aber meine Begleiter ermahnten mich, das ja nicht zu tun; das ganze Land da herum stecke voll Aristokraten und Freunden der Pfaffen; und die müßten noch froh sein, daß ein braver Sansculotte ihnen ihren Wein trinke, ohne sie totzuschlagen.

Die revolutionäre Armee war ein Hauptstück des Schreckenssystems. Wo solche Leute hinkamen, fuhr alles zusammen, und kein Mensch unterstand sich, nur den

Mund zu öffnen, aus Furcht, es könnte ihm ein Wort entfahren, das der Sansculotte als konterrevolutionär und aristokratisch deuten könnte, und dann war er verloren. Der Ohnehose gab ihn an, und man schmiß ihn sofort ins Gefängnis, woraus der Ausgang gar schwer war. Die Regierung konnte aber damals dem abscheulichen Unwesen der Sansculotterie noch nicht mit Strenge steuern; hätte man sie mit Schärfe behandeln wollen, so würden sie sich wahrscheinlich auf die Seite derer geschlagen haben, die immer noch mißvergnügt waren, d. i. der eben bezwungenen Aristokraten. Und dann hätte man neue Sansculotten haben müssen, um die alten zu Paaren zu treiben; und diese frischen Ohnehosen hätten es am Ende vielleicht noch ärger gemacht als die ersten.

Daß aber der Konvent die Ausschweifungen der Sansculotten nicht billigte, erhellt aus den Dekreten, welche in der Folge gegen dieses Gesindel gegeben wurden, und aus den Anstalten der Volksrepräsentanten, die Truppen der revolutionären Armee aus jenen Provinzen wegzubringen.

Wir kamen gegen Abend, ich glaube, es war den 22. Jänner, nach Lyon. Meine Begleiter gingen nach ihren Kasernen, ich aber zum Kriegskommissar, dem ich meinen Paß und das mir von Landrin gegebene Zeugnis vorwies, und ihn bat, mir doch an die Hand zu gehen, wie ich mich in Zukunft verhalten sollte. Er gab mir meine Zettel auf Brot, Fleisch, Wein und Quartier und bestellte mich für das übrige auf den anderen Morgen.

Lyon hieß damals »Commune affranchie«, weil diese Stadt sozusagen aus den Händen der Aristokraten wie aus einer Sklaverei gerissen und der Freiheit wiedergegeben war. Sie hat diesen Namen auch so lange behalten, als die Jakobiner den Meister öffentlich spielten; nachher wurde der alte Name Lyon wieder hervorgesucht.

Zu Anfang der Revolution waren die Lyoner ganz auf seiten der Assemblée nationale, aber sobald sie sahen, daß eine republikanische Verfassung statthaben solle, gleich änderten sie ihre Gesinnung. Bei dem vorgeschlagenen System des Föderalismus waren nirgends eifrigere Verteidiger dieser Fratze, als eben die Herren zu Lyon; denn da dachten sie doch wenigstens die zweitvornehmste unter den 84 fränkischen Republiken auszumachen. Aber nichts wollte ihnen weniger in den Kopf, als die allgemeine Freiheit des Handels, weil dadurch alle ihre Monopolien wegfielen; so patriotisch dachten die Lyoner! Nachher kam es zum offenen Kampf zwischen den Aristokraten und Jakobinern, und diese wurden teils in den Gefechten getötet, teils aus der Stadt gejagt, teils gefangen genommen und in diesem Fall meist hingerichtet. Dieses Los traf in besonders grausamer Weise den Anführer der Freiheitsfreunde, Chailler. Er blieb mutig bis zum letzten Atemzug; noch auf der Blutbühne küßte er die dreifarbige Hutschleife; und dafür wurde sie nach seiner Hinrichtung zum Spott an seinen abgehackten Kopf genagelt.

Wenn die Guillotine recht geht, so muß der Kopf auf einen Schlag herabfahren; wenigstens kann er nur noch an der unteren Haut hängen bleiben. Aber bei

Chaillers Hinrichtung wurde das Messer so eingerichtet, daß es dreimal fallen mußte, ehe der Unglückliche sterben konnte. Dieser Umstand von der Barbarei der Lyoner ist in Frankreich allgemein bekannt, und bloß aus dieser Ursache ist hernach auch der Henker oder Guillotineur hingerichtet worden: er hatte gegen das Gesetz einen Menschen bei der Exekution gemartert.

Auch die Volksrepräsentanten mußten jetzt Lyon verlassen und begaben sich nach Paris, wo sie von allem, was in der rebellischen Stadt vorgefallen war, genaue Nachricht gaben. Der Konvent faßte denn, nach strenger Untersuchung der Sache, ein Dekret ab, daß die Stadt Lyon für rebellisch erklärt, erobert, geplündert und von Grund aus zerstört werden sollte. Zwischen der Saône und dem Rhône sollte eine Schandsäule errichtet werden mit der Inschrift, daß hier dereinst eine berühmte Stadt gestanden, welche aber rebellisch geworden sei und deshalb nun so jämmerlich darniederliege.

Chailler wurde des Pantheons würdig erklärt, und beinahe in allen Städten wurden Straßen und Hospitäler nach seinem Namen benannt. Er, Le Pelletier und Marat hießen lange Zeit die vornehmsten Märtyrer der Freiheit.

Der Befehl des Konvents wurde nicht buchstäblich an Lyon ausgeführt, aber schlimm genug ist es der einstmals stolzen Stadt ergangen.

Ich ging noch am Tage meiner Ankunft hin und wieder herum, fand aber wenig Straßen, wenig Winkel, wo das Elend der Zerstörung nicht sichtbar gewesen wäre. Ganze Reihen Häuser waren weggebrannt, und

gerade die allerschönsten. Kirchen, Klöster und alle Gebäude der ehemaligen großen Herren waren ruiniert. Als ich an die Guillotine kam, floß das Blut derer, welche wenige Stunden vorher waren geköpft worden, noch auf dem Platze. Dieser Anblick machte mich schaudern. Ich trat in eine nahe Schenke zu einem Haufen Ohnehosen und sagte, es würde doch hübsch sein, das Menschenblut dort wegzuschaffen.

„Warum?" antwortete einer, „das ist aristokratisches Rebellenblut, das müssen die Hunde auflecken. Hast du heute guillotinieren sehen?"

„Nein."

„Nun gut, morgen spielt man das nämliche Spiel; dann kannst du zuschauen."

Die Leute sprachen vom Kopfabschlagen, wie wenn sie vom Nußklopfen gesprochen hätten. „Alles, was aristokratisch ist, muß sterben!" war allemal der Refrain. Man ging bei der Untersuchung auch nicht immer sehr genau zu Werke, und es war schon hinlänglich, vom Adel oder Priester gewesen zu sein, um den Kopf zu verlieren, wenn man auch sonst nichts begangen hatte. „La noblesse, la prêtrise ce sont des crimes," hieß es, und das Urteil war fertig.

Die Guillotine reichte zum Hinrichten nicht zu, und so schoß man die unglücklichen Schlachtopfer vor dem Tor mit Kartätschen tot, und was da nicht gleich auf der Stelle blieb, das expedierten die Sansculotten mit ihren Säbeln und Bajonetten. Und doch waren alle Grausamkeiten, welche durch die Guillotine und die Füsilladen in Lyon vorgingen, noch lange nicht hinreichend, die Wut und Rachsucht der Ohnehosen zu

begnügen. Sie hatten gehofft, Lyon sollte nach dem ersten Konventsbeschluß geplündert und verbrannt werden, und als dieses nicht geschah, da murrten sie laut.

Die zum Tode Verurteilten gingen größtenteils mit vieler Gleichgültigkeit, ja manche mit wahrer Frechheit zum Richtplatz, ja es war sozusagen wider den guten Ton, Betrübnis oder Furcht vor dem Tode sehen zu lassen. Ein Beispiel muß ich hier erzählen.

Die achtzehnjährige Gattin eines jungen Lyoners hatte ihrem Bruder bei den Emigranten etwas von ihrem Schmuck schicken wollen, damit er es verkaufen und davon leben könnte. Der Brief, worin kleine Diamanten sehr künstlich unter dem Siegel versteckt lagen, wurde aufgefangen, und nach der Eroberung der Stadt wurden der Mann und die Frau eingezogen und inquiriert. Die Frau leugnete, daß ihr Gatte um das Geschenk für ihren Bruder gewußt hätte, er aber widersprach und gestand, daß er allerdings darum gewußt, ja sogar zur Absendung derselben geholfen habe. Da nun das Gesetz alle die zum Tode verurteilt, die einem Emigranten die geringste Hilfe leisten wollen, so wurden die beiden jungen Eheleute, welche weiter keinen Teil an der Lyoner Rebellion genommen hatten, zur Guillotine abgeführt.

Sie erschienen beide auf dem Blutgerüst, hielten sich fest umschlungen und sagten sich ganz unbefangen die zärtlichsten Dinge. Endlich riß die junge schöne Frau sich los und sagte zu ihrem Gatten, der sie wieder umarmen wollte: „Hâtons ce moment, mon ami: c'est pour nous rejoindre bientôt!" Sie legte sich sofort aufs Brett, und ihr Kopf flog herunter. Ihr

Geliebter bat den Guillotineur, ihn die teuren Wangen seiner Freundin noch einmal küssen zu lassen, und als dies geschehen war, übergab er sich mit größter Gleichgültigkeit den Händen des Henkers. Als dieser beide Köpfe dem Volk hinwies, schrie auch keine Seele: „Es lebe die Republik!", wie doch sonst gewöhnlich; alle schauten, in stumpfem Schmerz verloren, vor sich hin und bewiesen dadurch, daß sie noch nicht alles Gefühl für Natur und Menschlichkeit verloren hatten. Diese Geschichte war lange das Gespräch des Tages und wurde mit sehr humanen Glossen begleitet.

„Natur!" riefen viele. „Edle allmächtige Natur, was ist gegen dich Kunst, Politik und Tod!"

Den Tag nach meiner Ankunft ging ich zum Kommissar, wie er mich bestellt hatte. Er las das Zeugnis des Hauptmanns Landrin sehr aufmerksam durch und sagte dann: „Ja, du kannst hier vielleicht ankommen als Volontär bei den Truppen der Republik, aber da muß ich dich an einen Kolonel weisen. Gehe hin auf die Place Marat zum Kolonel vom Bataillon Montagne, der nimmt dich ohne Zweifel." Ich traf nun zwar den Kolonel nicht, wohl aber einen anderen Offizier, der mich, nachdem ich mein Anliegen eröffnet hatte, sogleich mitnahm und in die »Ecurie« führte, wo eine ganze Kompanie Ohnehosen beisammen Quartier hatte. Diese Ecurie war vorzeiten ein prächtiges Gebäude nahe an der Saône und hatte einem Prinzen zugehört. Man nannte diesen Palast seit der Revolution Ecurie oder Pferdestall, um dadurch die Lebensart der ehemaligen Prinzen in Frankreich durchzuhecheln,

die ausgezeichnetes Futter gehabt hatten, ohne es zu verdienen, und ebenso zügellos sich gebärdeten, wie jedes unbändige Pferd.

Hier fand ich Ohnehosen von allerlei Volk, Deutsche, Italiener, Spanier und Holländer, meistens Deserteure; auch Kriegsgefangene mitunter, welche man zur Zeit des Aufstandes im mittäglichen Frankreich bewaffnet hatte. Die meisten aber waren durchgängig Franzosen, und so war ihr Nationalinteresse durch ihr Uebergewicht vor dem Privatinteresse der Rebellen und Ausländer gesichert. Bei dem Anblick dieses buntschedigen Gemisches von Leuten, welche noch größtenteils die Uniform der Herren trugen, denen sie kurz vorher gedient hatten, fielen mir die Volonen der Römer ein, von welchen der große Diktator sagte, sie seien immer gut genug, für das gemeine Wohl zu fechten. Ich konnte daher bei der wunderseltsamen Karikatur nicht lachen, die diese Miliz beim ersten Anblick machte.

Als der Offizier und ich ankamen, schrie er: „Citoyens Sansculottes, hier bring' ich euch einen Deutschen, der aber französisch spricht. Er will brav werden, wie ihr!" — „Vive la république!" schrie mir gleich der ganze sansculottische Schwarm entgegen. Ich erwiderte diesen Zuruf mit den nämlichen Worten und war sofort gleich unter den Burschen bekannt.

Ich wollte mir nun auch Kameraden nach meinem Geschmack suchen, mit welchen ich näheren Umgang pflegen könnte. Den deutschen Deserteuren traute ich wenig, also machte ich mich an einige französische Sansculotten — sie nannten sich selbst so oder Revolution-

naires; Soldaten wollten sie nicht heißen, auch nicht einmal Volontaires —, redete freundlich mit ihnen und bat sie, mit mir ins Wirtshaus zu gehen, wo ich eine Bouteille zahlen wollte. Drei gingen mit, und da ich mit Papier und Geld noch ziemlich versehen war, so ließ ich sie gut bewirten.

Die Ohnehosen, alle drei aus Auvergne, waren fidele Brüder, die bald meine Freunde wurden. Sie gaben mir weitläufige Nachricht von dem Zweck ihres Berufes:

„Wir sind bloß da, die Rebellen, die Verräter des Vaterlandes, die Aristokraten, Edelleute und Pfaffen totzuschlagen. Bei uns heißt es kurzweg: Friß, Vogel, oder stirb! Pardon geben oder nehmen sind uns unbekannte Dinge. Du solltest nur gesehen haben, wie unsere Brüder da draußen vor dem Rackernest Lyon zusammenstürzten! Alle Tage kamen Hunderte, oft Tausende um; aber das machte uns nicht irre. Wir marschierten über die Leichen unserer Kameraden und kriegten doch endlich das Rebellennest. Schade nur, daß wir es nicht abbrennen durften! Recht tust du übrigens, daß du zu uns dich gesellst, aber den Tod darfst du nicht scheuen! Foutre! Es lebe die Republik!"

Das war so die Instruktion, die die Ohnehosen mir gaben, und daß sie echt war, hab' ich aus vielen Beweisen eingesehen. Ich fragte auch, wie sich die Ausländer bei ihnen aufführten, und hörte da zu meiner Freude, daß die Deutschen allemal brave Ohnehosen wären, besser als die Spaniolen und noch besser als die Italiener, welche man vorwärts stoßen müßte. Aber wer einmal bei ihnen sei, der müßte wohl brav

werden; denn wollte er sich fürchten und weichen, so stieße ihm sein nächster Kamerad das Bajonett in den Wanst, und dann wäre er schon bezahlt.

Der Dienst der Ohnehosen in Lyon bestand, außer den Wachen, welche sehr stark und allemal mit scharf geladenen Gewehren besetzt waren, darin, daß sie Tag und Nacht scharfe Patrouillen machten und alle Tage einen Kreis um die Guillotine schlossen; denn alle Tage wurden mehrere hingerichtet. — Ich fragte auch nach den ausländischen Bataillonen, hörte aber, daß sie nicht mehr existierten, sondern verteilt wären.

Den folgenden Tag ging ich in Begleitung mehrerer Ohnehosen zum Kolonel, welcher ehedem ein ehrlicher Seifensiedergeselle gewesen war, aber bei der Eroberung von Lyon seine Bravour auffallend bewiesen hatte. Er sah mich freundlich an, und nachdem er verschiedene Fragen über meinen Patriotismus und über meinen Haß gegen alle Aristokraten und Pfaffen getan hatte, sagte er: „Tu peux exister avec nous; tu auras bientôt un fusil.“ Das war mein ganzes Engagement.

Handgeld ist überhaupt bei den Franzosen schon längst nicht mehr Mode; denn sie meinen, durch Annehmung eines Handgeldes verkaufe der Mann sich und seine Haut und werde leibeigen. Wer aber so niederträchtig oder so dumm sein könnte, sich um irgend einen Preis zum Leibeigenen zu verkaufen, der verdiene Verachtung und sei nicht wert, daß er das Vaterland und die Würde und Rechte des Menschen verteidigen helfe.

Der Soldateneid ist auch abgeschafft, wie jeder

andere. Wer schwört mehr Eide, sagen sie, als die Söldner der Fürsten, und wer achtet sie weniger, als wieder diese? Dies zeigt die Menge ihrer Deserteure.

Der Kolonel hatte nicht einmal nach meinem Namen gefragt, und erst einige Zeit nachher schrieb mich der Sergeant ins Register. Sogar der Korporal, welcher das »Prêt« oder die Löhnung und das Brot besorgen mußte, machte bloß ein Zeichen in sein Buch, daß er nun einen Mann mehr zu besorgen hatte.

Ich war sehr vergnügt, nun bei den Sansculotten zu existieren, und trank mit einigen Kameraden bis den anderen Morgen auf das Wohl der Republik und der Sansculotterie.

Warum ich vergnügt war?

Je nun, meine Herren, weil ich bei einem Korps existierte, wovon ich mich losmachen konnte, sobald ich wollte*; denn kein Sansculotte ist gebunden. Auch sah ich die Möglichkeit vor mir, irgend etwas zu tun, was mich der Republik hätte empfehlen können. Und nun die Ehre, einer freien Nation zu dienen! Vielleicht war ich auch darum vergnügt, weil ich das Besondere liebe.

Und ich, als Sansculotte, war doch wohl etwas Besonderes?

* In Preußen war der Soldat auf Lebenszeit verpflichtet. P.

Sechzehntes Kapitel.

Mein Dienst bei den Sansculotten. — Collot d'Herbois. — Marsch nach Vienne. — Neufränkische Marschordnung. — Pontius Pilatus. — Empfang der Vienner Bürger. — Nach Grenoble. — Nachtlager in einem Beinhaus. — Abschied von den Sansculotten. — Avignon. — Der päpstliche Palast als Bordell. — Jüdische und christliche Galgen. — Der Volkshaß gegen den Adel. — Die piemontesischen Gefangenen. — Abschied von Avignon.

Es war mir leicht, die Gunst aller meiner Kameraden zu erwerben, sowohl der Offiziere, als der Gemeinen, denn die heißen alle Kameraden oder Brüder. Ich tat alles, was sie taten, schwadronierte wie sie, lief herum wie sie, trank wie sie, schimpfte auf Aristokraten und Pfaffen wie sie und war also in allen Stücken gerade wie sie. Mein Dienst erstreckte sich, solange wir in Lyon waren, bloß auf das Patrouillieren und zur Guillotine ziehen, um welche wir täglich, nachmittags um zwei Uhr, einen Kreis schließen mußten. Vor dem traurigen Spektakel schauderte ich wohl anfangs zurück, konnte aber hernach es gleichgültig oder doch ohne Zuckungen betrachten.

Einer von den Repräsentanten, welche damals in Lyon das schreckliche Amt, die Empörer zu strafen, ausübten, war der in ganz Europa bekannte Collot d'Herbois. Von diesem Mann habe ich in Lyon eben nichts Vorteilhaftes, doch auch nichts Nachteiliges reden hören. Aber nach meiner Rückkehr nach Deutschland habe ich erfahren, d'Herbois sei Komödiant gewesen und habe ehedem in Lyon gespielt, wo man seine elende Aktion brav ausgezischt habe. Nachher sei er Mitglied

des Nationalkonvents geworden und habe die Bestrafung der Lyoner übernommen, vorzüglich, um sich wegen des ihm auf dem Theater in dieser Stadt widerfahrenen Schimpfes zu rächen.

Ich kann nicht sagen, ob diese Theatergeschichte begründet sei, doch scheint es mir eben nicht sehr. In Lyon selbst habe ich nichts davon gehört, und dort war man eben nicht gewohnt, von den Volksrepräsentanten mit Schonung zu sprechen. Es gibt dergleichen Anekdoten mehr! So soll z. B. Robespierre ein naher Verwandter des im Jahre 1757 zu Paris hingerichteten Attentäters Franz Damiens gewesen sein und eben wegen dieser Hinrichtung die Bourbonen so sehr gehaßt haben. Es gibt überhaupt keinen Mann, der sich bei der jetzigen Revolution ausgezeichnet hat, dem man in den deutschen Zeitungen und Annalen nicht etwas anhinge. Und wenn man ja weiter nichts weiß, so sprengt man aus, General Pichegru sei doch nur eines Bauern Sohn, General Hoche ein Handwerker von Profession, General Lefebvre ein uneheliches Kind usw. Aber da Pichegru, Hoche und Lefebvre bewiesen haben, daß Bauernsöhne, Handwerker und Hurkinder große Helden werden können, welche Hochgeborene Durchlauchtigste, Hochwürdigste, Exzellente Generale zurückwerfen und besiegen, so kompromittieren solche Anekdotenkrämer am schändlichsten sich selbst und beweisen jedem denkenden Menschenforscher, daß eine alberne Plappergans weiter keine Rücksicht verdiene.

General Laporte wollte gegen das Ende des Jänner von Lyon nach Vienne, einer beinahe acht Stunden von

Lyon gelegenen Stadt. Er ließ unter den Sansculotten bekannt machen, daß er ungefähr 600 Mann nötig habe; wer mit wollte, könnte sich melden. Diese Art, zum Marsch aufzufordern, vermeidet alles Passive, und der Anführer kann auf seine Leute um so zuverlässiger rechnen, je mehr es ihr eigener Wille ist, unter ihm zu agieren.

Ich hatte zwar Lust, noch in Lyon zu bleiben, aber meine Kameraden redeten mir zu, mitzugehen, weil sie vermuteten, daß da unten, in dem verfluchten Gebirge der Aristokraten, etwas für sie zu tun sein würde. Ich ließ mich also auch einschreiben und zog nebst anderen Haufen mit einem Trupp von 150 Mann, welchen ein Kolonel führte, nach Vienne. Auch unsere 150 Mann nannten sich sogleich Bataillon de la Montagne.

Vor dem Tore befahl der Kolonel, daß am andern Morgen um 11 Uhr alle in Vienne sein müßten; er müßte erst noch zurück in die Stadt und würde schon nachkommen. Darauf ritt er zurück, und wir machten, wie es jetzt unter den marschierenden Franzosen gebräuchlich ist, truppweise vorwärts. Der anführende Offizier oder General zeigt den versammelten Leuten gewöhnlich nur den Ort ihrer Bestimmung und die Zeit, wann sie diesen erreichen sollen, an, und überläßt es ihnen, ihren Marsch dann nach ihrer Bequemlichkeit darauf einzurichten.

Wer je ein preußisches Regiment hat marschieren sehen, der müßte sich sehr gewundert haben, wenn er bei unserem Trupp einen Soldatenmarsch hätte entdecken sollen; wer aber die Preußen aus Champagne

hat ziehen sehen, der kann, was die Unordnung anbetrifft, sich so ungefähr vorstellen, wie die Ohnehosen von einem Ort zum andern wandern. Aber auch bloß nur, was die Unordnung anbelangt, denn wir waren alle nicht so siech und krank, nicht so hungrig und nicht so abgerissen, als die Preußen damals, ob wir gleich wegen der sehr verschiedenen Kleidung buntscheckig genug aussahen.

Als wir näher an Vienne kamen, erzählte ich meiner Kameradschaft, daß hier der Ort sei, wohin die alten Kaiser zu Rom die Staatsverbrecher gewiesen hätten, auch daß unter diesen Pontius Pilatus gewesen sei, der den Juden Jesus zum Tode verdammt hätte.

„Foutre," fing einer an, „hat denn der Kaiser den Pilatus verwiesen, weil er den armen Teufel hat hinrichten lassen?"

„Freilich!" erwiderte ich, ob ich gleich wußte, daß Tiberius ganz andere Ursachen dazu gehabt hatte.

„Er hatte unrecht," versetzte der Ohnehose. „Der Mosjöh Jesus hatte seine Strafe verdient, denn er hat die ganze Pfafferei gestiftet."

„Nicht doch," erwiderte ich, „die ist von herrschsüchtigen Bischöfen und Päpsten gestiftet. Jesus verabscheute sie, und es ist eine Lust, zu lesen, wie er die Pfaffen seiner Zeit, die Schriftgelehrten und Hohenpriester, wo er nur konnte, hernahm. Jesus, Brüder, war es, der es wagte, den Despotismus unter seiner Nation anzugreifen und ihr Freiheit und Gleichheit vorzupredigen. Ja, er war im eigentlichen Sinne ein

Patriarch, und — wie die Muskadins es nehmen — der erste Sansculotte, der sein Leben zur Stürzung des damaligen Despotismus hingab, und nicht einmal soviel hatte, worauf er sein Haupt hätte legen können, viel weniger — Hosen!"

„Allerliebst!" riefen mehrere. „Wenn das wahr ist, so muß er mit ins Pantheon! Es lebe der Sansculotte Jesus! Es lebe die Republik!"

„Aber höre, Kamerad!" rief mir ein anderer zu, „nicht wahr, Pilatus ist verwiesen worden, weil er den Herrn Jesus hat kreuzigen lassen? Man muß niemand quälen, der sterben soll! Guillotinieren hätte er ihn höchstens sollen, dann wäre es noch so halb und halb gewesen. Es lebe das Gesetz!"

Dieser Zug verrät immer die Anhänglichkeit, die diese sonst so rohen Leute doch für das Gesetz, das alle Martern und Unmenschlichkeiten an Verurteilten verbietet, bei all ihrer Unwissenheit zeigten.

Die Ursache, warum Laporte einen Teil der starken Lyoner Garnison weggenommen hatte, war ein Befehl des Konvents, daß man mit guter Manier die Revolutionsarmee trennen und nach den Heeren auf den Grenzen schicken sollte.

Die Bürger zu Vienne hatten an der Lyoner Rebellion keinen Anteil genommen; sie wunderten sich also gar sehr, daß man sie, wie sie meinten, exequieren wollte, und versagten unserem Trupp den Eingang, ob sie gleich das Tor nicht sperrten. Die Ohnehosen, welche auf einer großen Wiese am Rhône versammelt

standen, fluchten und schwuren hoch und teuer, daß sie eindringen und alle Muskadins morden wollten, die sich weigern würden, die braven Rächer der Republik aufzunehmen. Der Lärmen ward endlich allgemein, und Laporte hatte Mühe, die Ruhe unter ihnen herzustellen. Er ritt selbst in die Stadt und versicherte die Bürgerschaft, daß diese Einquartierung ganz und gar keine Exekution sei, und daß diese Truppen kaum drei Tage da bleiben würden. Auf diese Versicherung empfingen uns die Bürger mit Freudengeschrei, und unser Trupp kam in ein Kloster zu liegen.

„Das sind doch verfluchte Kerls, die Vienner!" sagten die Ohnehosen. „Foutre! man muß ihre Gesinnungen untersuchen!" In dieser Absicht zerstreuten sich nun fast alle in der Stadt hin und wieder, liefen in die Häuser und bekamen überall vollauf zu trinken, so daß endlich der ganze Trupp so ziemlich benebelt gegen Abend in das Kloster zurück kam. Hier gestanden sie denn, daß die Einwohner der guten Stadt Vienne rechtschaffene Citoyens, gute Patrioten und gute Jungens wären.

Wir blieben nur eine Nacht in Vienne, denn am andern Tag wurden wir beordert, abzugehen und die Straße nach Grenoble zu nehmen. Alle Ohnehosen steckten die Köpfe zusammen und fragten, was das wohl zu bedeuten habe? Aber selbst die Offiziere wußten keine Auskunft. Wir erhielten auf zwei Tage Brot, und nun: marsch! aus dem alten Vienne, wo die Straßen ebenso kotig sind, wie in der Vorstadt Glaucha zu Halle.

Fünf ganze Tage brachten wir unterwegs zu, ob-

gleich es kaum 20 Stunden von Vienne nach Grenoble sind. Wir machten aber sehr große Umwege, um Dörfer zu erreichen und da auf gut sansculottisch zu trinken, d. h. ohne zu bezahlen; denn auf den Dörfern zahlt ein echter Ohnehose nichts.

Endlich sahen wir das friedliche Grenoble vor uns. Unser Marsch war eigentlich nach der italienischen oder Alpen-Armee angelegt. Mehrere Truppen der Revolutionsarmee waren nach der Rheinarmee, andere nach der Vendee und einige nach der Pyrenäenarmee geschickt worden. Wir harrten auf die Ankunft des Generals Laporte in Grenoble, aber wir warteten vergebens. Endlich befahl der Kommissär, daß wir abziehen und unseren Weg auf dem Chemin d'Etapes nach Marseille nehmen sollten; wahrscheinlich würden wir auf Mont Dragon in Garnison kommen.

Wir gingen also ab auf den fatalsten Wegen nach Valence zu. Auf den Bergen war es immer formidabel kalt und in den Tälern gewaltig heiß, obgleich nur erst der Februar anging. Auf diesem Wege kam ich mit einem einzigen Kameraden eines Abends in ein Dorf und war willens, mit ihm in die Dorfschenke einzukehren. Allein der Sansculotte machte mich aufmerksam, daß es nicht ratsam sein würde, indem wir zu schwach wären, einen Anfall von mehreren abzuhalten, uns den Bauern bei Nachtzeit so aufs Geratewohl zu überlassen. Bis Valence hatten wir aber noch vier französische Meilen. Als wir nun überlegten, was wir machen sollten, wurde mein Kamerad den Gottesacker und die Kirche gewahr und tat den Vorschlag, hier zu übernachten. Wir gingen hin, fanden sie aber

verschlossen und hatten das Herz nicht, sie mit Gewalt zu öffnen, um die Bauern nicht zu allarmieren. Wir entschlossen uns daher kurz und gut und krochen ins Beinhaus, rüttelten uns auf den Gebeinen etwas zurecht und schliefen ziemlich gut bis zum andern Morgen.

Vorzeiten würde ich mich gefürchtet haben, eine Nacht an so einem Ort zuzubringen, aber damals galt es mir völlig gleich. Die Toten haben mir meine Freiheit gewiß auch so wenig übelgenommen, als es die Gänse übelnehmen, wenn jemand auf ihren ausgerupften Federn sich hinstreckt. Ueberbleibsel sind Ueberbleibsel: diese von außen und etwas bequemer, jene von innen und etwas hart; aber wie der Hunger das beste Gewürz der Speisen ist, so ist Müdigkeit die beste Förderung des Schlafes.

Als wir Valence verließen, war unser ganzer Trupp nur noch ungefähr 20 Mann stark, denn allerorten waren einige zurückgeblieben, nach Hause gegangen, krank geworden u. dgl. Wir begaben uns mit den Pässen, die wir hier erhalten hatten, über Montélimar und Carpentras nach Avignon.

Ungefähr im halben Februar — es mochte etwa der 12te sein — kamen wir nach Avignon, der Hauptstadt des ehemaligen päpstlichen Gebietes, und wurden wieder in ein Kloster einquartiert. Wo also vorzeiten die Hauptpropagandisten des Aberglaubens ihr Brutnest gehabt hatten, da logierten jetzt dessen Bestürmer.

Wir fanden hier viele Ohnehosen, auch einige Kriegsgefangene und Deserteure von den Piemontesen, welche Unfug über Unfug trieben.

Den zweiten Tag nach unserer Ankunft wollte ich mit einem Haufen Ohnehosen nach Marseille abgehen, aber der Kommissar war dawider. „Es ist wider das Gesetz," sagte er, „daß du als ausländischer Deserteur der Republik Kriegsdienste leistest, doch magst du zum Repräsentanten gehen, und wenn der's erlaubt, so ist mir es recht." — Ich indes hatte das Leben bei den Ohnehosen längst satt und wollte also lieber ohne Dienst für mich leben, trennte mich daher von meinen Kameraden.

Der päpstliche Palast zu Avignon steht auf einem Berge und sieht einem Zwingherrensitz aus den Zeiten des Faustrechts ähnlicher als einer Wohnung des Oberpriesters der Friedensreligion. Es ist ein solides mit hohen Türmen versehenes altes Gebäude. Ehedem bewohnte es der päpstliche Legat, doch stand der größte Teil der Zimmer leer. Bei der Revolution hat das Feuer in diesen heiligen Mauern vieles beschädigt, und als ich sie sah, waren sie der Aufenthalt des liederlichsten Gesindels, welches der Maire von Avignon aus der Stadt in die päpstliche Burg verwiesen hatte. Die schamlosesten Huren aus der ganzen Gegend trieben da also ungescheut ihr schmutziges Gewerbe, wo ehedem der Statthalter Christi gewohnt hatte! Ein seltsamer Wechsel der menschlichen Dinge!

Da die Bürger zu Avignon sich dem Papste entzogen hatten, so zernichteten sie auch alles, was an dessen Regierung erinnern konnte. Der Thron, worauf die alten Päpste gesessen, wurde vom Pöbel zerschlagen, ihre Grabmäler gänzlich zerstört und ihre Knochenreste

hingeschmissen. Die vortrefflichen Gemälde * und die Inschriften, wovon die Reiseschreiber so viel berichten, sind alle nicht mehr. Auch hier sind die Franzosen ihrem Grundsatz treu geblieben: daß man alle Symbole der politischen und religiösen Tyrannei zernichten müsse, gesetzt auch, man müßte die größten Meisterstücke mitzernichten, wenn man anders die von dieser und jener Tyrannei herkommenden Uebel aus der Wurzel heilen wolle.

Es ist wohl keine Stadt in ganz Frankreich, wo nach Verhältnis der Größe mehr Kirchen und Klöster sind, als in Avignon. Von weitem sieht die Stadt aus, als wären lauter Kirchen darin, wegen der vielen hervorragenden Türme. Aber schon zu meiner Zeit fing man an, Kirchen, Türme und Klöster einzureißen, und Avignon sieht ohne Zweifel jetzt nicht mehr so betürmt aus, als vorher.

Es gibt in Avignon viele Juden, denen aber der öffentliche Gottesdienst auch verboten ist, und die gleich den Christen mit ins Feld ziehen müssen. Vorzeiten wurden diese Leute hier sehr bedrückt und durften des Abends nach acht Uhr nicht ausgehen, oder jeder Christ hatte das Recht, sie auf alle mögliche Art zu mißhandeln. Wenn ein Jude gehenkt wurde, so hatten sie ihren eigenen Galgen jenseits des Rhône, denn die Regierung hatte den Grundsatz, daß es sich für einen

* Nach Zeitungsmeldungen sind 1906, nachdem die Garnison aus dem Palast der Päpste, der zuletzt als Kaserne diente, verlegt worden war, die Bilder unter einer dicken Schicht Tünche entdeckt worden. P.

Galgenchristen nicht schicke, neben einem Galgenjuden an einem und demselben Galgen zu hängen. Jetzt sind aber alle Galgen, Räder und Rabensteine in ganz Frankreich abgeschafft.

Als ich vom Kommissär zurückkam, der mich an den Repräsentanten gewiesen hatte, ging ich, noch ungewiß, was ich tun sollte, in ein Weinhaus und wechselte da im stillen, weil das nicht gut öffentlich anging, einen halben Karolin gegen Papier. Der Wirt, welcher mir gewogen ward, weil ich ihm bares Geld brachte, rühmte mich öffentlich in der Stube gegen seine Gäste als einen braven Mann, ob er mich gleich selbst erst seit einer Minute kannte. Die Gäste unterhielten sich mit mir, und ich erzählte ihnen manches meiner Abenteuer, welches ihnen zu gefallen schien. Unter anderen war ein Grobschmied da, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, namens Neulot, der mehr als die übrigen sich mit mir einließ und endlich mir sein Haus anbot, wo ich, solange ich in Avignon bliebe, wohnen könnte. Ich nahm dieses Anerbieten mit Freuden an und zog gleich den folgenden Tag bei Neulot ein, welcher unweit des Rhône sein Haus hatte.

Er mißbilligte meinen Vorsatz, mit den Ohnehosen weiter herumzuziehen, und öffnete mir über sie die Augen merklich. „Die Armée révolutionnaire ist eine Rute," sagte er, „womit die Rebellen gezüchtigt werden mußten. Da aber die Rebellion jetzt ein Ende hat, so darf diese Armee nicht weiter existieren, die nur Unordnung verbreiten würde." Er bewies mir hierauf, daß ich wohl tun würde, wenn ich mich ganz ruhig

verhielte und dasjenige annähme, was die Republik den fremden Gefangenen und Deserteuren bestimmt hätte. — Neulot hatte recht; ich meldete also dem Kommissär meinen Entschluß, für mich zu bleiben, und von diesem Tage an erhielt ich täglich $1^1/_2$ Pfund Brot und 10 Sous an Geld, nebst noch 2 Sous fürs Quartier, da ich bei einem Bürger und nicht in einem Nationalgebäude wohnte.

Neulot ließ mich täglich mit sich essen und nahm mich fast alle Abende mit ins Weinhaus, wo ich unter dem Namen »Grand Prussan« sehr bekannt war.

Ich half meinem Neulot fleißig in seiner Schmiede, zog den Balg und schlug auch mit zu, wenn er grobes Eisen schmiedete. Das gefiel ihm und seiner Frau, und diese machte mir, um mir ihren Dank zu zeigen, oft warmen Wein, woran die Leute sehr gewöhnt sind, ob sie ihn gleich durch das Wärmen verschlimmern.

Zu Villeneuve, jenseits des Rhône, bin ich auch einigemal mit meinem Neulot gewesen und kriegte hier einmal einen heftigen Zank über die Frage, ob der Adel schon an sich ein Verbrechen sei und ob man jeden, der adlig sei, für einen Feind der Republik halten könne. Mein Gegner behauptete diesen Satz gerade hin, ich aber beschränkte denselben sehr. Als wir nicht einig werden konnten, stand er endlich auf mit den Worten:

„Citoyen, es scheint, daß auch du ein — Edelmann bist. In Deutschland soll so unter einem jeden Strohdach ein solches Insekt hausen; du bist also wohl auch einer von diesen sacrés mâtins."

Und dahin ging er.

Nachdem ich ungefähr neun Tage in Avignon zugebracht hatte, wurde eine große Anzahl kriegsgefangener Piemontesen daselbst eingebracht. Unter diesen waren viele Deutsche, auch ein Landsmann von mir. Dieser Mensch erzählte mir soviel Gutes und Rühmliches von dem Heldenheer Seiner Majestät von Sardinien, den Robespierre den petit roi Sarde nannte, daß ich leicht einsah, dieses Heer würde in alle Ewigkeit gegen die Franzosen nichts ausrichten, wie es denn auch nichts ausgerichtet hat.

Gleich den anderen Tag gingen einige Piemontesen nach Mirabel, einem ehemals päpstlichen Schlosse auf einem Berge, eine starke Stunde von Avignon, wo ich auch schon gewesen war und wo man Wein haben konnte. Als sie sich vollgesoffen hatten, gingen sie fort, kehrten aber zurück, als es finster war, plünderten den Wirt rein aus, füllten ihre Brotbeutel mit Speck, Brot und Weinflaschen und flüchteten sich in die Gebirge, um nach der Schweiz oder nach Italien zu entwischen. Aber einige Gendarmen hielten sie an und brachten sie zurück; sie wurden sofort auf vier Monate eingesteckt.

Der Repräsentant befahl nun, daß man alle Kriegsgefangenen und Ausländer weiter ins Innere von Frankreich bringen sollte, um sie von der zu nahen Grenze mehr zu entfernen.

Die Gefangenen sollten nach Toulouse gebracht werden, und der Kommissär wollte mich mit dahin schicken. „In Toulouse findest du auch Preußen," sagte er; aber ich wußte, daß nur Spanier und Sardinier da waren. Auch hatte ich keine Lust, mit den Piemon-

tesen zu gehen, in deren Gesellschaft es mir gar nicht gefiel. Ich stellte also dem Kommissar vor, daß mich Hauptmann Landrin, dessen Zeugnis ich ihm vorwies, deswegen nach Mâcon empfohlen hätte, damit ich Dienste bei der Republik haben könnte. Da nun dieses nicht anginge und ich mich selbst von den Ohnehosen getrennt hätte, so wäre es doch billig, daß er mich wieder zu meinen alten Kameraden gehen ließe.

„Du hast recht," erwiderte der Kommissar. „Du wirst ohne Zweifel deine Preußen in Mâcon oder in Langres oder in Dijon oder da herum treffen; in Lyon kannst du das Nähere hören, und dahin will ich dir einen Paß geben."

Das geschah.

Mein ehrlicher Grobschmied war mit meiner Abreise nicht zufrieden. Da ich einige Kenntnisse vom Gartenbau hatte, so meinte er, ich könnte in Avignon ganz gut fortkommen, wenn ich nur gärtnern wollte, und dürfte nicht wie ein Landstreicher herumfahren. Aber meines Bleibens war nicht mehr.

Ich brachte die letzte Nacht in Gesellschaft meines Wirtes und einiger anderer Bekannter in der Weinschenke zu und ging früh mit einem schweren Tornister, den mir die Wirtin mit Speck, Brot, Oliven und einer Branntweinflasche gefüllt hatte, betrübt, eine Stadt zu verlassen, wo mir es gut gegangen war, wieder auf die Wanderschaft.

Siebzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Lyon. — Wirtshausstreit. — Duell und Verwundung. — Edelmütige Fürsorge meines Gegners. — Im Hospital zu Dijon. — Ich werde Dolmetscher für den Oberarzt. — Ich werde Unterkrankenwärter. — Meine Verrichtungen als solcher. — Die Grabsteine der Nonnen. — Der Saal der Krätzigen. — Ich nehme meinen Abschied als Krankenwärter.

Zu Ende des Februar kam ich nach Lyon zurück und hörte vom Kommissär, daß ich weiter müßte, es stände mir aber frei, wohin ich wollte; sein Rat wäre indes, ich ginge nach Dijon in Burgund, denn da gäbe es sehr viele Deutsche, und außerdem wäre Dijon der wohlfeilste Ort weit und breit. Ich versprach, mich zu besinnen, und bat ihn, er möge mich ausruhen lassen, was er auch gestattete. Seine Frau bemerkte, daß meine Schuhe abgerissen waren, und bewog ihn, mir ein Paar neue zu geben.

In Lyon, oder wie es damals noch hieß, in Commune affranchie, hatten die scheußlichsten Exekutionen jetzt aufgehört, denn alle die waren gefallen, welche sich des Verbrechens der Rebellion schuldig gemacht hatten. Man hat die Anzahl der hier Hingerichteten sehr verschieden angegeben, man kann aber immer annehmen, daß sie sich zum mindesten auf 1700 belaufen habe.

Lyon hat nach dem Sturz der Jakobiner seinen alten Namen wieder erhalten, sowie auch Toulon und Marseille. Dieses letztere hatte den schnurrigen Namen: Sansnom.

Ich fand in Lyon einige von den Ohnehosen, welche

ich vor ein paar Wochen hier gekannt hatte; sie wunderten sich sehr, daß ich zurückkäme. Ich erzählte ihnen meine ganze Begebenheit, und da meinten sie, es könne nicht fehlen, es würden gewiß wieder foutus muscadins rebellieren und zu Paaren getrieben werden müssen. Dann sollte ich nur auch kommen; ich könnte Offizier werden.

Ich ging mit einigen Ohnehosen abends in eine Schenke, an einem Dekadentage. Aber noch jetzt wünsche ich, ich wäre damals nicht gegangen; denn ich habe die bösen Folgen dieses Ganges über zwei Jahre an meinem Körper gefühlt.

In dem Weinhaus waren mehrere Ohnehosen und andere Leute, welche sich, wie damals gewöhnlich, mit den Historien des Tages unterhielten und eben die Zeitung gelesen hatten, worin die Fortschritte der republikanischen Waffen beschrieben waren. Sie waren alle munter und tranken auf nichts als auf das Wohlsein der Republik. Ich mischte mich in ihr Gespräch und machte meine Sache so gut, daß sie mir das Zeugnis gaben, ich sei trotz meiner deutschen Geburt würdig, ein Citoyen français zu sein und die Waffen der Freiheit zu führen.

Unter anderen war ein gewisser Offizier da, ich glaube, er hieß Lasalle*, der mir stark zutrank, auch selbst schon einen derben Rausch weghatte, und mitunter gewaltig auf die Feinde der Republik loszog, denen er nichts als Tod und Verderben prophezeite.

* Es ist nach Holzhausens Feststellung der später berühmte Reiterführer Lasalle gewesen, der bei Wagram fiel. P.

Ich ließ ihn immer reden und widersprach erst, als er anfing, die fremden Soldaten als feige Memmen und Hundsfötter darzustellen. Da aber konnte ich mich nicht mehr halten und sagte ihm gerade heraus: wer so räsonnierte, habe noch keinen Preußen gesehen, das seien auch Männer, so gut wie die Franzosen.

Er: Das ist nicht wahr; die Deutschen sind Tyrannensklaven, so gut als die Spanier, die Holländer und die Piemontesen.

Ich: Gut, aber laß sie für ihre Freiheit, für ihr Vaterland erst einmal auftreten, und du sollst sehen, daß sie ihren Mann stellen.

Er: Aber nur nicht wie die Franzosen. Foutre! Die Deutschen sind Memmen und lassen sich von ihren Fürsten treiben und verkaufen wie das Schlachtvieh.

Ich: Citoyen, hole mich der Teufel — wenn ich mich jetzt nicht zu den Fremden rechnen müßte — —

Er (hitzig): Nun, was willst du damit sagen, Citoyen?

Ich: Ich würde dir das Maul stopfen und den Mut der Deutschen verteidigen.

Er (sehr lebhaft): Nun wohl, verteidige ihn!

Ich: Ich habe keinen Degen.

Er: Da sieht man's! Weil du keinen Degen hast, so willst du uns weismachen, du hättest Courage, dich mit mir zu messen. Geh, trink und halt das Maul!

Einer aus der Gesellschaft: Sacré mâtin, höre, ich will dir nur sagen, daß du gleich gehen und Degen holen mußt! Wenn alsdann der Fremde keinen Mut hat, sich mit dir zu schlagen, so hast du recht;

wenn du aber keine Degen holst, so halte ich dich für einen Zänker, der sich nicht getraut, seine Händel auszumachen. Verstehst du mich?

Er (aufstehend): Sollen gleich welche da sein, nur ein wenig Geduld!

Er ging fort, und ich erwartete ihn ohne Furcht zurück. Vielleicht trug der Wein, der damals meinen Kopf beherrschte, das Seinige nicht wenig bei, daß ich meinen Mann so unbefangen erwartete. Endlich nach einer halben Stunde kam er und brachte zwei Degen von gleicher Länge, woraus er mich einen wählen hieß. Ich nahm den ersten besten, und ohne weiter zu bramarbasieren, sogar ohne Sekundanten, welche überhaupt in Frankreich nicht Mode sind, gingen wir hinter das Haus in den Mondschein und fingen an, aufeinander einzufechten. Mein Gegner war geschickter als ich, und beim dritten oder vierten Ausfall stieß er mich vorn in die Brust, daß ich rücklings zu Boden fiel und alles Besinnen verlor.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich schon in der Wirtsstube auf einem Lehnsessel. Meine Kleider und sogar mein Hemd waren ausgezogen, meine Wunde gewaschen und mit einem großen Stück Schwamm bedeckt, doch lief das Blut noch immerfort in meine langen Hosen.

Endlich kam der Chirurgus, den mein Gegner herbeigeholt hatte, untersuchte die Wunde und verband mich mit dem ausdrücklichen Befehl, mich in ein Bett zu legen und ruhig zu bleiben; früh wollte er wieder kommen. Mein Gegner versicherte ihn, daß er mich im Hause der Bürgerin — ihr Name ist mir ent-

fallen — unweit dem Wirtshaus finden würde, und bat ihn sehr, ja früh wiederzukommen; er wolle alles bezahlen. Ich wurde wirklich von vier Franzosen, wobei der Offizier, der mich verwundet hatte, selbst war, in ein Bürgerhaus gebracht und in ein recht gutes Bett hingelegt.

Ich will mein Duell in Lyon ganz und gar nicht entschuldigen und bekenne gern, daß es sich niemals zugetragen hätte, wenn mein Kopf durch den Trunk nicht heroisch geworden wäre. Ich hatte gar keinen Beruf, die Tapferkeit der Deutschen in einem Lande zu verteidigen, wo ich die Ehre der Könige nicht hätte um alles verteidigen mögen; denn auf Apologien dieser Art stand damals der Tod.

Den andern Tag früh war der Chirurgus wieder da, untersuchte abermals die Wunde und sagte, sie sei nicht gefährlich; wäre sie aber nur etwas tiefer gegangen, so wäre ich foutu. Der gute Mann hat sich sehr viel Mühe mit mir gegeben.

Meine Wirtin war eine recht brave Frau, die mich sehr bedauerte und alles tat, was ich nur begehrte; sie gab mir sogar Wein zu trinken, ob es gleich der Wundarzt aufs strengste verboten hatte. Der Offizier besuchte mich recht fleißig und brachte immer gute Freunde mit, denen er versicherte, ich sei ein braver Kerl, habe Courage wie ein Franzose; fechten müsse ich nur noch lernen, dann dürfe kein sacré mâtin mir mehr zu nahe kommen. Dann bedauerte er, daß er mit mir Händel angefangen hätte, schob alle Schuld auf den Wein, und ich vergab ihm nicht nur, sondern freute mich noch — warum, weiß ich selbst nicht —,

daß ich mich mit einem Ohnehosen geschlagen hatte. Man ist zuweilen recht kindisch sonderbar!

Meine Wunde besserte sich zusehends, und schon am vierten oder fünften Tage konnte ich außer Bette sein und herumgehen, aber daß ich das Haus verließ, wollte der Arzt durchaus nicht zugeben. Die Zeit ward mir aber sehr lang, denn meine meiste, angenehmste und nützlichste Beschäftigung in Frankreich war, alle öffentlichen Häuser zu besuchen und da den Debatten der Leute zuzuhören, oder die angeschlagenen Zettel an den Ecken der Straßen zu lesen, oder in Weinschenken mich mit Leuten von Kopf zu unterhalten, um das jetzige Frankreich so viel wie möglich kennen zu lernen, auch die Maschinerie genau zu erforschen, wodurch es das geworden ist, was es jetzt ist. Diese Art von psychologisch-politischem Studium trieb ich von Ort zu Ort, verglich meine Ausbeute mit der Geschichte und fand dabei soviel Unterhaltung, daß es mir zum Bedürfnis geworden war. Dieses Bedürfnis konnte ich jetzt nicht befriedigen, und meine Wirtin, eine Witfrau, ging oft weg und ließ mich allein; und wenn sie auch da war, so wußte sie doch wenig zu erzählen.

Nach ungefähr 10 oder 12 Tagen entschloß ich mich, Lyon zu verlassen; meine Freunde, die Ohnehosen, versicherten mich, solche Wunden heilten von selbst, wenn man nur Pflaster darauf legte. Die Wirtin begehrte auch, daß ich aufs Hospital gehen sollte, weil sie befürchtete, mein Aufenthalt in ihrem Hause möchte ihr Ungelegenheit zuziehen. Ich entdeckte meinen Vorsatz dem Arzt, der ihn aber stracks verwarf und mir riet,

mich im Lazarett vollends kurieren zu lassen. Der Mann hatte recht und ich sehr unrecht, daß ich ihm nicht folgte.

Mein Gegner wollte mich zwar ins Hospital bringen, aber bei dem allen schien es mir doch, daß er lieber sehen möchte, wenn ich mich abführte, denn Duelle waren damals eigentlich verboten. Der Tag zu meiner Abreise wurde also bestimmt. Der Offizier schenkte mir ein Hemd und ein paar Strümpfe — die meinigen hatte ich längst im Gebirge des Dauphiné weggeschmissen — dann nahm er meine Schreibtafel und steckte 60 Livres Papier hinein. Meinen Namen schrieb er sich sorgfältig auf, und versicherte mich, daß er, wo er mich finden würde, alles Mögliche zu meinem Vergnügen tun wollte. Gern, setzte er hinzu, gäbe er mir mehr Assignate, aber die 60 Livres seien alles, was er habe; er habe sie sogar selbst borgen müssen. — Ich habe über diesen Mann niemals böse sein können und schied mit Tränen von ihm.

Ich brachte zwei Tage zu, um nach Mâcon zu kommen. Den ersten Tag ging's frischweg; es war das herrlichste Wetter. Aber am andern Tag hatte ich große Mühe, mich hinzuschleppen. Meine Wunde schmerzte mich sehr, und bei jedem Schritt fühlte ich die schrecklichsten Stiche. Ich kehrte oft in die Dörfer ein, wo mich die Leute beklagten und mir immer Wein geben wollten. Aber ich dankte. In Mâcon meldete ich mich beim Kommissar, der mir zwar auf einen Tag Quartier gab, mich aber in kein Spital bringen konnte, weil dort damals keins war. Er sorgte aber

dafür, daß ich auf einem republikanischen Wägelchen, d. i. auf einem zweiräderigen Karren, der mit einer leinenen Plane bedeckt ist, nach Dijon gefahren wurde.

Zu Dijon brachte man mich in das Hospital Chailler, das im ehemaligen Karmelitinnenkloster angelegt ist. Ich erhielt in einem großen Saal ein recht gutes Bett, und der Doktor Antoine nebst den Feldscherern gab sich alle Mühe, mich herzustellen, und wenn meine Brustwunde damals nicht geheilt ist, so war es lediglich meine Schuld und nicht die der französischen Chirurgen.

Ich hatte ein starkes Fieber, und der Arzt hielt dafür, daß es von übler Lebensart u. dgl. herkäme; ich zeigte ihm meine Wunde, er schüttelte den Kopf sehr und befahl dem Oberchirurgus, allen Fleiß anzuwenden, daß dieser Fehler bald verbessert werde. Aber der Chirurgus machte mir alle Tage einen Wicken hinein. Da, wie es recht und billig ist, mehr eine angemessene Diät und genaue Wartung die Hauptsache der Kur bei den Franzosen jetzt ausmacht, so erhielt ich nur wenig Arznei, und diese bestand meistens in einem Tränkchen.

In Dijon lagen damals, im März 1794, wenigstens 5000 Deserteure und gewiß 6 bis 7000 Kriegsgefangene, womit die weitläufigen Klöster der ci-devant Benediktiner, Bernardinessen, Norbertiner, und der adligen Damen Unserer lieben Frau zu St. Julian gefüllt waren. Im Hôpital Chailler waren viele ausländische Kranke, die aber unter den Franzosen herumlagen und in jeder Hinsicht ihnen gleich gehalten wurden. Das einzige Uebel für sie war, daß der Arzt mit

den meisten nicht reden konnte und sich also bloß mit äußeren Anzeigen behelfen mußte. Als ich wieder herumgehen konnte, nahm ich mir die Freiheit, im Namen eines anderen Deutschen dem Doktor Antoine etwas anzuzeigen. Antoine sah mich groß an: „Du kannst also Deutsch?“ — „O ja, ich bin ja ein Deutscher.“ — „Eh bravo!“ rief er, „darf ich dich bitten, mich bei meinen Besuchen zu begleiten? Ich will dir jedesmal 20 Sous geben.“ Ich versicherte ihn, daß ich ihn allemal herzlich gern begleiten wollte, mir aber seine 20 Sous verbitten müßte; er habe mir in meiner traurigen Lage ja so hilfreiche Hand geboten, und so sei es meine Pflicht, ihm wieder zu dienen.

Von diesem Tage an ging ich alle Morgen um 7 Uhr mit dem Doktor bei allen gefährlich kranken Deutschen herum, erklärte ihnen seine Fragen und ihm hernach ihre Antworten. Antoine war sehr zufrieden mit mir und verdoppelte seinen Fleiß, meine Gesundheit völlig wiederherzustellen. Weil ich durchaus seine Assignaten nicht nehmen wollte, so sprach er mit dem Dépensier, daß er mir täglich eine Flasche Wein geben sollte, außer dem Becher, welchen ich ohnehin alle Tage zweimal bekam, riet mir aber, sparsam zu trinken.

Meine Wunde auf der Brust wurde vom Feldscherer besorgt, und dieser versicherte mich, daß sie bald völlig kuriert sein würde. Aber er wurde um diese Zeit selbst krank, und nun kam ein anderer, welchem ich meinen Schaden nicht entdeckte, weil ich hoffte, ihn mit Pflastern selbst heilen zu können, denn ich konnte es durchaus nicht leiden, daß man mir alle Tage Wicken hineinbrachte.

Als ich so ziemlich wiederhergestellt war, sagte ich zum Doktor, daß ich nun bald hinausgehen würde. Er wollte mich aber nicht missen und machte mir den Vorschlag, daß ich mich als Unterkrankenwärter am Spital solle anstellen lassen. Dies nahm ich mit Freuden an.

Meine Leser haben mich nun schon in so verschiedenen Lagen gesehen: als Schüler, Student, Kandidaten, Vikarius, Jäger, Lehrer am Hallischen Waisenhaus, Magister, Soldaten, Emissär und Sansculotte, daß ich auch auf ihr Interesse hoffe, wenn sie mich jetzt als Infirmier subalterne erblicken. Da sah ich denn wieder einmal anders aus, denn ich trug die Uniform, d. h. eine schwärzliche Jacke mit gelben Knöpfen, ein Paar lange Hosen oder ein Pantalon und eine blaue Nationalmütze mit rotem Rand, der oben weiß eingefaßt war; außerdem hatte ich noch eine weiße Leinenschürze vor.

Ich war auf dem Saal La Montagne angestellt und hatte 14 Kranke zu besorgen, meist Deutsche. Meine Verrichtungen waren einfach und alle Tage sich gleich.

Früh um 5 Uhr machte ich mich an die Arbeit, kehrte meinen Saal aus, öffnete die Fenster, reinigte die Nachtgeschirre, welche den Tag über nicht im Zimmer bleiben durften, brachte die Betten in Ordnung und holte dann Holz, um den Tag über das Feuer im Kamin zu erhalten. Um 7 Uhr kam der Doktor, welchem ich vom Befinden der Kranken Nachricht gab. Um 9 Uhr holte ich die für jeden Kranken bestimmte Tisane, und um 10 Uhr auf den Schlag ging ich in

die Küche, um das Essen heraufzuholen und den Kranken auszuteilen. Nachher aß ich selbst auf meiner Stube oder ging aus, in einer Schenke zu essen.

Nachmittags um vier Uhr wurde das Essen wieder ausgeteilt, und alsdann mußten alle Betten frisch gemacht werden. Sobald es finster ward, wurden die Lampen oder Reverbères angesteckt, welche die ganze Nacht durch brennen mußten.

Außer seinem Saal und der Küche hat der Krankenwärter nichts zu besorgen; denn für das übrige sind andere Personen angestellt. Unter meinen Verrichtungen war mir keine lästig, als das Klystieren und das Wegbringen der Toten. Jenes muß jeder Krankenwärter vom Chirurgus lernen und dann nach des Arztes Vorschrift vornehmen. Diese Arbeit habe ich niemals gerne getan. Ebenso lästig war mir das Wegschaffen der Leichen, welche allemal von zwei Krankenwärtern in den Garten herabgetragen werden mußten, nachdem man sie ganz entkleidet und in alte Betttücher gewickelt hat. Doch ich wußte einmal, daß dieses sein mußte, und da ich mich dazu verstanden hatte, so gewöhnte ich mich auch daran.

Für diese Verrichtungen erhielt ich erstlich jeden Monat 69 Livres, folglich jeden Tag 2 Livres 6 Sous. Sodann hatte ich täglich 2 Pfund recht gutes Brot, ein Pfund Fleisch, zwei große Becher Wein und soviel Fleischbrühe als ich wollte. Daher holte ich mir in der Apotheke soviel Tisane und von welcher Gattung ich nur verlangte. Mein Trunk war gewöhnlich die Limonade minerale, wie man sie nannte, ein ganz treffliches Getränk. Ich hatte außerdem ein recht gutes

Bett und durfte mein Hemd wechseln, so oft es mir beliebte, denn ich konnte mir ja nur im Magazin eins holen.

Was nach der Austeilung der Speisen übrig blieb, fiel den vier Krankenwärtern zu. Da allemal einige Flaschen Wein, oft drei, vier und mehr Portionen Brot und Fleisch übrig blieben, so wurde dies zusammengetragen und unter sie verteilt. Die andern waren in der Stadt angesessen und verheiratet; ich überließ ihnen daher meinen Anteil an Brot, Fleisch und Gemüse und ließ mir den Wein geben. Auf diese Art war uns allen geholfen; ich trank den Wein gerne, denn es war alter guter Burgunder, und meine Kameraden hatten was für ihre Familien.

Es gefiel mir auf dem Spital recht gut, die Langeweile aber fand sich endlich bei mir ein, da ich nur selten ausging; es war mir angenehm, daß ich endlich eine Leihbibliothek (Cabinet de littérature) entdeckte, wo ich für 2 Livres monatliche Vorausbezahlung Bücher in Menge haben konnte.

So oft ich auf den Abtritt ging, mußte ich allemal lachen. Es war ein sehr geräumiges Gemach, das, wie übrigens noch mehrere im Spital, mit breiten Steinen belegt war. Diese Steine waren vorher Grabsteine der ehemaligen Bewohnerinnen des Klosters gewesen, und die schnakischen Leute hatten sie so angebracht, daß man im Sitzen die völlige Grabschrift lesen konnte. So stand z. B. auf einem Steine des Abtrittpflasters: „Hier liegt Schwester Anna Olympia, geborene Gräfin von Morbihan, ihres Alters 42, ihrer Profession 26 Jahre"; „Hier liegt Schwester Clara

Rosalia, geborene Baronesse von Lamey, ihres Alters 69, ihrer Profession 50 Jahre“ usw. Es ist doch eine seltsame Sache um eine Revolution; sogar die Grabsteine der heiligen Nonnen werden auf die Abtritte gelegt.

Es läßt sich leicht der Schluß ziehen, daß ich als Krankenwärter im Hospital zu Dijon nichts weniger als unglücklich war. Ich lebte ordentlich, hatte an nichts Mangel und einen Posten, wobei ich wenigstens ein nützliches Glied der Gesellschaft war, denn ich diente meinen Mitmenschen wirklich und vielleicht mehr als mancher Professor der Theologie. — Aber ich weiß es nicht zu sagen, es fehlte mir immer was, und ich war in einsamen Stunden oft unzufrieden, ohne daß ich wußte, warum. Bisher war ich immer in gewaltsamen Veränderungen gewesen, und meine ganze Seele war schartig geworden, sie konnte sich daher nicht so recht in die ruhige, stille Lebensart eines Krankenwärters finden.

Ich hatte mit einigen Offizieren von den gefangenen Preußen, Oesterreichern und Hannoveranern Bekanntschaft gemacht, besuchte sie oft in den zwei Klöstern, wo sie einquartiert waren, und genoß manchen Beweis ihrer Freundschaft. Als ich eines Tages bei ihnen etwas über das Unangenehme meiner Lage merken ließ, so erklärten sich mehrere gegenwärtige Offiziere, daß sie, wenn ich das Spital verlassen wollte, gleich Unterricht im Französischen bei mir nehmen würden, wobei ich wenigstens monatlich 90 Livres verdienen könnte. Auch dürfte ich die unschickliche Arbeit

auf dem Spital dann nicht mehr tun und würde unabhängiger und freier.

Ich dachte über diesen Vorschlag nach, wollte aber noch nichts entscheiden und blieb immer Spitalwärter. Endlich ward der bisherige, mir sehr wohlgesinnte Oberchirurg krank, und ein anderer erhielt die höchste Aufsicht, mit dem ich mich nicht gut stand, wenngleich er nicht wirklich schlimm war; aber ich hatte mehrmals unziemlich über ihn gesprochen, und um sich zu rächen, versetzte er mich auf den Saal Egalité, wo die Krätzigen lagen.

Das verdroß mich sehr, aber ich mußte schon zufrieden sein, weil solche Anordnungen lediglich vom Oberchirurgus, oder wie die Franzosen sagen Major, abhängen, und weil es mir als einem der jüngsten Krankenwärter zukam, die Krätzigen zu warten; denn da diese die wenigste Wartung bedürfen und der Wärter nicht einmal ihr Bett machen darf, so überläßt man ihre Pflege den Neulingen unter den Wärtern.

Ich blieb indessen noch einen ganzen Monat auf Egalité und forderte meinen Abschied erst zu Ende des Prairials. Der Direktor gab ihn mir ungern, tat es aber, als ich darauf bestand; obendrein erteilte er mir ein gutes Zeugnis, welches nachher bei der Inquisition révolutionnaire in Mâcon geblieben ist.

Achtzehntes Kapitel.

Ich werde Sprachlehrer. — Der Kommandant Belin. — Vorzüge der französischen Rechtspflege — Mißlungener Fluchtversuch. — Die Wegschaffung der Guillotinen von den öffentlichen Plätzen. — Unbesonnener Brief an Dentzel in Paris. — Verhaftung. — Rachsüchtige Pläne gegen Dentzel. — Die Conciergerie zu Dijon. — Mein Prozeß wegen Hochverrats. — Transportierung nach Mâcon. — Gefährliche Verhöre — Todesfurcht trotz aller Philosophie. — Freisprechung. — Vierundzwanzig Livres für die Angst.

Ich fing nun also meine Stunden mit den fremden Offizieren an; ich hatte neun Scholaren, für jede Lektion erhielt ich $7^1/_2$ Sous, folglich verdiente ich monatlich 101 Livres 5 Sous, wofür ich in Dijon recht gut leben konnte, um so eher, da mir die Nation ohnehin mein Brot und täglich 10 Sous Geld gab.

Ich logierte in der Kaserne der Deserteure, wo mir der Kommandant Belin ein ziemlich gutes Bett gegeben hatte. Die meisten Deserteure waren ausgemachte Schurken, mit denen man gar nicht zurecht kommen konnte. Ich hielt es unter dieser infamen Bande nicht lange aus und suchte mir daher ein Quartier in der Stadt, wo ich zwar täglich 4 Sous für Kammer und Bett zahlen mußte, aber nun auch bequem und artig wohnte.

Der Kommandant Belin konnte mich, wie ich öfter merkte, gut leiden; er war seines Gewerbes ein Eisenhändler und ein Mann von einigen Kenntnissen. Ich erhielt von ihm, was ich wollte, und mehr als einmal gab er mir Papiergeld. Er meinte, wenn alle Deserteure wären wie ich, so wollte er mit Freuden jedem alle Woche eine Bouteille Wein geben.

Ich habe meine Zeit so ziemlich vergnügt in Dijon zugebracht; wenn ich mit meinen Lektionen fertig war, ging ich in die Weinschenke. Da ich schon vorher mit vielen Bürgern aus der Stadt bekannt war, so mehrten sich meine Bekanntschaften immer, und da ich fleißig mitschwadronierte, so war ich wohl gelitten. Sehr oft wurde ich von den Gästen in die Weinschenken gerufen, um mit diesem und jenem eine Flasche zu leeren; denn es ist dem Franzosen unmöglich, allein zu trinken, er muß schlechterdings einen Gesellschafter haben, der mit ihm plaudere und trinke.

Fleißig habe ich auch die Gerichtsplätze besucht, wohin jeder gehen und alles mit anhören darf. Die Ursache der schnellen Justiz in Frankreich liegt wohl nicht an den Gesetzen allein. Diese sind zwar sehr deutlich und bestimmt, und es kostet kein Kopfzerbrechen, sie zu verstehen. Aber diesen Vorzug haben die Gesetze in einigen Ländern auch. Aber in Frankreich gilt der hohe Grundsatz der Gleichheit, nach welchem jeder Mensch in Rücksicht auf Gesetz und Recht so gut ist als jeder andere: folglich kann und darf da keine Person angesehen werden. Aber in Deutschland — du lieber Gott, da kann mancher zugleich Kläger und Zeuge sein, da fragt man erst, wer er ist. Und ist der Beklagte ein Mann von Einfluß, ein reicher, vornehmer Herr, so verliert er seinen Prozeß gewiß nicht.

Eine andere Hauptursache der schnellen Justizpflege in Frankreich ist, daß keine Advokaten da sind, welche für Geld verteidigen. Denn Geld bekommt da kein Anwalt, und für einen Vortrag oder für eine Verteidigung oder Verantwortung darf niemand nichts

nehmen, oder er würde sich und seinen Zivismus äußerst verdächtig und verhaßt machen.

Drittens gibt es auch keine Sporteln; denn das Recht wird nicht verkauft. Daher haben denn auch die Richter und Anwälte keinen Vorteil davon, wenn sie den Prozeß in die Länge ziehen; je eher er ausgeht, desto eher sind sie dieser Last überhoben. Diäten u. dgl. werden ganz und gar nicht gutgetan. Bei uns ist das ganz anders!

Und endlich — was die Hauptursache der besseren Rechtspflege bei den Franzosen ist — jeder Bürger, welcher mit bei Gerichte sitzt, hat alle nur mögliche und höchste Ursache, das Recht ja nicht zu beugen und nur nach dem Gesetz und seiner besseren Einsicht zu sprechen. Denn er ist ja gar nicht lange Richter; es gibt solche Aemter, welche nur ein halbes Jahr währen, wenige dauern zwei Jahre. Da er also befürchten muß, daß man alsdann die Rechtssache abermals vornehme und ihm, wenn man beweisen könnte, daß er das Recht gebeugt, die gefährlichsten Händel zu Halse ziehen möchte, so ist es ebensosehr sein Vorteil als seine Pflicht, sich zu hüten und nur so zu sprechen, wie es die Vernunft nach dem Spruch des Gesetzes fordert.

Man entdeckt gar bald, welcher Richter ein ehrlicher Mann und welcher ein Schurke ist. Wir wissen z. B. alle, daß Herr Linksum die Pupillenkasse bestohlen hat; daß Herr Rat Schurkius falsche Zeugnisse gerichtlich ausstellt; daß der Justizkommissär Rabula zwei Gegenparteien zugleich bedient und beide betrügt; daß der Justizamtmann Schleicher für den Putz seiner Frau und Kinder mehr ausgibt, als er

rechtmäßiges Einkommen hat; das und noch tausendmal mehr wissen wir — aber wozu hilft es, daß wir es wissen? Die Herren haben Aemter, d. i. Gewalt. Nehmt aber den Herrn Linksum, Schurkius, Rabula, Schleicher und anderen dieses Gelichters ihre Aemter, so werden sie gar bald der Gegenstand der allgemeinen Verachtung und des wohlverdienten Hasses aller Rechtschaffenen und selbst des Pöbels sein und so ihre Strafe leiden. Wüßten diese Herren, daß man sie einmal zur bestimmten Zeit absetzen werde, sie würden ihr Amt weit ehrlicher verwalten.

Einmal, es mochte so einen Monat nach meinem Abschiede aus dem Spital sein, ließ ich mich von einem gewissen Gesell, der vorher bei dem preußischen Regiment von Kleist gestanden hatte, verleiten, mit ihm nach der Schweiz entwischen zu wollen. Es war noch vor dem Dekret des Konvents, daß neutrale Ausländer zu Hause gehen dürften. Dieser Gesell stellte mir die Sache so leicht vor, daß ich bald nachgab und ihn zu begleiten versprach. Die Ursache, warum er gerade mich gern mitgehabt hätte, war ohne Zweifel, weil ich eine gefüllte Brieftasche mit Assignaten und noch einiges bare Geld hatte. Ich kann ihm das nicht verdenken; und wenn es uns gelungen wäre, unsern Anschlag glücklich auszuführen, gern hätt' ich all mein Papier und mein Geld dazu hergegeben; mich gelüstete es gar sehr nach einer Reise durch die Schweiz.

Wir gingen, nachdem wir uns auf vier Tage mit Brot, Speck und Schnaps versehen hatten, abends von Dijon weg Auxonne zu. Ohnweit Auxonne verbargen

wir uns früh in einem Wald und harrten den ganzen Tag bis spät in die Nacht, um alsdann einen Kahn loszumachen und über die Saône zu fahren. Allein zu unserem Unglück waren Leute bei den Kähnen; wir machten uns also auf die andere Seite der Brücke, fanden aber da gar keinen Kahn, die Brücke selbst aber war bewacht. Nun liefen wir längs dem Fluß hinan, ob wir sonstwo Kähne finden würden, aber umsonst. Endlich kam der Tag, und wir waren nicht weit von einem Dorf. „Du siehst," sagte ich zu Gesell, „wir kommen nicht über den Fluß, und wenn wir auch drüber wären, so wissen wir hernach weder Weg noch Steg; laß uns also umkehren und unser Vorhaben ein andermal ins Werk setzen, wenn wir welche bei uns haben, die der Wege kundiger sind als wir." Gesell gab mir recht, wir gelangten wieder nach Dijon, und niemand schien uns vermißt zu haben, doch erfuhr ich nachher aus dem Munde des Kommandanten selbst, daß er um alles wußte und nur schwieg, weil man uns nicht aufgefangen hatte. — Es war allemal ein tolles Unternehmen, aus einem Lande entwischen zu wollen, wo man die Landstraße nicht halten durfte, dabei der Gegenden unkundig war und noch des Nachts gehen mußte, um nicht jeden Augenblick von Auflauerern angehalten zu werden.

Im Sommer dieses Jahres war ein wahrer Jubel in Dijon, wie in ganz Frankreich, als die Volksrepräsentanten in den Departements und Distrikten die scheußliche Mordmaschine, die Guillotine, aus den Augen des Publikums wegschaffen ließen. Diese Schreckbühne

stand sonst immer mitten auf den größten und freiesten Plätzen, das Messer immer hoch, und drohte jedem Verbrecher den Tod. Aber jetzt, da die junge Republik der Verräterei von jenen gewachsen war, jetzt brachte man sie weg und stellte sie in Kirchen oder Klöstern hin, holte sie bei jedesmaligem Notfall nur hervor und schaffte sie gleich nach dem Gebrauch wieder weg.

Die Franzosen hatten eine fast kindische Freude, da sie das Messer nicht mehr vor Augen hatten. Ihre Freude wurde noch vermehrt, da sie in dem Bulletin lasen, daß wenn einmal die allgemeine Ruhe hergestellt sein würde, alle Arten von Todesstrafen abgeschafft werden sollten. — Ich habe durchaus bemerkt, daß, obgleich Ströme Bluts in Frankreich geflossen sind, das französische Volk das Blutvergießen doch nicht liebt. Die abscheulichen Szenen waren eine notwendige Folge der Revolution, das Volk sah dies ein und ließ sie zu.

Ich hatte seit meinem Abschied aus dem Hospital gut und vergnügt gelebt und dachte die Zeit abzuwarten, wo ich wieder zurück nach Deutschland kehren könnte; denn zu einer Flucht aus Frankreich nach der Weise so mancher Deserteure und Gefangenen wollte ich mich nicht mehr entschließen. Ich hatte mein hinlängliches Auskommen, gute Gesellschaft, angenehme Spaziergänge usw. und war gesund, bis auf meine geschwollenen Füße und die Brustwunde.

Um die Erntezeit fiel mir dennoch ein, an den Repräsentanten Dentzel nach Paris zu schreiben, denn dieser hatte mir doch in Landau versprochen, für mich

zu sorgen. Ich führte meinen Einfall aus, und schrieb ihm einen weitläufigen Brief, worin ich ihm meine Schicksale meldete und ihn ersuchte, mir einen Paß nach Paris auszuwirken; ohne spezielle Erlaubnis durfte man nämlich nicht dahin kommen, und ich hatte doch große Lust, mich in der Hauptstadt der neuen Republik umzusehen und da dem großen Triebrad in der Nähe zuzuschauen. Ich gab meinen Brief auf die Post und erwartete eine baldige Antwort.

Aber Dentzel war damals, wie ich nachher aus den Zeitungen erfuhr, eben wegen der Landauer Affäre in Arrest, und wenn ich dieses gewußt hätte, so würde ich nie an ihn geschrieben haben; denn alsdann war es gewiß, daß der Brief nicht an ihn, sondern an den Wohlfahrtsausschuß gelangte. Ich hatte zwar von der Landauer Sache nicht ein Wort einfließen lassen, aber befürchten mußte ich doch immer, mein Name möchte den Parisern von Landau aus bekannt geworden sein, und dann war ich entdeckt und verloren. Daher war es sehr unüberlegt von mir, daß ich mich nicht vorher erkundigte, ob Dentzel auch wirklich aktiv im Konvent sei oder nicht. Ich hätte dies leicht wissen können, wenn ich nur die Monatsliste nachgesehen hätte, worauf alle jedesmaligen Repräsentanten, Generale usw. verzeichnet waren.

Es mochten ungefähr acht Tage nach dem Abschicken meines Briefes an Dentzel vergangen sein, als ich auf einmal mitten auf der Straße, da ich eben zu den Offizieren in die Stunde wollte, auf Befehl der Munizipalität angehalten und nach der Conciergerie gebracht wurde. Das Wort Conciergerie bedeutet in

Frankreich ungefähr das, was in Berlin die Hausvogtei ist. — Man kann sich mein Erstaunen kaum vorstellen. Ich bat, den Kommandanten Belin kommen zu lassen, und erfuhr von dem ehrlichen Mann, der schon nach einer Stunde erschien, daß er vom Maire Befehl erhalten habe, die Person eines Laukhard, der bei Landau von den Preußen desertiert sei, kenntlich zu machen.

Nun ging mir ein fürchterliches Licht auf! Sollte mein Brief an Dentzel dem Wohlfahrtsausschuß übergeben sein? Das war mir jetzt gewiß. Aber wer hat dem Wohlfahrtsausschuß denn gesagt, was ich in Landau habe machen wollen? Mein Verdacht fiel gleich auf Dentzel, und da bemeisterte sich eine sehr unedle Rachsucht meiner Seele: ich wollte ihn verderben, ohne meiner selbst zu schonen. Es schien mir so süß, so angenehm, den, der mich hätte verraten können, mit mir ins Verderben zu reißen. Ich schäme mich noch jetzt dieser sehr unedlen Empfindung, welche ich damals in der ersten Aufwallung hatte; aber damals war sie mir vielleicht zu vergeben. Der Erfolg scheint indessen doch zu beweisen, daß Dentzel als ehrlicher Mann mir Wort gehalten und an meiner Gefangennehmung keinen Anteil gehabt hat; denn er kam bald nach Robespierres Tode los und wieder in Aktivität. Wäre aber sein Prozeß mit seinem Geständnis schon bis auf meine Verwicklung mit ihm in Landau gekommen, dann hätte er wahrscheinlich nicht so wegkommen können, und ich — noch weit weniger.

Ich saß also in der Conciergerie und hatte alle Muße, über mein Mißgeschick nachzudenken. Meine kitz-

liche Lage bot mir Stoff genug, mich hier zunächst mit mir zu beschäftigen, und das Sprichwort von allen Seiten recht auseinanderzusetzen:

„In solchem Wasser fängt man solche Fische."

Aber gerade dabei faßte ich bald wieder Mut, fügte mich in meine Lage und bekam gleich darauf Lust, die Beschaffenheit meines Aufenthalts näher zu untersuchen.

Die Conciergerie, von alters her ein Parlamentsgefängnis, war geräumig genug, eine große Menge Delinquenten aufzunehmen. Sie enthielt vier große Höfe, rundum mit hohen festen Gebäuden umgeben, und in diesen waren die Cachots, oder Behältnisse der Gefangenen. Die Höfe selbst hatten viel Raum, auch Baumgänge, und unter diesen Bänke zum Hinsetzen.

Die Cachots waren am Tage nicht verschlossen, und die Gefangenen hatten alle Freiheit, herum zu gehen und zu machen, was sie wollten. Ich habe sogar bemerkt, daß man ihnen den Gebrauch der Messer erlaubte.

Wenn es abends dunkel ward, mußten die Gefangenen in ihre Behältnisse, aber Simon, der Aufwärter, vergaß oft das Einschließen oder er ließ sich leicht erbitten, die Tür nur einzuhängen, und dann konnte man heraus in den Hof, so oft und so lange, als man wollte. Dies war uns allen willkommen, denn die damalige gewaltige Hitze machte, daß man die Kühle der Nacht gern im Freien genoß.

In dem Hof, worin ich saß, waren noch ungefähr 40 Mann, von welchen einige verurteilt waren, nach

Toulon gebracht und da auf eine bestimmte Zeit verwahrt zu werden; es waren auch viele grobe Verbrecher darunter.

Ich hatte schon einige Tage in diesem Arrest zugebracht, als der öffentliche Ankläger zu mir kam und mich in einer abgesonderten Stube fragte, ob ich an einer Verräterei teilgehabt hätte, welche in Landau gegen das Interesse der Nation sei angezettelt worden. Daß ich dieses und alles, was sonst noch darüber gefragt wurde, verneinte, versteht sich von selbst. Auch drang er nicht sehr in mich und sprach mir allemal Trost zu, z. B. daß es nicht viel zu sagen haben würde, indem ja keine ganz bestimmten Klagepunkte gegen mich da wären.

Ich verlebte also einige Tage wieder ziemlich ruhig und schlief des Nachts meinen guten Schlaf. Dreimal noch examinierte mich der Accusateur public und sagte mir zuletzt, daß er mit der Untersuchung fertig sei und sie dem Kriminalgerichte vorlegen wolle; daß er auch ganz und gar nicht zweifelte, ich werde sofort loskommen. Das war wieder Trost für mich.

Aber endlich erschien der Ankläger mit der üblen Zeitung, daß meine Sache in Mâcon müsse entschieden werden und ich schon morgen dahin solle. Ich erschrak heftig, aber der humane Mann erklärte mir, daß ich ohne Sorgen sein könne, wenn ich unschuldig wäre; die Franzosen richteten nur die Verbrecher. — Der Ankläger hielt mich wirklich für unschuldig, und ich würde, wenn ich das gewesen wäre, mich jeder Inquisition gern unterzogen haben. Aber ich war nichts weniger als unschuldig. Ich war in der Tat in einer

Lage, deren richtige Kenntnis mir ohne Umstände das Leben geraubt hätte. Selbst auf der Guillotine hätte ich nicht einmal denken können, daß mir unrecht geschähe. — Ich kann meine Leser versichern, daß ein böses Gewissen ein sehr dummes Ding ist, dem man hundert Schritt aus dem Wege gehen sollte.

Ich wurde nun nach Mâcon gebracht und hier aufs Schloß gesetzt; ich erhielt die nämliche Subsistenz wie in Dijon, nämlich zwei Pfund Brot täglich, zweimal täglich Suppe und Gemüse, Erbsen, Bohnen u. dgl. Auch im Gefängnis zu Mâcon saßen mehrere, aber doch nicht so viele, wie in Dijon, weil nach Mâcon nur diejenigen gebracht wurden, welche wegen revolutionärer Verbrechen angeklagt waren.

Schon den andern Tag erschien der öffentliche Ankläger bei mir mit einem großen Papier, worauf die Fragen standen, die er an mich tun sollte. Dieser Ankläger war ein recht braver Mann, welcher mir die Fragen ganz einfach vorlegte und alle Fallstricke sorgfältig vermied; ich konnte es ihm abmerken, daß er nichts Nachteiliges erfahren wollte.

Einige Tage hernach wurde ich auf das Gericht selbst gebracht und da etwas weitläufiger verhört. Ehe ich dahin ging, kam ein Mann zu mir, welchen das Gericht zu meinem Anwalt bestimmt hatte. Als dieser die Lage meiner Affäre vernommen hatte, sagte er mir, daß ich keines Advokaten bedürfte und daß meine Sache gut stände; ich sollte nur getrost auftreten.

Ich mußte drei Verhöre vor der Inquisition selbst aushalten. Das Haus, worin die revolutionäre In-

quisition ihren Sitz hatte, war ehemals die Wohnung des Bischofs von Mâcon gewesen; ein elendes gotisches Gebäude. Ich zitterte freilich etwas, als ich zum erstenmal in die Versammlung der Richter trat; allein um durch ein zerstörtes Gesicht meine Schuld nicht schon halb zu bekennen, nahm ich alle meine Dreistigkeit zusammen und schritt, indem ich von einem meiner Begleiter eine Prise Tabak nahm, ganz unbefangen an die Schranken. Ich hatte Zeit, mich noch besser zu sammeln, denn es wurde noch einer vor mir verhört.

Nach diesem kam die Reihe an mich. Einigemal verwirrte ich meine Antworten und gab mir dadurch gefährliche Blößen. Der Präsident merkte mir also bald an, daß ich allerdings schuld haben müßte, weil ich in meinen Aussagen wankte. Aber ich half mir, indem ich sagte, daß ich mich nicht mehr an alles erinnern könnte, daß durch ein heftiges Fieber mein ohnehin sehr schwaches Gedächtnis — es war nie besser als damals — noch mehr abgestumpft sei. Ich weiß nicht, ob man bei einem deutschen Kriminalgericht mit Gründen dieser Art zufrieden sein würde, aber zu Mâcon war man es, oder man schien es zu sein. Der Präsident sagte: „Du hast Zeit, dich zu besinnen, Citoyen; überlege alles, vergegenwärtige dir alle Umstände der schändlichen Begebenheit; übermorgen sollst du wieder gehört werden."

Die beiden nächsten Tage brachte ich im Gefängnis sehr unruhig zu; ich hoffte kaum noch, durchzukommen, und stellte mir das Schlimmste vor. Der Gedanke an die Guillotine durchschauerte meinen ganzen Körper; alles, was ich von den Grundsätzen der stoischen Schule

wußte, war damals nicht vermögend, mich zu überzeugen, daß der Tod kein Uebel sei. Nur die Vorstellung, daß es vielleicht noch gut gehen könnte, richtete mich auf und ließ mich wieder Mut fassen. Wie wahr ist es doch, was Tibullus so schön sagt:

> .... credula vitam
> Spes fovet et melius creas fore semper ait.*

Ich wurde das andere Mal verhört, aber auch da verwickelte ich mich und hätte beinahe den ganzen Handel verraten. Ich behauptete nämlich: Dentzel hätte allen Anerbietungen der Preußen kein Gehör gegeben. „Welchen Anerbietungen?" fragte der Präsident. „Je nun," erwiderte ich, „denen, welche die Preußen ihm gemacht haben." — „Also weißt du doch, daß die Preußen dem Dentzel Anerbietungen gemacht haben." — Ich merkte gleich, daß ich vor Angst recht dummes Zeug geplaudert hatte, und wollte Ausflüchte suchen; aber der Präsident verfolgte seine Idee, und ich kam arg in die Klemme. „Ich habe sagen hören, ich weiß nicht, wo; man hat gesagt, ich weiß nicht, wer; ich habe gedacht, ich weiß nicht, weswegen" — das war so ungefähr, was ich dem dringenden Zusetzen des Inquisitors entgegen hielt.

Auch für diesmal wurde ich entlassen, jedoch bedenklich ermahnt, mich genau zu besinnen, denn mit solchem Gallimathias würde man sich nicht mehr begnügen lassen. Ich merkte wohl, daß man nicht im Sinne hatte, mich zu verderben, denn sonst hätte man

---

* .... die stets leichtgläubige Hoffnung
Hängt am Leben und sagt: Morgen wird besser es gehn! L.

ganz anders zu Werke gehen können. Indessen konnte ich mich vor der völligen Absolution doch nicht beruhigen, und das geringste, was ich mir zur Strafe vorstellte, war Einsperrung bis auf den Frieden.

Endlich kam ich zum drittenmal vor. Man wiederholte viele Fragen und schrieb meine Antworten genau auf. Nachdem dieses geschehen war, wurde mir alles vorgelesen und ich gefragt, ob ich noch einiges zu meiner Verteidigung zu sagen hätte? Ich verneinte dieses, und der Ankläger, welcher mir die Akten vorgelesen hatte, sagte zum Präsidenten: „Ich sehe keine Ursache, diesen Mann anzuklagen.“ Der Präsident erwiderte, daß man die Sache noch genauer untersuchen müsse usw.

Wenn ich noch jetzt so bei mir überlege, warum man nicht genau untersucht hat und mich so bald freisprach, so denke ich, daß dieses vorzüglich darum geschah, weil man Männer nicht gern in Verdrießlichkeiten verwickeln wollte, welche sehr reelle Dienste der Republik geleistet hatten. Vielleicht dachten meine Richter, daß bei sehr genauem Verhör sogar dem General Laubadère manches zur Last fallen könnte, und vielleicht waren gar Freunde von Dentzel unter den Richtern.

Am andern Morgen, früh um acht Uhr, ließ der öffentliche Ankläger alle Gefangenen zusammen kommen, verlas dann von einem Zettel fünf bis sechs Namen von ihnen, und diesen sagte er, daß sie frei wären. Dann händigte er einem jeden ein Papier ein, mir also auch eins, worin enthalten war, daß keine Ursache zur Anklage gegen sie vorhanden wäre, folglich,

daß sie in Freiheit gesetzt werden müßten, und zwar auf der Stelle.

Ich kann die Freude nicht beschreiben, die ich empfand, als ich mein Papier in Händen hatte. Ich dankte dem Ankläger, den ich als die Mitursache meiner glücklichen Entlassung ansah. „Nicht doch!" sagte er ganz kurz. „Es ist das Gesetz, welches dich frei macht!" Dann riet er mir, nicht eher Mâcon zu verlassen, als bis ich für jeden Tag, auch für jene, die ich im Gefängnis zu Dijon gesessen wäre, 15 Sous ausgezahlt bekommen hätte; denn soviel erhält jeder, der unschuldig im Gefängnis sitzt. Ich sollte mich deshalb nur auf dem Tribunal melden. Ich bemerkte ihm, daß ich mich da nicht zu finden wüßte, und er versprach mir, für mich das Wort zu führen. Ich ging aus dem Gefängnis und um 11 Uhr auf die Inquisition, wo der Ankläger schon einen Zettel für mich fertig hatte. Ich trug diesen zum Kriegskommissär und erhielt mein Geld. Ich war im ganzen zweiunddreißig Tage gesessen und hatte also durch meine Angst 24 Livres verdient.

Ich forderte mir zugleich einen Paß nach Dijon, der mir auch ohne Anstand sofort gegeben wurde.

Dieses denn war die letzte Anfechtung, welche ich in Frankreich wegen der fatalen Landauer Affäre zu leiden hatte. Ich habe sie glücklich überstanden, aber ich bin doch nicht vermögend, mit Behagen daran zu denken, wie man sonst gewöhnt ist, sich an überstandene Gefahren zu erinnern. Auch haben die Begebenheiten dieser Art die üble Stimmung meiner Seele, woran ich ohnehin schon laborierte, nur noch vermehrt.

Neunzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Dijon. — Briefstellerei. — Liebeleien der deutschen Gefangenen mit Französinnen. — Weibliche Orthographie. — Die Männernot. — Es gab wieder Jungfernschaften. — Robespierres Sturz. — War er ein Verräter? — Das Maximum. — Bargeld und Assignaten. — Die Schreckensherrschaft. — Das Gesetz gegen die revolutionären Verbrechen. — Die Nationalkokarden und die Mützen à la République. — Anklagen wegen Betens. — Veränderungen der französischen Sprache infolge der Revolution. — Unhöflichkeit war Ehrensache. — Meine Wunde bricht wieder auf. — Augenkrankheit. — Wieder im Spital. — Das Deserteurgesindel.

Ich kehrte nach Dijon zurück und wurde da von meinen Freunden und Bekannten freudig aufgenommen. Besonders war der Kommandant Belin sehr froh, daß ich so glücklich durchgekommen war. Er versicherte mich, daß er eben nicht viel für meinen Kopf würde gegeben haben; es sei ihm bange gewesen, ich möchte überwiesen und nach Paris gebracht werden, und dort wäre ich gewiß weg gewesen.

Ich wurde in Dijon über meine Verhaftung von jedem befragt, aber da ich nicht für gut fand, über eine mir so verhaßte Sache jedem zu dienen, so gab ich lauter Antworten nach Gutdünken. — Meine Lehrstunden fing ich auch wieder an und gab sie fleißig und zur Befriedigung meiner Herren Scholaren, welche alle recht brave Männer waren.

Ich war auch bei den deutschen Gefangenen der allgemeine Briefsteller im Französischen, besonders im Departement der Liebelei. Die Herren hatten eben nichts zu tun, sahen viele hübsche Mädel, die ihnen nicht grausam zu sein schienen, und da hatten sie ihnen

gar manches zu entdecken. Aber die meisten hatten das Unglück, daß sie sich ihren Schönen nicht nähern konnten, und da mußte man seine Zuflucht zur Feder nehmen und Liebeszettelchen abschicken. Gewöhnlich wurden diese Briefchen sogleich und größtenteils günstig beantwortet — in aller Zucht und Ehrbarkeit, versteht sich, und in der gewöhnlichen Orthographie der Frauenzimmer, d. i. mit Schnitzer über Schnitzer in jeder Zeile. Doch, da selten ein Mann, sei er auch ein Mann von Erziehung und Kenntnissen, die Rechtschreibung seiner Sprache ganz inne hat, so kann man es den Frauenzimmern nicht verdenken, wenn sie die Worte bis zur Unkenntlichkeit verhunzen. Dieses Kribeskrabes hatte ich hernach auch zu analysieren und nicht selten Mühe genug, es herauszubringen, daß die Schöne es für eine Ehre halte, ihre geringen Reize der Aufmerksamkeit eines so aimable garçon wert zu sehen usw. Gewöhnlicherweise wurde der aimable garçon auf eine Promenade eingeladen, und dann ging die Erklärung durch Zeichen, abgebrochene Redensarten usw. schon ohne Dolmetscher von selbst.

In Frankreich gab es niemals privilegierte Bordelle, außer in den Seestädten, doch war wohl keine Stadt ohne verkappte Bordelle, und so ist es noch. Der Konvent hat zwar einige Gesetze gegen die Huren, oder wie es heißt, filles perdues, gegeben, auch alle Bürger aufgefordert, dem Unwesen mit abzuhelfen, aber es läßt sich denken, daß solche Dekrete wenig oder nichts fruchten. Ein Uebel von der Art kann nur nach und nach durch bessere Erziehung künftiger Generationen vertilgt werden. — Die Folgen des Um-

ganges unserer Kriegsgefangenen und Deserteure mit den Buhldirnen wurden auch bald sichtbar; viele mußten ins Hospital, andere ließen sich zu Hause kurieren.

Die Revolution, welche den Franzosen so entsetzlich viel junge Männer gekostet hat, macht freilich, daß von den jetzigen ledigen Französinnen viele alte Jungfern werden müssen; denn nimmermehr wird man erlauben, daß ein Mann mehr als eine Frau nehme. Dieses ist nun kein guter Prospekt für quecksilberne Frauenzimmer und kann nun und dann zur Entschuldigung dienen, wenn diese und jene gegen ihre Anbeter weniger strenge tut. Aus eben dieser Ursache wünscht das Ende des Krieges niemand sehnlicher als die französischen Mädchen.

Ob aber gleich jetzt noch ein ziemlich großes Sittenverderben, in Absehung der Keuschheit, in Frankreich herrscht, so ist doch, wie die Franzosen selbst bekennen, kein Vergleich des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, indem vorher die großen Herren und die Geistlichen nichts Hübsches, besonders in den niederen Ständen, ungeknickt aufblühen ließen. Ich sprach einst in einer Gesellschaft über diesen Punkt.

„Freilich gibt es wohl noch Jungfern bei uns," fiel einer ein, „aber vor fünf Jahren waren diese verdammt rar. Die Herren und die Pfaffen machten gar zu viele Jagd darauf. Jetzt sind diese Pestilenzen bei unseren Nachbarn, und wenn ihnen die nicht bald die Hälse brechen, so weiß ich gewiß, daß sie alle schwachen Weiber und Mädchen in Deutschland verführen werden."

Diese Bemerkung mag aber jetzt wohl nicht mehr statthaben, da die Emigranten in Deutschland eine gar

traurige Figur machen und meist allgemein verhaßt und verachtet sind.

Der Jakobinismus hatte gerade damals durch Robespierres Sturz seine Hauptstütze verloren und ging nun allmählich selbst zugrunde. Man hätte wenigstens in Paris bei der gewaltsamen Verschließung des Jakobiner-Saales mehr Exzesse vermuten sollen, als wirklich vorgefallen sind. Aber die öffentliche Meinung entschied für die Entbehrlichkeit der Jakobiner und der Volkssozietäten, und so ging es ohne großes Blutvergießen zu; in den Provinzen schlossen die Jakobiner ihre Säle nach und nach von selbst.

Von dieser Zeit an wurde der Name Jakobiner ein Schimpfname, und wenn man einen schlechten Streich nennen wollte, so sagte man, es sei un tour de Jacobin. Marat hatte bisher die Ehre genossen, daß man Straßen, Tore und Hospitäler nach ihm genannt hatte; aber nun ward Marats Name verächtlich. Man strich ihn allerorten aus, warf seine zahlreich errichteten Büsten um, und in Paris wurde sogar sein Körper so wie der des von ihm vertriebenen Mirabeau aus dem Pantheon geworfen und zugleich das kluge Dekret gemacht, daß in Zukunft niemand mehr im Pantheon aufgestellt werden sollte, als erst zehn Jahre nach seinem Tode, weil alsdann der für oder wider ihn streitende Parteigeist sich würde gelegt haben.

Nachdem der Jakobinismus gestürzt war, hörte man nun überall wilde Verwünschungen gegen den »Verräter« Robespierre erheben. Indessen, so schuldig

auch Robespierre und sein Anhang sein mag, so scheint mir doch nichts weniger wahr oder auch nur wahrscheinlich, als daß er ein Anhänger der auswärtigen Feinde der Republik je gewesen sei. Seine Unternehmungen waren mit den Bemühungen des Jakobinismus zu genau verwebt, und der Royalismus ist doch wohl dem Jakobinismus ganz entgegen. Kein Jakobiner kann einen König wollen — aber wohl einen Diktator!

Wenn aber Robespierre wirklich eine Diktatur hat stiften wollen, welches man doch nicht hinlänglich folgern kann, so würde er der größte Tor gewesen sein, wenn er sich dazu die Hilfe fremder Mächte hätte suchen wollen. Er war ja allen koalisierten Fürsten verhaßt, und sein Sturz wäre unvermeidlich gewesen, wenn nur ein Wort davon herausgekommen wäre, und wie hätte so ein großes Projekt verborgen bleiben können?

Was vielleicht mehr als alles andere die Franzosen gegen Robespierre aufbrachte, das war das recht eigentlich von ihm eingeführte Maximum oder die Taxe, über welche hinaus nichts verkauft werden durfte. Diese Anstalt war sehr drückend, besonders für das Landvolk. Anfänglich mochte das Maximum notwendig sein, aber nachdem das Papiergeld sich auf eine ungeheure Art in Frankreich gehäuft hatte, so war gar kein Verhältnis mehr zwischen den Waren und dem imaginären Aequivalent derselben oder dem Papiergelde.

Man setze, es seien ehemals in Frankreich 4000 Millionen Livres im Kurs gewesen, ob ich gleich über-

zeugt bin, daß nicht 3000 Millionen in Spezies daselbst existiert haben. Man nehme ferner an, daß damals 50000 Millionen Papiergeld darin existierten, welche Annahme in der Tat noch zu gering ist. Nun berechne man das Verhältnis, und man wird finden, daß schon wegen der großen Menge des Papiers die Waren weit teurer sein mußten als vorher, da noch Geld allein kursierte. Wenn daher ehemals eine Bouteille Wein 2 Sous kostete, so mußte man damals 25 geben, nach dem Verhältnis von 4:50 und nach dieser Annahme, welche aber weder auf jener noch auf dieser Seite richtig ist, da dort zu viel Geld und hier zu wenig Assignaten im Umlauf angegeben sind, mußte der Louisdor* schon 300 Livres in Papier gelten.

Hieraus ist ersichtlich, daß das Maximum aufgehoben oder wenigstens gar sehr erhöht werden mußte, wenn man nicht die größte Ungerechtigkeit begehen wollte. Die Einführung des Papiergeldes war eine Unternehmung aus Not, und die Fortsetzung desselben hat der zerstörende Krieg aller Mächte gegen Frankreich erzwungen. Das Maximum wurde abgeschafft und jedem wieder erlaubt, zu verkaufen, wie er wollte. Freilich stiegen nun alle Waren beträchtlich, aber nun war auch alles zu haben, wenn man nur Papier hatte. Viele verkauften jetzt, welche vorher für den geringen Preis nicht verkaufen mochten. Hätte man das Maximum erhöht, so würde dies, weil doch bald wieder eine neue Erhöhung notwendig geworden wäre, nur

* Der alte Louisdor hatte 24 Livres Wert. P.

neue und verdrießliche Umstände und Verwirrungen bewirkt haben.

Niemand verlor eigentlich bei der Aufhebung des Maximums, denn mußte man mehr geben, so erhielt man auch mehr für das, was man zu verkaufen hatte, und der Tagelohn der Arbeiter mußte natürlich auch erhöht werden. Man hat zwar in allen ausländischen Zeitungen geweissagt, daß die französische Republik den letzten Herzstoß bekommen hätte durch die Abschaffung der allgemeinen Warentaxe, aber auch diese Weissagung ist, wie so viele andere, ohne Erfüllung geblieben. Es sind seit der Zeit schon drei Jahre verflossen, und die Republik steht noch in ihrer fürchterlichen Größe.

„Der Weg zur Freiheit durch Revolutionen geht über große Ströme Blut und durch Täler voll Elend," sagt Voltaire, „und bloß das hohe Glück, frei als Mensch zu leben, kann den Menschen gegen das Elend stählen, das Revolutionen notwendig mit sich führen." Ja, Blut und Elend hat diese Freiheit genug gekostet! Und war es denn immer Freiheit?

Im Herbst 1793 erging auf Betrieb des Robespierre und seiner Partei das fürchterliche Dekret, daß alle revolutionären Verbrechen mit dem Tode sollten bestraft, und alle verdächtigen Personen mit Arrest bei Brot und Wasser sollten belegt werden. Ein einziges Wort, ein: „Ich wünschte, es wäre Friede!" oder: „Wenn doch das Elend nicht gekommen wäre!" und dergleichen, war schon ein revolutionäres Verbrechen. Die beinahe in allen Städten Frankreichs er-

richteten Revolutionstribunale ließen Blut fließen wie Wasser.

Das Abscheulichste bei der Sache war, daß auf die Aussage zweier Bürger allemal schon ein Todesurteil beruhen konnte. Man hat Beispiele, daß sogar Brüder einander angegeben und daß Eheleute einander revolutionärer Verbrechen beschuldigt haben. Was man bei uns beleidigte Majestät nennt, das nannte man in Frankreich beleidigte Nation.

Um diese Zeit hörte aller freundschaftliche Umgang im ganzen Reiche auf, und der sonst so geschwätzige Franzose mußte damals seine Worte abwägen und auf seiner Hut sein. Es war sicherer, zu stehlen oder zu morden, als gegen die Konstitution oder vielmehr gegen den Jakobinismus zu reden. Kein Mensch besuchte mehr den anderen in seinem Hause, keiner wagte einen freundlichen Spaziergang mit jemand, aus Furcht, in Verdacht zu geraten; denn wie leicht war es, daß der, mit welchem ich umging, verdächtig war, und dann zog sein Sturz mein Verderben nach sich. Um also allen Verdacht von sich abzuwenden, kam man nur in den Wirtshäusern zusammen und ließ seine Stimme so laut, als es nur möglich war, zum Lobe des Konvents, der neuen Gesetze und besonders der Jakobiner erschallen.

Die Nationalkokarde war anfänglich ein längliches äußeres Kennzeichen eines guten Republikaners, aber nachher war man damit nicht mehr zufrieden. Jeder, wer's nur zahlen konnte, trug eine Mütze à la République, d. h. eine von blauem Tuch mit rotem Rand und weißer Kante, woran auch noch die Kokarde be-

festigt war. Vorne an den meisten Mützen las man das Wort: Mort aux rois! oder: Mort aux tyrans! So eine Mütze war ein Hauptkennzeichen des Zivismus. Sogar an den verschnittenen und ungepuderten Haaren wollte man den besseren Patrioten kennen können*, und kurze Hosen sah man fast gar nicht mehr; sie schienen aristokratisch zu sein. Wer nicht gerade eine Nationaluniform hatte, zog eine kurze Jacke (matelote) an, und damit holla!

Unter den unsinnigen Jakobinern gab es einige, die des Abends unter den Fenstern herumschlichen und horchten, ob irgend jemand laut betete, wie es sonst bei einigen Katholiken Mode ist. Hörten sie laut beten, so gaben sie die Leute an, daß sie heimlich Gottesdienst hielten und durch Gebete den König und die alte Verfassung wollten herstellen. Man hat diese Anklagen oft gehört, und die Beter wurden verdächtig und kamen ins Gefängnis. Der Rosenkranz war vollends ein deutliches Zeichen des Aristokratismus. Wer noch so dumm sein konnte, den zu beten, so einen hielt man auch für dumm genug, das Königtum der Republik vorzuziehen, und behandelte ihn als verdächtig.

Selbst die französische Sprache hat während des Schreckenssystems gewaltige Veränderungen erlitten. Viele Wörter, welche sonst etwas Ehrwürdiges bezeichneten, bekamen damals eine schimpfliche entehrende Bedeutung; z. B. Prince: Bettler; Duc, Duchesse: Gaudieb; Monsieur: Laus; Madame: Hure. Außerdem wurden die unanständigsten Redensarten — Blas-

* Aber Robespierre trug bis an sein Ende die sog. Taubenflügel-Frisur. P.

phemien nach der Kirchensprache — und eine unzählige Menge neuer Wörter in alle Gespräche, sogar in die öffentlichen Reden, eingemischt. — Zur Ehre der Nation muß ich aber sagen, daß diese niedrige und pöbelhafte Verbrämung der Sprache nach dem Verfall des Jakobinismus ziemlich nachgelassen hat.

Sonst hat man von den Franzosen gesagt, daß sie im gemeinen Umgang höflich und artig seien. Aber unter dem Terrorismus war die äußerste Grobheit und Härte der Sitten das Zeichen eines Patrioten. Niemand zog mehr den Hut ab, niemand verbeugte sich mehr, und jedermann wurde geduzt, er mochte sein, wer er wollte. So schief wendete man den Grundsatz der Gleichheit an.

Mir war übrigens das Ding nicht zuwider; denn wer mich kennt, der weiß, daß ich die sogenannte feine Lebensart nimmer gelernt habe, und daß ich jeden Augenblick gegen die Regeln der Etikette verstoße. Doch ich darf mich nicht zur Regel machen und wünschte selbst, daß ich in diesem Stück anders wäre; aber was ist zu tun: naturam expellas furca! — Genug, zur Ehre unserer Komplimentenmacher, Damen, Herren, Mosjes, Mamsellen usw. muß und will ich gern bekennen, daß die Franzosen bloß aus übel verstandenem und in den Terrorismus verschobenem Freiheitssystem ihre Komplimente und Artigkeiten geändert haben. Der Oberkrankenwärter Fraipon sprach einmal mit mir über diesen Punkt und gestand, daß die Franzosen weit mehr Mühe gehabt hätten, ihre ungenierten Artigkeiten und ihr verbindliches Geschwätz abzulegen, als ihre Religion. „Es hat," sagte er, „gewaltige

Mühe gekostet, unsre Leute zu gewöhnen, so miteinander umzugehen, wie die Bauern und Hirten in der Schweiz. Lieber hätten unsre Muskadins den lieben Gott gelästert, als ein Frauenzimmer ohne Schmeichelei vorbei gelassen. Aber es mußte einmal sein! Wer will wohl eines Komplimentes wegen verdächtig werden!"

Die Wunde auf meiner Brust ging im Herbst 1794 wieder von selbst auf, nachdem sie einige Zeit zugenarbt gewesen. Ich befragte darüber meinen Bekannten, den Feldscherer Gibasier, und dieser legte mir ein Pflaster auf und versicherte mich, daß sich etwas von dem Brustknochen absondern würde. Diese Kur hatte aber nicht den gehofften Erfolg. Gibasier wohnte zu weit von meiner Wohnung, als daß ich ihn oft hätte besuchen können, und war meistenteils, wenn ich zu ihm kam, ausgegangen, meine Wunde blieb also oft sechs bis acht Tage ohne Verband. Dieser Umstand vermehrte die Eiterung und den dadurch erregten, für mich und andere beschwerlichen Geruch, und dies um so mehr, da es mir obendrein an allem mangelte, um die Wunde selbst zu reinigen.

In unserer Kaserne fand sich indes ein Mensch, der von der Chirurgie etwas wissen wollte, und dieser versprach, mich innerhalb einiger Wochen völlig wiederherzustellen. Seine Kur aber bestand nur im Auflegen eines gewissen Pflasters, das ebenfalls wenig oder nichts wirkte. Ich ließ also auch diesen gehen und legte nichts weiter auf als Schirlingspflaster, dessen

gute und heilsame Wirkung mir schon lange bekannt war.

Da ich in der Kaserne bei den Deserteuren lag, dieses Gesindel aber durchaus nicht verdauen konnte, so ging ich schon früh morgens fort und kam spät abends wieder. Oft blieb ich auch über Nacht weg und verweilte dann teils bei den Kriegsgefangenen, teils bei dem Gastwirt Vienot, wo immer eine muntere Gesellschaft sich einfand. Vienot rief mich im Vorbeigehen oft in sein Haus, wenn er Gesellschaft hatte, und das, wie er sagte: pour égayer la conversation. Bei dieser Gelegenheit stand mir jedesmal eine halbe Bouteille Wein zu Diensten. Sehr oft zogen mich die Franzosen mit in ihre Zeche, und dann ging ich allemal frei durch. Ich gestehe das gern, weil ich mich nicht schäme, Wohltaten von denen anzunehmen, die mich ihres Umgangs und ihrer Freundschaft würdigen. Meine belehrende Unterredung war indes wohl auch was wert.

Ich gab gleich nach meiner Zurückkunft von Mâcon täglich wieder 6 Stunden und verdiente also alle fünf Tage wieder 15 Livres; daneben erhielt ich von der Nation 2 Livres 10 Sous Traktament, hatte also 17 Livres 10 Sous alle fünf Tage, nebst meinem Brote. Daß ich also nicht darben durfte, versteht sich von selbst.

Einige Zeit nach meiner Befreiung aus dem Gefängnis entzündeten sich meine Augen. Warum, das weiß ich nicht; aber Doktor Antoine meinte, daß der Burgunder keinen geringen Anteil an diesem Uebel haben möchte. Ich suchte nun mir zu helfen und machte

Aufschläge von frischem Brot und Wasser, welches mir ein altes Weib geraten hatte, aber das half nichts. Da ich doch nicht unterließ, täglich Wein zu trinken, und einmal bei einer frohen Gelegenheit des Guten merklich zuviel tat, so konnte ich den folgenden Tag beinahe gar nicht mehr sehen. Ich tappte also zu dem ehrlichen Doktor Antoine und bat ihn um Hilfe. Er erschrak sehr, schüttelte den Kopf und sagte mir gerade heraus, daß ich um mein Gesicht kommen könnte, wenn ich mich im Trinken nicht mäßigte und mich nicht gehörig kurieren ließe. Ich sollte nur gleich aufs Spital gehen. Belin gab mir also einen Zettel, und ich quartierte mich zu »Marat« ein, welches Hospital damals auch seinen Namen änderte und Hôpital Mably genannt wurde.

Man legte mir Blasenpflaster in den Nacken, ließ mir am Arm zur Ader und setzte Blutegel hinter meine Ohren, und durch diese Kur kam ich innerhalb acht Tagen wieder zu dem völligen Gebrauch meiner Augen. Ich hätte nun sofort das Spital verlassen können, aber ich zeigte dem Chirurgus Vallée meine Brustwunde, und dieser fand sie bedenklich genug, um deshalb mit dem Oberchirurgus zu sprechen. Man ward einig, daß sie erweitert werden müßte, ehe man sie heilen könnte, daß man aber doch noch einiges andere versuchen wollte, bevor man zum Schneiden schritte.

Die Offiziere, die ich sonst unterrichtete, hatten, ich weiß nicht recht, weswegen, ihre Offizierlöhnung verloren und mußten, wie die Gemeinen, mit 10 Sous täglich vorlieb nehmen. Sie erklärten mir also, daß sie meinen Unterricht nicht ferner mehr alle belohnen

könnten, bis sie ihr volles Gehalt wieder haben würden, wie sie zuversichtlich hofften und wie hernach auch wirklich geschehen ist. Also war ich genötigt, wenn ich nicht von 10 Sous leben wollte, meine Subsistenz einstweilen auf eine andere Art zu suchen. Ich zog darüber den Infirmier-Major Julien zu Rate, und dieser empfahl mir, wieder Krankenwärter zu werden, was durch den Direktor leicht auszuwirken sei. Ich war über diesen Vorschlag sehr froh, und meine Meldung wurde auch angenommen; da aber eine Stelle nicht frei war, so sagte man mir, ich möchte warten, einstweilen aber immer im Hospital mich aufhalten.

Dadurch war ich also geborgen, zumal da ich die Erlaubnis hatte, in die Stadt zu gehen, so oft ich wollte. Beiher besorgte ich manches in der Apotheke und erhielt dafür manch hübschen Trunk Wein von der vortrefflichsten Sorte.

Endlich, um Mitte November, verließ ich das Hospital, weil kein Platz als Krankenwärter für mich aufgehen wollte, und legte mich wieder in die Kaserne; aber lieber Gott, wie sah es da aus, als ich jetzt hinkam. Das Stübchen, worauf ich ehedem Quartier gehabt hatte, war ganz zerstört, die Türen des ganzen weitläufigen Klosters waren fast alle verbrannt, sowie auch die Fenster und Dielen, die man nur hatte aufreißen können. Bloß jene Zimmer waren verschont geblieben, worin die Deserteure lagen, deren noch ungefähr 60 von mehr als 800 in Dijon hausten. Die übrigen hatte man an andere Orte hingebracht, und manche waren heimlich entwichen.

Selbst in den Spitälern führten diese Bursche sich

auf wie die Bestien. Sie schlugen sich, besoffen sich und machten Lärm wie trunkene Bauern, so daß man immer einige nach der Wache schleppen mußte.

Das äußere Ansehen der meisten dieser Buben war ebenso abscheulich: sie glichen in allen Stücken den verworfensten Bettlern. Beiher regierten Krätze und venerische Krankheit bei den meisten; kurz man kann sich nichts Abscheulicheres denken, als diesen Auswurf der Menschheit.

Der Dijoner Kommandant Belin war daher immer froh, wenn er hörte, daß Deserteure ausgerissen wären. „So bin ich denn abermals," pflegte er alsdann zu sagen, „einige dieser sacrés mâtins los!" Zu Basel hat man mir nachher geklagt, daß sehr viele in die Schweiz geschlichen wären und da die Wege unsicher machten. Einige von ihnen sind auch in der Schweiz gehenkt worden.

Zwanzigstes Kapitel.

Entlassung der Deserteure aus neutralen Ländern. — Fabrikation falscher Taufscheine. — Warnung des Kommandanten. — Verschiedene Tätigkeiten, um meinen Unterhalt zu erwerben. — Schreiben für den Kriegskommissar. — Taglöhnerei beim Abbruch eines Klosters. — Mit dem Schiebkarren nach Auxonne. — Letzter Aufenthalt im Hospital Jean Jacques. — Die Dornen der Besorgnis. — Brief an Bispink. — Gute Nachrichten aus Halle. — Entlassung aus der Gefangenschaft. — Abschied von Dijon. — Gewissensbisse. — Mein Wandergefährte, der Husar, und das fleischige Mädchen. — Die Schweizer Grenze.

Die Franzosen hielten die Deserteure vorzüglich deswegen zurück, damit sie den Verbündeten nicht wieder dienen möchten. Sie zeigten also, daß sie schlechte Geographen sind oder die Sache nicht genug überlegt

hatten, als sie 1794 den Polen, Schweizern, Dänen, Schweden und anderen aus neutralen Ländern erlaubten, nach beigebrachtem Taufschein in ihr Vaterland zurückzukehren. Denn wie sollte es einem Polen, Dänen, Schweden, Russen und anderen möglich sein, in sein Land zurück zu kommen, ohne unterwegs angehalten und zu Diensten gezwungen zu werden? Die österreichischen und preußischen Werber lassen sich keinen brauchbaren Deserteur entwischen. Uebrigens wie sollten die Deserteure beweisen, daß sie Polacken, Dänen usw. seien? Nach Hause schreiben und Taufscheine kommen lassen, konnten nur die Schweizer, Venetianer und Florentiner; die sehr weit entfernten mußten das lassen. Einige wenige erhielten Taufscheine, aber die anderen? Nun, die fanden schon Rat, wenigstens die Klügeren. Unter den Deserteuren fand sich ein gewisser Prips, welcher ehedem Latein gelernt hatte und einen Taufschein zu fabrizieren wußte. Dieser fing an, ganz in der Stille für einige vertraute Freunde Taufscheine aufzusetzen. Anfänglich ging das Ding; die Leute auf dem Departement waren eben nicht sehr skrupulös, und wenn einer ein Papier von der Art brachte, so gab man ihm einen Laufpaß nach Basel, denn dahin mußten alle. Endlich machte Prips sich selbst einen Paß und entkam.

Nach ihm trat ein anderer auf, namens Mann, gebürtig aus Lübeck und ehedem Dragoner bei den Preußen, ein erzschlechter Kerl und großer Spitzbube. Er verstand auch etwas — aber blutwenig — Latein, konnte schreiben und schrieb denn auch Taufscheine. Aber kaum kamen sie den Herren auf dem Departement

zu Gesicht, als diese dem Kommandanten Belin befahlen, die Ueberbringer zu arretieren und nach der Conciergerie zu bringen. Die Formel der Taufscheine von Mann war folgende:

Cum Deo!

Anno Domini 1756 die quintus Majus baptistatus est in ecclesia Sancti Ulrici Johannes filius Andreas Mans et Dorothea sua femina. Compater fuerunt Johannes Vogt et Magdalena Cramp, sua mulier.

Attestor, Warschau, den 25. October 1789

Augustinus
Canonicus et Pastor.

Solches Geschmier mußte den Beamten auf der Munizipalität die Augen bald öffnen. Sie untersuchten mehrere Taufscheine, und siehe da, diese trugen die Zeichen der Falschheit sichtbar an sich. Sie waren oft auf Papier geschrieben, in welches die Worte: liberté — égalité eingeprägt oder eingestempelt waren. Mann mußte auf zwei Monate ins Gefängnis.

Eines Tages ließ mich Belin zu sich kommen. „Höre," sagte er, „Gibasier hat mir gesagt, daß du Latein verstehst; du bist also imstande, auch Taufscheine zu machen. Ich bitte dich aber, dies nicht zu tun: das Departement hat nämlich beschlossen, jeden Verfälscher von der Art auf ein ganzes Jahr einzustecken." Ich dankte dem guten Belin für seinen Wink und versicherte ihn, daß es mir noch nicht eingefallen sei, auf solche Weise die Republik zu betrügen.

Das hinderte alles nicht, daß nicht echte Taufscheine sogleich einen Paß verschafft hatten, und ein

Deserteur, der so einen bringen konnte, wurde auf Kosten der Republik bis auf die Schweizer Grenze versorgt, d. h. er bekam täglich 2 Pfund Brot, 10 Sous und Nachtquartier. Auf den Etapes war nämlich seit dem Sommer 1794 einiges geändert worden. Man gab kein Fleisch mehr, wegen des Mangels desselben und weil die Etapes sonst eine sehr große Menge weggenommen hätten. Auch mußte der Wein von da an auf dem Etape zu 6 Sous die Bouteille bezahlt werden. Auch die reisenden Volontäre bekamen nichts weiter. Ich sprach einmal mit einem Volontär darüber, der mir ganz kalt erwiderte: „Da die Republik das Fleisch für unsere streitenden Brüder in den Armeen braucht, so wäre es unrecht, wenn man es auf den Etapes verschwenden wollte." — Ein deutscher Soldat murrt gleich, wenn ihm etwas entzogen wird, und nur der Stock kann ihm das Maul stopfen; der Franzose hingegen weiß, warum man ihm dieses und jenes entzieht, und billigend schweigt er.

Ich hielt es bei den Deserteuren in der Kaserne nicht lange aus; denn der Schenkwirt Vienot, bei welchem ich oft einsprach, ließ mich nebst noch einem Schuhmacher, der auch ein preußischer Ueberläufer war, in einer Kammer unter dem Dache liegen, und Kommandant Belin riet mir, für den Kriegskommissar zu schreiben, weil ich meine Stunden bei den gefangenen deutschen Offizieren noch nicht fortsetzen konnte. Der Kriegskommissar war zwar mit meiner Orthographie zufrieden, aber meine Handschrift gefiel ihm nicht; er konnte mich also nur zum Abschreiben und dann und

wann zum Konzipieren brauchen; was aber leserlich rein geschrieben sein mußte, war immer das Werk des Greffiers.

Zu eben der Zeit lernte ich einen Mann kennen, der das Karmeliterkloster nebst deren Kirche an sich gekauft hatte und gleich niederreißen ließ. Ich unterzog mich der Arbeit, die heiligen Mauern und Pfeiler mit niederzuwerfen, erhielt dafür täglich einmal zu essen und 50 Sous in Papier und stand mich dadurch so gut, als man sich in meinen damaligen Umständen stehen konnte. Wenn ich so auf einem Pfeiler stand und die großen Quadersteine losbrach, fiel mir oft der heilige Simon Stylites ein, welcher ehedem — wie man berichtet — so viele Jahre hintereinander auf einer Säule gestanden ist. Da machte ich dann einen Vergleich zwischen jenem geduldigen Heiligen und mir Unheiligen und fand so viel Verschiedenheit, daß ich oft selbst überlaut lachen mußte.

Am Ende jeder Dekade wurden wir ausbezahlt; jeder erhielt alsdann 22 Livres 10 Sous, und so war ich immer imstande, nicht nur zu bezahlen, was ich indessen geborgt hatte, sondern es blieb noch soviel übrig, daß ich die Dekade bei Vienot oder sonstwo ordentlich hinbringen und Burgunderwein zur Genüge trinken konnte, wovon ich zwar jeden Tag etwas trank.

Während der Zeit, als ich in der Karmeliterkirche taglöhnerte, habe ich einmal in Gesellschaft eines Dijoners Stärke (Amidon) nach Auxonne auf einem Schubkarren gekarrt und andere Waren von da mit zurückgenommen. Freilich war das eben keine angenehme

Beschäftigung, allein ich unternahm sie dennoch gern, weil ich da den neuen Wein auf den Dörfern so recht probieren konnte. Es ist in der Tat etwas Köstliches um guten neuen Burgunder.

Ungefähr in der Mitte des Dezember 1794 traf ich den Chirurgus Vallée bei Vienot. Er war freundlich und fragte mich, wie es mir ginge. Ich antwortete ihm: eben nicht zum besten; denn einmal müsse ich in der Kälte arbeiten, und dann schmerze mich meine Wunde auf der Brust oft nicht wenig. Er ließ sich dieselbe zeigen und sagte flugs:

„Hole mich Prinz Condé, du bist nicht klug, daß du nicht ins Hospital gehst! Dort hast du Verpflegung, kannst machen, was du willst, wirst vielleicht auch bald kuriert und triffst da lauter alte Bekannte. Was willst du hier in der Kälte herumkriechen! Geh' ins Spital!"

„Höre, lieber Vallée," antwortete ich, „du wirst doch sorgen, daß ich im Spital wie sonst gehalten werde? Ich fürchte, ich komme zu oft, der Direktor wird am Ende wohl tückisch."

„Ei, warum nicht gar! Ich will dem Direktor schon sagen, was wir dir noch schuldig sind. Du bist unser Krankenwärter gewesen, hast deine Sachen ehrlich verrichtet und schleppst dich mit einer gefährlichen Wunde. Man muß dich ordentlich verpflegen und tut es auch gern; komm nur morgen und bleib bei uns, bis die Bäume grün werden."

Ich folgte. Früh holte ich mir einen Zettel beim Kommandanten Belin, und fuhr ab nach »Jean Jacques« ins Hospital.

Mit Vergnügen denke ich stets an jene Tage zurück, die ich noch zuguterletzt in Dijon im Hospital verlebt habe. Täglich ging ich abends mit Freunden zu Mutter Guignier zu Weine, wo wir oft bis zehn Uhr und noch länger sitzen blieben. Dann schlief ich bis sieben oder acht Uhr, stand sofort auf, ließ mich verbinden und aß hernach zu Mittag. Nach dem Essen ging ich in die Familie des Hospitaldirektors, wo ich sehr brave Leute fand, las weiter in Büchern oder schrieb für andere oder erzählte mir Anekdoten mit einem deutschen Deserteur, der ebenfalls Theologe gewesen und nun Krankenwärter war. Dann aß ich zu Nacht, rauchte eine Pfeife Tabak draußen — im Innern war das Tabakrauchen verboten worden, weil mehrere die Betten angesteckt hatten — und ging hernach zu Weine. Dies ist mein ganzer Lebenslauf im Hospital zu Dijon, genannt »Jean Jacques«.

So lustig dieser Lebenslauf aber auch war, so war er doch nicht ohne die Dornen der Besorgnis. Ich wußte mehr als zu gut, in welcher Gefahr ich wegen Dentzels unentschiedener Lage noch immer stand. Um mich also von dieser geheimen Folter zu befreien, sann ich auf eine ungehinderte Entlassung aus Frankreich, und so schrieb ich gleich nach meiner neuen Ankunft im Hospital an Herrn Bispink in Halle. In diesem Brief gab ich ihm, soweit es ohne Gefahr anging, etwas Nachricht über meine Lage in Frankreich seit meiner Desertion von den Preußen bei Landau. Zugleich bat ich ihn, er möchte mir in einem lateinischen Briefe, der an den Kommandanten Belin adressiert werden müßte, es bezeugen, daß ich aus Altona gebürtig

wäre. Dies Zeugnis, fügte ich hinzu, wäre das einzige Mittel, mir ungehinderten Abzug aus Frankreich zu verschaffen.

Herr Bispink hatte von mir seit meinem Uebergang nach Landau keinen Brief erhalten, und erst kurz vor Ankunft meines Dijoner Briefes hatte er erfahren, daß ich zwar noch lebte, allein zu Dijon an der Wassersucht im Lazarett krank läge. Dies hatte den guten Bispink um mich ebenso besorgt gemacht, als vorher die Ungewißheit über meine Lage und die Zeitungsnachricht, daß ich in Frankreich guillotiniert sei.

Es läßt sich denken, daß ihm nichts willkommener sein konnte, als mein eigenhändiger Brief, der von Krankheit u. dgl. nichts erwähnte und mit einemmal den Stachel aller unangenehmen Nachrichten und Gerüchte stumpf machte. Voller Freude hatte er sich sogleich angeschickt, alles aufzubieten, um zu meiner Befreiung aus Frankreich nach Möglichkeit mitzuwirken.

Er bemühte sich um eine schriftliche Fürbitte für mich von dem französischen General d'Oyré an den Kommandanten Belin und um noch eine an den Sekretär bei dem französischen Gesandten Barthélemy zu Basel. Diese und seine Briefe trug er selbst nach Leipzig und übergab sie dort zur sicheren Beförderung fürs weitere.

Alles dies war in Zeit von zehn Tagen zustande gekommen. Die Zeit ward mir indes gar lang, ehe Bispinks Antwort kommen wollte, und ich zweifelte schon, ob er meinen Brief erhalten hätte.

Endlich gegen das Ende des Jänners ließ mir

der Kommandant Belin sagen, ich möchte gleich zu ihm kommen, er habe einen Brief an mich, der käme weit her, aus Deutschland. O, wie klopfte mir da das Herz! Ich flog zu ihm, und siehe da, ein Brief von meinem Bispink. Es waren eigentlich drei Briefe: einer in französischer Sprache von dem General d'Oyré, der damals als Geisel in Erfurt sich aufhielt und in den humansten Ausdrücken den Kommandanten Belin um meine Entlassung ansprach, dann zwei lateinische Briefe, deren einer unter mehreren anderen Nachrichten über dies und das, mir wie von ungefähr das Zeugnis gab, daß ich in Altona geboren und getauft sei. Dieser Brief war von Bispinks Hand, aber unter erborgtem Namen und unter dem Schreiborte Hamburg. Halle als eine preußische Stadt hätte, wie er gedacht hatte, das Zeugnis für mich als einen preußischen Deserteur verdächtig machen können. Der andere lateinische Brief von jemandem namens Adler aus Altona erzählte mir zu meiner höchsten Betrübnis, daß dieser brave Mann ein Entzündungsfieber gehabt habe und dem Tode nahe gewesen sei. Eben dieser Freund Adler riet mir, daß ich mich, um als preußischer Deserteur vor jeder Nachstellung sicher zu sein, nach der Schweiz begeben möchte. Vorzüglich empfahl er mir Zürich zu meinem Aufenthalt. Bispink hatte nämlich zugleich einen Brief an Herrn Geßner in Zürich geschickt, mit dem Auftrag, mich bei meiner Ankunft angemessen kleiden zu lassen und mir zu meiner weiteren Reise 3 Karolin in seinem Namen vorzustrecken. Dieser Brief enthielt zugleich einen an mich mit einem Paß für mich auf Halle und der Nachricht, daß ich vom Soldatenstande völlig ent-

lassen sei. Dies konnte mir in den Briefen nach Dijon nicht gesagt werden, und Bispink hatte es für gefährlich gehalten, die erwähnte Anweisung für mich jemandem in Basel aufzutragen; er hatte ein Gerede darüber befürchtet und dadurch — in Barthélemys Nähe — Scheiterung seines Projektes. Die Herren Baseler ließen mich aber nicht nach Zürich, und so warf mich diese meine Unwissenheit wieder in einen Strudel, der meine Zurückkunft nach Halle über ein halbes Jahr verzögerte.

Nachdem ich dem ehrlichen Belin die lateinischen Briefe erklärt hatte, so sagte er, indem er mir die Hand drückte: „Nun hast du gewonnen, Laukhard! Nun kannst du in dein Deutschland zurückgehen, wann du willst. Ich bin wirklich recht froh darüber; denn ich dachte immer, der Henker möchte mit dir noch einmal so sein Spiel auf der Guillotine haben. Du verstehst mich. Jetzt geh' nach dem Departement und fordre auf diese Briefschaften einen Paß nach der Schweiz."

Auf dem Departement wurden meine Briefe vorgelesen, und als einer von den Beisitzern die Bedenklichkeit äußerte, daß das kein ordentlicher Taufschein sei, indem er von keinem Geistlichen unterzeichnet wäre, so sagte der Präsident:

„Ist etwa das Zeugnis aus dem Briefe eines ehrlichen Laien nicht ebenso gut, als das Attest eines Priesters? Wir Franzosen haben wohl noch Ursache, auf Priester zu bauen! Genug, das Zeugnis ist gut, und Citoyen mag nach Hause gehen!"

Ich erhielt also von dem Departement eine Ausfertigung, nach welcher Nardot, der Kriegskommissar,

mir einen Paß nach Basel geben sollte. Dieser lachte, als er schreiben mußte, ich sei aus Altona. Denn ich hatte ihm von meinen Begebenheiten einiges vorerzählt, und so wußte er recht gut, woher ich war. Aber auch er war mir gut, und froh, daß ich auf diese Weise aller Gefahr entgehen konnte, und schrieb mir den Paß.

Hier mag vielleicht mancher aristokratische Leser die Nase rümpfen und sagen: Der Verfasser lobt den Zivismus oder die Anhänglichkeit der Franzosen ans Gesetz; nach seinem eigenen Geständnis wußten Belin und Nardot, daß es mit seinem Geburtsort Altona nicht richtig war, und doch waren sie, wie er zu verstehen gibt, recht brave Bürger. Wo bleibt aber hier ihre Bravheit, da sie ihre Mitbürger hintergehen halfen und wenigstens den Betrug nicht entdeckten?

Meine Herren! die Bürger Belin und Nardot wußten, daß es der Republik ganz gleichgültig sein konnte, ob ich aus Altona oder Konstantinopel oder gar Otaheiti gebürtig war. Dann waren sie meine Freunde; verrieten sie mich, so war der Schaden für mich groß, sehr groß, und der Nutzen für den Staat — eine Null! Das Schreckenssystem hatte alle feinfühligen Franzosen nur noch mehr humanisiert, und so gönnte man mir Leben und Blut.

Der Kommissar riet mir, in Dijon zu bleiben, bis es bessere Witterung und warm wäre; denn, sagte er, in der Franche-Comté wirst du schlechte Wege treffen und nicht fortkommen. — Aber ich hatte noch einen triftigen Grund, mich bald von dannen zu machen.

Ich hatte, da ich von Herrn Bispink immer keine

Antwort erhielt, an meine Mutter geschrieben und um meinen Taufschein gebeten. Es war nämlich seit meinem Schreiben an Bispink auch den linksrheinischen Pfälzern erlaubt worden, nach Hause zu gehen, weil man jene Provinzen damals auch als der Republik eigen ansah. Es war mir sehr wahrscheinlich, daß meine Mutter bald antworten würde, und dann kam der Brief, wie alle für die Gefangenen und Deserteure, an den Kommandanten Belin, und dann, was würde der ehrliche Mann gedacht haben, oder vielmehr, was hätte er zu seinen Mitbeamten sagen sollen? Um also dem einen wie dem andern vorzubeugen, entschloß ich mich kurzweg, gleich den anderen Tag abzufahren.

Die deutschen Offiziere waren froh, daß ich fortkonnte, und einige derselben versorgten mich noch mit Assignaten auf die Reise; ebendieses tat auch der Spitaldirektor. Den größten Teil der Nacht brachte ich in der Schenke der Mutter Guignier zu und ging erst nach zwölf Uhr, zwar nicht betrunken, aber auch nicht ganz nüchtern, nach Hause. Im Spital erwartete mich ein preußischer Gefangener von den Bellingschen Husaren, ein geschickter Schneider und braver Mensch, der nicht weit von meinem Bette lag. Er war meinetwegen aufgeblieben und bat mich, ihm zu erlauben, daß er sich an mich auf meinem Wege anschlösse, um zu versuchen, aus Frankreich herauszukommen. Ich hielt es für Pflicht, einem Kameraden den Ausgang aus Frankreich zu erleichtern, und sagte ihm, er solle den anderen Morgen vor der Stadt auf mich warten. Ich brauchte nicht zu fürchten, verraten zu werden, denn der Husar verstand kein Wort Französisch, und

wenn er wäre angehalten und ich seinetwegen befragt worden, so hätte ich gesagt, daß ich von seiner Geschichte nichts wisse und daß es meine Schuldigkeit auch nicht sei, danach zu fragen.

Früh konnte ich mich beinahe nicht losmachen aus dem Hospital. Die Chirurgen, der Direktor, die Krankenwärter und viele Kranke redeten alle auf mich ein, und fast jeder wollte mir etwas mitgeben. Der deutsche Wärter drang mir ein ganzes Brot auf, der Direktor ein Fläschchen feinen Franz, der Apotheker ein Gläschen liquor anonymus, und mehrere Krankenwärter ihre Fleischportionen vom vorigen Abend, die sie für mich aufgespart hatten. Endlich kam der Portier und brachte mir einen großen Pack Rauchtabak. — Sie weinten alle, und ich war so tief gerührt, daß ich ihnen nur die Hände drücken, aber kein Wort sprechen konnte.

Betäubt ging ich durch die Straßen von Dijon, und erst vor dem ehemaligen Peterstor konnte ich mich wieder fassen und zurück blicken. Hier stieg nun folgender Gedanke bei mir auf, der mein ohnehin schon verwirrtes Gemüt nur noch mehr zerrüttete:

Du gehst jetzt aus einem Lande, in welches du auf die unwürdigste Art von der Welt getreten bist. Du hast wollen das Deinige beitragen, die Freiheit einer edlen Nation stürzen zu helfen — eine Freiheit, deren wohltätigen Einfluß du selbst gefühlt und genossen hast. Geh', Laukhard, schäme dich! Du bist ein Niederträchtiger, ein Verworfener. Sprich ferner nicht mehr von Schurken, denn du gehörst in ihre Klasse, stehst mit unter den Verächtlichsten. Die Fran-

zosen hätten recht gehabt, wenn sich dich deiner Unternehmungen wegen mit dem Tode bestraft hätten. Aber wie sind sie mit dir verfahren? — Welchen Ersatz kannst du ihnen geben? — Hier faßte ich den festen Vorsatz, von den Franzosen niemals anders zu reden oder zu schreiben, als wie es die Wahrheit nach meiner Ueberzeugung fordere. Und durch diesen Vorsatz wurde ich um etwas beruhigt.

Mein Husar kam bald zu mir, und wir gingen stracks fort auf Auxonne zu. Aber schon den Nachmittag fing es an zu regnen, so daß wir eine Stunde vor dieser Stadt auf einem Dorfe übernachten mußten. Ein reicher Bauer gab uns Quartier. Es war schon ein alter Mann, dessen Sohn tot, dessen Enkel aber im Felde waren. Drei Töchter seines Sohnes, deren Mutter und er versahen ihnen die Wirtschaft, wobei ihnen auch ein Kriegsgefangener aushalf. Die Leute waren sehr munter, und als ich ihnen sagte, daß mein Reisegefährte ein Schneider sei, so bat ihn der Alte, er möchte ihm seinen Rock ausbessern. Der Husar war dazu willig, und alle gaben ihm das Zeugnis, daß er seine Sache hübsch mache, daß es schade sei, daß er fort wolle, und daß er sogar auf ihrem Dorfe recht gut würde leben und sich durchbringen können. Die Mädchen schäkerten endlich mit uns, und ich merkte, daß der Husar nichts mehr bedauerte, als daß er mit ihnen nicht sprechen konnte.

Die Leute gaben uns zu essen, und als der Alte sowohl als die Mädchen fortfuhren, zu bedauern, daß ein hübscher Mensch, der ein Handwerk verstände, ihr

Land verlassen wolle, worin er doch weit besser als in Deutschland leben und sein Auskommen finden würde — so wollte ich meinen Spaß haben und sagte zum Alten, wenn er meinem Reisegefährten eins von den Mädchen zur Frau geben wollte, so wollte ich ihm den Vorschlag tun, da zu bleiben. Dazu könnte wohl Rat werden, antwortete der Alte mit Lächeln. Ich erklärte dies meinem Husaren, aber auch mehr schnurrig als ernsthaft, und dabei blieb es für den Abend. Früh aßen wir noch Suppe mit den guten Leuten und gingen nach Auxonne, wodurch auch der Husar mußte, weil er sonst nicht über die Saône konnte, über welche hier eine Brücke geht. In Auxonne lagen auch Preußen, unter welchen der Husar Bekannte hatte, die er besuchen wollte, während ich meinen Paß unterschreiben und mir Brot und Geld geben ließ. Ich bestellte ihn in ein Weinhaus, wo wir unser Bündel abgelegt hatten, und ging. Als ich zurückkam, war mein Husar noch nicht da; ich ließ mir also etwas geben und wartete: aber vergebens. Daran aber war ich wohl schuld, und zwar so per accidens; denn unterwegs von dem Dorfe an bis Auxonne sprach ich von den Vorteilen, die einer haben könnte, der in Frankreich bleiben und sich da durch seine Arbeit nähren wollte. Und da ich merkte, daß das eine Mädchen, welches sehr bei Fleische war, Eindruck auf den Husaren machte, so strich ich das Glück heraus, welches er da auf dem Dorfe haben könnte.

Diese Vorstellung hat dem guten Menschen vielleicht eingeleuchtet, denn nach langem Warten ging ich endlich ins Kloster zu den Preußen, und fragte

nach dem Husaren. „Ja,“ hieß es, „der ist zurückgegangen, er hat gesagt, er getraue sich nicht, durchzukommen.“ Wahrscheinlich war er wieder auf das Dorf zurückgeeilt. Nun, es bekomme ihm wohl!

Ich marschierte nun ohne besondere Abenteuer der Grenze zu, und als ich nach Bourg libre, wie das frühere Saint Louis nun hieß, gelangte, befragte ich mich, was ich zu tun hätte, um ohne Hindernis nach Basel zu kommen. Man wies mich an einen Greffier, welcher meinen Paß aus Dijon an sich hielt und mir ein Zettelchen von seiner Hand gab, nach welchem die Grenzwache auf der Chaussee angewiesen wurde, mich durchzulassen.

Als ich über die Grenze kam, hatte ich eine ganz eigene Empfindung. Ich war freilich recht herzlich froh, endlich einmal wieder in einem Lande zu atmen, wo ich weiterhin keine Gefahr mehr zu besorgen hatte, wegen eines Auftrags, dem ich mich so unbesonnen unterzogen hatte. Allein auf der andern Seite verließ ich doch ungern ein Land, in welchem ich mehr gesehen und mehr erfahren hatte, als ich je wieder sehen und erfahren kann, ich mag hinkommen, wo ich will, und sollte ich Methusalems Alter erreichen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Basel. — Die Basler Stadtsoldaten. — Die Bettelherberge. — Erlebnis auf dem Rathaus. — Grobe Schweizer. — Eine großmütige Dame. — Nil desperandum! — Freiburg im Breisgau. — Ich nehme Dienste bei den Emigranten. — Ettenheim. — Prinz Rohan und seine Maitresse. — Kardinal Rohan. — Unser Heldenkorps. — Mehr Offiziere als Soldaten. — Ich desertiere von den Emigranten. — Ich nehme Dienste bei den schwäbischen Kreistruppen der Reichsarmee. — Ich werde zum Unteroffizier befördert. — Der Korporalstock. — Meine Besucher und ihre Speisekörbe. — Grausame Bestrafung von Spionen. — Spießrutenlaufen. — Brief an den Kronprinzen von Preußen. — Abschied von der Reichsarmee.

Es war eben dämmerig, als ich mit einem andern preußischen Deserteur, den ich schon bei Besançon getroffen hatte, ans Tor zu Basel kam. Die Wache fragte nach Pässen, da wir aber keine mehr hatten, so bekamen wir einen Soldaten zur Begleitung. Die Basler Stadtsoldaten machen eine sehr tragische Figur, und ich kann mich nicht genug wundern, daß ich in gewissen Briefen über die Schweiz die schönen roten Soldaten der Stadt Basel loben höre. Der Verfasser hat, wie viele Reiseschreiber, aus seiner Kutsche oder aus dem Fenster seines Gasthofes, worin er logiert hat, seine Bemerkungen angestellt, und da hat er einige von den roten Schweizern, welche ehedem in Frankreich gedient hatten, gesehen und sie für Baseler Stadtmiliz gehalten. Die echten Basler Stadtsoldaten sind schmutzige Kerls mit blauen Röcken, blauer Hose und blauer Weste, oder wie sonst die Preußen sagten, als noch die Garnisonregimenter existierten: dreimal blau und neunmal des Teufels.

Unser Stadtsoldat führte uns zu einem Kommissar, der unsere Namen usw. in ein großes Buch einschrieb und uns sofort nach der Bettelherberge schickte. Es ist nämlich zu Basel Mode, daß alle Fremden, welche über Nacht da bleiben wollen, sich entweder als wirklich Reisende, d. i. für ihr Geld zehrende Personen, dadurch qualifizieren, daß sie sich in ein namhaftes Gasthaus einquartieren, oder aber, daß sie sich auf die Bettelherberge bringen und da einsperren lassen.

Ich war sehr müde, und es kümmerte mich also wenig, ob ich auf der Bettelherberge oder sonstwo schlief; ich war ja der elenden Nachtlager schon seit sehr langer Zeit gewohnt worden. Und ob ich schon keine Ursache habe, mit dem Betragen der Basler Herren gegen mich zufrieden zu sein, so danke ich ihnen doch hier öffentlich für ihr Brot, ihre Erbsensuppe und ihre zwei Schweizerbatzen, womit sie mich regaliert haben.

Auf der Herberge war es ein Leben, wie man es an einem solchen Orte erwarten kann. Ungefähr acht Deserteure, die aus Frankreich zurückkamen, waren unsere Gesellschaft, nebst einigen Elsässer Flüchtlingen, die in ihr Land zurück wollten. Wir mußten auf der bloßen hölzernen Pritsche liegen, weil man wegen des Ungeziefers kein Stroh auf die Herberge bringen durfte. Ich lagerte mich auf den Tisch. Der Lärm in dieser Gesellschaft war unaufhörlich, doch aber freute ich mich, die deutschen Deserteure immer besser kennen zu lernen. Sie sprachen von nichts als von den Bubenstücken, die sie während ihres Aufenthalts in Frankreich verübt

hatten, und rühmten sich ihrer nach dem Grundsatz, daß man sich an so einer Nation nicht versündigen könne. — Ein Emigrant aus Toul in Lothringen, der auch da war, schäkerte mit einem Bettelmädchen, das uns gleichfalls Gesellschaft leistete, unanständig genug. Als ich ihm sagte, daß er wenig Geschmack haben müßte, mit so einem Wesen schön zu tun, antwortete er: „Que voulez-vous? Il faut prendre ce qu'on trouve sur ses pas“ — und griff wieder nach dem zerlumpten und schmutzigen Bettelmädchen.

Früh kam der Herr Vater oder der Oberaufseher über die Herberge, gab uns unser Geld, jedem zwei Batzen, und hieß uns abmarschieren. Ich trennte mich sofort von meiner Nachtgesellschaft, lief durch einige Straßen und begaffte die Häuser und Menschen, wie einer tut, der zum erstenmal in eine so berühmte Stadt kommt, wie Basel ist. Sodann ging ich aufs Rathaus, wohin man mich gewiesen hatte, um einen Paß nach Zürich zu bekommen.

Hier traf ich in einer nach recht gotischem Geschmack eingerichteten Stube einige Herren, welche mich derb anfuhren und im impertinentesten Ton alle zugleich fragten, was ich schaffe, d. i. haben wollte?

Ich: Meine Herren, ich habe Sie gehorsamst ersuchen wollen, mir einen Paß nach Zürich zu geben, wohin ich gewisser Absichten wegen gerne gehen wollte.

Die Herren (alle zugleich und im echten, unerträglichen Schweizerton): Nein nein, daraus wird nichts! Der Herr sieht aus wie ein Vagabund. Nein, aus dem Paß wird nichts!

Ich: Meine Herren, ich bin kein Vagabund. Ich

habe ehemals dem König in Preußen gedient und möchte den Herrn Professor Ulrich und den Herrn Geßner in Zürich besuchen.

Die Herren (wie zuvor, aber immer lauter): Nein nein, daraus wird nichts! Der Herr kommt aus Frankreich, und wer aus Frankreich kommt als Deserteur oder als Gefangener, darf in der Schweiz nicht reisen. Jetzt geh' der Herr!

Ich ärgerte mich über die impertinente Grobheit der Basler Herren und schob ab, ohne ein Wort weiter zu verlieren.

Hier will ich im Vorbeigehen bemerken, daß die meisten Schweizer in ihrem Lande ebenso impertinent, stolz und grob sind, als sie sich in fremden Ländern biegsam, artig und fein zu betragen suchen. In ihrem Lande dünken sie sich Könige und sehen stolz herab auf Fremde, zumal arme. — Diese Anmerkung haben schon mehrere Reisende gemacht. Hätte ich aber doch Geld geben können, ich würde gewiß einen Paß erhalten haben, denn kein Sprichwort ist richtiger als das alte: „Kein Geld, kein Schweizer".

Auf der Straße, nicht weit vom Rathaus, fragte mich ein Franzose nach etwas, worüber ich ihm keine Auskunft geben konnte, und ich wollte eben weitergehen, als eine Dame mit der französischen Kokarde an ihrem Kopfzeuge mir zurief, ob ich eben jetzt aus Frankreich käme. Ich antwortete mit ja, und sie fuhr fort, zu fragen, wo in diesem Lande ich mich denn aufgehalten hätte. Als ich nun unter mehreren Städten auch Mâcon nannte, so bat sie mich, zu ihr hereinzukommen. „Du siehst fatal um die Beine herum aus,

Citoyen," sagte sie; „du hast, wie es scheint, wohl auch kein Geld, dir Schuhe anzuschaffen? Nun, so sollst du Schuhe haben; ich bin auch aus Mâcon und betreibe hier einige Geschäfte. Setze dich." Ich gehorchte und erzählte ihr dieses und jenes aus Frankreich, auch manches von meinen eigenen Geschichten; sie hörte mir mit Aufmerksamkeit zu und bewirtete mich indessen mit Wein, Brot und Knoblauch. Es wurde ein Schuster herbeigerufen, der mir ein Paar Schuhe anprobieren mußte; sie paßten, und die Dame bezahlte sie. Dann gab sie mir ein Paar Strümpfe und noch ein recht gutes Hemd von ihrem Mann. Ihr Bedienter mußte mich hernach in den Gasthof »Die wilden Männer« bringen, wo ich auf ihre Kosten gespeist und beherbergt wurde. Hier erfuhr ich, daß diese Dame und ihr Mann sich schon einige Zeit in Basel aufhielten und da mit Pferden handelten, welche sie in Deutschland, ja sogar von den österreichischen Offizieren und Kommissarien aufkauften und ihren Franzosen mit schwerem Profit wieder abließen. Man versicherte, daß die Leute mehr als eine halbe Million Livres durch den Pferdehandel gewonnen hätten. Ich gönnte der edlen Frau ihren Gewinn, ob ich gleich die Untreue jener Oesterreicher verabscheuen mußte, die ihren Kaiser so schändlich betrogen.

Der preußische Gesandte Graf von Golz war kurz vorher in Basel gestorben, und dessen Nachfolger war noch nicht angekommen; ich konnte also von dieser Seite auf eine Unterstützung und einen Paß nicht rechnen und war daher genötigt, meine Wanderung nach Zürich aufzugeben und mich weiter nach Deutschland hinein

zu schleppen. — Nach Halle wollte ich nicht eher, als bis ich ganz gewiß wüßte, daß ich die preußische Uniform nach meiner Zurückkunft nicht weiter tragen sollte.

Nachdem ich einmal entschlossen war, ging ich den anderen Tag früh zu meiner Dame, dankte ihr für ihre Güte und erhielt noch einen Kronentaler auf die Reise. Diese Dame vermehrte meinen Kommentar zu dem Sprüchelchen: Nil desperandum!

Hierauf begab ich mich zu dem Kaiserlichen Kapitän, welcher sich in Basel aufhielt und den Auftrag hatte, die aus Frankreich zurückkommenden Soldaten mit Pässen nach Lörrach zu versehen. Der edle Mann fertigte mir sogleich einen Paß aus, instruierte mich, wie ich mich bei den Vorposten usw. zu verhalten hätte, und beschenkte mich noch mit einem Zwanziger. Und so verließ ich Basel und bedauerte weiter nichts, als daß ich die dortigen Herren auf dem Rathause wegen eines Passes begrüßt hatte. Möchten diese Herren nur noch lernen, forthin nichts zu übereilen, und einzusehen, daß hinterm Berge auch Leute wohnen!

Das Städtchen Lörrach liegt anderthalb Stunden von Basel und gehört dem Markgrafen von Baden. In dieser Gegend wächst vieler Wein, der auch damals nicht sehr teuer war. In Lörrach stand ein starkes kaiserliches Kommando, bei dessen Oberst ich mich meldete und ganz gut aufgenommen wurde; denn damals dachte man noch nicht daran, daß Preußen und Frankreich so bald Friede machen würden. Der Oberst sagte mir, daß ich nur immer ausruhen möchte, er wollte mir einen Quartierzettel geben lassen; und

wirklich kam ich in eine Mühle zu liegen, deren Eigentümer ein großer Verehrer des vorigen Königs von Preußen war und mich also gut behandelte. Ich erhielt hier auch kaiserliches Traktament, welches, wie der Obrist sagte, sein Herr meinem König berechnen würde.

Die Emigranten lagen hier auf Werbung und machten sich auch an mich; ich hatte aber keine Lust, unter dem Gesindel zu dienen, und brach also kurz ab.

Am 28. Februar 1795 zog ich mit einem kaiserlichen Kommando von zwei Mann, welche 29 fremde Soldaten begleiten sollten, von Lörrach und kam den 2. März in Freiburg an. Der dortige Platzmajor hatte die Güte, mir ein Quartier in dem ehemaligen Dominikanerkloster anzuweisen, und schickte mich nachher zum General von Alwinzi, den ich um einen Paß nach Frankfurt am Main ansprach. Der General war sehr artig und beschenkte mich über mein Erwarten, aber den Paß nach Frankfurt schlug er mir ab, aus Gründen, die ich selbst billigen mußte. Er erlaubte mir indes, noch zu bleiben, bis ein Kommando nach Heidelberg gehen würde, mit welchem ich alsdann fortkommen sollte.

In Freiburg war ein gewisser Marquis d'Aunoy, der für den Prinzen Rohan, oder vielmehr für der Engländer Geld, Rekruten anwarb. Ich traf diesen Marquis, der sonst ein artiger, äußerst feiner Mann war, in einem Gasthaus vor der Stadt an. Er war nicht als Offizier gekleidet, und ich hielt ihn für einen simpeln Emigranten, aber er entdeckte sich mir bald kenntlicher. Er versprach mir 10 Louisdor oder 60 Taler

in Gold und sogleich die Stelle eines Unteroffiziers, wobei ich jeden Tag 24 Kaiserkreuzer Traktament und 2 Pfund Brot haben sollte; auch könnte ich auf Avancement rechnen usw. Das Ding gefiel mir, und da man mit mir wie mit einem Kinde leicht machen kann, was man will, ich es auch müde war, auf das Kommando nach Heidelberg in Freiburg länger zu lauern oder mich auf Kosten anderer weiter durchzuschlagen und dabei Gefahr zu laufen, gewaltsamen, österreichischen Werbern in die Klauen zu fallen oder von den Preußen wieder in preußische Uniform gesteckt zu werden, so schlug ich ein und ward — Soldat bei den Emigranten!

Der Marquis d'Aunoy beschied mich auf den andern Tag in dasselbige Gasthaus und verbot mir, in der Stadt etwas von unserer Abrede zu erwähnen. Es war ihm nämlich nicht erlaubt, zurückgekommene Leute anzuwerben, welche vom kaiserlichen General in Freiburg Quartier und Löhnung erhalten hatten; diese mußten jedesmal zu ihren Armeen gebracht werden.

An einem Sonntag ging ich mit einem Sergeanten von den Emigranten aus Freiburg ab, kam gegen Abend nach Ettenheim, sieben gute Stunden von Freiburg, schlief im Wirtshaus, und den anderen Tag führte man mich zum Prinzen Rohan und zu seinem Onkel, dem Kardinal Rohan, ehemaligen Bischof von Straßburg. Der Prinz ist ein wahrer Laffe, gerade wie man sich nur einen simpelhaften Geck von Emigrierten denken kann; er springt, singt, trällert und faseliert herum, wie ein Geschöpf seiner Art es nur

vermag. Der Kardinal hat mir etwas besser gefallen. Ich dachte da einen alten abgemergelten Wollüstling zu sehen, der die Spuren seiner Ausschweifungen auf dem Gesichte trüge, denn ich hatte von dem Herrn Kardinal viel Skandalöses gehört und gelesen. Allein ich fand ein wirklich ehrwürdiges Gesicht eines schon in den Jahren stehenden hohen Prälaten der römischen Kirche. Sein anständiges Wesen und seine schön modulierte Stimme würden mir Ehrfurcht eingeflößt haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er schon durch die fatale Begebenheit mit dem Halsbande und durch grobe Verletzung des Völkerrechts an der traurigen Revolution auch stark schuld gewesen ist.

Er unterhielt sich lange mit mir, und auf mein Geständnis, daß ich lutherisch sei, sagte er: „Das ist einerlei! Die Liebe zum Guten macht die wahre Religion, der Name tut dazu nichts.“ Ich wunderte mich, einen katholischen Bischof, dessen Hirtenbriefe zu Anfang der Revolution ganz anders lauteten, so reden zu hören. Aber einige Tage darauf, als ich einem Benediktiner zu Ettenheimmünster diese Aeußerung des Kardinals erzählte, belehrte mich dieser eines Bessern, indem er sagte, der Kardinal habe als Prinz wenig Theologie studiert; er wisse also nicht recht, wie wichtig der wahre Glaube sei usw.

Ettenheim ist ein ganz hübsches Städtchen, welches nebst etwa 20 diesseits des Rheins gelegenen Ortschaften dem Bischof von Straßburg zugehört. Diese Ländereien sind auch das einzige, was dem Kardinal von allen seinen Herrlichkeiten übrig geblieben ist, denn seine großen Güter in der Bretagne, seine Besitzungen

im Elsaß, ja sogar seine Mobilien hat die Nation für eine gute Prise erklärt.

Der Staat, den der Kardinal damals machte, war gering — ein Mainzer Domherr hat sonst größeren gemacht. Doch standen noch Soldaten vor dem Schloß Schildwacht. Eine von den Mätressen des Prinzen habe ich auch gesehen; es war ein dickes Saumensch aus dem Emigrantengesindel und, wie ich gehört habe, die Frau eines gewesenen Pächters, welche der Prinz von Rohan-Guémené ihres Reichtums wegen unterhielt und sich von ihr Geld vorschießen ließ.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Ettenheim ging ich nach Ettenheimmünster, einer überaus reichen Benediktinerabtei, wo der Sammelplatz des Regiments sein sollte. Unser ganzes Korps bestand damals aus ungefähr 30 Mann, meist verlaufenem Gesindel, wobei ich denn, nach der Zusage des Marquis, sofort als Korporal angestellt wurde. Wir erhielten leinwandene Hosen und eine Kapotte, weiter aber nichts, denn man wußte selbst noch nicht, was für eine Uniform man uns geben sollte. Unser Kommandeur war der Prinz von Rohan; außer diesem waren noch zwei Kolonels, fünf Kapitäne und mehr andere Offiziere ernannt, welche aber nicht bei uns, sondern in Ettenheim logierten. Auf diese Art hatten wir beinahe mehr Offiziere als Soldaten.

Bei uns war so der rechte Auswurf der Menschheit. So klein der Trupp auch war, so hatten wir doch Deutsche, Holländer, Italiener, Spanier, Polen und Franzosen. Einer davon hatte nur ein Auge, und einer war vorne und hinten buckelig. Verschiedene da-

von hatten Weiber bei sich; dabei war denn ein Leben, wie ehemals zu Sodom.

Als ich zu den Emigranten stieß, trug ich noch meinen Rock nach französischer Art mit republikanischen Knöpfen. Der Adjutant forderte, ich solle ces foutus boutons abschneiden. Als ich ihm aber sagte, daß ich kein Geld anwenden würde, neue zu kaufen, so gab er mir einen neuen Taler, und ich schnitt die Knöpfe ab.

Wir erhielten täglich zur Löhnung: der Gemeine 16, der Korporal 24 Kreuzer und jeder 6 Kreuzer Brotgeld, welches indes wegen der großen Teuerung nicht zureichte. Damit aber die Leute ihr Geld nicht auf einmal versaufen sollten, so gab man ihnen die Löhnung jeden Tag früh. Da die Mannschaft nichts zu tun hatte, so versoffen die Kerls ihre Löhnung in Wein, aßen etwas Brot dazu und legten sich hernach auf die Bärenhaut schlafen oder gingen auf die nächsten Dörfer stehlen und rauben.

Ich für mein Teil lebte ziemlich ruhig und befand mich meistens in Ettenheim, wo ich mit dem Kanonikus Sebastiani, der von Straßburg flüchtig geworden war, Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser Herr liebte ein gut Glas Wein und die Zotologie, und so war ich eben kein unrechter Gesellschafter für ihn.

Es vergingen wenig Tage, daß nicht einige von unseren Leuten wegliefen; sie hatten nur ungefähr eine Stunde bis ins Badische, und dort hatten die Emigranten nichts mehr zu befehlen; ihre Requisition wurde dort durchaus nicht respektiert. Ich hatte vom Marquis d'Aunoy die Versicherung erhalten, daß man mir fünf Louisdor gleich und fünf nach Verlauf von

sechs Monaten zahlen würde. Allein ich erhielt nur 4 Laubtaler, indem der Adjutant sagte, er habe nicht mehr in der Kasse. Damit ließ ich mich anfänglich auch abspeisen und lebte von meinem Traktament oder 30 Kreuzern täglich. Als ich aber nachher noch einen Laubtaler forderte und der Adjutant mir geradezu sagte, ich sei nun Korporal, und als Korporal müßte ich ohne Handgeld par honneur dienen, da dacht' ich: so hole der Geier eure honneur! und faßte sofort den Entschluß, bei der ersten Gelegenheit abzufahren, sobald nur bessere Witterung einträte. Ich sagte niemand von meinem Vorhaben, ja ich bemühte mich vielmehr, einigen Eifer für die Einrichtung unseres lieblichen Korps zu zeigen, lehrte die Rekruten das Gewehrputzen u. dgl., so daß der Adjutant mich versicherte, er wolle mich dem Prinzen empfehlen, und dieser würde mich stehenden Fußes zum Sergeanten machen.

Eines Tages aber schickte mich der Adjutant in Geschäften nach Ettenheim, wo ich über Nacht bleiben mußte, und ich benutzte diese Gelegenheit, und ging mir nichts dir nichts gegen Abend aus Ettenheim die gerade Landstraße nach Offenburg, ohne daß mir ein Haar wäre gekrümmt worden.

Vor dem Tore zu Offenburg kehrte ich ein in die »Krone«, nahm etwas zu mir und fand da mehrere Soldaten von dem Regiment des Prinzen Ludwig von Baden. Ich erkundigte mich nach dem Dienst der schwäbischen Kreistruppen und fand ihn nicht übel. Ich ließ mir indes nichts merken, und die Soldaten

schienen auch gar nicht an Rekrutieren zu denken. Endlich ging ich in die Stadt und wurde bei dem Baron von Sandberg, der damals das badische Regiment als Oberster kommandierte, gemeldet. Dieser äußerte einige Bedenklichkeiten, daß ich durch die große kaiserliche Armee am Rhein nicht ungehindert kommen würde, doch sprach er kein Wort, um mich zu halten. Einen Paß möchte ich mir vom Adjutanten geben lassen. Ich ging und sah mich nach einem Quartier um. Hier überlegte ich, daß der Prinz von Baden ein Freund unseres Kronprinzen ist, daß folglich, wenn ich nur erst vom Thaddenschen Regiment meinen Abschied hätte, Seine Hoheit es beim Prinzen Ludwig leicht und mit einer einzigen Zeile bewirken könnte, mich ungehindert nach Halle ziehen zu lassen. Diese Gedanken nebst der Ueberlegung der großen Schwierigkeiten, die mir bevorstanden, wenn ich damals hätte weiter wandern wollen, bestimmten mich, schwäbische Dienste anzunehmen. Ich wollte mich indessen nicht selbst anbieten; ich machte es wie die Mädchen, die gern einen Mann hätten, ließ mich suchen und ging zu diesem Behufe herum auf den Straßen. Herr von Triebelborn, Leutnant bei der Kompanie des Hauptmanns von Storr, begegnete mir, sah mich an und fragte, woher ich käme? Ob ich Dienste suchte? — „Warum nicht?" war meine Antwort.

Leutnant: Wieviel Handgeld will Er?

Ich: Herr Leutnant, ich diene nicht um Handgeld; ich muß aus Not dienen, es fehlt mir an allem; also sehen Sie wohl, daß ich diesen Punkt ganz Ihnen überlassen muß.

Leutnant: Gut, mein Freund; ich geb' Ihm 4 Karolin, soviel gibt der Stand und keinen Heller mehr. Zwei sogleich und zwei nach einem Jahre. Ist Er damit zufrieden?

Ich: Es bleibt dabei.

Leutnant: Und aus meinem Sack geb' ich Ihm noch 2 Kronentaler. Komm Er jetzt mit mir in die Schenke.

In der Schenke befahl der Leutnant dem Wirte, mich zu pflegen und mir auf seine Kosten alles zu reichen, was ich begehren würde. Darauf zählte er mir 10 Kronentaler auf den Tisch. „Ich hoffe," setzte er hinzu, „Er wird kein Schurke sein." Gab mir die Hand und ging.

Ich habe bei den Schwaben viel Vertrauen auf die Ehrlichkeit ihrer Soldaten gefunden. Von keinem wurde vorausgesetzt, daß er zum Henker laufen würde, daher wurde auch keiner eingesperrt, keiner in besondere Obacht genommen, und wenn auch noch so viele abfuhren, so wurden die andern deshalb nicht im geringsten mehr eingeschränkt. Ganz anders war es sonst bei den Preußen, und noch jetzt ist die persönliche Freiheit der preußischen Soldaten sehr geschmälert. Aber den Herren aus Schwaben liegt nicht viel daran, ob einer wegläuft oder dableibt: die Stände müssen die fehlende Mannschaft im Notfall ersetzen, und nicht der Hauptmann. Ueberdies streiten ja die Schwaben nicht für sich, sondern für andere.

Der Oberst, Baron von Sandberg, von Geburt ein Schwede, dem ich den folgenden Tag vorgestellt wurde, bedauerte, daß er es nicht bemerkt hätte, daß

ich Soldat werden wollte, denn sonst, sagte er, würde er mich unter seine Grenadiere genommen haben. Er war nämlich Inhaber einer Grenadierkompanie. Der Hauptmann von Storr, ein gerader braver Offizier, drückte mir die Hand, und seine Gemahlin fragte mich mit losem Lächeln, ob ich bald auf die Wanderschaft gehen würde? Mit innigem Vergnügen und mit unsterblichem Dankgefühl denke ich an meine Vorgesetzten bei den schwäbischen Kreistruppen. Aber es waren auch Männer, wie man sie selten antrifft.

Ich stand beim ersten Bataillon, und unsere Kompanie kam in der Osterwoche nach Freistätt, wo ich nur einmal exerzierte und gleich darauf zum Unteroffizier gemacht wurde. So war ich denn nach einem Dienst von ungefähr 14 Tagen Korporal bei den löblichen Kreistruppen.

Die Truppen des schwäbischen Kreises bestehen aus zwei Regimentern Reiterei und vier Regimentern Fußvolk: Württemberg, Baden, Fürstenberg und Wolfegg, nebst einem Artilleriekorps. Damals hatte man sie bestimmt, die Gegenden um Kehl zu besetzen und selbige gegen den Ueberfall der Franzosen zu schützen. Wie gut sie dies getan haben, hat sich ausgewiesen bei dem Einfall der Franzosen in Schwaben!

Ich würde hier meinen Lesern eine Idee von den Reichstruppen zu liefern suchen, wenn ich es nicht schon anderwärts getan hätte, nämlich in der »Schilderung der jetzigen Reichsarmee, nach ihrer wahren Gestalt, nebst Winken über Deutschlands künftiges Schicksal«. In dieser Schrift findet man alles, was die Reichstruppen in ihrem Schwarzdunkel freskiert.

Grell ist die Kopie freilich, aber leider ist das Original nicht anders. Uebrigens, wenngleich die Reichsarmee im allgemeinen sich im jetzigen Kriege abermals zur Behauptung ihres alten Ekelnamens einer Reißaus-Armee hinlänglich legitimiert hat, so sind doch viele einzelne Mitglieder derselben unter den Offizieren sowohl als den Soldaten brave Männer und rechtschaffene Krieger, deren Schuld es wahrlich nicht ist, daß manches so elend und so schlecht betrieben und noch schlechter ausgeführt wird. Man gebe einem Sandberg ein preußisches Regiment, und ich stehe mit dem Leben dafür, dieses Regiment gibt keinem in der ganzen preußischen Armee etwas nach. Aber ein aus so vielen Stands-Kontingenten komponiertes, mit allerhand Gesindel ausmöbliertes, halb defektes Regiment — was kann da ein braver Kommandeur machen?

Meine Dienste tat ich recht gern, weil sie mir gar nicht schwer fielen; wenn ich aber einem Burschen, z. B. einem Deserteur oder Dieb, bei der Parade mit meinem häselnen Korporalstock etwa 15, 20 oder 25 Hiebe auf den Hintern werfen sollte, wie ich mehrmalen tun mußte, dann ärgerte ich mich allemal derb und ging endlich in vollen acht Tagen nicht auf die Parade. Der Oberst begegnete mir eines Tages. „Aber Korporal," sagte er, „man sieht Sie ja gar nicht mehr auf der Parade. Wo stecken Sie? Wissen Sie nicht, daß der Unteroffizier, so oft er sonst nur kann, auf die Parade kommen muß?

Ich: Ich weiß das recht gut, Herr Obrist; aber ich bin immer vom Rekrutenexerzieren müde, und zudem ist eben für mich kein Vergnügen auf der Parade.

Oberst: Oho! es ist doch auch da kein Verdruß! Man hört immer was Neues, und dann hat man Gelegenheit, sich oft eine Motion zu machen und den oder jenen, der's verdient, auszugerben.

Ich: Eben das, Herr Obrist, schreckt mich ab; bin ich auf der Parade und ruft der Major: „Heda, Korporal, dem oder jenem fünfundzwanzig richtig abgezählt!" — so muß ich gehorchen und den Stockmeister spielen, und das kränkt mich.

Oberst: Wenn's weiter nichts ist, dann kann ich Sie befreien! Es gibt Korporale genug, die gern zudreschen. Die mögen's also für Sie forthin tun.

Von dieser Zeit an habe ich niemand mehr schlagen müssen, als einmal in Hornberg einen Kanonier, der eine hochschwangere Ehefrau mit Gewalt hatte notzüchtigen wollen. Diesem Kerl habe ich aber seine Portion auch tüchtig zugemessen!

Erst in Freistätt schrieb ich an Herrn Bispink in Halle und dankte ihm für die Mühe um meine Befreiung aus Frankreich. Zugleich erzählte ich ihm meine Widerwärtigkeiten auf der Rückreise und zeigte ihm an, daß die Schwierigkeit, ohne Gefahr vor den Oesterreichern durchzukommen, und der Mangel an allem mich genötigt hätten, von neuem Dienst zu nehmen, aber unter Truppen, bei welchen es nicht schwer hielte, loszukommen. Den Namen dieser Truppen verschwieg ich indes, wie auch den Ort meines damaligen Aufenthaltes. Ich besorgte nämlich, mein Brief möchte durch irgend einen Zufall in ungewaschene Hände fallen. Dadurch möchte mein Aufenthalt dem Thaddenschen

Regiment bekannt werden, dieses möchte mich ausgeliefert wissen wollen, und so könnte es dann geschehen, daß ich wieder preußische Uniform tragen müßte. — Der Kronprinz von Preußen hatte mir zwar auch Freiheit zugesagt, aber ich traute doch nicht so recht.

Auf diesen Brief konnte ich also, unter den erwähnten Umständen, von Bispink keine Antwort haben. Um aber eine zu haben, und um diesen Braven von der Besorgnis um mich zu befreien, schrieb ich ihm abermals hernach aus dem Lager und zeigte ihm dann auch an, wo und wie ich war. Denn damals hatten die Preußen schon Frieden, bedurften darum der Leute weniger, und so durfte ich mich vor ihnen auch nicht mehr sehr fürchten.

Ich werde, solange ich lebe, den Frühling und den Sommer von 1795 nicht vergessen; denn ich habe keine Zeit meines Lebens mit mehr Vergnügen zugebracht, als jene im Hospital zu Dijon und dann das halbe Jahr im Dienste des Regiments Baden.

Unsere Kompanie blieb bis zum 9. Juni in Freistätt, worauf wir ein Lager oberhalb Kehl, nicht weit vom Rhein, bezogen und daselbst bis zum 9. Juli stehen blieben. Vom Lager aus, worin ich wenig zu tun hatte, besuchte ich meine Freunde oft — es waren in der Gegend mehrere, die ich von der Universität her kannte — und hatte oft selbst Besuche, weil ich anfing, auch hier eine gewisse Celebrität zu genießen, die ich der Lesebibliothek des Herrn Geiger zu Lahr zu danken hatte. Dieser Herr Geiger besäß nämlich meine

Lebensbeschreibung, und als er erfuhr, daß ich bei dem badischen Regiment mich aufhielte, so schickte er sie allerorten herum, mit der Bemerkung, daß der seltsame Held und Verfasser der mitgeschickten Lebensgeschichte jetzt unter dem Regiment von Baden in der Nähe sei. Da lasen denn die dortigen Herren und Damen und kamen, um den seltsamen Mann selbst zu beantlitzen, der nach so vielen Abenteuern noch immer nicht ganz gewitzigt war. Mich freute das nicht wenig, und ich ließ mein Antlitz gern betrachten, um so lieber, da die Herren allemal recht guten Wein und andere sehr genießbare Sachen mitbrachten. Man nehme mir dieses Geständnis nicht übel, denn ich brenne mich nirgends weiß. Eben darum gestehe ich den Herren und Damen auch ohne Hehl, daß nicht so sehr die Begierde, ihnen zu Gefallen zu leben, als vielmehr der Lusten, an ihren Flaschen und Speisekörben teilzunehmen, mich gegen sie gefällig und beredt gemacht hat. So aber geht es in der ganzen Welt! Manche denken, sie werden wegen ihrer Schönheit, Artigkeit, Gelehrsamkeit, feiner Sitten, Unterhaltungsgabe usw. besucht, und siehe da, man kommt zu ihnen, um mit ihnen zu schmarotzen. Mit mir war es damals umgekehrt.

Den 9. Juli verließen wir das Lager, und unsere Kompanie kam nach Kehl zu liegen, wo wir das Fort, dessen Werke die Franzosen schon lange vorher gänzlich zusammengeschossen hatten, besetzen mußten. Wir wurden die ganze Zeit über von den Franzosen gar nicht beunruhigt.

Endlich erhielt ich Antwort von Herrn Bispink. Gott, welche Wonne goß dieser Brief des redlichen Mannes in meine Seele! Ich sah, daß er meinen Abschied längst bewirkt hatte und daß ich lange völlig frei war. Er gab mir Nachricht über alles, was er für mich nach Zürich an Herrn Geßner geschickt und bei diesem für mich weiter bestimmt hatte. O, da ergrimmte ich erst recht über die Voreiligkeit der Herren zu Basel und empfand einen beinahe unwiderstehlichen Drang, nach Halle zurück zu eilen; ja wenn mich die Ehrfurcht für den Obersten und meinen Hauptmann nicht abgehalten hätte, so wäre ich damals gleich desertiert und hätte mich nach Halle aufgemacht. Aber ich wollte einmal nicht desertieren, auch mißriet mir dies Herr Bispink, also beschloß ich, zu warten, bis ich vielleicht, ohne ein Bubenstück zu begehen, die Schwaben verlassen könnte. Herr Bispink hatte mir zugleich eine ansehnliche Summe Geld geschickt, wovon ich meine Bedürfnisse bestreiten und mir bei der allgemeinen Teuerung der Lebensmittel viel Erleichterung schaffen konnte.

In Kehl sah ich ein Spektakel, bei dessen Andenken mir die Haut noch schaudert. Man hatte unter den Kehler Einwohnern vier Spione entdeckt, welche den Franzosen von der Lage der Dinge diesseits des Rheins Nachricht gebracht und dafür viel Geld bekommen hatten. Der vornehmste dieser Verräter war der badische Fiskal oder Geldeinnehmer zu Kehl. Die Leute wurden in Kork verhört und hernach von einer Kriegskommission aus kaiserlichen und schwäbischen

Offizieren so kondemniert, daß der Fiskal mit dem Schwerte, ein anderer aber mit dem Strange hingerichtet werden sollte; die beiden übrigen sollten drei Tage nacheinander durch 300 Mann Gassen laufen.

Die Exekution ging vor sich, und ich konnte dem Köpfen und Hängen ziemlich ruhig zusehen, nur daß ich da auch in meinen Busen griff und mir selbst eingestand, daß ich so was Aehnliches um die Franzosen verdient gehabt hätte. Aber das Gassenlaufen war bis zum Entsetzen abscheulich. Man hatte absichtlich große starke Ruten gegeben und für zehn Gulden Wachs unter die Soldaten verteilt, die Ruten damit einzustreichen, und die Soldaten vom Regiment Württemberg verrichteten ihr Henkerknechtsamt auch so gut, daß man die armen Leute schon bei dem sechsten Gange wegbringen mußte. Sie sahen nicht mehr aus wie Menschen, indem die Barbaren ihnen sogar die Gesichter zerfleischt und die Beine und Hüften gar jämmerlich zerfetzt hatten. Beide sind wenige Tage darauf gestorben am Brand. Der brave Obrist Sandberg spuckte bei dieser Barbarei aus, und ein heftig gesprochenes: „Pfui Teufel, pfui der Schande!“ war sein Urteil darüber.

Ich schrieb nach Bispinks Rat an unsern Kronprinzen und bat diesen mir ehedem gewogenen Fürsten, mir durch sein hohes Vorwort bei dem Prinzen Ludwig von Baden meinen Abschied von den schwäbischen Kreistruppen bewirken zu wollen. Meine Bitte, zu der auf Vermittlung Bispinks noch eine Fürbitte meines ehe-

maligen Hauptmanns, des Herrn von Mandelsloh, hinzukam, war nicht vergeblich, denn ungefähr 14 Tage hernach ließ mich Herr von Sandberg kommen und redete mich mit einer finstern, mir ganz ungewohnten Miene folgendergestalt an: „Also Korporal, wollen Sie fort?"

Ich: Mein Herr Oberster, ich verstehe Sie nicht.

Obrist: Ich erhalte hier ein Schreiben vom Chef des Regiments: ich soll Ihnen den Abschied geben, und das geschieht auf Ihr Begehren: Sie haben darum an den Kronprinz von Preußen geschrieben.

Ich: Ich kann das nicht leugnen, mein Herr Oberster. Aber wenn es Ihnen zuwider ist ...

Obrist: So soll ich den Abschied nicht geben? — Nein, Korporal, das geht nicht; der Chef will es haben, und drum muß ich. Es tut mir aber leid (wendet sich von mir weg).

Ich: Herr Oberster, dieser Schritt kann der Schritt zu meinem Glück werden.

Obrist: Kann sein, will's auch wünschen; aber — aber — ich zweifle sehr! Laukhard, wär' ich an Ihrer Stelle, ich blieb' hier — hier kann es noch gut für Sie werden.

Wir redeten noch viel miteinander, und doch konnte ich den Oberst, der die Welt und ihren Lohn besser kannte als ich, nicht überzeugen, daß es mir im Preußischen wohl gehen würde. Und jetzt, da ich dieses schreibe, nachdem beinahe 20 Monate verflossen sind, finde ich, daß Sandberg, in Rücksicht auf meinen Hauptbeweggrund recht hatte, und daß ich sehr unrecht tat, seinen Rat in den Wind zu schlagen und ein Korps

zu verlassen, wobei ich nicht die geringste Ursache zu Klagen gefunden habe.

Der Oberst, als er sah, daß ich — im festen Vertrauen auf das Wort eines Großen — gern von dannen möchte, ließ mich nach Kork gehen, um da unserm Generalmedikus meine noch immer offene Brustwunde zu zeigen und mir dann von ihm das Zeugnis stellen zu lassen, daß ich zu ferneren Soldatendiensten unfähig sei.

Dies geschah, und so erhielt ich meinen Abschied.

Schlußkapitel.

Laukhards fernerer Lebensgang. — Getäuschte Hoffnungen. — Seine Verheiratung. — Häusliche Misère. — Audienz beim König Friedrich Wilhelm III. — Laukhards Schriften. — Anstellung als Pfarrer und baldige Absetzung. — Letzte Lebensjahre und Tod.

Bis hierher haben wir Laukhards Schicksale in dieser neuen Ausgabe im wesentlichen in der Form vorgeführt, die der Verfasser selbst seinem Werk gegeben hatte — abgesehen natürlich von den Streichungen, über die in der Vorrede ausführlicher gesprochen wurde.

Was Laukhard aus seinem Leben nach dem Abschied von der Reichsarmee mitteilt, entbehrt durchweg des tieferen Interesses. Besonders der Schlußband, der wohl lediglich um des Erwerbes willen nach einer Pause von fünf Jahren den vorangegangenen nachgesandt wurde, bietet uns kein erfreuliches Bild. Nichts als Stadtklatsch, Gezänk mit seinen Feinden und eine

Preisgebung seiner inneren häuslichen Verhältnisse, die nicht gerade angenehm berührt. Zwar ist Laukhard seine Kunst nicht abhanden gekommen: er weiß mit sicherer Hand die Menschen, die er schildern will, hinzustellen, daß wir sie vor uns sehen, wie sie leiben und leben; er weiß mit grellem Licht die Sitten seiner Umgebung zu beleuchten; sein Urteil über die Verhältnisse ist meist scharf und treffend. Aber die Menschen, mit denen er sich beschäftigt, interessieren uns nicht mehr, seine Sittenschilderungen sind meist Wiederholungen, und die Verhältnisse sind meist kleinlich und unerquicklich.

Wir wollen ihm selbst nur bei zwei Episoden noch einmal wieder das Wort erteilen: bei der Schilderung seines Ehelebens und seiner Reise, die er im Jahre 1797 zum jungen König nach Berlin machte.

In Halle nahm zunächst Bispink den recht vagabundenhaft einziehenden Freund auf, kleidete ihn neu und gab ihm Wohnung und Tisch. Laukhard kam mit großen Hoffnungen nach Preußen zurück und wandte sich denn auch sofort an den Kronprinzen. Unbescheiden waren seine Wünsche nicht zu nennen: er bat nur um die Anwartschaft auf die Lehrstelle der französischen Sprache an der Hallischen Universität und um ein mäßiges Gehalt aus dem Schulfonds bis zum Antritt der erbetenen Stelle. Der Kronprinz verwies dies Gesuch an den Minister von Wöllner, dieser forderte Bericht bei der Universität Halle, der Bericht fiel indessen so ungünstig aus, daß der Minister das Gesuch völlig abschlug.

Laukhard fing nun sein altes liederliches Leben

wieder an; der Schnaps wurde wieder sein schlimmster Feind, und auch seine Freundschaft mit Bispink bekam dadurch einen bösen Stoß. Hausschlüssel scheint man damals in Halle nicht gekannt zu haben, oder vielleicht mochte auch Bispink dem leichtsinnigen Freunde keinen anvertrauen — genug, er mußte mehrmals nachts bis zwei Uhr aufsitzen, um Laukhards Heimkehr abzuwarten. Auch zum Mittagessen erschien dieser oft nicht pünktlich; kurz es gab Verdrießlichkeiten, und er verließ das gastliche Haus.

Doch nahm er ab und zu auch wieder einen Anlauf zu einem vernünftigeren Wandel. Kein Zweifel, daß ihm das wüste Leben oftmals schwer auf dem Gewissen lag; und bei einer solchen Selbsteinkehr kam er denn auf den Gedanken, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Hier mag er denn nun wieder selbst das Wort nehmen:

Ich glaubte, ich würde wohl tun, wenn ich ein Weib nähme. Daß diese von niederem Stande sein sollte, versteht sich von selbst; denn eine Mamsell oder Madam, ich meine ein Frauenzimmer mit einem Federhut und Schleppkleid, würde allerdings drei ††† vor mir gemacht haben und ich desgleichen vor einer solchen. Denn so ein Wesen nur im baulichen Zustand zu erhalten, kostet mehr, als ich mir schmeicheln kann, jemals zu verdienen.

Da ich dachte, daß ich mein Projekt würde realisieren können, so fing ich im Ernst an, mit einem Mädchen so hin und her zu sprechen, das mir gefallen hatte. Wenn ich dies sage, so mögen meine Leser nicht denken, daß ich verliebt geworden sei, wie ehe-

mals in meine mir noch immer teure Therese. Ich will nur soviel sagen, daß ich an dem Mädchen mein Behagen fand, daß mir ihr ganzes Wesen gefiel und daß ich sie besonders wegen ihres Fleißes, ihrer Eingezogenheit und ihrer witzigen Einfälle gut leiden konnte. Ihre Erziehung ging über ihren Stand, und da sie nicht in Halle erwachsen ist, so hat sie auch jene Fehler nicht, womit die Mädchen von Halle meist alle belastet sind.

Hannchen, so heißt das Mädchen, erzählte bald ihrer Mutter, was ich ihr so dann und wann zu sagen pflegte, und diese stellte mich sofort zur Rede. Ich sollte, sagte sie, meine Absicht auf ihre Tochter entweder entdecken oder deren weiteren Umgang aufgeben. Ich entdeckte also meine Absicht. Wir schrieben alle an den Vater, der als Soldat bei der Demarkationslinie der Preußen stand, und dieser hatte wider die Heirat nichts, also Mutter und Tochter auch nicht. — Nun war ich zufrieden, betrug mich immer mehr wie sich's gebührt, sammelte mein Verdientes und nahm täglich, in Erwartung einer ruhigen Zukunft, an Harmonie im Innern und Aeußern zu. —

Sehr beträchtlich kann nun freilich die Ansammlung des Verdienten nicht gewesen sein, denn in dem Rückblick auf die erste Zeit seiner Ehe berichtet Laukhard fünf Jahre später folgendes:

Wir wohnten in der Märkerstraße bei dem Schneider Baum, welcher mir für 20 Taler alte zerbrechliche Möbel überlassen hatte. Ich hätte freilich weit bessere für soviel Geld haben können, wenn ich imstande gewesen wäre, bar zu bezahlen. Aber da ich auf Kredit

nehmen mußte und Baum mir versprach, vor Ostern kein Geld zu fordern, so ließ ich alles gut sein und nahm das alte Gerümpel, als wäre es tauglich und neu gewesen, gern an. Ich dachte in diesem Stück noch immer studentisch; wenn nämlich die Herren Akademiker etwas auf Kredit oder nach ihrem Ausdruck auf Pump haben können, so ist's schon gut, und sie sehen die gepumpte Sache als geschenkt an.

Am Ende des vorigen Teils versicherte ich meine Leser, daß ich in dem Besitz meines Hannchens mein ganzes Glück zu finden hoffte, aber wen hat die Hoffnun nicht schon oft häßlich betrogen?

Ich gelangte im September 1797 zum Besitz meines Hannchens, und nun hing mir der Himmel voll Geigen, wie man zu sagen pflegt, wenn jemand am Ziel seiner Wünsche ist, nämlich so nach seiner Meinung, denn andere Leute sehen meistens besser ein, wo uns der Schuh drückt, als wir selbst. Die ersten Tage gingen mir hin, wie sie einst den Auferstandenen im Himmel hingehen werden, nur daß mir in der Hochzeitsnacht ein komischer Streich begegnete, den ich hier erzählen würde, wenn ich mich nicht vor den schiefen Urteilen gewisser Leute fürchtete, welche noch an Hexen und Bezauberungen glauben.

Einige Tage nach der Hochzeit fand ich schon, daß ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte. Meine Leser verstehen mich: der Mangel stellte sich bald in meiner Wirtschaft ein, und mein Hannchen forderte einmal acht Groschen von mir, als ich gerade noch zwei Groschen vier Pfennige im Vermögen hatte. Ich gab dies wenige Geld hin; Hannchen lachte.

„Schäker!“ sagte sie, „rücke doch heraus!“

„Ich hab' nicht mehr, liebes Kind.“

„Ach, gackele nicht! gib her, immer her!“

Große Not hatte ich, das gute Kind zu überzeugen, daß ich nichts mehr hatte, und zu dieser Ueberzeugung war eine Okularinspektion nötig. Hannchen wurde überführt, und weg war mit dieser traurigen Ueberzeugung ihre freundliche Miene. Ich fühlte diesen Uebelstand gleich und fing an, Bemerkungen deswegen zu machen. Ein mir durch die Seele gehendes „Ach!“ war die ganze vielbedeutende Beantwortung meiner ganzen philosophischen Dissertation über die Genügsamkeit. —

Laukhard ging nun ohne Geld in eine Schenke und gewann dort durch eine Wette über einen gelehrten Gegenstand einen Taler. Sein Hannchen mochte wohl wissen, in welchen Kneipen er verkehrte; da ihr Mann nicht nach Hause kam, so machte sie sich auf die Suche nach ihm. Er erzählt weiter:

Gegen Abend kam mein Hannchen, sah, daß ich bezahlte, was ich geben ließ, visitierte mir also die Taschen, und da sie fand, daß ich Geld hatte, fing sie ordentlich an, mit mir zu expostulieren, daß ich ihr dasselbe verhehlt hätte. Ich erklärte ihr die Art, wie ich zu einem Taler gekommen war, aber ich hatte große Mühe, sie völlig zu überzeugen.

Solange ich außer meiner Wohnung war — ich gab Unterricht in verschiedenen theologischen Fächern, außerdem noch im Lateinischen, Französischen und Italienischen —, solange hatte ich heitere Sinnen, kam ich aber dahin zurück, so machte mein *sanftes* Hannchen

eine dermaßen finstere Stirne, daß ich mich den Augenblick weit weg wünschte. Daß es gleich von Anfang unseres Ehejochs oftmals zum Wortwechsel kam, versteht sich von selbst. Ich bin zwar von Natur nicht finster und rauh, noch weniger ist Grobheit und Impertinenz mein Laster — allein der Teufel bleibe gleichgültig, wenn einem unverdiente Vorwürfe gemacht werden oder wenn man Dinge von uns, und zwar mit Poltern, fordert, welche wir unmöglich leisten können.

So ging mir's: meine Frau fand alles nicht recht, was in unserer Wirtschaft war, und ich fand ganz natürlich auch vieles von dem nicht recht, was sie vornahm; besonders gefiel mir ihr Umgang mit einer gewissen Madame Unruhe nicht, welche auch in unserm Hause wohnte und deren Mann mit einem andern hallischen Frauenzimmer in Leipzig wirtschaftete. Meine Vorstellungen, mein Zanken und Poltern half alles nichts; meine Frau verstand es aus dem Fundament, auf Vorstellungen zu replizieren, und ist eine Meisterin im Zanken und Poltern. Meine Lage war nichts weniger als beneidenswert.

Im Herbst 1797 war der König Friedrich Wilhelm von Preußen gestorben, und das Verhältnis, worin ich ehedem mit seinem Nachfolger gestanden hatte, ließ mich eine schwache Hoffnung schöpfen, daß durch ihn meine Umstände könnten verbessert werden. Ich nenne die Hoffnung, die ich damals hatte, eine schwache Hoffnung, denn ich dachte nicht, wie die meisten preußischen Untertanen, daß nun es wahr würde, was Virgilius sagt:

redeunt Saturnia regna.

Ich hörte die Nachricht vom Tode des Königs auf der Bronhanschenke. Das ganze Zimmer war voll Bauern, Jägern und politischen Kannegießern; alles jubelte und freute sich der im vollen Galopp herbeiziehenden besseren Zeiten. Ein ältlicher Mann von Teutschenthal saß neben mir und sprach auch nicht eine Silbe. Ich wunderte mich über sein Stillschweigen und fragte ihn, was er von den neuen Vorfällen dächte?

Er antwortete:

„Mer muß halig wahrten, wie's noch kümmt; mer wäß wuhl, wie mer ausfährt, aber wie mer hame kümmt, das wäß mer niche." — —

Meine Freunde in Halle rieten mir, selbst nach Berlin zu reisen und mich dem Monarchen vorzustellen; ich fand diesen Rat vernünftig und begab mich im Februar 1798 nach Berlin. Ich erhielt dort vom Major von Käbritz * Anweisung, wie ich es anzufangen hätte, um zum König zu gelangen; doch riet er mir, eine Bittschrift aufzusetzen, und dieselbe dem Monarchen zu überreichen; der Herr habe viel zu tun, und so was möchte vergessen werden.

Ich folgte dem Rate des Herrn Majors und kam am folgenden Tag wirklich ins königliche Kabinett. Der König, welcher mich noch kannte, war äußerst herablassend und gnädig. Er fragte mich nach meiner Lage, und da ich ihm sagte, daß diese eben nicht die beste sei und einer starken Emendation bedürfe, wenn ich zufrieden leben wollte, so versprach er mir, für mich und für die Emendation meiner Lage zu sorgen, las

* Gemeint ist offenbar Ködritz, der Generaladjutant Friedrich Wilhelms III.

meinen Aufsatz flüchtig durch und befahl in meiner Gegenwart einem Sekretär, denselben ans Oberschulkollegium zu schicken mit der Weisung, dafür zu sorgen, daß dem guten Laukhard ein Plätzchen geschafft würde, wobei er ohne Sorgen leben könnte. Dies waren die eigenen Worte des gütigen Monarchen, und dann erfolgte eine Anweisung an einen Herrn, welcher mir die Reisekosten ersetzte. Ich verließ den König mit dem tiefsten Dankgefühl; als ich aber ins Vorzimmer kam, trat mich ein wohlgekleideter Mann sehr ängstlich an und sagte:

„Aber mein Gott, was machen Sie?"

Ich: Ich komme vom Könige, und glaube nichts Böses getan zu haben.

Er: Nichts? Bedenken Sie doch selbst!

Ich: Was soll ich denn bedenken? Ich weiß vom hellen Tage nichts. Erklären Sie sich näher.

Er: Mein Himmel, Sie sind mit einem Stock im Kabinett gewesen.

Ich: So ist es. Aber ist's denn verboten, mit dem Stock ins Kabinett zu gehen?

Er: Mein Gott, freilich! Das ist gegen alle Etikette.

Ich: Der König hat mir nichts darüber gesagt, und niemand wird sich einbilden, daß ich ins königliche Kabinett mit dem Stock gehe, um mich da herumzuprügeln.

Ungefähr vierzehn Tage nach meiner Rückkehr von Berlin erhielt ich ein Schreiben vom Oberschulkollegium, worin mir gemeldet wurde, daß wegen meiner Ver-

sorgung an die hallische Universität sei geschrieben worden. Auf den Bericht der Universität würde es nun ankommen, was mit mir zu machen sei. „Oh weh geschrien!" dachte ich und verlor auf einmal alle Hoffnung einer Versorgung.

Laukhard hatte sich nicht getäuscht; das Urteil der hallischen Professoren fiel ungünstig aus, und die Anstellung erfolgte nicht. So ward er wieder und wieder in den Strudel eines unstäten Lebens zurückgeworfen, dessen Gefahren bei seiner Veranlagung und seinen Neigungen doppelt große sein mußten. Dazu trat mit noch ernsterem Gesicht Frau Sorge an sein Lager, jetzt, wo er für Weib und Kind zu sorgen hatte, er, der bisher kaum den eigenen Leib zu fristen imstande gewesen war.

Es ist nicht zu leugnen, daß er manche ehrliche Anstrengung gemacht hat, um sich über Wasser zu halten, selbst sich emporzuarbeiten. Er gibt, wie wir wissen, Privatstunden, hält Repetitionskurse ab und tritt sogar als Winkeladvokat auf. Daneben entwickelt er eine emsige Tätigkeit als Schriftsteller, ja, er wird ein Vielschreiber im argen Sinne des Wortes. Seine Verhältnisse mußten das leider mit sich bringen.

Wir hörten, daß er schon den fünften Teil seiner Lebensbeschreibung vorwiegend um des Broterwerbs halber verfaßte. Nicht anders war es mit seinen Romanen, unter denen, wie nochmals hervorgehoben werden mag, die »Annalen der Universität zu Schilda« der bedeutendste, wenigstens der bekannteste geworden ist. Wenn sämtliche Laukhardschen Romane viel Auto-

biographisches enthalten, so hat der Verfasser für diesen besonders seine studentischen und akademischen Erinnerungen ausgenutzt. Vor allem sind hallische Personen und Zustände geschildert. Professor Grobius ist der Weltumsegler Forster, einer von den zahlreichen Gegnern Laukhards, die sich einer Anstellung des fahrenden Mannes an der Saaleuniversität widersetzt hatten. Aber unser Poet hat noch ganz andere Dinge in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Preußen (»Colchis«), Friedrich Wilhelm II. und dessen Minister Wöllner spielen darin eine Rolle; der närrische Kanzler von Schilda, Baron v. Ekolsbach, ist ein der ganzen damaligen Welt bekannter Kriegsrat Triebenfeld, der bei den großen Domänenverschleuderungen nach der dritten Teilung Polens und den berüchtigten Held-Zerbonischen Prozessen eine Rolle spielte und sich durch seine Tätigkeit einen wenig ruhmvollen, aber doch dauernden Namen in der inneren Geschichte Preußens gemacht hat.

Auch in die späteren Romane und Erzählungen Laukhards spielen dessen persönliche Erlebnisse beständig hinein. Einer der besseren darunter sind »Wilhelm Steins Abenteuer«, während der Held der »Eulerkappereien«, wohl des gemeinsten Buches, das der Feder des Magisters entflossen, jener armselige Gießener Mädchenschullehrer, Leichenbitter und Klingelbeutelträger Euler war, den wir aus dem ersten Bande der Lebensgeschichte kennen.

Sind alle diese ästhetisch minderwertigen Produkte seines Kopfes von nicht zu verachtendem Werte für die Sittengeschichte, so ist auch manche andere Leistung

Laukhards keineswegs bedeutungslos. Es mag überraschen, zu hören, daß eine 1797, gleichfalls in Halle, von ihm herausgegebene »Anleitung zur Uebung in der französischen Sprache« in mancher Hinsicht nach denselben Grundsätzen gearbeitet ist, von denen die moderne Reform des neusprachlichen Unterrichts ausging.

Aber die beispiellose Offenheit, die er gegen sich selber in der Lebensgeschichte zeigt, konnten die andern nicht vertragen, denen er in gleich rücksichtsloser Weise ihre Fehler und Sünden vor den Kopf sagte. Mit den Theologen hatte er es schon durch seine »Beyträge und Berichtigungen zu Dr. Bahrdts Lebensbeschreibung« verdorben, gründlich verdorben auch durch die zahlreichen Ausfälle gegen das Dogma und dessen Vertreter, die, schon um ein Erhebliches gekürzt, unsere Leser in der Lebensbeschreibung kennen gelernt haben.

Aber Laukhard verdarb es wohl auch mit einem Manne, der noch mächtiger war, als alle Professoren der theologischen und anderen Disziplinen, die damals auf den Kathedern deutscher Hochschulen thronten, zusammengenommen. Er scheint das wenigstens getan zu haben; doch betreten wir hier schon das Gebiet der Hypothesen und Vermutungen, die zu Hilfe genommen werden müssen, wenn der Versuch gemacht werden soll, das Dunkel seines späteren Lebens einigermaßen aufzuhellen. Unter den zahlreichen Uebersetzungsarbeiten nämlich, die der Arme um den Groschen schrieb, war auch eine, die den Titel führte: »Bonaparte und Cromwell; ein Neujahrsgeschenk von einem Bürger ohne

Vorurteil; aus dem Französischen mit einigen Anmerkungen« (1801). Weder die Broschüre noch die Anmerkungen waren dem ersten Konsul freundlich, der damals noch nicht seit langer Zeit den Staatsstreich gemacht hatte und auf dem republikanischen Throne noch immer nicht fest saß.

Es ist möglich, wenn auch freilich keineswegs gewiß, daß gerade diese Leistung seiner schnellschreibenden und unüberlegten Feder dem unstäten Manne die Pforten des Pfarrhauses wiederum verschloß, als er zum letztenmal versuchte, sie sich zu öffnen.

Das geschah in der Gegend seiner Heimat, zu der Laukhard in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts seine Schritte zurücklenkte. Eine Andeutung, daß er eine Reise dorthin vorhabe, findet sich am Schlusse der Selbstbiographie, die 1792—1802 in Halle geschrieben, wie gesagt, mit dem letztgenannten Jahre abbricht.

Nun erzählt Meusels »Gelehrtes Teutschland«, damals und noch heute der Fundort für zahllose biographische und bibliographische Einzelheiten jener Zeit, daß der durch seine »Schicksale« zu einer Art von europäischer Berühmtheit emporgestiegene Autor 1804 Pfarrer in dem Dorfe Veitsrodt (bei Fischbach an der Nahe) im damaligen französischen Saardepartement geworden, aber am 12. August 1807 seiner Stelle entsetzt und wegen seiner Schriften zu Trier in Untersuchung gezogen worden sei.

Also hatte der gelehrte Professor Meusel in dem ebenso gelehrten Teutschland geschrieben, und viele andere haben es ihm nachgesprochen. Erst drei Viertel-

jahrhundert später haben die von Paul Holzhausen in rheinischen Archiven und an den verschiedenen Aufenthaltsorten Laukhards angestellten Forschungen die teilweise Unrichtigkeit dieser Nachrichten erwiesen.* In den im Staatsarchiv zu Koblenz aufbewahrten Akten des ehemaligen Saardepartements, in denen Laukhards Name vielfach vorkommt, ist von einem im Jahre 1807 gegen ihn angestrengten Disziplinarverfahren keine Spur zu finden. Dagegen geht aus diesen Akten sowie aus zwei im Pfarrarchiv zu Niederwoerresbach, zu dessen Gemeinde der Ort Veitsrodt heutzutage gehört, vorgefundenen Almosenrechnungen ganz zweifellos hervor, daß sich der Magister an letztgenanntem Orte nicht allein aufgehalten, sondern in der Zeit von etwa 1804—1809 pfarramtliche Funktionen dort verrichtet hat, aber nicht fest angestellt war, sondern als Verweser die Stelle verwaltete. Die definitive Anstellung hat ihm die Kaiserliche Regierung später verweigert und den Posten anderweitig besetzt, wiewohl Laukhard inzwischen auf die französische Verfassung schon vereidigt worden war. Die Aufführung seines Namens in den Pfarrtabellen wurde später in einem Schreiben des französischen Kultusministers Grafen Portalis als ein »Irrtum« bezeichnet.

Eine nähere Motivierung des Verfahrens der französischen Behörden fehlt gänzlich. Man ist also hierüber wiederum auf Vermutungen hingewiesen, und

* Näheres darüber bietet Holzhausens Schrift: »Friedrich Christian Laukhard. Aus dem Leben eines verschollenen Magisters«, Berlin Carl Heymanns Verlag, 1902. Das Wissenswerteste daraus ist im Texte kurz zusammengestellt.

da liegt es denn wirklich nicht fern, an die Bonapartebroschüre zu denken, die von »guten Freunden« des Unseligen, dem einmal kein Glück erblühen sollte, in Paris ausgebeutet sein könnte. Möglich, daß auch die alte Landauer Geschichte dabei im Spiele gewesen, obwohl inzwischen ziemlich viel Gras darüber gewachsen war. Wie gesagt, über Vermutungen kommt man hier nicht hinaus.

Uebrigens könnte auch der Lebenswandel des Pfarrverwesers Laukhard den Grund für das Verhalten der französischen Behörden abgegeben haben. Denn nach Holzhausens Forschungen sind noch heute im Nahetal die abenteuerlichsten Gerüchte über den Mann im Umlauf, der in den Tagen des großen Franzosenkaisers die Veitsrodter Pfarrstelle verwaltete. So wird erzählt, daß er, der manchmal zur Unzeit zu den Karten gegriffen, gar oft die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag beim Spiele verbracht und dann in der Frühe des heiligen Morgens unvorbereitet die Kanzel bestiegen habe, um eine „gar gewaltige oder erbauliche Predigt zu halten".

Auch andere Sagen sind über ihn im Schwange: daß er die Festung Magdeburg verraten habe* und — das sonderbarste von allen — daß er, der rationalistische Aufklärer, sich mit Sternkunde und Sterndeuterei beschäftigt hätte. So beginnt selbst die Mythe um die Gestalt des abenteuerlichen Gesellen ihre Schossen und Ranken zu treiben.

Kehren wir aus dem Luftreich dieser Sagen und

* Dies ist offenbar eine sagenhafte Entstellung der Landauer Affäre.

Legenden auf den festen Boden der Wirklichkeit zurück, so steht soviel nach den Koblenzer Akten unzweifelhaft fest, daß Laukhard mindestens bis zum Jahre 1809 in Veitsrodt pfarramtliche Funktionen ausgeübt haben muß. Ja, noch im folgenden Jahre hat er dort gelebt; denn die Vorrede zum zweiten, 1810 erschienenen Bande seines Romans »Wilhelm Steins Abenteuer« ist noch an diesem Orte geschrieben.

Dann beginnt in Laukhards Leben abermals eine Reihe von dunkeln Jahren, aus denen nur spärliche Kunde herüberklingt. Er muß wieder zum Wanderstabe gegriffen und wieder ein Nomadenleben geführt haben, das ihn gar oft vor die Türen alter Freunde und mitleidiger Pfarrersfamilien geführt hat.

In heruntergekommenem Zustande, heißt es nach einer aus diesen Kreisen stammenden Nachricht*, ist er von Ort zu Ort gewandert, wie Ahasverus der Jude, mit der ewigen Klage auf den Lippen: „Wenn ich nur vergessen könnte!" Während seiner letzten Lebensjahre ist sein eigentlicher Wohnort Kreuznach gewesen, und dort ist er endlich am 29. (nicht, wie es überall in den biographischen Notizen über ihn heißt, am 28.)

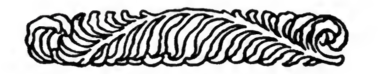
* Diese Nachricht kam aus dem Munde einer alten Dame, Fräulein Wehsarg in Wendelsheim. Es war dies die letzte lebende Zeitgenossin Laukhards, die ihn als Kind im Hause ihres Vaters öfter gesehen hatte (vgl. den Aufsatz Holzhausens über L. in der »Festnummer der Darmstädter Zeitung zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen«, Darmstadt, 1. August 1907). Fräulein W. ist leider noch während der Drucklegung dieser Ausgabe im Alter von 95 Jahren gestorben und in L.s Heimat am letzten Sonntag vor Weihnachten zu Grabe getragen.

April 1822, auf dem Rüdesheimerplatze Nr. 13, als »Privatlehrer« gestorben.

Noch nach Jahrzehnten, so meldet der Literarhistoriker Robert Prutz, trieb sich in Halle ein zerlumptes Weib umher; das war Laukhards Hannchen, jene Unteroffizierstochter, die dem Unseligen einst die Hand zum Bunde gereicht hatte. Ob er sie bei seiner Rückkehr in die Pfälzer Heimat verlassen, ob sie nach seinem letzten »gesellschaftlichen Sturze« in Veitsrodt sich von ihm getrennt hatte — wer mag es wissen? Auch sie ist längst verdorben, gestorben wie ihr unglücklicher Gatte.

Und doch ist Friedrich Christian Laukhard nicht völlig tot. Wohl hat der Wind die Pfade verweht, auf denen der ruhelose Pilger durch die Lande gezogen, wohl ist alles, was er sonst geschrieben, so ziemlich verschollen und vergessen — doch sein non omnis moriar, seine Selbstbiographie, wird ihn, des sind wir gewiß, um Jahrhunderte überleben.

Habent sua fata libelli. Es gibt Bücher wie Taten, die nun einmal zur Unsterblichkeit bestimmt sind.



DEC 15 1908

DUE DEC 19 '32

DUE JUN 22 '33

DUE JAN 13 '35

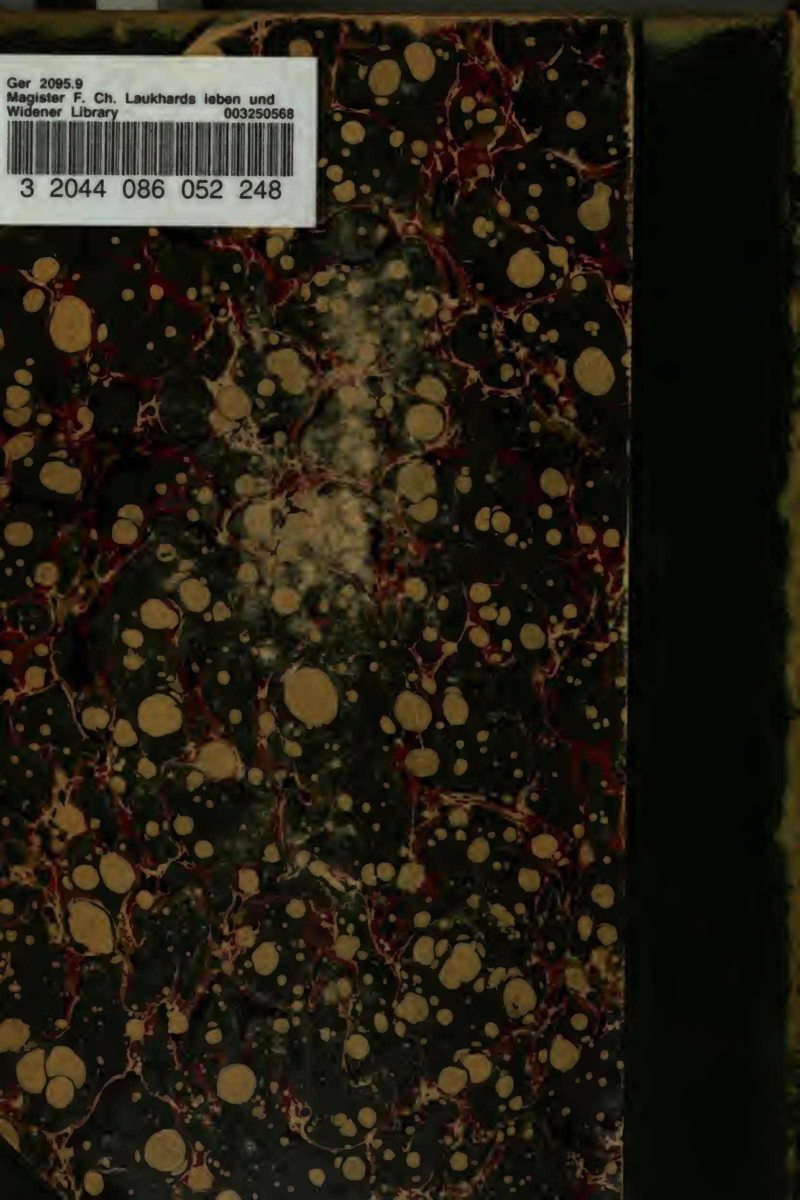
DUE JUN -4 '38

NOV 54

Cancelled

DUE OCT '65 H

547-086


Ger 2095.9
Magister F. Ch. Laukhards leben und
Widener Library 003250568
3 2044 086 052 248